

Nord und Süd

Paul Lindau, Ludwig Stein


EX LIBRIS
OTTO V. KIESENWETTER


EXLIBRIS
OTTO V. KIESENWETTER


TAYLOR · INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Sechster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1878.

Berlin.
Georg Stilke.

Kiesewetter

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Sechster Band.

Mit den Porträts von Joseph Victor von Scheffel, Emil du Bois-Reymond und Karl Gutzkow.

Berlin, 1878.

Verlag von Georg Stilke.

NW. 32. Louisenstraße.





Inhalt des 6. Bandes.

Juli — August — September.

1878.

— Inhalt des 6. Bandes. —





Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift

Paul [illegible]



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VI. Band. — Juli 1878. — 16. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Joseph Victor von Scheffel.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 32. Louisenstraße.



Reisebriefe.

Von

Paul Heyse.

— München. —

An Arnold Böcklin in Florenz.

Als ich in Rom nur eine Nacht geschlafen,
An die Ripetta zog es mich hinab,
Zu jenem Hause, wo wir oft uns trafen.

Heut sahn die Fenster fremd auf mich herab.
Stumm schlichen hin des alten Stromes Wellen,
Und Niemand war, der mir Willkommen gab.

Wo sind sie nun, die fröhlichen Gesellen,
Die Bienen gleich hier schwärmten aus und ein,
Der Künste Honig tragend in die Zellen?

Ich überwand mich nicht und trat hinein.
Ich stand in alter Tage Traum verloren
Und glaubte wieder jung und froh zu sein.

Von Neuem klang der Lärm vor meinen Ohren
Wie jenen Morgen, da an diesem Haus
Der Wagen hielt, den wir zur Fahrt erkoren

Zum Haine der Egeria hinaus,
Wo Jahr um Jahr das lustige Gelichter
Zu halten pflegte den Octoberschmaus.

Nun stiegen ein sechs lachende Gesichter,
Bildhauer drei, zwei Maler außer dir
Und auf den Bock ein grüner junger Dichter.

Den großen Korb zu hüten gab man mir
Mit unserm Vorrath, dem gewalt'gen Braten
Und Allem was gehört zur Tafelzier;

Dazu die Aschenurne voll Pataten,
Ein Fläschchen goldnen Oels war auch zur Hand
Und was an Früchten ließ der Herbst gerathen.

So saus'ten wir durch Rom. Die Sonne stand
Klar am Octoberhimmel; jede Linie
Des Horizontes scharf und rein gespannt.

Und wo dem Thore nah die alte Pinie
Herüberwinkend ihren Wipfel hob,
Hielt das Gefährt vor einer schlichten Vigne.

Der Vignerol, ein buschiger Cyklop,
Lud uns ein Fäßlein Rothen auf den Wagen,
Der mit der neuen Last von dannen stob.

So auf der Gräberstraße hingetragen
Sah ich die Wüste Roms zum ersten Mal
Und bald auch der Oase Wäldchen ragen.

Du sagumklungen quellenkühles Thal,
Dem zwei Jahrtausende vorübergingen,
Seit Numa sich zu seiner Nymphe stahl,

Nie sahst du schön're Glut zum Himmel dringen,
Als wir entfacht im Eichenschatten dort,
Wo wir uns lagernd unser Fest begingen.

Du aber zogst, o Freund, den Neuling fort,
Ihm erst der Grotte Heiligthum zu zeigen
Versteckt im Hochgras, sommerlich verdorrt.

Rings die Campagna lag im Mittagsschweigen
Und wie wir traten aus der feuchten Nacht,
Sahn wir den Rauch in stiller Wolke steigen

Aus immergrünen Wipfeln, wie gemacht
Zum Tempel, drin ein Opfer zu entflammen
Den alten Göttern, deren ew'ge Macht

Die klugen Nachgebornen kühl verdammen.
Wir aber schlangen wucherndes Gerank
Des Epheulaubs zu Kränzen leicht zusammen.

Die fanden bei den Andern großen Dank,
Und so bekränzt nun überm stillen Thale
Erhoben wir die Hand zu Speis' und Trank.

Gedenkst du noch, wie Franz mit voller Schale
In Priesterandacht unsres Herdes Glut
Umschritt, den Göttern spendend vor dem Mahle?

Und hoch und höher schwoll der Uebermuth.
Bacchantisch lodert' auf die Festeslanne,
Geschürt von des Velletri dunkler Flut;

Bis unser Däne dann, der Bärt'ge, Braune,
Die Kleider abwarf und ums Feuer nackt
Mit Jauchzen sprang gleich einem ries'gen Faune.

Drei thaten's nach, von gleichem Rausch gepackt,
Und an den Schultern festlich sich umschlingend
Den Boden stampften sie im Reigentakt,

Im Vierklang eine nordische Weise singend,
Die hell und wild die Wipfel überflog,
Mit dunklem Heimweh uns das Herz bezwingend.

Da rauscht's im Busch, und auseinanderbog
Die Zweige scheu ein struppʼger Campagnole,
Den der Gesang aus seiner Hütte zog.

Er fuhr zurück und floh mit hast'ger Sohle,
Als er den nackten Satyrntanz erschaut,
Voll Angst, daß ihn der Gottseibeiuns hole.

Wir aber eilten nach und lachten laut,
Ihm Muth einsprechend, und ein voller Becher
Aus unserm Fäßchen macht' ihn bald vertraut.

Dann wieder ehrbar lagerten die Zecher
Und brieten plaudernd der Kastanie Frucht;
Der Abend sank, die Flamme brannte schwächer.

Doch meine Augen hatten Franz gesucht,
Der von den Andern still sich weggeschlichen;
Und bald entdeckt' ich ihn am Rand der Schlucht.

Ich dacht', er sei des Weines Macht gewichen
Und schlummre nun, in sel'gen Traum versenkt.
Doch er, das Blondhaar von der Stirn gestrichen,

Die Hand zum Willkomm überm Haupt geschwenkt,
Rief mich heran, daß ich sein Lager theile,
Den Blick ins stille Land hinaus gelenkt.

So ruhten wir und schwiegen eine Weile
Und sahn im Abendduft die Berge glühn
Und roth des Aquäductes Bogenzeile.

Wohl ward ich inne, wie sein Auge kühn
Sich auf zur Höhe schwang, wo eben leise
Des Mondes Silberlilie wollt' erblühn.

Und plötzlich fing er wunderlicher Weise
Zu reden an, wie mit dem eignen Ich
Ein Träumer spricht, einfältiglich und weise.

Es klang so tief und klar und feierlich,
Daß Worte kaum die Flut der Stimmung faßten
Und athemloses Staunen mich beschlich.

Wie wenn ein Meister auf den elfnen Tasten
Die Finger gleiten läßt, daß unbewußt
Die Seele sich in Tönen kann entlasten:

So drang hervor aus dieser jungen Brust
In regem Spiel geheimste Lebensfülle,
Die Räthsel dieser Welt in Leid und Lust.

Der Schmerz, der in der Tollheit bunter Hülle
Die Stacheln birgt, wenn uns das Wort der Kunst
Zweideutig klingt wie Sprüche der Sibylle.

Und ach, wie launisch gönnt sie ihre Gunst!
Wie läßt sie oft den Lechzenden versiechen
Und kühlt mit keinem Tropfen seine Brunst!

Und jetzt, empört am Boden hinzukriechen,
Ermannt er sich zum Fluge frech und froh
Und dünkt sich gleich den Göttern oder Griechen.

Was soll's? Was mühet sich die Seele so?
Ist denn Natur nicht aus sich selbst vollkommen?
Harrt sie auf uns, daß irgendwie und wo

Der blinden Schöpfung wir zu Hülfe kommen?
Kann dort die Abendglut erst selig sein,
Wenn von der Leinwand sie zurückerglommen?

Genug! Laß mich Erinnrung nicht entweihn,
Nachstammelnd jene gottverworrnen Worte,
Die mir das Blut erregt wie süßer Wein.

Ihm lauschend lag ich am geweihten Orte
Wohl eine Stunde lang, indessen er
Stets neues Gold mir bot von seinem Horte.

Wie war er reich! Wie schien er die Gewähr
Des höchsten Kranzes in der Brust zu tragen!
Und dennoch gab er seiner Zeit nicht Mehr.

Natur, die weich auf Händen ihn getragen,
Ihm Aug' und Seele mütterlich gefeit,
Was mußte sie dem Liebling Eins versagen,

Wodurch allein sie Herrschgewalt verleiht:
Die süße Dumpfheit, jedes Höchsten Quelle,
Die seine Wurzeln tränkt mit Lauterkeit!

Sein Auge war zu scharf, sein Geist zu schnelle;
Er ward zu klug aus Allem was er schuf;
Der Baum erkrankt bei steter Lampenhelle.

Zu willig folgte Weisheit seinem Ruf
Und lehrte sinnend ihn das All umfassen,
Da Schranken heischt des Schaffenden Beruf.

So hat er manch ein Werk zurückgelassen,
Beseelt von seines Wesens edlem Hauch,
Doch nicht erklingt sein Name auf den Gassen.

Und damals, wie er schwieg und endlich auch
Zurück sich wandte nach der Feuerstätte,
Erblickt ich dich bei einem Ginsterstrauch.

Du hattest mit den Andern um die Wette
Kastanien in der Asche dir geglüht,
Als ob die Welt nicht höh're Freuden hätte.

Kein schwärmend Wort war deinem Mund entsprüht,
Doch tief im Innern sammelnd alle Gluten
Des schönsten Abends, braunte dein Gemüth.

Indeß auf Farb' und Form die Augen ruhten,
Sog still der Geist das Mark der Schöpfung ein
Und stählte sich im Bad der Schönheitsfluten.

Kunst ist ein Schatz, und Geister hüten sein.
Wer glaubt und schweigt, wird ihn heraufbeschwören.
Dem Klügler wird der Zauber nicht gedeihn.

Und ob sie deine Cirkel wollten stören,
Dich meisternd locken aus dir selbst heraus,
Du lerntest früh, dir schweigend angehören.

So wuchsest du in stolzer Kraft dich aus,
Da unser Freund so früh dahingegangen;
Ich aber dachte beim Ripettahaus

Des Herrlichen, was wir von dir empfangen.

Rom, 20. December 1877.

An Otto Ribbeck in Leipzig.

Neulich, Theuerster, hab' ich lachen müssen,
Da ein schöner Essay mir in die Hand kam,
Drin ein trefflicher Gönner deines Freundes
Leben, Thaten und Romfahrt abgeschildert,
Mit pragmatischer Kunst die Fäden knüpfend
Eines schlichten Poetenlebensläufleins.
So erzählt er die Mär, wie Martinucci
Aus der Bibliothek der Vaticana
Mich harmlosesten Fremdling weggewiesen,
Der ich fröhlichen Muthes hingepilgert,
Als romanischer Philolog in herba
In handschriftlichen Staub mich einzuwühlen.
Denn so stand es in meinem Paß geschrieben,
Da zu diesem Behuf ein wohlgeneigtes
Ministerium einen Reisepfennig
Mir bewilligt. Ich dacht' ihn heimzuzahlen
Mit sehr löblichen Troubadour-Excerpten.
Doch verdächtig erschien's dem heil'gen Vater,
Und so sandt' er den Engel in Gestalt des
Monsignore Custode, mich aus seinem
Pergamentenen Paradies zu bannen.
Nur ein winziges Blatt aus Edens Garten
— Nicht zu stehlen, behüte! — nachzuzeichnen
Hatt' ich Thor mich erkühnt, durch so verwegnen
Sündenfall des Permesses Heil verscherzend.
Wohl ihm! ruft der verehrte Freund; durch diesen
Sehr verstimmenden Zwischenfall entschied sich's,
Daß er ganz sich der Dichtung zugewendet.
Uns entging ein gelehrter Handschriftkenner
Mehr, wie Mätzner und Mahn und Bartsch und Tobler,
Doch statt dessen erhielten wir — das Weit're
Lies du selber am angeführten Orte.

Lachen mußt' ich fürwahr. Ich sah im Geist mich,
Nicht unwürdig des Vaters, Ahns und Oheims,
Auf erhabnem Katheder, einer Handvoll
Guter Jünglinge den Petrark erklären,
Altfranzösisches Epos oder Lope's
Dramen oder Cervantes in zweistündig
Schwachbesuchtem Colleg zum Besten geben
Und alljährlich die Zahl der Texte mehren,
Dran Velduo Velnemo, jenes treue
Paar romanischer Leser, sich ergötzen.
War's das bessere Theil? Wer weiß! der Tropfen
Philologischen Bluts in meinen Adern
Wär' zum Strome vielleicht noch angeschwollen,

Und „Erkanntes erkennen", wie einst Vater
Boeckh der Philologie das Ziel gewiesen,
Hätte mehr mich getröstet, als im Irrsal
Armer menschlicher Schuld und Schicksalsnöthe
Tastend mich zu ergehn in Furcht und Mitleid,
Um des Lebens Geheimniß nachzustammeln.
Doch was frommt es, verlorne Möglichkeiten
Auszugrübeln? Es denkt der Mensch, der heil'ge
Vater lenkt, und ein deutsches Dichterloos wird
An der Schwelle des Vaticans entschieden.

Nein, im Ernste: von dir, vor dessen Augen
Jener geistliche Bann an mir vollstreckt ward,
Wünscht' ich heut mir ein unverdächtig Zeugniß,
Ob mich wirklich so tief des Interdictes
Blitz getroffen, ob wirklich unter Seufzen
An die Pforte des Vaticans ich einschlug
Jenen Nagel, daran den Philologen
Ich auf ewige Zeiten hing, verzichtend
Auf der Mätzner und Mahn und Tobler Lorbeern.
Noch des ferculum primum wol gedenkst du
„Vom Refrain bei den Provenzalen" (cuius
Tu pars magna fuisti, da mit meinem
Eignen bischen Latein ich schier zu Ende);
Noch, wie seelenvergnügt, indeß du selber
Dich an würdigen Pergamenen mühtest,
Ich in Villen, Musee'n und Kirchenhallen
Als ein fröhlicher Idiot herumstrich,
Sonn' und Lieder und Orvieto schlürfend,
Die du freilich denn auch zu schätzen wußtest.
Ach, schon lange geheim im Busen warnte
Mich mein Genius: Eitle Müh' und Arbeit,
In den Spuren des großen Diez zu wandeln!
Am historischen Sinn gebricht dir's leider,
Der Gewesenes schätzt, dieweil es da war,
Und was lange vermoderter Geschlechter
Herz nur mäßig bewegt, mit öder Andacht
Aus papierenen Grüften neu ans Licht zieht.
Wohl! unsterbliches Werk vom Unrath säubern,
Den ihm Thoren und Klügler angeheftet,
Aus erblichener Spur des Geistes Wandeln,
Aus zerstückeltem Trümmerwerk der Dichtung
Und des Lebens Gestalt herauszudeuten,
Ist des Schweißes der Edlen werth; doch dazu
Braucht's bewährterer Hand, berufnen Auges,
Und nicht pfusche des Dilettanten Fürwitz
Hoher kritischer Meisterschaft ins Handwerk.

Dir ward Andres verhängt: ein unverfälschter
Sohn des Heute zu sein, des gegenwärt'gen
Weltlaufs buntes Gebilde zu verew'gen
Mit nachdenklichem Wort. Darum ins Leben
Lenke rüstig den Schritt vom Dunst des Bücher-
Saals und blick in die Welt und in dich selber,
Und dann sage der Welt, was du erschautest.

So mein eigener Dämon, der in simplem
Deutsch mich immer beräth und von Romanisch
Wenig weiß. Und ich that nach seinen Winken,
Und so hab' ich in fünfundzwanzig Jahren
Oft ein Heimweh gespürt nach Ponte Molle,
Nach den Villen, Musee'n und Kirchenhallen,
Nach dem Hause der Dame Rubicondi,
Wo beim stroherneu Fiasco wir so manche
Nacht verplauderten in Lucians Gesellschaft:
Nie nach jenem verbotnen Paradiese,
Wo vom Baum der Erkenntniß des Erkannten
Noch manch seltene Frucht sich pflücken ließe.
Ja, gesteh' ich es frei — und mag voll Mitleid
Auch ein Archäoman die Nase rümpfen —:
Nicht unwillig betracht' ich heut der neuen
Aera Spuren, so flach und breit sie manchmal
Zwischen hehre Vergangenheit sich hinpflanzt.
Traun, noch übergenug des unvergänglich
Hohen Alten verblieb, das Herz zu stillen
Und den Geist des Betrachters einzuwiegen
In elegischen Traum vom Fluß der Dinge!
Doch dem Wachen gehört die Welt. Erwacht ist
Heut Italiens Volk und hat des Reiches
Thron im Herzen des Landes aufgerichtet,
Mag darüber des Vaticanes Zwingherr
In ohnmächtigem Grimm als ein entthronter
Erdengötze sich tief in Wolken hüllen.
Ja, heut ließe sich hier von Erdenmühsal
Nicht nur friedlich mit andern Todten ausruhn
In der Cestiuspyramide Schatten, —
Nein, auch leben, von hochgeschwellter Woge
Des lebendigen Zeitenstroms getragen.
Wie ergreifend erklang sein tiefes Brausen,
Als er neulich entlang dem alten Corso
Eines trefflichen Herrschers ird'sche Hülle
Trug in düsterem Pomp, und mit im Zuge
Schritt der Erbe der deutschen Kaiserkrone,
Dessen ragendes Haupt noch lang die Sonne
Thatenfreudiger Kraft umleuchten möge.

Und nach wenigen Tagen wieder strömt' es
Ueber Piazza Colonna, und ein ganzes
Volk, um Monte Citorio sich schaarend,
Horcht' in glühender Stille, wie sein junger
Fürst ihm schwor, an Gesetz und Recht zu halten,
Und das theuerste Gut der Volksfreiheit
Gleich dem Vater ihm unversehrt zu hüten.
Laut vom Pincio erdröhnten Böllerschüsse,
Und nachdonnerte Jauchzen tausendstimmig,
Als der trauernde Sohn vom Sarg des Vaters
Aufnahm eines Regenten Dornenkrone
Und das schneidige Kriegsschwert der Savoyer.
Und ich fühlte den Puls des Heute kraftvoll
Durch die menschengeschwellten Gassenadern
Der ergreiseten Weltenherrin pochen,
Höher wahrlich als einst, wenn Pio nono,
Auf dem Sessel herumgetragen, schläfrig
In das knieende Volk den Segen nickte,
Weihrauchwolkenumqualmt, von Pfauenwedeln,
Einem Dalai-Lama gleich, umfächelt.

Abends, als sich der Mond im Blau verkündet,
Mit dem Strome des Volkes übers Forum
Am zerklüfteten Palatin vorüber
Langsam wandelten wir zum Coliseo.
Sonst die schweigende Stätte dunkler Schwermuth,
Nur durchschwirrt von der Brut des Nachtgevögels,
Ein entseeltes Geripp, ein wundersamer
Quadern- Plesiosaurus; heut von fern schon
Klang's und wimmelt' es von lebend'gem Regen.
Genuesische Lanzenreiter, ihrem
Todten König ein letzt Geleit zu geben,
Hatten jagend die ungeheure Strecke
In drei Tagen zurückgelegt und Obdach
Hier gefunden im alten Riesenrundbau.
Rings in hochüberwölbten Trümmerhöhlen,
Kaum sich selber die dürftige Streu vergönnend,
Daß nur ja sie den Thieren nicht ermangle,
Lagernd, schlendernd, die blanken Gäule striegelnd
Trieb die reisige Schaar sich hin und wieder.
In Cavernen, wo einst gedung'ne Fechter —
Morituri! — geharrt des grausen Kampfspiels,
Oder bebenden Märtyrern von ferne
Dumpfes Löwengebrüll herüberdrohte,
Dann durch manches Jahrhundert blöde Mönche
Vor den hölzernen Cruzifixen näselnd
Litaneien gesummt, erscholl von Neuem

Die Parole lebend'ger Volksgeschichte,
Zwar gedämpft in der frischen Grabestrauer,
Herzbeweglicher doch, als selbst der dunkle
Weltschmerzselige Laut von Byron's Klage.
Sacht aufglühte der Mond, die schöne Cella
Dort am Tempel der Venus und der Roma
Leicht vergoldend, und still im Mondlicht wallte
Aus Feldkesseln der Rauch, darin die karge
Nachtkost rüsteten die bescheidnen Gäste.
Doch im bleichen Gewölk erblickt' ich träumend
Wundersames Gesicht, Italiens Zukunft
Mir vordeutend — genug! Dich seh' ich lächeln,
Daß nun gar der Poet sich des Propheten-
Amts zu walten erkühnt. So laß uns leben,
Wir erleben's vielleicht. — Vale faveque!

Rom, 23. Januar 1878.





Ein verkehrtes Leben.

Novelle

von

Rudolph Lindau.

— Paris. —

Im Monat November des Jahres 186. befand ich mich in einer kleinen Stadt Thüringens. Ich war dort bereits seit einer Woche, hatte die Geschäfte, die meine Anwesenheit nöthig gemacht hatten, erledigt und beabsichtigte am nächsten Tage zu einer bequemen Stunde abzureisen, als ich um vier Uhr Nachmittags eine Depesche erhielt, welche mich zur Regulirung einer für mich wichtigen Angelegenheit schleunigst nach Paris citirte. Den Nachtcourierzug konnte ich, da ich von der Haupteisenbahnlinie mehrere Stunden Weges entfernt war, nicht mehr erreichen; um den darauf folgenden Tagesschnellzug benützen zu können, mußte ich entweder am nächsten Morgen um fünf Uhr aufbrechen, oder ich konnte am Abend noch bis zur Stationsstadt fahren, dort ruhig übernachten und dann am nächsten Tage meine Reise auf der Eisenbahn fortsetzen.

Es war unfreundliches, naßkaltes Wetter. Der Gedanke, in der Dunkelheit aufzustehen, mich in einem ungeheizten Zimmer anzukleiden und, bereits frierend, in einen schlecht verschlossenen Wagen zu steigen, um mich von langsamen Gäulen, vier Stunden lang, auf holperigen Wegen, bergauf, bergab ziehen zu lassen, war wenig einladend. Ich zog vor, sofort abzureisen. Ich bestellte einen Wagen, packte schnell meinen Koffer, trank ein Glas Glühwein, ließ mir ein Bündel Stroh in den Wagen legen, wickelte mich in ein paar dicke Decken sorgfältig ein und machte mich guten Muthes auf den Weg.

Es dämmerte bereits, als ich aus der Stadt fuhr; eine halbe Stunde

später war rings um mich her dunkle Nacht. Ich verfiel bald darauf in einen unerquicklichen Halbschlaf, aus dem ich alle zehn Minuten, wie es mir schien, durch Peitschenknallen oder Rufen des Kutschers geweckt wurde; auch bemerkte ich, daß wir eine große Anzahl von Dörfern passirten. Ich sah dann mit halbgeöffneten Augen, durch die angelaufenen Scheiben des Wagens, niedrige, dunkle Häuser mit dunstigen, matterleuchteten Fenstern; aber ehe ich mir klar machen konnte, wo ich mich wol befinden möchte, war ich dann schon wieder auf der finstern Landstraße. — Endlich verbesserte sich der Weg; das Rütteln und Stoßen des Wagens wurde weniger unbequem, ging in ein ganz angenehmes Wiegen und Schaukeln über; das Rufen des Kutschers störte mich nicht mehr — und ich schlief fest ein. Als ich erwachte, hielten wir in W. vor dem „Gasthof zum Erbprinzen", dem Ziele meiner Fahrt. Ein diensteifriger Kellner hatte den Kutschenschlag aufgerissen und war mir behülflich, aus dem Wagen zu steigen. Nachdem ich den Kutscher verabschiedet und die Frage des Kellners, ob ich ein Zimmer befehle, bejaht hatte, bat mich dieser, ihm zu folgen und führte mich die helle Treppe hinauf in ein großes, hohes, kaltes Gemach. Er ging mir dabei in stolzer Haltung voran, in der weit ausgestreckten Rechten ein Licht tragend, als habe er mir den Weg durch ein dunkles Labyrinth zu zeigen.

In dem mir angewiesenen Zimmer sah es äußerst ungemüthlich aus. Es schien seit Beginn des Winters nicht geheizt worden zu sein. Ich sah mich fröstelnd in demselben um, währenddem der Kellner damit beschäftigt war, zwei dünne Stearinkerzen anzuzünden und einen Aschenbecher und eine porzellanene Schaale für Streichhölzer symmetrisch daneben zu stellen. Dann nahm mein Begleiter eine Tanzmeisterposition an, stützte sich mit der halbgeschlossenen Hand leicht auf den Tisch und fragte gravitätisch, ob ich noch Befehle zu ertheilen habe.

Ich war hungrig; ich wünschte Etwas zu essen; und ich hätte gern Feuer in meinem Zimmer gehabt. Konnte dies noch besorgt werden; oder schliefen die Leute schon?

Der Kellner sah mich mit einem Lächeln unendlich wohlwollender und mitleidiger Ueberlegenheit an und antwortete mit großer Sanftmuth: es sei erst zehn Uhr; der Speisesaal werde niemals vor Mitternacht geschlossen, und einer der Hausknechte — als ob eine Legion davon existirt hätte — ging während der ganzen Nacht nicht zu Bette, da häufig Gäste aus der Nachbarschaft zu später Stunde einträfen, um mit dem Frühzuge weiterzureisen. — Nachdem er mir auf diese Weise eine richtige Idee von der Größe der Wirthschaft, der er seine Dienste widmete, beigebracht hatte, zeigte er sich wieder bereit, meine Bestellungen zu empfangen. Er nahm dieselben ohne eine Miene zu verziehen, die Augen gesenkt, entgegen.

„Der Hausknecht wird sofort einheizen, und das Abendbrod kann

in zwanzig Minuten servirt sein. Befehlen Sie unten zu speisen oder auf Ihrem Zimmer?"

„Unten ist es wol bequemer," bemerkte ich schüchtern.

„Wie Sie befehlen!"

Er machte Kehrt und war verschwunden.

Ich brachte meine Toilette etwas in Ordnung, nahm ein Buch aus dem Koffer, da ich mir dachte, daß die zwanzig Minuten, von denen der Herr Oberkellner gesprochen hatte, etwas lange dauern könnten und stieg die Treppe hinunter, um mich in den Speisesaal zu begeben.

Im Hausflur überholte ich einen Herrn. — Ich bemerkte im Vorübergehen nur, daß er eine zu große, schwarzseidene Mütze trug, die die Ohren halb bedeckte und den Kopf außergewöhnlich klein erscheinen ließ. Der Unbekannte folgte mir auf den Fersen und wir langten gleichzeitig an der Speisesaalthür an. Ich öffnete dieselbe, und lud ihn durch eine Handbewegung ein, voranzugehen. Er trat einen Schritt zurück und sagte mit hoher, dünner Stimme:

„Bitte ganz gehorsamst; bitte ganz gehorsamst! Nach Ihnen!"

Ich hatte keine Veranlassung, Complimente zu machen und trat in den Speisesaal. Der Mann mit der großen Mütze folgte mir, und es war mir, als höre ich ihn hinter meinem Rücken noch einmal leise murmeln: „Bitte ganz gehorsamst; nach Ihnen." — „Ein höfliches Männchen," sagte ich mir.

An dem einen Ende der langen, schmalen Tafel, über die ein etwas beflecktes, weißes Tischtuch gelegt war, hatte man für zwei Personen gedeckt. Ich warf einen fragenden Blick auf den wichtigen Oberkellner, und dieser kam sofort auf mich zugeeilt und wies mir mit einer graciösen Verbeugung den einen der beiden Plätze an. Das höfliche Männchen, das mit mir in das Zimmer getreten war, nahm auf dem andern Stuhle, mir gegenüber, Platz. Es hatte die weite Mütze abgenommen und war nun damit beschäftigt, sich mit großer Geschwindigkeit die schmalen, knochigen, verdorrten Hände zu reiben. Ich sah ihn mir etwas genauer an:

Ein kleiner, auffallend elegant gekleideter, älterer Herr von vielleicht sechszig Jahren. Er trug einen hellgrauen, gutgemachten Reiseanzug, ein buntes Hemde, dem man an den geknifften Manschetten und Kragen ansehen konnte, daß es soeben aus dem Koffer genommen sei, und eine jugendliche, blauseidene, lange Cravatte, in der eine geschmackvolle und kostbare Tuchnadel steckte. Der Kopf war, wie ich dies bereits im Hausflur bemerkt hatte, sehr klein; die grauen, dünnen, langen Haare, dicht über dem linken Ohr gescheitelt, waren sorgfältig über den Schädel gekämmt, um die Glatze dort bestmöglichst zu verdecken. Unter der niedrigen, tiefgefurchten Stirn lagen ein Paar kleine, runde, lebhafte braune Augen. Die Nase war scharf gebogen, ziemlich groß, aber so außerordentlich fein, daß ich, als der Mann sich plötzlich heftig schnäuzte, mich fragte, ob die

dünnen, fast durchsichtigen Nasenflügel, durch die starke Pression, die in diesem Augenblick auf sie ausgeübt wurde, nicht vielleicht lädirt werden könnten. Die schmalen Lippen waren blutlos; die großen, weit vom Kopfe abstehenden Ohren hatten Sommersprossenflecke; das lange, spitze Kinn war, wie die Lippe, glatt rasirt. — Der alte Herr kaute fortwährend ohne etwas im Munde zu haben, und da er die Wangen dabei seltsam einzog, so kam er mir vor, als sei er bemüht, sich in seine eigenen Backen zu beißen.

„Das höfliche Männchen ist ein possierliches Männchen," sagte ich mir, und da es mich sonst nicht weiter interessirte, so schlug ich das Buch auf, das ich mit heruntergebracht hatte, und begann zu lesen.

Als ich nach einigen Minuten aufblickte, begegneten meine Augen denen meines Tischnachbarn. Sie ruhten mit einem so unverkennbaren Ausdruck von Wohlwollen und naiver Neugierde auf mir, daß ich unwillkürlich lächelte. Der alte Herr antwortete darauf sofort durch ein freundliches, beinah kindliches Lächeln.

„Sie scheinen da ein interessantes Buch zu lesen," sagte er. „Hübsche bunte Bilder darin, wie ich sehe."

„Ja," antwortete ich nachlässig, „ein harmloses und ein gutes Buch: Grimm's Märchen."

„Grimm's Märchen!" rief der kleine Mann mit einem Ausdruck freudiger Ueberraschung; „das ist in der That ein gutes Buch. Ich habe es hundert Male gelesen; es ist eines meiner Lieblingsbücher: Grimm's Märchen, und Musaeus' Märchen, und die Ostereier, der Ritter von Reitzenstein, Rinaldo Rinaldini — das sind gute Bücher, die lob' ich mir! Ich lese gar keine andern als diese und ähnliche."

„Nicht sehr aufregende Lectüre," warf ich dazwischen. „Sie hält den Menschen jung."

„Sie hält den Menschen nicht nur jung, sie macht ihn wieder jung, verehrter Herr," entgegnete mein Nachbar mit großem Nachdruck auf das Wort: macht. „Wie unvergleichlich besser, belehrender, amüsanter, moralischer sind diese hübschen Geschichten, als die abgeschmackten, unwahrscheinlichen sogenannten Sensationsromane, mit denen sich die heutige Leserwelt füttert."

Der alte Herr fing an, mich zu amüsiren. Ich legte die Ellenbogen auf den Tisch, stützte den Kopf auf die Hände und betrachtete ihn aufmerksamer. Er hatte in seinem Gesichte einen befremdenden Zug, den ich nicht genau definiren konnte: etwas Exaltirtes und Naives, Verschmitztes und Treuherziges.

„Nun," sagte ich, um ihn durch leichten Widerspruch zu ermuntern, weiterzusprechen, „an großer Wahrscheinlichkeit laboriren Märchen doch gerade auch nicht; und mehr Mord und Todtschlag als in Rinaldo oder im Ritter von Reitzenstein — wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht

— dürften Sie in den berüchtigtsten Sensationsromanen schwerlich finden . . ."

„Erlauben Sie, erlauben Sie, mein Verehrtester," unterbrach mich mein Nachbar. „Ich concedire, daß meine Helden manchmal auch recht blutdürstig sind; aber sie sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, honnete Leute in ihrer Art, die sofort Farbe bekennen und aus ihren Herzen keine Mördergrube machen. Wenn ich den bösen Riesen mit dem großen Messer, oder den Räuberhauptmann mit dem Carabiner auf der Schulter und den geladenen Pistolen im Gürtel, oder den Raubritter mit seinen Knappen auftreten sehe, so erfahre ich sofort, was die Leute im Schilde führen —: »Bin's, den alle Häscher suchen; Bin's, dem alle Mütter fluchen; Bin der Räuber Jaromir« — das laß ich mir gefallen! Da weiß ich sofort, woran ich bin, und habe mich nicht mit allerhand unheimlichen Gedanken und Vermuthungen zu quälen, wie wenn ich im modernen Romane den Mann mit den schwarzen, stechenden Augen und dem boshaften Lächeln um den schmallippigen Mund auftreten sehe. Dann frage ich mich die ganze Zeit: »Was wird der Bösewicht nun vornehmen?« und bis zur letzten Seite des Buches komme ich nicht einen Augenblick aus der Unruhe heraus. Das macht alt, mein Herr; das macht alt! Kein solcher Roman darf mir mehr in das Haus gebracht werden. — Wie anders ist es mit den guten Räuber- und Rittergeschichten, an denen ich mich ergötze! Die machen mir keine schlaflose Nacht, obgleich ich mich für die tapfern Leute interessire und mich freue, wenn ich lese, daß sie über die bewaffnete Macht einen Sieg davon getragen oder einen Krämer »geworfen« haben. — Wollen Sie wol glauben, daß ich soeben von Quedlinburg komme und daß ich nur dorthin gereist bin, um mir den Käfig anzusehen, in dem der Ritter von Reitzenstein gefangen gehalten wurde?"

„Weshalb sollte ich das nicht glauben? Ich glaube es Ihnen gern," antwortete ich.

„Das ist ein freundliches, gutes Wort, was Sie da ausgesprochen haben," fiel das Männchen wieder ein. „Sie können nicht wissen, welch' große Freude Sie mir damit machen. Ich hasse Menschen, die Alles, was sie nicht wissen können oder nicht verstehen, bezweifeln, und die sich dann noch obendrein für überlegene Geister halten. Oh, die kurzsichtigen Schwachköpfe! Je mehr ein Mensch gelernt und erfahren hat, je mehr ist er geneigt, das für möglich zu halten, zu glauben, was er noch nicht aus directer Anschauung oder eigener Erfahrung kennen gelernt hat. — Ein afrikanischer Neger glaubt weder an Dampfmaschinen noch elektrische Telegraphen; und unsere Bauern schütteln verschmitzt und ungläubig die dickschädeligen Köpfe, wenn man ihnen sagt, daß die Astronomen begonnen haben, die Sterne zu wiegen. — Je mehr ein Mensch zu glauben fähig ist, je weiser ist er. Nil admirari heißt, nach meiner Uebersetzung,

Alles für möglich halten, Nichts absolut bezweifeln. — Sind Sie meiner Meinung?"

Ich bin ein friedfertiger Mensch, und antwortete „Vollkommen."

„Das freut mich, freut mich ungemein ... Gestatten Sie ..."

Der alte Herr war aufgestanden und reichte mir über den Tisch seine Hand, die ich herzhaft drückte.

„Ein ganz unerwartetes Vergnügen, noch so angenehme Gesellschaft zu finden," fuhr er fort. „Ich bin hier in dieser Beziehung nicht verwöhnt. Seit langer Zeit habe ich nicht das Glück gehabt, einen so vernünftigen, liebenswürdigen Menschen kennen zu lernen, wie Sie."

Ich fühlte mich beschämt und verbeugte mich stumm mit einem verlegenen Lächeln.

„Mein Name ist Arj Claaßen," schwatzte das Männchen weiter; „ich bin ein Holsteiner, aber ich wohne bereits seit langen Jahren in Deutschland. Seit einiger Zeit bin ich in der Nähe von W. ansässig. Ich komme sehr häufig nach dem »Erbprinzen«. Darf ich vielleicht auf das Vergnügen rechnen, Sie später hier wieder zu sehen? Sind Sie aus dieser Gegend?"

Ich verneinte die letzte Frage, hielt es jedoch für meine Pflicht und Schuldigkeit, mich nun ebenfalls vorzustellen.

„Darf ich mir die Frage erlauben, wie alt Sie sind?" fragte mich Herr Claaßen.

„Zwei und dreißig Jahre," antwortete ich.

„Ein *sehr* schönes Alter; ich möchte sagen *das* schönste Alter," — mit scharfem Ausdruck auf das Wort „das". — „Ich werde nun auch bald so alt sein."

Ich sah etwas verwundert auf. Der alte Herr saß vollständig ruhig und ernsthaft da. Als er meinen Blick bemerkte, wurde er jedoch etwas verlegen und sagte: „Ich hoffe, wenn wir uns genauer kennen lernen — was ich aufrichtig wünsche — Ihnen zu erklären, was Sie jetzt zu verwundern scheint."

In diesem Augenblick erschien der Kellner mit unserm Abendbrode. Er bediente zuerst Herrn Claaßen; darauf trat er einen Schritt hinter dessen Stuhl zurück und, mir vertraulich zublinzelnd und mit einem schlauen Blick auf meinen Tischgenossen deutend, klopfte er sich mit dem Zeigefinger mehrere Male auf die Stirn.

Ich hatte wol schon bemerkt, daß Herr Arj Claaßen ein Original zu sein scheine; aber er war jedenfalls ein artiger, alter Herr. Ich wollte mich durch die Mimik des Kellners nicht beirren lassen und setzte während der Mahlzeit die Unterhaltung mit meinem Nachbar ruhig fort.

Er richtete viele Fragen an mich; aber stets in einem so freundlichen, wohlwollenden Tone, daß ich dieselben gern und ausführlich beantwortete.

„Ja, ja!“ sagte Herr Claaßen, als ich ihm etwas von einem fernen Welttheile, in dem ich gelebt, erzählt hatte; „Sie sind ein weitgereister, vielerfahrener Mann. Einer wie Sie verirrt sich selten nach dieser kleinen Stadt. Ich habe noch keinen kennen gelernt. — Was für wunderbare Dinge Sie gesehen und erlebt haben müssen! Ich könnte Ihnen stundenlang zuhören. Und bemerken Sie geneigtest, hochverehrter Herr, daß ich jedes Wörtchen, was Sie mir sagen, aus innigster Ueberzeugung glaube.“

Ich war etwas piquirt über diese Aeußerung. „Ich hoffe, meine Erzählungen klingen nicht wie Münchauseniaden,“ sagte ich trocken.

„Mißverstehen Sie mich nicht, mein werther Herr Nachbar!“ unterbrach mich das Männchen. „Ich spreche schlicht und einfach, und meine Worte sollen nicht ein Titelchen mehr ausdrücken, als sie gerade heraus sagen. Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß Sie in mir einen respektvollen Zuhörer gefunden haben, um Sie dadurch aufzufordern, mir noch etwas mehr von Ihren kostbaren Erfahrungen mitzutheilen. Sie können nicht wissen, Sie können gar nicht ermessen, wie sehr ich mich für alles Wunderbare, Neue, das ich wahr weiß, interessire.“

Eine kleine Pause trat ein. Dann fragte mich Herr Claaßen plötzlich: „Wenn Sie einen Wunsch aussprechen dürften, dessen Erfüllung Ihnen von einer gütigen Fee gewährt werden könnte, was würden Sie sich wünschen? ... Großen Reichthum?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Die Liebe der Geliebten? ... Ehre und Ruhm? ... Gute Gesundheit? ... Ein hohes Alter?“

„Ohne die Gebrechen des Alters wäre das schon etwas recht Wünschenswerthes,“ meinte ich nachlässig.

„Thuen Sie mir einen Gefallen, verehrter Herr,“ fuhr Herr Claaßen sehr eifrig fort. „Denken Sie einmal fünf Minuten, aber volle fünf Minuten darüber nach, was Sie sich wünschen würden! — Ja? — Wollen Sie mir diesen Gefallen erweisen?“

Er sah mich wieder so freundlich lächelnd an, daß ich ihm gern Zustimmung zunickte.

„Jetzt fangen die fünf Minuten an,“ sagte er. Er zog eine schwere goldene Uhr aus der Tasche, legte sie vor sich hin und beugte sich über seinen Teller, so daß ich seine Augen nicht mehr sehen konnte, gleichsam als wolle er vermeiden, mich durch einen Blick in meinen Betrachtungen zu stören.

„Nun? Die fünf Minuten sind um. — Was wünschen Sie sich?“

Meine Gedanken waren auf der Fährte weitergewandert, die sie eingeschlagen hatten, als ich ein hohes Alter ohne die Gebrechen desselben als etwas Wünschenswerthes bezeichnet hatte.

„Ich möchte mir wol wünschen,“ sagte ich, „daß ich die letzten zwanzig

Jahre meines Lebens, von sechszig bis achtzig, — denn so alt beabsichtige ich zu werden — gegen die Jahre von zwanzig bis vierzig vertauschen und diese also noch einmal durchleben könnte."

Ich blickte verwundert auf. Das Männchen war wie elektrisirt in die Höhe gesprungen und eilte auf mich zu.

„Ihre Hand, mein Freund! Ihre Hand!" rief er. — „Hat Ihnen Niemand etwas gesagt? Sprechen Sie aufrichtig?"

„Mit wem sollte ich gesprochen haben? Ich bin vor einer Stunde hier angekommen und kenne in ganz W. keine Seele. Was ich sage, ist ganz aufrichtig."

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen." Herr Claaßen schien sehr aufgeregt, indem er jetzt sprach: „Kommen Sie auf mein Zimmer; ein behagliches, warmes Zimmer; das beste im ganzen Hause. Mein Diener versteht wie kein Zweiter, einen guten Punsch zu brauen. Kosten Sie ein Gläschen davon. Ich möchte noch mit Ihnen reden. Es ist soeben elf Uhr. Der Zug fährt erst morgen früh um zehn. Sie können mir eine Stunde schenken, und haben doch noch Zeit, gehörig auszuschlafen. — Erweisen Sie mir die Ehre, meine Einladung anzunehmen."

Ich hatte nicht den Muth, diese Bitte abzuschlagen und da ich meine Mahlzeit nun beendet hatte, und Herr Claaßen mir sagte, die Cigarre würde mir auf einem bequemen Sessel in seiner Stube besser schmecken als auf den harten Stühlen des Speisesaales, so folgte ich ihm willig und auch etwas neugierig nach seinem Zimmer.

II.

Ein alter Diener, der im Corridor gewartet hatte, öffnete die Thür, als wir uns dem Zimmer des Herrn Claaßen näherten. Er musterte mich aufmerksam und, so schien es mir wenigstens, mit einem gewissen Mißtrauen. Sein Herr nahm ihn bei Seite und flüsterte ihm einige Worte in das Ohr. Er hielt ihn dabei vertraulich am Arme fest, mehr als ob er mit einem gleichgestellten Bekannten als einem Untergebenen spreche. Der alte Mann entfernte sich, ohne ein Wort erwidert zu haben und kehrte nach einer ziemlich langen Weile mit einer dampfenden Bowle und Gläsern zurück. Er stellte diese auf den Tisch, legte ein Paquet Cigarren daneben und blieb dann, seinen Herrn anblickend, an der Thüre stehen, als erwarte er von diesem Befehle.

„Sie können zu Bette gehen," sagte ihm mein Wirth. „Der Herr ist so freundlich, mir noch etwas Gesellschaft zu leisten. Ich bedarf Ihrer nicht mehr."

Der Mann sah mich noch einmal mit demselben mißtrauischen Blicke an, mit dem er mich bereits gemustert hatte.

„Ich bin nicht müde," sagte er. „Ich werde in mein Zimmer gehen,

und der Herr brauchen mich nur zu rufen, wenn ich später beim Ausziehen behülflich sein soll."

„Wie Sie wollen, Franz; wie Sie wollen! Aber wenn Sie schläfrig werden sollten, so gehen Sie ruhig zu Bett."

Der Diener entfernte sich, und ich blieb nun mit Herrn Claaßen wieder allein. Er hatte, ehe der Punsch kam, die bei Tische angefangene Unterredung fortgesetzt und verschiedene Fragen an mich gerichtet. Ich glaubte jedoch zu bemerken, daß er nur abwartete, vor jeder Störung gesichert zu sein, um mit mir über einen ganz bestimmten Gegenstand, der ihn interessirte, zu sprechen. — Ich hatte mich darin nicht getäuscht: kaum hatte Franz die Thür geschlossen, so füllte Claaßen zwei Gläser, stieß mit mir an, nippte an dem Getränk, räusperte sich laut und sprach wie folgt:

„Ich habe Sie gebeten, mir einen Theil Ihres Abends zu schenken. Der Grund, weshalb ich dies gethan, ist — in erster Linie — mein Wunsch, eine Bekanntschaft, die mir bereits großes Vergnügen verschafft hat, soviel wie möglich zu cultiviren; — und sodann, Ihre Meinung, die Meinung eines weitgereisten, vielerfahrenen, vorurtheilsfreien Mannes über gewisse Fragen zu hören, die für mich vom allergrößten Interesse sind. — Haben Sie sich mit Medicin beschäftigt?"

„Nein."

„Mit Chemie, Physik, Magnetismus?"

Ich schüttelte den Kopf.

„Glauben Sie an die Möglichkeit directer Einwirkung der unsichtbaren, der Geisterwelt, auf die Welt, in der wir leben, auf die Menschen?"

Ich hatte von Herrn Arj Claaßen bereits genug gesehen, um zu begreifen, daß eine schroffe Verneinung dieser Frage ihn eingeschüchtert und wahrscheinlich zum Schweigen gebracht haben würde. Da ich nun aber nicht die geringste Müdigkeit verspürte und mich in dem behaglichen Zimmer, auf einem bequemen Sessel, hinter einem Glase vortrefflichen Punsches, sehr wohl befand, und Claaßen's Gesellschaft die einzige Zerstreuung war, auf die ich für den langen Abend rechnen konnte, so machte ich ernsthafte Miene zu seiner Frage und citirte Hamlet: „Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als Euere Schulweisheit sich träumt, Horatio!"

„Sehr gut, sehr richtig," bekräftigte Herr Claaßen. „Ja, es gibt viele Dinge, von denen niemals Jemand geträumt hat, und die doch wahr sind."

Er trank hastig einen Schluck Punsch und wiederholte heftig, indem er mich dabei finster ansah, als ob ich ihm widersprochen hätte: „Die doch, die dennoch wahr sind." Darauf versank er in tiefes Nachsinnen und nach einer langen Pause fuhr er in dem alten, ruhigen, freundlichen Tone fort:

„Darf ich Ihre Zeit noch für ein Stündchen in Anspruch nehmen? Ich habe selten das Glück, mit einem Manne wie Sie zusammenzutreffen, und es würde mir eine Erleichterung sein, mich einmal wieder über Manches, was ich auf dem Herzen habe, aussprechen zu können."

Ich entgegnete, daß ich mit großem Vergnügen zu seiner Verfügung stände.

„Vielen Dank!" antwortete Herr Claaßen. Er räusperte sich von Neuem und begann endlich seine Erzählung.

„Ich bin von sehr reichen Eltern geboren, die mich zärtlich liebten und mir in Allem, was ich thun und lassen wollte, ziemlich freies Spiel ließen. Meine Jugend war glücklich; viel gelernt habe ich während derselben jedoch nicht. Meine Eltern hatten die Absicht, mir eine ganz außerordentlich gute Erziehung zu geben; aber anstatt mich zu dem Zweck in eine ordentliche Schule zu schicken, engagirten sie für theueres Geld die verschiedenartigsten Haus- und Stundenlehrer, unter deren nachsichtiger Leitung ich nur sehr langsame Fortschritte machte. Glücklicherweise hatte ich ein vorzügliches Gedächtniß; auch war ich nicht arbeitsscheu, und so brachte ich es denn endlich, im zwei und zwanzigsten Jahre, mit Mühe und Noth dahin, mein Abiturientenexamen machen und bald darauf eine Universität beziehen zu können. Dort studirte ich zunächst Philosophie und Geschichte.

Der Zufall wollte, daß ich in einem alten Hause eine Wohnung bezog, in der vor mehr als zweihundert Jahren ein berühmter Gelehrter gelebt hatte. Sein Name war in großen Buchstaben unter dem Fenster meines Arbeitsstübchens angeschrieben, und ich konnte niemals in mein Haus treten, ohne diese Inschrift zu sehen. — Was Wunder! daß mich der Mann zu interessiren anfing. Ich besuchte fleißig die Bibliothek, um dort seine Lebensgeschichte zu studiren; und bei dieser Gelegenheit fand ich ein altes, vergilbtes Opusculum, das keiner seiner späteren Biographen benutzt zu haben schien, und in dem gesagt war, daß sich der große Gelehrte, gegen Ende seines Lebens, eifrig mit Astrologie, Alchymie und Magie beschäftigt, und die Ergebnisse seiner tiefsinnigen Forschungen in einem Manuscript niedergelegt habe. Ueber den Verbleib dieser Schrift konnte das, fünfzig Jahre nach dem Tode des Gelehrten veröffentlichte, Werk keine genaue Auskunft geben. Es deutete an, daß das Manuscript wahrscheinlich auf der Bibliothek in Leyden oder in Paris zu finden sein werde.

Ich dachte viel über diese Sache nach, und mein Wunsch, das kostbare Schriftstück aufzufinden, wurde außerordentlich groß. Meine Gedanken beschäftigten sich dermaßen damit, daß ich förmlich tiefsinnig wurde.

Eines Nachts wachte ich plötzlich, ohne vorher einen Traum gehabt zu haben, laut schreiend, mit einem furchtbaren Grausen, auf. Ich sprang,

am ganzen Leibe zitternd, aus dem Bette und stürzte an das Fenster. Da sah ich deutlich im Mondesschein ein Schattenbild, das zwanzig Schritte vor mir in der Luft schwebte, und in dem ich den großen Gelehrten, wie er in dem alten Opusculum abkonterfeit war, erkannte. — Das Gebild zeigte mit der erhobenen Hand nach Osten. Nach einer Minute vielleicht erbleichte es sodann und zerfloß und verschwand.

Ich zündete ein Licht an. Ich war so aufgeregt, daß ich wol sah, es würde mir unmöglich sein, wieder einzuschlafen. Ich zog mich also schnell an und klopfte an die Thür meines Stubennachbarn, dem ich einige kleine Dienste erwiesen hatte und von dem ich wußte, daß er mir gern gefällig sein würde. Uebrigens machte er häufig die Nacht zum Tage und gehörte nicht zu den Leuten, die es übel nehmen, wenn man sie im Schlafe stört.

Er war ein ganz außergewöhnlicher Mensch. Er hieß Dr. Sigismund Soden und galt bei den Studenten für den gelehrtesten Mann der Stadt. Er sprach und schrieb Griechisch und Lateinisch mit derselben Geläufigkeit wie seine Muttersprache. Bei den Professoren stand er nicht in gutem Ansehen. Wir schrieben dies dem Umstande zu, daß er ihnen scharf auf die Finger sah und sich nicht selten in geringschätziger Weise über sie äußerte. Er schien ein kleines Vermögen zu haben; auch ertheilte er, wenn man ihn sehr gut bezahlte, Privatstunden. Ich gehörte zu seinen Schülern. Aber er hatte verschiedene schlechte Gewohnheiten: er trank, spielte, frequentirte die schlechteste Gesellschaft und war immer in Schulden und häufig in Geldverlegenheit.

Ich klopfte nur ganz leise an seine Thür. Er hörte mich sofort und rief: „Herein!"

„Was führt Sie zu dieser Stunde zu mir?" fragte er. „Es ist zwei Uhr vorüber?"

Er hatte sich in seinem kleinen, unordentlichen Bette in die Höhe gerichtet und sah mich mit seinen grauen, klugen Augen scharf an. Sein Aussehen war nicht Vertrauen erweckend, und ich suchte nach einer ausweichenden Antwort, als er, ehe ich gesprochen hatte, fortfuhr:

„Haben Sie Geister gesehen? Sie sind todtenblaß."

Ich nickte stumm.

„Setzen Sie sich. Erzählen Sie mir, was Ihnen begegnet ist."

Ich that wie Soden mir geheißen. Er hörte aufmerksam zu. Als ich geendet hatte, fragte er ruhig, als ob ich von etwas ganz Alltäglichem gesprochen habe:

„Was halten Sie von der Geschichte?"

Ich war auf Hohn und Spott gefaßt gewesen. Nun hatte ich den Muth zu bekennen, meine Meinung sei, der alte Gelehrte habe mir die Richtung zeigen wollen, in der ich zu suchen habe, um das Manuscript, an das ich fortwährend dachte, zu finden.

„Das ist auch meine Meinung," sagte Soden. „Aber wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so sprechen Sie mit Niemand von der Erscheinung. Geister können Indiscretionen nicht vertragen und bestrafen sie streng."

Ich war überrascht und erfreut, einen Gesinnungsgenossen, und zwar in dem hellsten Kopfe der Universität, gefunden zu haben und versprach, das, was er mir angerathen habe, wol zu beherzigen.

Soden sagte mir darauf, er werde am nächsten Tage ausführlicher mit mir über die ganze Angelegenheit sprechen. Dann stand er auf, zog einen alten Lederkoffer unter dem Bette hervor, mischte einen Trunk aus verschiedenen dunkeln Fiolen, die sich darin befanden, ließ mich denselben leeren und sagte, ich solle jetzt nur wieder zu Bette gehen, er bürge mir dafür, daß ich gut schlafen werde. — Er hatte sich nicht geirrt. Kaum hatte ich mich wieder niedergelegt, so schlief ich fest ein und erwachte erst am nächsten Morgen zu einer außergewöhnlich späten Stunde.

Soden holte mich bald darauf ab, um mit ihm zu frühstücken. Nach der Mahlzeit forderte er mich zu einer Promenade außerhalb der Stadt auf, um ungestört mit mir berathen zu können, auf welche Weise ich dem Winke des Geistes folgen könne. Nach langem Hin- und Herreden kamen wir dahin überein, daß es zunächst gerathen sein würde, Nachforschungen nach dem Manuscript in Leyden anzustellen. Die Schwierigkeit für mich war nur, mich dorthin zu begeben, da ich befürchten mußte, daß meine Eltern ihre Zustimmung zu einer nicht zu motivirenden Uebersiedlung nach Leyden verweigern würden. — Soden half mir aus dieser Verlegenheit. Er erbot sich, die Reise für mich zu machen und die genauesten Nachforschungen anzustellen. Es wäre mir unmöglich gewesen, einen besseren Stellvertreter zu finden; denn alte Manuscripte suchen und finden war eine Specialität, auf die Soden sich, wie er mir sagte, ganz besonders geworfen hatte.

Ein paar Monate später erhielt ich einen etwas beunruhigten Brief von meinem Vater. Er wünschte zu wissen, was ich mit all' dem Gelde, das er mir schickte, anfange. Ich durfte ihm nicht sagen, daß die Nachforschungen in Leyden ziemlich kostspielig seien; aber ich versprach, in Zukunft sparsamer zu leben, und schränkte mich denn auch so sehr ein, daß ich, ohne große Schulden zu machen, mit meinem Wechsel meinen Unterhalt bestreiten und gleichzeitig die Arbeiten in Holland fortsetzen lassen konnte.

Um diese Zeit empfing ich einen Brief von Soden, in dem er mir sagte, er habe in Leyden viel Interessantes, aber nicht Das gefunden, was er für mich suche, und er beabsichtige nun, nach H. zurückzukehren. Aus einigen Andeutungen in seinem Briefe glaubte ich ersehen zu können, daß er vielleicht geneigt sein würde, seine Nachforschungen für mich in Paris fortzusetzen. Dazu bedurfte es aber einer, für meine damaligen

Verhältnisse, bedeutenden Summe Geldes; und da ich über eine solche nicht verfügen konnte, so beschloß ich, nach meiner Heimat zu reisen, um mir das Geld im Geheimen von meiner Mutter geben zu lassen.

In meinem elterlichen Hause war, während meiner Abwesenheit, eine große und traurige Veränderung vorgegangen. Meine gute Mutter war sehr leidend. Mein Vater hatte mir dies, um mich nicht zu beunruhigen, verschwiegen. Er theilte mir nun mit, daß meine Mutter schwermüthig geworden sei und daß die Doctoren anempfohlen haben, sie nach einer Heilanstalt für Geisteskranke zu senden, da zu befürchten sei, daß sie den Versuch machen werde, sich das Leben zu nehmen.

Ich war sehr niedergeschlagen über diese Nachricht. Meine Mutter war mir stets die zärtlichste, nachsichtigste Freundin gewesen. Ich begab mich auf ihr Zimmer. Sie empfing mich ruhig, als seien kaum ein paar Stunden vergangen seitdem wir uns gesehen, und klagte nur darüber, daß sie Kopfweh habe, schlecht schlafe und an Appetitlosigkeit leide. Nach meinem Befinden, für das sie früher ängstlich gesorgt hatte, erkundigte sie sich gar nicht. — Als mein Vater, der mit mir in das Zimmer getreten war, einen Augenblick den Rücken kehrte, winkte sie mir schnell und bedeutsam zu und gab mir durch heftige Geberden zu verstehen, daß sie mich allein sehen wolle. — Es wurde mir nicht schwer, diesem Wunsche zu willfahren. Ich verließ das Zimmer mit meinem Vater, sagte ihm ganz offen, die Kranke scheine mit mir sprechen zu wollen und bat ihn, unsere Unterredung nicht zu stören.

Sobald meine Mutter mich allein zurückkommen sah, sprang sie in die Höhe und ging mir schnell entgegen. Dann schloß sie mich leidenschaftlich in ihre Arme; aber anstatt mich zu küssen, hauchte sie mir ihren heißen Athem in das Gesicht. Dann trat sie einen Schritt zurück und schüttelte die ausgestreckten Hände über meinen Kopf, in der Art der Magnetiseure, w n diese das ihnen innewohnende Fluidum auf ein anderes Individuum übertra..en wollen.

Ich wich erschreckt zurück: „Mutter, was soll das bedeuten?“ fragte ich.

„Hsch .. Hsch .. mein Sohn!“ flüsterte sie geheimnißvoll ... „Ich schenke Dir den Rest meines Lebens ... Es ist mir zur Last, zur Last! Ich will sterben, bald sterben.“

Sie sah bereits wie eine Sterbende aus: entsetzlich abgemagert; das graue, wüste Haar die bleiche Stirn, die hohlen Wangen bedeckend. Die Augen glänzten mit furchtbarer Intensität aus tiefen, dunkeln Höhlen hervor.

Sechs Stunden später, am Abend jenes Tages, lag sie im heftigsten Fieber, irreredend auf ihrem Lager; und in derselben Nacht hauchte sie ihren Geist aus. — Sie hatte mir den Rest ihres Lebens geschenkt.

Mein armer Vater war untröstlich. Ich durfte nicht daran denken, ihn zu verlassen. Ich blieb drei Monate lang bei ihm. Dann kehrte ich

nach H. zurück, um meine auf so traurige Weise unterbrochenen Studien fortzusetzen. — Der Tod meiner Mutter hatte mich in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gesetzt, dessen Verwaltung ich selbstredend meinem Vater überlassen hatte, aber von dem mir, auf mein Gesuch, eine gewisse Summe überwiesen worden war, die ich zur Fortsetzung der Nachforschungen nach dem Manuscript benutzen wollte. — Ich hatte meinem Vater gesagt, ich gebrauche das Geld zu wissenschaftlichen Zwecken; und da es sich nicht um einen großen Betrag handelte, und mein Vater wenig aufgelegt war, sich, unmittelbar nach dem Tode meiner Mutter, um geschäftliche Fragen zu kümmern, so wurde mir die verlangte Summe ohne Weiteres ausgehändigt. — Ich schickte einen Theil davon an Soden und bat ihn, für mich nach Paris zu gehen und keine Mühe zu scheuen, um das Manuscript zu finden.

Die ersten Briefe, die ich von meinem Abgesandten erhielt, waren nicht sehr ermuthigend. Dann schrieb er, er glaube endlich auf der richtigen Spur zu sein, und bald darauf konnte er mir mittheilen, er habe das Manuscript gefunden, habe es gesehen und in Händen gehabt; unglücklicherweise sei es Eigenthum eines directen Nachkommen des alten Gelehrten, der um keinen Preis gestatten wolle, daß eine Abschrift davon genommen werde. Soden schlug mir vor, ich solle selbst nach Paris kommen und versuchen, den Besitzer der Handschrift zu überreden, meinen Wünschen nachzugeben.

Ich machte mich sofort auf den Weg nach Frankreich. Die Reise war zu der Zeit noch lang und beschwerlich, denn die Eisenbahnverbindung zwischen Paris und Deutschland war noch nicht vollständig hergestellt.

Soden empfing mich am Bahnhofe und führte mich nach seiner, im Quartier Latin gelegenen, Wohnung. Während der Fahrt dorthin bestätigte er mir, daß seine Bemühungen, eine Abschrift der Handschrift zu erhalten, erfolglos geblieben seien. Er habe nur einen Blick in das Manuscript werfen können: es sei in lateinischer Sprache verfaßt und enthalte auf 144 großen Folio-Seiten eine Masse merkwürdiger Recepte und zwei längere Abhandlungen über die Zusammensetzung und Zubereitung eines Lebenselixirs. — Die Art und Weise, wie Soden das Manuscript entdeckt hatte, war sehr merkwürdig; aber da dies mit meiner Geschichte nichts zu thun hat, so schweige ich darüber. — Der Zufall hatte ihm geholfen.

Der Besitzer des Manuscripts war ein verarmter italienischer Edelmann. Seine Urahne war die leibliche Tochter des alten Gelehrten gewesen. Das Manuscript war immer in seiner Familie geblieben, und es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß dasselbe authentisch sei.

Ich wurde am nächsten Tage von Soden zu dem Besitzer der Handschrift geführt, und fand in einer ärmlichen Wohnung, ebenfalls im Quartier Latin gelegen, einen noch jungen, sehr höflichen, aber dessen ungeachtet nicht sonderlich sympathischen Mann, mit dem ich mich übrigens

nur schlecht verständigen konnte, da ich italienisch gar nicht sprach und auch im Französischen nur wenig Uebung besaß.

Der Italiener holte das Manuscript aus einem alten, eisernen Kasten. Es war in ein verblichenes, seidenes Tuch eingewickelt. Auf dem ledernen, altmodischen Einband erkannte man undeutlich ein gräfliches Wappen, das in Gold auf denselben gepreßt worden war.

„Das Wappen meiner Familie," sagte der italienische Edelmann.

Ich öffnete den Band mit einem andächtigen, geheimnißvollen Schauern. Das Manuscript war wunderbar erhalten. Die Dinte und das Papier waren zwar vergilbt; aber das schöne, alte, feste Papier war so unversehrt, die Schrift so klar und deutlich, die Seiten so makellos rein, daß man keinen Zweifel darüber hegen konnte, daß alle Generationen, welche das kostbare Manuscript besessen, es auf das sorgfältigste aufbewahrt hatten.

Ich blieb drei Wochen in Paris. Ich sah den Italiener häufig. Soden wohnte all' meinen Unterredungen mit ihm bei, um, wenn es nöthig wurde, als Dolmetscher behülflich sein zu können; aber er mischte sich beinah nie in meine Unterhaltung mit dem Grafen. Dieser ließ sich endlich überreden, mir das Manuscript zu verkaufen. Er forderte eine hohe Summe, mehrere Tausend Thaler dafür; ich feilschte nicht und versprach, dieselbe zu zahlen.

Ich schrieb meinem Vater, sagte ihm, ohne auf Details einzugehen, daß ich ein werthvolles Werk zu erwerben wünsche, und bat ihn, mir die dazu nöthige Summe in Paris anweisen lassen zu wollen. — Mein Vater schickte mir das Geld ohne Säumen. — Ich übergab, wie dies verabredet worden war, den Kaufpreis an Soden, und dieser brachte mir am selben Abend das Manuscript. — Wenige Tage darauf kehrte ich nach Deutschland zurück.

Soden blieb in Paris. Ich wandte mich bald nach meiner Rückkehr nach H. an ihn, um ihn zu bitten, mir bei der Uebersetzung der Handschrift behülflich sein zu wollen. Mein Brief blieb ohne Antwort. — Lange Jahre nachher hörte ich erst wieder von ihm. Er schrieb mir aus Amerika, wohin er ausgewandert war; erzählte mir, daß er sich verheirathet habe, daß seine Frau kürzlich gestorben sei und daß er nun nach Europa zurückzukehren beabsichtige. Er sagte mir, es sei ihm jenseits des Oceans schlecht gegangen, und er bat mich um ein Darlehen, das ich für ihn an seinen Schwager, einen Herrn Millner, wenn ich nicht irre, adressiren sollte. — Ich schickte ihm das Geld, und er zeigte mir den Empfang desselben an. Gleichzeitig theilte er mir mit, daß seine Abreise von Newyork auf einige Zeit hinausgeschoben sei. — Seitdem habe ich nichts wieder von ihm gehört. Er ist vielleicht gestorben. Wenn er noch lebt, so muß er ein Greis sein."

Herr Claaßen hatte schnell, ohne anzuhalten gesprochen. Aber von

dem „Stündchen“, für das er meine Aufmerksamkeit beansprucht hatte, war die Hälfte bereits hingegangen, und er schien noch immer an der Vorrede zu seiner Geschichte zu sein. Ich steckte mir also eine frische Cigarre an, schenkte mir ein zweites Glas Punsch ein und bereitete mich darauf vor, die Fortsetzung der Erzählung zu hören. Ich sah voraus, daß mich dieselbe noch lange wach halten würde. Herr Claaßen wartete bis ich wieder ruhig vor ihm saß. Dann fuhr er fort:

III.

„Das Manuscript hat den allergrößten Einfluß auf mein ganzes Leben ausgeübt. — Bald nach meiner Rückkehr nach H. beschloß ich, mich dem Studium desselben ausschließlich zu widmen. — Ich verließ zu dem Zweck die Universität und kehrte nach K., meiner Vaterstadt, zurück. Dort ließ ich mich in meinem elterlichen Hause nieder. Mein Vater, der ein einsames Leben führte, war so froh darüber, mich fortwährend in seiner Nähe zu haben, daß er meine Gründe, weshalb ich meine Universitätsstudien zu unterbrechen wünschte, schnell billigte. Ich sagte ihm, ich habe ein merkwürdiges Manuscript aus dem XVII. Jahrhundert entdeckt und beabsichtige, dasselbe mit Noten und Commentaren zu veröffentlichen. Die Arbeit, so meinte ich, werde mir mehr Ruhm und Ehre einbringen, als ich durch Vollendung meiner Studien auf der Universität erreichen könne. — Mein Vater war damit einverstanden. Eine bequeme Wohnung wurde in dem einen Flügel des Hauses für mich eingerichtet, und dort verlebte ich die ruhigsten Jahre meines Lebens.

Die Uebersetzung des Manuscripts gab mir unendlich viel zu schaffen. Zwar war es in elegantem und leicht verständlichem Latein geschrieben, aber der Sinn einiger Sätze blieb mir oft wochenlang verborgen; und ich verbrachte schlaflose Nächte, um denselben zu ergründen. — Ich verlor darüber alles Interesse an der Außenwelt. Mein Vater war, so zu sagen, der einzige Mensch, den ich sah; und auch mit ihm war ich nur während der Mahlzeiten und der Spaziergänge, bei denen ich ihn begleitete, zusammen. — Mein Gesundheitszustand flößte ihm Besorgniß ein. Er erkundigte sich angelegentlich nach dem Gegenstand meiner Studien. Ich sprach ganz offen mit ihm davon. Er schüttelte ungläubig das Haupt.

Eines Tages überraschte er mich in meinem Zimmer. Er war in Gesellschaft eines berühmten Gelehrten, Professors an der Universität von H. Dieser sagte mir, er habe von dem seltenen Manuscript, das in meinem Besitz sei, sprechen hören und bäte um die Erlaubniß, dasselbe in Augenschein nehmen zu dürfen. Ich zeigte es ihm. Er ging damit an das Fenster, zog eine Lupe aus der Tasche und prüfte es aufmerksam. Er las auch einige Seiten darin durch. Dann gab er es mir, ohne ein Wort zu sagen, zurück und verließ mit meinem Vater das Zimmer.

Am nächsten Tage zeigte mir dieser an, seine Gesundheit mache es nothwendig, daß er einen großen Arzt in Berlin consultire. Er bat mich, ihn zu begleiten. Ich konnte dies Gesuch nicht abschlagen, obschon es mir schwer wurde, mich von meinen Studien zu trennen.

Ich begleitete meinen Vater zu dem berühmten Arzte. Dieser unterhielt sich zunächst mit meinem Vater und verordnete ihm Verschiedenes, vor allem Zerstreuung, eine Reise nach Italien z. B. Darauf wandte er sich an mich und ließ sich in eine lange Unterredung mit mir ein. Er war ein unangenehmer Mann; er hatte eigenthümliche, schroffe Ansichten, und ich mußte mich über Vieles, was er sagte, ärgern. Ich erinnere mich, daß ich, trotz des bekümmerten Gesichtes, das mein Vater dazu machte, sehr heftig wurde. Dies schien Eindruck auf den Arzt zu machen, denn er wurde plötzlich wieder höflich und freundlich. Er fand, daß ich angegriffen aussehe, untersuchte mich aufmerksam und, sich an meinen Vater wendend, sagte er:

„Das Beste, was Sie thun können, ist, Ihren Herrn Sohn mit nach Italien zu nehmen. Er bedarf der Erholung und Zerstreuung beinah ebenso wie Sie. Aber erlauben Sie ihm nicht, zu arbeiten. Lassen Sie ihn sich viel Bewegung machen und sich amüsiren."

Damit wurden wir Beide entlassen, und sobald wir in der Straße angelangt waren, sagte mir mein Vater, er hoffe, daß ich ihn nach Italien begleiten werde. Er sei alt; er könne und wolle nicht allein reisen; er habe keinen bessern Freund als mich und er rechne auf meine Gesellschaft.

Ich durfte dagegen Nichts einwenden. Ich nahm mir vor, mein Manuscript mitzunehmen und meine Studien während der Reise fortzusetzen. Aber davon wollte mein Vater Nichts hören. Er verlangte, daß ich mich ihm ausschließlich widmen solle; und ich mußte, obschon mit schwerem Herzen, seinem Gesuche nachgeben.

Unsere Reise war eine angenehme; nur hatte ich, zu Anfang, über die Tyrannei meines Vaters zu klagen, der mir nicht die geringste Freiheit schenken wollte und mich zwang, Tag und Nacht in seiner Nähe zu bleiben. — Dies änderte sich jedoch, als wir in Rom angekommen waren. Mein Vater traf dort mit einigen alten Bekannten zusammen, mit denen er die Zeit angenehm verbrachte, und billigte es vollständig, daß ich meinerseits die Gesellschaft jüngerer Leute aufsuchte, um mich zu zerstreuen.

„Alles, was ich von Dir verlange," sagte er, „ist, daß Du Dich so viel wie möglich amüsirest und jede Arbeit ruhen läßt. Es scheint mir, daß ich kein allzustrenger Vater bin, und daß Du Dich dem, was ich Dir vorschreibe, wol unterwerfen kannst."

Ich that dies und befand mich bei dem Leben, das ich nun führte, auch bald recht wohl. Ich hatte bis jetzt nur in Gesellschaft von Männern

und Büchern gelebt. Die schönen Frauen und Mädchen, mit denen ich in Rom bekannt wurde, erschienen mir überaus liebenswürdig und anmuthig; und es dauerte nicht lange, so kannte ich kein größeres Vergnügen, als mit ihnen zusammen zu sein. Wenn ich dann des Abends meinem Vater berichtete, daß ich den Tag in der angenehmsten Weise verbracht, mit jungen Männern und Frauen und Mädchen geschwärmt, getanzt, gesungen habe, so sagte er: „Das ist recht, mein Sohn! Fahre fort. Du kannst mir keine größere Freude machen — und es thut Dir wohl."

Ich war in der That seit meiner Abreise von K. ein ganz anderer Mensch geworden. Manchmal war ich förmlich überrascht von dem Bilde, das mir der Spiegel zurückwarf. Es zeigte das lachende, blühende Angesicht eines jungen, sorglosen Mannes, der mit hellen, freundlichen Augen vertrauend in die Welt hinausblickte. In K. hatte ich hohlwängig und niedergeschlagen ausgesehen. — Meine Gedanken wanderten dann wol nach meinem heimischen Studirzimmer zurück und ich dachte an das Manuscript, über das ich jahrelang gebrütet hatte, ohne seinen geheimnißvollen Text ganz entziffern zu können. Ich sagte mir, daß ich, wenn mein Vater geheilt sei und wir wieder in dem stillen Hause säßen, meine Arbeiten mit neuer Kraft und hoffentlich mit besserem Erfolge von Neuem aufnehmen werde, aber daß ich mir einstweilen Alles, was der Vergangenheit angehöre, aus dem Kopfe schlagen und nur der Gegenwart leben wolle. Dies wurde mir bald sehr leicht. — Ich verliebte mich nämlich."

Claaßen schwieg und blickte starr vor sich hin; dann leerte er ein volles Glas; und mit dem Zeigefinger drohend, sagte er, zur Luft sprechend, als sähe er dort eine Erscheinung: „Elende Creatur!" Darauf saß er noch eine Weile stumm da und dann hob er von Neuem an:

„Meine Geschichte würde zu lang werden, wenn ich Ihnen erzählen wollte, welche Kunstgriffe man anwandte, um mich in die Falle zu locken, in die ich schließlich fiel. — Ich war reich; und man wußte es. Ich war gutmüthig, leichtgläubig — man beutete dies schändlich aus. Ich war sieben und zwanzig Jahre alt und hatte nicht mehr Erfahrung als ein Schüler haben kann, dessen Leben unter der Aufsicht und Leitung seiner Eltern und Lehrer dahingeflossen ist. — Sie hatte bereits ein bewegtes, reiches Leben hinter sich, obgleich sie erst zwei und zwanzig Jahre zählte. Sie hatte sich als achtzehnjähriges Mädchen mit einem alten, vornehmen Manne verheirathet, dessen Titel und Stellung sie bestochen hatten, und von dem sie getäuscht worden war, denn er hatte sich für reich ausgegeben und besaß nichts. Als er, zwei Jahre nach seiner Verheirathung, starb, ließ er die junge Wittwe mittellos. Aber sie wußte sich zu helfen. Sie fand Leute, die ihr Geld borgten: auf ihren großen Namen, ihre unwiderstehliche Schönheit, ihre Jugend, ihre Klugheit, ihr Vertrauen auf eine reiche Zukunft. — Ich war wie weiches Wachs in

ihrer Hand. Nachdem ich sie sechs Wochen kannte, lebte ich nur noch für sie, durch sie; und als sie mir ihre Hand reichte, um die ich sie auf den Knieen flehentlich gebeten hatte, da glaubte ich mich der glücklichste der Sterblichen.

Mein Vater war erstaunt, als ich ihm meine Verlobung mit der Gräfin Susanne von S. anzeigte und ihn bat, seine Zustimmung zu meiner Verheirathung mit ihr zu geben. Er schien zuerst an eine Mystification zu glauben und wollte die Sache gar nicht ernsthaft erwägen. Aber als ich ihm sagte: „Vater, wenn Du mich verhinderst, Susanne zu heirathen, so werde ich vor Gram sterben, oder mich aus Verzweiflung um's Leben bringen," da sank er seufzend und jammernd auf einen Stuhl und rief ein über das andere Mal: „Weshalb habe ich Dich unbewacht gelassen? Oh, ich Unglücklicher!"

Er versuchte, mich durch zärtliche, freundliche Reden von meinem Vorsatze abzubringen: „Gib die Frau auf," sagte er. „Arj! Thue es Deinem alten Vater zu Liebe. Du machst Dich und mich unglücklich, wenn Du bei Deinem Vorhaben beharrst."

Aber ich war verstockt. Das Weib hatte mir einen Trank eingegeben, der meine Sinne berückte. Das Flehen meines Vaters, den ich so innig liebte, rührte mich nicht mehr, als wäre ich von Stein gewesen.

„Mein Leben und mein Glück hängen an Susanne," sagte ich. „Trennst Du mich von ihr, so muß ich verderben."

Wochenlang widerstand mein Vater noch; dann, als er sah, wie mich Aufregung und Liebesgram verzehrten, gab er endlich seine Einwilligung. — Der Heirathscontract wurde in Rom gezeichnet. Susanne war entrüstet über gewisse Clauseln, die mein Vater in demselben aufgenommen hatte, und die es, ihr sowol wie mir, unmöglich machten, über mehr als einen geringen Theil der Capitalien, die ich nach dem Ableben meines Vaters zu erwarten hatte, zu verfügen. Sie sah darin den Beweis verletzenden Mißtrauens. Ich bot meine ganze Beredtsamkeit auf, um sie zu beruhigen.

„Was schadet das Alles?" sagte ich. „Mein Vater mag mißtrauisch sein; aber weißt Du nicht, daß ich Dir mit Leib und Seele ergeben bin?"

Da sah sie mich mit einem ganz eigenen Blick an und dann lachte sie plötzlich und klopfte mir auf die Wangen, wie einem Kinde: „Nun ja, Arj," sagte sie; „mag es sein! Ich denke auch, Du und ich, wir werden uns schon verständigen."

Bald darauf verheiratheten wir uns und gleich nach der Hochzeit führte ich meine junge schöne Frau nach K., in das väterliche Haus, das fortan ihre Heimat werden sollte."

Als Herr Claaßen auf diesem Punkt seiner Erzählung angelangt war, erhob er sich langsam und pochte mit dem gekrümmten Mittelfinger

der rechten Hand mehrere Male bedeutsam auf den Tisch. Darauf sah er mich so fest und scharf an, daß mir geradezu unheimlich unter seinem Blick wurde und dann flüsterte er geheimnißvoll:

„Sie hatte mir einen Liebestrank eingegeben .. meinen Vater hat sie getödtet — vergiftet. Sie war Meisterin in allen bösen Künsten.“

Ich sah Herrn Claaßen verwundert an. Er beantwortete meine stumme Frage durch gewichtiges Nicken und Winken. „Ja, ja,“ sagte er darauf; „das wundert Sie! — Sie war eine Hexe. Ich entdeckte es erst, als es zu spät war; und Niemand wollte mir glauben. Die schwachköpfigen Narren wähnten, Wunder wie klug zu sein, als sie mich auslachten. — Ungläubigkeit läßt vieles Schlechte ungestraft und erschwert das Vollbringen mancher guten That! Ich, Arj Claaßen, weiß ein trauriges Lied davon zu singen.“

Darauf setzte er sich wieder nieder und sprach ruhig weiter:

„Sechs Monate, nachdem ich mich verheirathet hatte, starb mein Vater. Es war inmitten des bittern, nordischen Winters. Ich war trostlos und verschloß mich vier und zwanzig Stunden lang in meinem Zimmer, ohne Nahrung zu mir zu nehmen, ohne irgend Jemand sehen zu wollen. — Als ich am nächsten Morgen in die Kammer trat, in der die Leiche des Mannes, der mich über Alles geliebt hatte, auf dem Todtenbette starr und kalt ausgestreckt lag, als ich in das schöne, ruhige, strenge, abgemagerte Antlitz sah, da übermannte mich entsetzlicher Jammer und ich weinte und stöhnte laut. — Susanne trat in das Zimmer und sagte kalt:

„Du geberdest Dich wie ein Wahnsinniger. Die Leute laufen auf der Straße zusammen. Verlaß' diesen Raum.“

Ich war in tiefster Seele empört. Ich hatte schon verschiedene Male Grund gehabt, an ihrer Güte zu zweifeln; nun erkannte ich mit Gewißheit, welch' herzloses, böses Wesen sie sein müsse, um den Sohn von dem Todtenbette des Vaters verscheuchen zu wollen. Ich sah sie finster an. — Sie erbleichte und entfernte sich.

Als ich allein war, trat ich wieder an das Sterbelager meines Vaters. Es that mir weh, ihn so kalt und vereinsamt daliegen zu sehen. Er hatte immer Gesellschaft und Wärme geliebt, und nun war er so verlassen in der eisigen Stube. Ich ließ ein großes Feuer anzünden und dann begab ich mich zu einigen alten Freunden meines Vaters, um sie zu bitten, sich in dem Zimmer, in dem die Leiche lag, zu versammeln. — Sie sahen mich verwundert an; sie versprachen zu kommen; aber sie erschienen erst im Laufe des Nachmittags und blieben nur kurze Zeit. — Der Doctor, der meinen Vater behandelt hatte und mich seit meiner Geburt kannte, nahm mich bei Seite und sagte mir, ich möge alle Maßregeln, die bei dem Begräbniß zu treffen seien, ihm überlassen. Er wisse, was zu thun sei und sich schicke; wogegen die Verordnungen, die ich

treffen zu wollen scheine, Aufsehen erregen. Es sei die Pflicht wohlerzogener Leute, dies zu vermeiden, das Andenken Verstorbener durch eine ernste, ruhige Feier zu ehren. — Ich gab diesen Vorstellungen nach.

Nach der Beerdigung meines Vaters zog ich mich ganz von der Welt zurück. Das Verhältniß zwischen meiner Frau und mir war ein äußerst peinliches geworden. Ich konnte ihr ihr Benehmen am Todtenbett meines Vaters nicht verzeihen, und sie schien sich vor mir zu fürchten. Sie vermied, allein mit mir zu sein, ging mir überall aus dem Wege und sah mich eigentlich nur in Gegenwart der Diener, während der kurzen Mahlzeiten, wo sie mir stumm und theilnahmlos gegenüber saß.

Ich hatte meine alte Wohnung in einem entlegenen Theile des Hauses wieder bezogen und beschäftigte mich nun dort von Neuem mit der Uebersetzung meines Manuscripts, das ich während der ersten Monate meiner Verheirathung und der langen Krankheit meines Vaters gänzlich vernachlässigt hatte. — Vieles von Dem, was mir in dem Werke früher unverständlich gewesen war, wurde mir nun klarer. Ich erkannte, daß der große Geist, der seine göttliche Weisheit vor Hunderten von Jahren in der kostbaren Handschrift, die nun in meinem Besitze war, niedergelegt hatte, nicht gewillt gewesen war, mit gewöhnlichen Sterblichen zu verkehren, sondern, daß der tiefe, verborgene Sinn seiner geheimnißvollen Sprache für Geistesgenossen bestimmt war, die denselben ergründen, errathen, ja, nicht selten vervollständigen mußten. — Ich vertiefte mich so vollständig in dieses edle Studium, daß die Außenwelt bald jedes Interesse für mich verlor. Ich vernachlässigte darüber Vieles, womit sich die Alltagsmenschen beschäftigen und will gern zugestehen, daß, der großen, uneingeweihten Menge gegenüber, Manches in meinem Benehmen sonderbar erscheinen mußte.

Eines Tages, als ich wie gewöhnlich in meinem Arbeitszimmer mit der Entzifferung des Manuscripts beschäftigt war, meldete mir der Diener, daß drei Herren im Wohnzimmer auf mich warteten und mich sofort zu sprechen wünschten. Der Eine von ihnen, so sagte mir der Diener, wäre der alte Hausarzt.

Ich war verdrießlich, bei meiner Arbeit gestört zu werden, und gab mir nicht einmal die Mühe, meinen Anzug zu ordnen, um den unerwarteten und unerwünschten Besuch zu empfangen. Die drei Herren kamen mir höflich grüßend entgegen. In dem einen erkannte ich den berühmten Doctor, den mein Vater vor unserer Reise nach Italien consultirt hatte; der andere war, wie der Bediente bereits gemeldet, unser alter Hausarzt; den dritten kannte ich nicht. — Ich blieb mißtrauisch und mißmuthig vor ihnen stehen und fragte kalt, was mir die Ehre dieses Besuches verschaffe. Sie antworteten darauf nicht, sondern fingen an, verschiedene, vollständig unnütze Fragen an mich zu richten. Ich ärgerte mich über ihr unmotivirtes Eindringen in mein Privatleben und gab

dies durch meine Antworten deutlich zu erkennen. Aber die Indiscretion der drei Menschen schien eine beabsichtigte zu sein, denn sie fuhren, unbekümmert um meine üble Laune, fort, mich auszuforschen, mir zu widersprechen und mich dadurch schließlich dermaßen zu reizen, daß ich sagte, ich müsse sie ersuchen, mein Haus zu verlassen und würde, wenn sie meinem Gesuche nicht ungesäumt Folge leisteten, Gewalt anwenden, um meine, von ihnen in sonderbarer Weise verkannten, Rechte als Hausherr zur Geltung zu bringen. — Darauf wurden sie wieder höflich und artig und bald darauf verließen sie mich mit der Bitte, ich möge mich beruhigen, es walte ein Mißverständniß ob, sie haben durchaus nicht die Absicht gehabt, mich zu beleidigen. — Als sie die Thür aufmachten, um sich zu entfernen, sah ich Susanne hinter derselben stehen. Sie hatte gelauscht, um zu erfahren, was zwischen den Leuten und mir vorgehe.

Die Ereignisse der nächsten Tage haben sich in meinem Gedächtniß etwas verwischt. Ich muß annehmen, daß der Tod meines Vaters, die anstrengenden Studien, denen ich mich hingegeben hatte, das peinliche Verhältniß zwischen mir und meiner Frau endlich — denn ich ahnte damals bereits, daß sie die Mörderin meines Vaters sei — meine Nerven erschüttert und mir eine Krankheit, möglicherweise ein Gehirnfieber, zugezogen hatten. — Ich erinnere mich undeutlich, daß ich eines Tages in einen heftigen Streit mit meiner Frau gerieth, daß sie, um Hülfe schreiend, aus dem Zimmer stürzte, und daß ich mich plötzlich gegen zwei starke, fremde Männer zu wehren hatte, die, wie aus dem Boden gewachsen, vor mir standen und mich nach kurzem, wüthendem Kampf, gefesselt, halb ohnmächtig auf mein Bett warfen. Dann erinnere ich mich einer langen, peinlichen Fahrt in einem verschlossenen Wagen, in Gesellschaft der beiden fremden Männer, und endlich der Ankunft in einem stillen, freundlichen Ort, wo mich ein alter Herr mit wohlwollendem Gesichte empfing, mir die Hand nahm und sagte: „Nun seien Sie ruhig, mein lieber Herr Claaßen. Hier wird Sie Niemand mehr kränken und ärgern." Er führte mich darauf in ein einfach und hübsch möblirtes, reinlich gehaltenes Häuschen, das inmitten eines großen Parkes gelegen war und vor dem sich ein gutgehaltener Blumengarten befand. „Sie werden hier allein mit Ihrem Diener wohnen," sagte er; „und ich hoffe, es wird Ihnen an Nichts fehlen und Sie werden sich über Niemand zu beklagen haben. In einer Stunde werde ich Sie zum Essen abholen, denn es wohnen hier noch mehrere Herren und Damen, und wir finden es alle bequemer und angenehmer, unsere Mahlzeiten zur selben Stunde und an derselben Tafel einzunehmen."

Claaßen schwieg eine Weile und rieb sich das Kinn in sichtlicher Verlegenheit. Dann sah er mich schüchtern an, einem Kinde gleich, das einen von ihm begangenen Fehler eingestehen, aber sich zuvor der Nach-

sicht seines Zuhörers versichern will; endlich fragte er leise: „Nicht wahr, Sie glauben mir?"

„Ich glaube Ihnen Alles, Herr Claaßen," antwortete ich mit großer Bestimmtheit.

„Vielen Dank, mein hochverehrter Herr," sagte er sichtlich beruhigt. „Vielen Dank!" Darauf sprach er, mit einiger Unentschlossenheit zu Anfang, weiter:

„Es war den niederträchtigen Intriguen meiner Frau gelungen, mich in ein Irrenhaus sperren zu lassen. Ich scheue mich nicht, Ihnen dies zu sagen. Meine Meinung, auf sorgfältigem Studium der Biographien berühmter Männer und auf unermüdlicher Beobachtung meiner Mitmenschen begründet, ist, daß Jedermann — verstehen Sie mich — daß Jedermann für das Irrenhaus reif erklärt werden kann, wenn er einen böswilligen und mächtigen Feind besitzt, der sich angelegen sein läßt, alles Eigenthümliche, Sonderbare in dem Wesen des von ihm Verfolgten grell zu beleuchten, das Alltägliche, Gewöhnliche in seinen Ansichten, Charakter und Leben in den Schatten zu stellen, und den Kranken — denn an irgend einer Stelle unseres Geistes sind wir Alle nicht ganz gesund — in dieser falschen, ungünstigen Beleuchtung zu zeigen. — Ich war nicht vollständig frei von Sonderbarkeiten; — Sie werden auch die Ihrigen haben — hatte über Manches eigenthümliche, sogenannte originelle Ansichten; — wie Sie, wie Jedermann, der nicht ein gewöhnlicher Dutzendmensch ist; — aber ich schwöre Ihnen, bei Allem, was mir heilig ist, daß ich, nach gewöhnlichen Begriffen, bei vollem, klarem Verstande war. Ich glaube, daß mein Benehmen in der Heilanstalt, in die man mich gebracht hatte, den besten Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung liefert.

Ich machte mir klar, daß jeder Widerstand gegen den ungerechten Zwang, den man mir auferlegt hatte, meine Lage nur verschlimmern könne. Es gährte und kochte in meinem Herzen; ich dürstete nach Rache; aber ich verbarg, was ich empfand. Ich hatte nur einen Zweck im Auge: ich wollte den Director der Anstalt überzeugen, daß ich ein vernünftiger, unschädlicher Mensch sei. — Ich unterhielt mich häufig, lange und ruhig mit ihm. Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich heuchelte. Ich mußte es thun, um meine mir böswillig geraubte Freiheit wieder zu erlangen. Ich sagte ihm, daß ich sehr wohl begreife, wie die traurigen Ereignisse der letzten Zeit mein Gemüth tief erschüttert hätten und daß mein Geist einer besonderen und aufmerksamen Pflege bedürfe; er könne darauf rechnen, daß ich mich seinen Vorschriften unbedingt unterwerfen werde, da ich mich der Hoffnung hingebe, daß er meinen Zustand als heilbar erkennen werde und es, erklärlicher Weise, mein innigster Wunsch sei, bald wieder in Freiheit gesetzt zu werden.

Der Director gewann nach und nach großes Vertrauen zu mir. Er

sagte, ich sei der fügsamste Kranke, den er in der Anstalt habe und er zweifle kaum daran, mich nach einigen Monaten bereits, vollständig geheilt, entlassen zu können.

Ich war sehr begierig, in Erfahrung zu bringen, wie meine Frau es angefangen habe, um die Autorisation zu erlangen, mich in ein Irrenhaus einsperren zu lassen. Ich wußte sehr wohl, daß eine directe Frage über diesen Gegenstand höchst wahrscheinlich unbeantwortet geblieben sein würde, und hütete mich, eine solche an den Director zu richten. Aber ich darf mir, ohne mich zu rühmen, nachsagen, daß ich dem Arzte, der mich behandelte und der in seiner Specialität etwas ganz Ausgezeichnetes war, an allgemeiner Lebensklugheit weit überlegen war. So gelang es mir denn auch, indem ich mit vieler Geduld und in langen Zwischenräumen anscheinend unverfängliche Fragen stellte, Alles von ihm zu erfahren, was ich zu wissen wünschte.

Die drei Leute, die mich in meiner Wohnung besucht hatten, waren Aerzte gewesen: zwei von ihnen Specialisten für Geisteskranke. Sie waren von meiner Frau zu einer Consultation nach K. citirt worden und hatten sich von dieser dermaßen beeinflussen lassen, daß sie meine Entrüstung über ihr unbefugtes Eindringen in meine Wohnung als ein Symptom von Geisteszerrüttung gedeutet hatten. — Meine Frau hatte mit teuflischer Kunst Alles zusammengestellt, was mich in der Meinung der Aerzte vernichten konnte. Sie hatte erzählt, daß Wahnsinn in meiner Familie erblich, daß meine Mutter an einer Geisteskrankheit gestorben sei, daß ich auf der Universität Hallucinationen gehabt habe und dort einem notorischen Schwindler in die Hände gefallen sei, der meine kindische, an vollständige Unzurechnungsfähigkeit grenzende Leichtgläubigkeit ausgebeutet habe, um mir ein von ihm selbst angefertigtes Manuscript zu hohem Preise zu verkaufen. Diese Handschrift sei vollständig werthlos und enthalte Nichts als verdrehte, unsinnige Phrasen und einige Recepte aus der Kinderzeit der Chemie, die aus irgend einem Werke des Mittelalters copirt worden seien. Mein Brüten und Studiren über dieses Machwerk deute an, daß es damals bereits in meinem Geiste nicht ganz richtig zugegangen sei. Mein verstorbener Vater habe dies erkannt und mich zu heilen versucht, indem er mich auf Reisen geführt und mich gezwungen habe, meine Studien aufzugeben und mich zu zerstreuen. Diese Kur sei anfänglich von bestem Erfolg gekrönt gewesen, und man habe angenommen, daß ich wieder hergestellt sei. Aber bald nach meiner Verheirathung seien neue Symptome meiner Krankheit hervorgetreten. Nach dem Tode meines Vaters habe ich mich wie ein Wahnsinniger geberdet, und durch die sonderbarsten Anliegen, die ich an verschiedene achtbare Einwohner von K. gestellt, den deutlichsten Beweis geliefert, daß die in meiner Familie erbliche Krankheit nun auch mich gepackt habe. — Meine Frau habe dies eine Zeit lang mit Ergebung ertragen; sie habe einen Skandal

vermeiden wollen, und Mancherlei versucht, um mich zu heilen. Aber ich sei immer bösartiger und gefährlicher geworden; sie habe angefangen, mich zu fürchten und sei endlich im Interesse ihrer persönlichen Sicherheit genöthigt worden, ärztliche Hülfe herbeizurufen. — Zu guterletzt erfuhr ich auch, daß die Elende jetzt mein Vermögen verwalte und in der Hauptstadt lebe. Der Doctor fügte hinzu — um mir eine Freude zu machen, vermuthe ich — meine Frau werde mir einen Besuch abstatten, sobald mein Gemüthszustand dies zulässig erscheinen lasse.

Ich hörte Alles ruhig mit an und grub es unverwischlich in mein Gedächtniß ein. Ich wußte sehr wohl, daß das böse Weib keinen andern Zweck verfolgt hatte, als den, sich in den Besitz meines Vermögens zu setzen; und ich wünschte sehnlichst die Stunde herbei, wo ich ihr dasselbe wieder entreißen und sie dadurch bestrafen könnte.

Eine lange, lange Zeit ging dahin; aber ich wurde nicht ungeduldig. Ich hatte in der Anstalt mehrere interessante Bekanntschaften gemacht; man behandelte mich dort freundlich; ich war gut gepflegt und erfreute mich vollkommener Ruhe. Ich sagte mir, daß ich noch jung sei, daß meine Rache warten könne, daß ich keine Ungeduld an den Tag legen dürfte und vor allen Dingen bemüht bleiben müßte, den guten Ruf, in dem ich bei dem Director der Anstalt stand, aufrecht zu erhalten.

Da, eines Tages, theilte mir der Arzt mit, daß er meiner Frau gestattet habe, mich zu besuchen. Ein heftiges Zittern überfiel mich bei dieser Nachricht; aber ich sammelte mich schnell und sagte ruhig, es werde mir große Freude machen, meine geliebte Susanne wieder umarmen zu können. Bald darauf trat sie, von dem Director begleitet, in mein Zimmer. Bei ihrem Anblick war es mir, als müsse ich vor Zorn vergehen. — Der Gedanke an alles Schlechte, das sie verübt, an das namenlose Elend, in das sie mich gestürzt, verwirrte meine Sinne. Ich sah ein Lächeln auf ihren Lippen, ein Lächeln teuflischen Triumphes, das erreicht zu haben, wonach ihr falsches Herz gestrebt, als sie mir ihre Hand gereicht hatte. Ich konnte den Anblick nicht ertragen: ich sprang mit einem wilden Satze auf sie zu, packte sie an die Kehle und würde sie erwürgt haben, wenn mein Diener, der bei'm ersten Ruf des Doctors herbeigeeilt war, sie mir nicht entrissen und mich gebändigt hätte. — Man trug sie halbtodt aus dem Zimmer. Sobald ich das verhaßte Antlitz nicht mehr sah, wurde ich sofort wieder ruhig.

Dieser Auftritt hatte die traurigsten Folgen für mich. Ich wußte sehr wohl, was ich gethan hatte. Ich hatte Rache an der elenden Creatur nehmen wollen, die mein ganzes Leben vergiftet hatte. In meiner Handlung war nichts Unvernünftiges, Unsinniges; aber ich machte mir klar, daß der Director den Auftritt mit meiner böswillig entstellten Vergangenheit in Zusammenhang bringen und mich für wahnsinnig, tobsüchtig, rasend halten werde. Ich wußte, daß ich nun darauf zu ver-

zichten habe, meine Freiheit bald wieder zu erlangen, und Traurigkeit füllte meine Seele.

Der Director behandelte mich mehrere Wochen lang mit großem Mißtrauen. Nachdem ich ihn aber gebeten, mir die Heftigkeit, zu der ich mich hatte hinreißen lassen, zu verzeihen und da ich mir fortwährend die größte Mühe gab, sein Wohlwollen durch Freundlichkeit, Sanftmuth, Ruhe zu gewinnen, so bildeten sich endlich die alten, angenehmen Beziehungen wieder, die vor dem Besuche meiner Frau zwischen ihm und mir bestanden hatten.

Die Zeit ging einförmig, schnell dahin. Ich gewöhnte mich an das Leben, das ich führte; ja, wenn ich daran dachte, daß ich außerhalb des Gefängnisses mit meiner Frau zusammentreffen könnte, und daß ich schwerlich im Stande sein werde, in ihrer Gegenwart meine Entrüstung zu bemeistern, so sagte ich mir, daß ich wol nirgends so gut aufgehoben sein könnte als in dem stillen, freundlichen Hause, in dem ich mich befand und wo Jedermann mir freundlich und wohlwollend entgegenkam.

Monate, Jahre schwanden dahin. Die großen Festtage kamen, gingen, wiederholten sich: Ostern, Pfingsten, Weihnachten, Neujahr. Ich blieb immer in derselben Lage, blieb immer derselbe. Die Zeit hatte aufgehört, Werth für mich zu haben.

Eines Tages fiel mir ein Journal in die Hände. Das Datum war mit großen, fetten Buchstaben gedruckt, die mir in die Augen sprangen. Ich las: „den 13. October 1847.“ Es überlief mich eiskalt. Ich war am 13. October 1812 geboren; ich war also fünf und dreißig Jahre alt. — Mein Vater war gestorben, als ich acht und zwanzig Jahre alt war, und bald darauf hatte man mich meiner Freiheit beraubt. Seit sieben Jahren war ich Gefangener! — Ich ging in mein Zimmer, setzte mich in eine dunkele Ecke, kehrte den Kopf gegen die Wand und weinte bitterlich. Sieben volle, schöne Jahre hatte man mir gestohlen! Und die Räuberin, das Weib, das meinen Namen trug, lebte in Freiheit und Freuden, das Geld verprassend, das sie mir entwandt, das sie mit dem Leben meines Vaters, mit meinem ganzen irdischen Glück erkauft hatte! Unbeschreiblicher Jammer füllte meine Seele und wochenlang war ich der Verzweiflung nahe. Aber nach und nach ging der brennende Schmerz in tiefe Wehmuth über und endlich fand ich Frieden und Ruhe; — ja, mehr als das: Hoffnung und Glück!

Ich hatte, wie ich Ihnen bereits gesagt, das mir von Soden verkaufte Manuscript jahrelang mit größtem Bemühen studirt. Ich grübelte in der Einsamkeit über Das, was ich gelesen hatte, nach. — Feder und Dinte standen zu meiner Verfügung und ich fing an niederzuschreiben, was mir von den Recepten und Lehren im Gedächtniß geblieben war. Mit der Zeit wurde Alles wunderbar klar in meinem Kopfe. Jedes Wort der Abhandlungen, über die ich vor Jahren nachgedacht hatte, fiel

mir wieder ein. In wenigen Tagen war ich im Stande, die Recepte zur Bereitung des Lebenselixirs niederzuschreiben. Und während ich schrieb, offenbarte sich meinem Geiste Alles, was mir bis dahin in diesen Texten räthselhaft gewesen war.

Sie werden wissen, daß in der großen Menge der Uneingeweihten die albernsten Ansichten über die Zubereitung und Anwendung des Trankes, der dem Menschen Unsterblichkeit verleiht, in Umlauf sind. Ich beabsichtige nicht, dieselben hier zu widerlegen. Nur einen Hauptpunkt will ich kurz erörtern, weil dies zum Verständniß meiner Geschichte nothwendig ist.

Zwei Sachen sind zu beobachten, um das Lebenselixir mit Nutzen und ungestraft anwenden zu können: Kenntniß der mannichfachen, seltenen, unter ganz bestimmten, äußerst schwierigen Verhältnissen zu sammelnden und zu combinirenden Kräuter und Metalle, welche zur Zubereitung des kostbaren Trankes erforderlich sind — und sodann absolute Unterwerfung, während einer langen Reihe von Jahren, unter einer außerordentlich strengen Lebensdisciplin.

Ich hatte das Geheimniß der Zubereitung des Elixirs endlich erkannt; ich fühlte die Kraft in mir, alle Entbehrungen zu ertragen, allen Vorurtheilen zu trotzen, alle Pflichten zu erfüllen, um die Wirkung der Arznei zu einer segensreichen zu machen. Ich beschloß, meinen Aufenthalt in der Heilanstalt zu benutzen, um mir Unsterblichkeit zu geben. Was kümmerten mich sieben, oder zehn, oder zwanzig erbärmliche Jahre, die eine Elende mir geraubt hatte, wenn sich tausendjähriges Dasein, unermeßlich lang, vor mir ausdehnte!

Der Director der Anstalt ertheilte mir willig die Erlaubniß, mich mit chemischen Arbeiten und Versuchen zu beschäftigen. Er betrachtete dies als eine harmlose Zerstreuung, die mir, da ich auch im Gefängniß über verhältnißmäßig große Geldmittel verfügte, nicht verweigert werden sollte. Er bestand nur darauf, daß mir ein von ihm ernannter Famulus bei meinen Experimenten behülflich sein sollte. — Ich richtete ein kleines Laboratorium ein, in dem ich fortan von früh bis spät fleißig arbeitete. Gleichzeitig fing ich an, meine Lebensweise nach den Vorschriften zu reguliren, die in dem alten Manuscript niedergelegt und die mir nun erst in ihrer ganzen Tragweite verständlich geworden waren.

Mein Geist erweiterte sich mehr und mehr. Allnächtig im Traume erschien mir der große Weise, der mich zuerst in die Geheimnisse der Magie eingeweiht hatte und offenbarte mir neue, bis dahin von keinem Sterblichen ergründete Schätze seines göttlichen Wissens. „Du hast mir vertraut,“ sagte er; „herrlicher Lohn soll Dir werden.“ — Er wurde mir . . . Denn innerhalb der nächsten sechs Monate fand ich, was unsere ältesten Vorfahren dunkel geahnt, aber was vor mir kein Erdensohn entdeckt hatte: Das Geheimniß, nicht nur den Tod nach Belieben

fern zu halten — sondern die weit tiefere, schönere, edlere Kunst, das Leben zurückzuschrauben . . ., sich allmählich wieder zu verjüngen."

Arj Claaßen hatte die letzten Worte mit Begeisterung gesprochen; seine Augen leuchteten.

„Oh! über den kostbaren Fund! Er brachte mir Hoffnung, Glück! Nun konnte ich das Elend der Gefangenschaft ohne Murren ertragen; wußte ich doch, daß es mir gestattet sein werde, die Jahre, die ich in der Einsamkeit vertrauert hatte, wieder ungelebt zu machen. — Die große, selige Zufriedenheit, die mein Herz füllte, äußerte sich in meinem ganzen Wesen. Ich wurde der freundlichste, wohlwollendste Mensch; ich glaube sagen zu dürfen, ich wurde, im wahren Sinne des Wortes, ein liebenswürdiger Mensch. Alle, die mich umringten: der Director, mein Diener, die Kranken, und darunter viel böswillige, eigensinnige Geschöpfe, schlossen sich freundlich, zutraulich an mich an.

Und so gingen wieder Jahre dahin, viele, lange Jahre. — Der alte Director starb. Wir begruben ihn. Ein neuer kam an seine Stelle. Er schenkte mir bald dasselbe Wohlwollen, dessen ich mich unter seinem Vorgänger erfreut hatte; — und eines Tages, im Winter des Jahres 1857, brachte er mir die Kunde von dem Tode meiner Frau. Ich nahm die Nachricht mit vollständigem Gleichmuth auf und sagte nur: „Gott sei ihr gnädig!" — Aber nun, da mein böses Genie von der Oberwelt verschwunden war, dürstete mich nach Freiheit.

Ich ließ mich bei dem Director anmelden und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Ich hatte mich zu derselben sorgfältig vorbereitet; ich wußte, daß ich mich verstellen müßte, daß ich, der ich allen anderen Menschen an Weisheit so unendlich überlegen war, mir den Anschein zu geben hatte, als wisse ich davon nichts, als halte ich mich im Gegentheil für ein geistesarmes, geistesschwaches Geschöpf. Ich that dies. Es war mir ein neuer Beweis meiner Ueberlegenheit.

„Herr Director," sagte ich, „Sie kennen mich nun seit einer langen Reihe von Jahren. Bin ich ein schlechter, bin ich ein gefährlicher Mensch? Ist es möglich, ein harmloseres Leben zu führen als das, welches Sie mich hier leben sehen? — Ich weiß, daß ich vor langen Jahren, unter dem Einfluß heftiger Schmerzen, leidenschaftlichen Zornes, Handlungen begangen habe, welche es im Interesse der Gesellschaft und in meinem eigenen nothwendig machten, mich hierher zu bringen. Aber seitdem sind siebenzehn Jahre dahin gegangen! — Siebenzehn Jahre! — Ich bin nun fünf und vierzig Jahre alt. Der schönste Theil meines Lebens ist dahin. Lassen Sie mich den kurzen Rest desselben noch genießen; verurtheilen Sie mich nicht zu lebenslänglicher Gefangenschaft. Ich habe nicht verdient, so grausam bestraft zu werden. — Das einzige Wesen, dem ich hätte gefährlich werden können, meine Frau ist todt. Es lebt heute Niemand in der ganzen, großen Welt, für den ich andere Gefühle als Gefühle des

Wohlwollens hege. Geben Sie mich frei, damit ich, im Bereich meiner Kräfte, noch Gutes im Leben thun kann. — Ich bin ein wohlhabender Mann. — Sie haben arme Leute in Ihrer Anstalt. Ich verspreche Ihnen reichliche Hülfe für dieselben; ich will, daß meine Wohlthätigkeit sich zunächst an meinen alten Leidensgenossen bethätige; aber ermöglichen Sie mir, in weiteren Kreisen Gutes zu wirken. Ein Wort von Ihnen genügt, um mir meine Freiheit wiederzugeben. Sprechen Sie dies Wort aus! Seien Sie barmherzig — gerecht; erklären Sie mich für geheilt; oder, wenn Ihr Gewissen Ihnen dies nicht erlaubt, für unschädlich, harmlos. Ich bin es, Herr Director; und Sie wissen es. Haben Sie Erbarmen mit einem armen Manne, der die schönsten Jahre seines Lebens elend vertrauert und der niemals Böses gewollt hat und nicht schlecht ist."

Die Thränen standen mir in den Augen und der Director war tief gerührt.

„Ich will mein Bestes für Sie thun," sagte er.

Nach einigen Tagen wurde ich von zwei fremden Herren besucht. Ich erkannte sofort Aerzte in ihnen und war auf meiner Hut. Sie fragten mich über Vieles: über meine Studien und Beschäftigungen. — Ich gab ihnen höflichen Bescheid. Der Eine wollte mich ärgern, wie sein College dies vor zwanzig Jahren gethan hatte. Ich erkannte seine Absicht und ging nicht in die Falle. „Es ist möglich, daß ich irre," antwortete ich auf seine höhnischen Bemerkungen über meine Arbeiten; „aber mein Irrthum schadet keinem Menschen und macht mich glücklich."

Bald darauf verließen mich die beiden Herren wieder, und acht Tage später brachte mir der gute Director, mit freudestrahlendem Gesichte, die Nachricht, daß ich frei sei.

„Ich gratulire Ihnen, mein lieber Herr Claaßen," sagte er, „und ich hoffe und wünsche aufrichtig, daß Sie Ihres Lebens noch während langer Jahre recht froh werden mögen. — Sie werden sich gewissen Maßregeln zu unterwerfen haben, die Sie aber in keiner Weise behelligen werden; und ich rathe Ihnen, sich nicht dagegen zu sträuben. — Es wird gewünscht, daß Franz Braun, der Bediente, der seit Jahren zu Ihrer Verfügung gestanden hat und mit dem Sie, wenn ich nicht irre, stets zufrieden gewesen sind, auch ferner in Ihren Diensten bleibe; und ich soll Sie ersuchen, die Verwaltung Ihres Vermögens, das sich während der letzten Jahre noch um ein Bedeutendes vermehrt hat, einigen achtbaren und tüchtigen Geschäftsleuten anzuvertrauen. Sie selbst sind allen Geldangelegenheiten fremd geworden und würden nur Sorgen und Noth haben, wenn Sie sich nun plötzlich um die Administration Ihrer Capitalien bekümmern sollten. Die Herren, die Ihnen diese Arbeit abnehmen wollen, werden Ihnen soviel Geld, wie Sie nur vernünftigerweise gebrauchen können, zur Verfügung stellen. — Lassen Sie es dabei beruhen, da dies als eine der Bedingungen Ihrer Infreiheitsetzung gewünscht wird.

— Sollten Sie Rath gebrauchen, so wenden Sie sich vertrauensvoll an mich. Sie haben meine Achtung gewonnen, und ich werde stets Ihr treuer Freund bleiben."

Ich sagte zu Allem willig: „ja"; wir umarmten uns; und am nächsten Tage verließ ich, unter den Segenswünschen der Aerzte, Kranken und Wärter, die Anstalt, in der ich siebenzehn Jahre lang gelebt hatte."

V.

„Herr Claaßen," sagte ich; „es ist sehr spät geworden. Ihre Geschichte interessirt mich wirklich ungemein; aber ich habe morgen eine weite Reise vor mir, und möchte Sie nun um die Erlaubniß bitten, mich zurückziehen zu dürfen. Ich komme nicht selten nach W., wenigstens einmal jedes Jahr. Ich werde mir, bei meiner nächsten Anwesenheit hier, das Vergnügen machen, Sie aufzusuchen und Sie dann bitten, Ihre Erzählung beenden zu wollen."

Ich war aufgestanden und wollte Abschied nehmen; aber ein rührend trauriger Blick, den Claaßen auf mich warf, der Blick des Kindes, dem eine erwartete große Freude plötzlich entzogen wird, ließ mich zaudern.

„Sie wollen mich verlassen?" fragte er kleinlaut.

„Es ist spät," antwortete ich.

„Ja, es ist spät," wiederholte er zerstreut. Dann seufzte er tief und setzte hinzu: „Ich darf nicht erwarten, daß meine Geschichte Sie interessire. Was ich sage ist unwahrscheinlich. Sie hören mir wahrscheinlich zu wie Andere vor Ihnen es gethan haben: Sie glauben mir nicht ..."

„Seien Sie versichert, Herr Claaßen," unterbrach ich, „daß ich Ihre Aufrichtigkeit nicht einen Augenblick bezweifele."

Er nickte dazu traurig. „Hier ist meine Adresse," sagte er. „Ich wohne in einem Landhause, eine Viertelstunde von hier. Jeder Kutscher kennt den Weg; jedes Kind wird Ihnen die »Villa Juventa« zeigen. Es soll mich sehr freuen, Sie bei mir empfangen zu können; aber wenn Ihre Zeit Ihnen nicht erlaubt, mich aufzusuchen, so telegraphiren Sie mir einige Worte, und ich komme dann hierher, um Sie zu sehen. Ich schlafe beinah ebenso oft im »Erbprinzen« wie bei mir zu Hause. Es ist ein Bischen einsam in meiner Villa; wogegen ich hier von Zeit zu Zeit das Glück habe, eine Bekanntschaft zu machen. — Seit Jahren habe ich nicht so liebenswürdige Gesellschaft gefunden wie die Ihrige. Es ist ein wirklicher Schmerz für mich, derselben so schnell wieder entsagen zu müssen — aber ich darf nicht indiscret sein; ich will Sie nicht zurückhalten. Auf Wiedersehen! — Nicht wahr? Auf Wiedersehen!"

Er reichte mir die Hand. Es war etwas so schmerzlich Resignirtes in dem Ton seiner Stimme und in seiner Miene, daß mir der Muth

ausging, bei meinem ersten Entschlusse zu beharren. „Ich kann morgen im Wagen schlafen," sagte ich mir. „Ich will dem armen Mann den Rest meiner Nacht schenken."

„Herr Claaßen," bemerkte ich darauf laut; „es ist sehr schmeichelhaft für mich, daß Sie an meiner Gesellschaft Gefallen finden. Ich kann meine Dankbarkeit dafür nur bezeugen, indem ich Sie nun um die Erlaubniß bitte, noch einige Zeit bei Ihnen zu bleiben. — Ist Ihnen dies genehm?"

Seine Augen leuchteten auf in Freude. „Ob es mir genehm ist?" rief er. „Nichts kann mir angenehmer sein, verehrter Freund! — Halten Sie mich nicht für einen Schwätzer, der den ersten, besten Menschen, den er antrifft, zum Opfer seiner Redseligkeit macht. Nein! — Was mich zu Ihnen hinzieht, was Sie mir als Zuhörer so werthvoll macht, ist das Vertrauen, das Sie mir zu bezeugen die Güte haben. Sie können nicht ahnen, wie unendlich wohlthuend dies für einen einsamen Mann ist, an dem während eines langen, bewegten Lebens viele Menschen vorübergegangen sind, von denen ihn aber die meisten mit Ungläubigkeit, andere mit Spott und Hohn, nur wenige, sehr wenige mit einer richtigen Würdigung seiner Eigenthümlichkeiten behandelt haben. Ich bitte Sie, mir Ihre Adresse ganz genau aufgeben zu wollen. Sie sollen später von mir hören. Ich kann Ihnen vielleicht im Leben noch einmal nützlich sein."

Ich gab ihm meine Karte, auf der meine Adresse verzeichnet war. Er kniff ein Monocle in das Auge, was dem alten Mann ein eigenthümlich stutzerhaftes Aussehen gab, las die Adresse mit lauter Stimme vor, damit ich einen etwaigen Irrthum darin corrigiren möchte, und steckte die Karte sodann in eine elegante Visitenkartentasche. Darauf bot er mir eine frische Cigarre an, bat mich, durch eine freundliche Handbewegung, meinen alten Platz einzunehmen, setzte sich mir gegenüber nieder und fuhr in seiner Erzählung fort.

„Ich begab mich, von meinem treuen Diener begleitet, nach meiner Heimat und bezog dort das Haus, in dem mein Vater und meine Mutter das Zeitliche gesegnet hatten und ich geboren war. Es war seit siebenzehn Jahren unbewohnt; aber meine verstorbene Frau, die sich auf alles Geschäftliche gut verstand, hatte es von einem bejahrten Ehepaar, das schon zu Lebzeiten meiner Eltern in unserm Dienste gestanden hatte, in Stand halten lassen; und obgleich das Mobiliar nicht wenig gelitten hatte, so fand ich doch mehrere Zimmer gut genug conservirt, um mich darin, mit Hülfe meines gewandten Dieners, bequem einrichten zu können. — Auch mein Manuscript fand ich wieder, mein geliebtes Manuscript! Es war leider nicht so sorgsam gehütet worden, wie während der Jahrhunderte, wo die Nachkommen des Verfassers es aufbewahrt hatten. Das Papier war noch mehr vergilbt, die Dinte verblaßt; Motten und Wür-

mer hatten die Seiten durchfressen und stark beschädigt; aber für Jemand, der es so genau wie ich kannte, war es noch immer leserlich und von unschätzbarem Werthe.

Meine erste Sorge war, die vorzüglichsten Aufsätze und Recepte mit den Handschriften zu vergleichen, die ich im Gefängniß aus dem Gedächtniß aufgesetzt hatte. Sonderbarer Weise stimmten sie mit dem Original nicht so vollkommen überein, wie ich dies angenommen hatte. Dies beunruhigte mich jedoch nicht. Das, was ich geschrieben hatte, war so zu sagen von dem Verfasser des Manuscripts dictirt worden und besaß dieselbe Autorität wie der Inhalt des Originals; es war gewissermaßen ein Commentar, eine Vervollständigung desselben. — Ich richtete mir ein Laboratorium ein, weit vollständiger als das, was ich früher besessen hatte, und machte mich sodann ohne Säumen an die Zubereitung des von mir entdeckten Verjüngungstrankes. — Ich lebte nun bereits seit fünf und vierzig Jahren; zwar fühlte ich noch nichts von den Gebrechen des Alters; aber ich bemerkte doch, daß mein Körper sowol wie mein Geist die Elasticität und Frische der Blüthe der Jugend eingebüßt hatten, und ich wollte je eher je lieber anfangen, wieder jünger zu werden. — Nach sechsmonatlicher Arbeit gelang es mir, das unschätzbare Getränk zu bereiten."

Er hielt inne und sah mich argwöhnisch an. Ich rührte mich nicht.

„Ich würde Ihnen gern von dem Elixir schenken" — erklärte er ruhig; „aber Ihnen könnte es nichts nützen. Mir allein kann es frommen. Eine der Bedingungen, unter denen der Trank mit Erfolg gebraucht werden kann, ist, daß er von demselben Menschen, der ihn anwenden will, entdeckt und destillirt worden sei. Wäre dies nicht der Fall, so würde alle Welt wissen, was ich weiß; — denn ich bin kein Egoist. Unglücklicher Weise für die arme leidende Menschheit kann ich allein Vortheil aus meiner Entdeckung ziehen."

„Ich verstehe," sagte ich.

Er nickte mir freundlich zu und fuhr fort:

„Ich machte aus meiner Beschäftigung kein Geheimniß. Das war mir nicht geboten. — Meine Familie war in K. sehr bekannt gewesen; ich fand dort einige entfernte Verwandte, und es bildete sich bald ein Kreis wohlwollender Freunde um mich. Diesen erzählte ich bereitwillig, was Sie nun von mir erfahren haben. — Ich sah wol, daß ich nirgends Glauben fand; aber das kümmerte mich wenig. Das positive Wissen von dem Dasein der mir innewohnenden außerordentlichen Weisheit genügte mir, um mich glücklich zu machen.

Am 13. October 1858, nachdem ich meinen 46. Geburtstag gefeiert hatte, begann ich meine Kur. Ich bemerkte mit Befriedigung, daß ich mich mit jedem Tage um einen Tag verjüngte; und am 13. October des nächsten Jahres konnte ich zu meiner unbeschreiblichen Freude meinen 45. Geburtstag feiern.

Jahr auf Jahr schrieb ich fortan von meinem Leben ab. Neue Jugend, neue Kraft zogen mit jedem Tage in mein Wesen ein und erfüllten mich mit, von Sterblichen nicht zu ahnender, Wonne.

Im Winter des Jahres 1861 machte ich in meiner Vaterstadt die Bekanntschaft eines jungen Mädchens von fünfzehn Jahren. Es war das lieblichste Geschöpf, das die Einbildung erdenken kann: frisch, heiter, lebenslustig, bildhübsch und so klug, daß sie bei Vielen für vorwitzig galt. Sie war die Tochter eines meiner Schulkameraden, und ich kam häufig in das Haus ihrer Eltern. — Sie hatte bis vor Kurzem bei einer alten kinderlosen Tante gelebt, von der sie adoptirt worden war. Nach dem Tode dieser Verwandten, die ihr ein kleines Vermögen hinterlassen hatte, war sie in das Haus ihrer Eltern zurückgekehrt. Ich erkor sie zu meinem Liebling und benutzte jede Gelegenheit, um ihr eine Freude zu machen. Ich hatte die Genugthuung, zu sehen, daß sie sich dafür in kindlicher Dankbarkeit und Hingebung an mich anschloß.

Eines Tages, als ich in dem heimischen Wohnzimmer ihrer Eltern neben ihr saß, sagte sie plötzlich:

„Herr Claaßen, ist es wahr, daß Sie ein Mittel erfunden haben, wieder jung zu werden, und daß Sie damit beschäftigt sind, sich wieder jung zu machen?"

„Helene!" rief die Mutter verweisend.

„Lassen Sie das Kind sprechen," sagte ich. Dann wandte ich mich an sie und antwortete auf ihre Frage: „Ja, ich besitze dies Mittel; aber weshalb fragen Sie danach?"

Sie lächelte schelmisch und dann antwortete sie mir: „Ich habe, seitdem ich hier bin, viel über meine Zukunft nachgedacht. Ich werde mich natürlich eines Tages verheirathen. Nun gefällt mir aber von den jungen Leuten, die ich sehe, Keiner halb so gut wie Sie. — Wie alt sind Sie, Herr Claaßen?"

„Ich bin vor neun und vierzig Jahren geboren," antwortete ich, „und bin zwei und vierzig Jahre alt."

„Das paßt herrlich," fuhr sie fort. „Nun werden Sie noch sieben Jahre jünger; dann sind Sie fünf und dreißig und ich zwei und zwanzig Jahre alt; und dann nehmen Sie mich zu Ihrer Frau."

„Helene, Helene!" rief die Mutter wieder.

Aber ich stand auf und sagte sehr bestimmt: „Ich bitte ganz gehorsamst, meine verehrte Freundin, Ihre Tochter sprechen zu lassen; es sei denn, daß das, was sie sagt, mit Ihren Wünschen und Ansichten in Widerspruch stehe."

Die Dame wurde verlegen und entgegnete: „Helene ist ein unartiges Kind;" aber ich wandte mich nun an das junge Mädchen und fragte, ob sie im Ernst gesprochen habe.

Sie blickte lächelnd, etwas scheu, nach ihrer Mutter, und dann ant-

wortete sie mir zutraulich: „Wenn Sie fünf und dreißig Jahre alt sind, und ich zwei und zwanzig bin, dann verheirathen wir uns, Herr Claaßen. Das ist abgemacht."

Darauf nahm ich ihre Hand und sagte feierlich: „So betrachte ich Sie als meine Braut." Dann näherte ich mich der Mutter wieder und setzte hinzu: „Mit Ihrer Bewilligung, hochverehrte Freundin." Sie ließ meine Frage unbeantwortet; aber sie wies meinen Antrag nicht zurück. Ihre Worte waren: „Sieben Jahre ist eine lange Frist. Wir wollen später wieder von der Sache reden."

Am nächsten Tage sagte mir Helene: „Mama hat mich gestern ausgescholten. Sie meint, es schicke sich nicht für ein großes Mädchen wie ich, so zu sprechen, wie ich gethan habe. Wir müssen die Sache vorläufig ruhen lassen; aber es bleibt bei unserer Verabredung, Herr Claaßen."

Vier Jahre gingen dahin. Ich sah Helene zur schönsten Jungfrau heranreifen. Sie war neunzehn Jahre alt. Seit einiger Zeit war sie außerordentlich still und zurückhaltend geworden. Zwar hatte sie noch immer ein freundliches, gutes Lächeln für mich, wenn sie mich erblickte; aber sie vermied, mit mir allein zu sein; und vertrauliche Unterredungen, die früher so häufig zwischen uns gewesen waren, fanden nicht mehr statt.

Was war vorgefallen? Ich zerbrach mir den Kopf darüber und war sehr unglücklich. — Und da, eines Tages theilte mir Helenens Vater in dürren, kalten Worten mit, als ginge mich die Sache gar nichts an, daß sich seine Tochter verlobt habe und sich in wenigen Monaten, im nächsten Frühjahr, verheirathen werde.

Ich stand sprachlos, grenzenlos verwirrt; — aber ich blieb ruhig. Mit keiner Miene, mit keinem Worte verrieth ich, was ich litt.

Ich ging nach Hause und verbarg mich in meinem Zimmer und weinte. — Mein elendes Leben zog vor meiner verdüsterten Seele vorüber: der Tod meiner Eltern, der einzigen Wesen, die mich geliebt; meine kurze, unglückliche Ehe; meine lange Gefangenschaft. Ich fragte mich, ob es sich der Mühe verlohne, noch einmal jung zu werden, nachdem mein eigenes Leben Zeugniß davon ablegte, wie wenig Freude die Jugend eines Menschen enthalten kann. Ich war nahe daran zu verzweifeln. War es nicht rathsamer, mir den Tod zu geben, als ein Leben zu fristen, das mir keine Freude mehr versprach? — Glücklicherweise fiel mein Blick auf das Manuscript, das auf dem Arbeitstische lag. Seltsam beredt glänzten mir die alten, verblichenen Buchstaben entgegen. — Die göttliche Weisheit, die sie mich gelehrt hatten, füllte mein Herz wieder mit der Ruhe, der die Unsterblichen allein sich erfreuen können. — Was war der Kummer eines Augenblicks für ein Wesen, das der Zeit gebieten konnte für ihn still zu stehen oder gar zurückzuweichen? Ich lächelte ob der Schwäche, die mich übermannt hatte und fühlte mich stärker, mächtiger, weiser als je zuvor.

Aber meine Heimatsstadt hatte ihren Reiz für mich verloren. Ich zürnte Helene nicht; sie war meines Zornes nicht würdig; aber ich wollte nicht wieder mit ihr zusammentreffen. Drei Tage nachdem ich die Nachricht von ihrer Verlobung empfangen hatte, verließ ich K. für immer."

Herr Claaßen hielt einen Augenblick inne, wie um sich zu sammeln. Als er bemerkte, daß ich mit müden Augen nach der Uhr blickte, sagte er:

„Haben Sie nur noch wenige Minuten Geduld: meine Geschichte ist beendet."

Dann sprach er schnell weiter, als fürchte er, meine Aufmerksamkeit möge vor dem Schluß seiner Erzählung ermatten:

„Seit zwei Jahren lebe ich in großer Zurückgezogenheit in der Nähe von W. Ich habe meine Studien ungestört fortsetzen können und neue, herrliche Entdeckungen gemacht. In Folge dessen habe ich einen Entschluß gefaßt, der für mich von der allergrößten Wichtigkeit ist. — Es ist mir gelungen, den von mir zubereiteten Trank in einer Weise zu condensiren, der seine Kraft verzwanzigfacht. Ich habe ihn in dieser neuen Form noch nicht anwenden können, weil ich, um dies mit Erfolg zu thun, gewisse günstige Sternconstellationen abwarten muß. Aber im nächsten Jahre darf ich das starke Getränk, das jeden andern als mich tödten würde, ungestraft einnehmen. — Ich werde dies thun . . denn . . meine Absicht ist . . ."

Er stand auf, beugte sich zu mir herüber und sagte flüsternd, langsam, jedes Wort bedeutsam betonend:

„Meine Absicht ist, mein Leben in kürzest möglicher Frist bis zu meiner Geburt zurückzudrängen."

Er sah mich lange an, und fuhr dann mit leiser Stimme traurig fort:

„Ich habe mir klar gemacht, daß meine jetzige Existenz unter allen Verhältnissen eine elende bleiben werde. Die entsetzlichen Erfahrungen, die ich gemacht, die trüben Erinnerungen, die sich nicht aus meinem Geiste verscheuchen lassen, würden mir, so lange ich den alten Menschen mit mir herumtrage, jede Freude vergiften. Ich kann, so lange ich mein jetziges Leben lebe, nicht ungeschehen machen, daß man mich siebenzehn volle, lange Jahre im Gefängniß hat schmachten lassen; daß ich, wie selten ein Mensch, betrogen, gemißhandelt worden bin. Alles dies muß aus meinem Dasein herausgenommen werden, wenn ich wieder ruhig und glücklich werden soll, und deshalb . . ."

Er nahm jetzt wieder den feierlichen Ton an, in dem er mir die Mittheilung gemacht hatte, daß er sein Leben bis auf seine Geburt zurückzudrängen beabsichtige:

„. . . Deshalb will ich zur Wiege zurückkehren, um als Neugeborener, oder vielmehr als Wiedergeborener ein neues Leben von Anfang an beginnen zu können."

Er richtete sich, nachdem er dies gesagt hatte, empor und sah mich unruhig an.

„Glauben Sie, daß mir dies gelingen wird?“ fragte er. „Oder werden Sie meiner nun auch spotten, wie Andere es gethan haben, die ich, wie Sie, in mein Vertrauen gezogen hatte?“

„Nein, Herr Claaßen,“ antwortete ich. „Seien Sie versichert, daß ich Ihrer nicht spotte und niemals spotten werde. Ich wünsche, daß Ihnen Ihre, in der That höchst eigenthümlichen, Experimente gelingen mögen.“

Er war so gerührt über diese Worte, die ich, mit aufrichtigem Mitleiden, ruhig und ernst gesprochen hatte, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

„Ich werde Ihnen nie vergessen, daß Sie nicht an mir gezweifelt haben,“ sagte er. „Sie geben mir neuen Muth. Ich bin Ihr Freund für Ihr ganzes Leben. Vergessen Sie mich nicht. Ich werde oft an Sie denken.“

Ich war nun ebenfalls aufgestanden und reichte ihm die Hand zum Abschied. Er nahm sie zwischen seine beiden Hände, drückte sie herzhaft und sagte:

„Auf Wiedersehen, mein lieber, werther Freund! Dank für den mir geschenkten Glauben. Ich wünsche, Ihnen noch einmal beweisen zu können, daß ich Ihre Güte anerkenne. Ich hoffe, daß mir dies gelingen wird. Vergessen Sie meine Adresse nicht: Arj Claaßen, Villa Juventa, bei W. — Auf Wiedersehen!“

VI.

Im Laufe des nächsten Jahres empfing ich verschiedene, lange, leidlich confuse Briefe von meinem neuen Freunde. Ich schien durch die Aufmerksamkeit, die ich ihm geschenkt hatte, sein Herz gewonnen zu haben, denn er versicherte mich ein über das andere Mal seiner Dankbarkeit und Freundschaft und bat mich in jedem Briefe, ich möchte, wenn mein Weg mich nach W. führen sollte, nicht verfehlen, ihm einen, wenn auch nur kurzen Besuch zu machen. — Ich konnte diesem Wunsche erst im nächsten Jahre, zur Weihnachtszeit Folge leisten.

Ich fand, daß Herr Claaßen während der vierzehn Monate, wo ich ihn nicht gesehen, sehr gealtert hatte. Da mir das Datum seiner Geburt bekannt war, so konnte ich mit Leichtigkeit ausrechnen, daß er kaum sechszig Jahre alt sei. Er sah wie ein Achtziger aus: abgemagert, schwach, hülflos — und dies machte einen betrübenden und gleichzeitig auch einen komischen Eindruck, da sein Anzug und ganzes Wesen mit seinem hinfälligen Körper in grotesker Weise in Widerspruch standen. — Er war wie ein Schüler angezogen. — Etwas Kläglicheres und Lächerlicheres als die dünnen Beinchen, die in Kniehosen und langen bunten Strümpfen staken, kann man sich kaum vorstellen. Ein breiter,

weiter Hemdenkragen, der, blendend weiß, über dem Kragen eines kurzen Jäckchens gefaltet war, und unter dem er ein buntes, seidenes Halstuch in losem Schifferknoten gebunden hatte, ließ seinen magern, sehnigen Hals — den Hals eines gerupften Huhnes — und sein gelbes, verschrumpftes Gesicht grauenhaft alt erscheinen.

Er begrüßte mich mit lautem, kindischem Jubel, versuchte vor mir herzuhüpfen, wobei er schwerfällig stolperte und, ohne den Beistand des Dieners, der sich ruhig und aufmerksam an seiner Seite hielt, gefallen sein würde, und führte mich in sein Wohnzimmer. Es war mit Spielzeug, wie zehnjährige Knaben es lieben, angefüllt. — Dann begleitete er mich in sein Laboratorium, in dem ich einen jungen, blassen, stillen Mann fand, den er mir als seinen Famulus vorstellte; und endlich mußte ich ihm in sein Studirzimmer folgen, um das „kostbare" Manuscript, dem er all' seine Weisheit verdankte, in Augenschein zu nehmen. Er streichelte es sanft mit der Hand, als wäre es ein lebendes Wesen, und wies mit dem Finger auf einen Satz, der auf der ersten Seite verzeichnet stand: „Est sal Sophorum, sine quo, quicumque operatur, est sicut Sagittarius, qui sine chorda sagittat." — Das Manuscript sah alt und ehrwürdig genug aus, und, selbst wenn ich berücksichtigte, daß Herr Claaßen es nun bereits seit langen Jahren besaß und benutzte, mußte ich gestehen, daß derjenige, der es verfertigt, sich auf Fälschung alter Handschriften vortrefflich verstanden hatte.

Als wir uns zu Tische setzten, band der Diener Herrn Claaßen eine große Serviette um den Hals. Sie war wohl angebracht, denn die zitternden Hände des alten Mannes konnten die Speisen nur ungeschickt zum Munde führen, und das weiße Tuch war bald arg befleckt. — Er machte mich mit einer gewissen Befriedigung auf diesen Umstand aufmerksam.

Während der Mahlzeit erzählte er mir, daß er nun seit drei Monaten den von ihm gebrauten Verjüngungstrank in Form des stärksten Extractes einnehme und bereits, wie ich selbst bemerkt haben werde, mit dieser neuen Methode die wunderbarsten Resultate erzielt habe.

„Sie werden es kaum glauben," sagte er; „aber ich versichere Sie, daß es mir gelungen ist, mich in den letzten drei Monaten um nah' an fünf und zwanzig Jahre zu verjüngen. Meine alten Geburtstage folgen jetzt mit solcher Geschwindigkeit einer auf den andern, daß ich aufgegeben habe, sie zu feiern. Gestern bin ich elf Jahre alt geworden. — Gratuliren Sie mir nicht, werther Herr! Sie würden mir in wenigen Tagen bereits neue Glückwünsche zu meinem zehnten Geburtstage darzubringen haben. — Aber um Eins möchte ich Sie inständigst bitten: Wollen Sie die Güte haben, eine Einladung zu meinem allerletzten, oder vielmehr allerersten Geburtstage anzunehmen? . . . Mein Leben wird nunmehr nämlich folgenden Verlauf nehmen: ich werde in verhältnißmäßig kurzer

Zeit vom zehnten bis ersten Jahre jung werden. Im letzten, ersten Jahre meines alten Lebens, werde ich natürlicher Weise alle Eigenthümlichkeiten eines Kindes haben, weder gehen, noch sprechen, noch verstehen können. Ich habe Vorrichtungen getroffen, um den Trank sodann in dermaßen concentrirter Form administrirt zu bekommen, daß ich dies besinnungslose Jahr in wenigen Minuten durchfliegen muß. Während dieser kurzen, aber für den Philosophen wichtigsten Periode, möchte ich Sie an meiner Seite wissen, um später, nach meiner Wiedergeburt — denn in demselben Augenblick, wo mein altes Leben auf Nichts reducirt ist, fange ich mein neues Leben an — aus Ihrem Munde erfahren zu können, in welcher Weise die Arznei, währenddem mein Geist schlummerte, gewirkt hat. Ich werde um diese Aufklärung in nicht zu langer Frist bitten, denn ich habe Alles berücksichtigt, auch den Umstand, daß ich als quasi neugeborenes Kind unter gewöhnlichen Umständen jahrelang unfähig sein würde, das, was ich von Ihnen zu erfahren wünsche, zu erfassen. — Für einen Mann, der das Geheimniß, sich in kurzer Zeit zu verjüngen, erforscht hat, konnte die Kunst, schnell zu altern, nicht schwer zu erlernen sein. Ich habe mir dieselbe ohne Mühe angeeignet, und in meinem Laboratorium befinden sich verschiedene, sorgfältigst etiquettirte Fiolen, sämmtliche Elixire enthaltend, die mir nach meiner Wiedergeburt, während der Periode kindlicher Unzurechnungsfähigkeit, eingegeben werden sollen. — Um der Ausführung meiner Bestimmungen stricten Gehorsam zu sichern, habe ich ein notariell beglaubigtes Schriftstück aufgesetzt, von dem ich meinem Diener und meinem Famulus Kenntniß gegeben habe, und welches einem Jeden von ihnen die Summe von zehntausend Thalern sichert, die ihnen an dem Tage, an dem ich meinen achtzehnten Wiedergeburtstag feiere, ausgezahlt werden soll. — Braun und der Famulus sind Leute, die am Gelde hängen, für die zehntausend Thaler eine große Summe ist; und ich bin deshalb ganz sicher, daß sie den von mir getroffenen Dispositionen getreulich Folge leisten werden. — Aber das ist Alles, was ich von ihnen erwarten darf. Es fehlt den Leuten die Bildung, das Urtheil, um den nunmehr nahe bevorstehenden Uebergang aus meinem alten in das neue Leben beobachten und mir darüber seiner Zeit einen wissenschaftlichen, zuverlässigen Bericht erstatten zu können. — Ich habe Sie auserkoren, dies zu thun; denn da ich meiner Identität nicht auf einen Augenblick entsage, so ist es für mich von größter Wichtigkeit, später aus Ihren Mittheilungen erfahren und würdigen zu können, wie sich mein Körper und Geist während der, in der Geschichte der Menschheit einzig dastehenden Passage aus einem alten in ein neues irdisches Leben verhalten haben. — Nach den Berechnungen, die ich mit größter Sorgfalt gemacht und controlirt habe, kann ich mit absoluter Gewißheit behaupten, daß ich, genau sechs Monate nach dem Abschluß meines alten Lebens, meinen achtzehnten Wiedergeburtstag feiern werde. Von diesem Augen=

blick ab entsage ich dem Alterungstranke, um während einer gewissen Reihe von Jahren ein Alltagsleben zu führen; aber an diesem Tage möchte ich Sie wiedersehen, um Ihren Bericht über die geheimnißvollste und interessanteste Phase in meinem Dasein empfangen zu können. — Verehrter, lieber Freund, der einzige, den ich noch auf der Welt habe, wollen Sie mir versprechen, zu mir zu eilen, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich auf dem Punkte stehe, mit meinem alten Leben abzuschließen?"

Er sah mich flehend an. Ich wollte bereits „ja" sagen, ohne in meinem Geiste diesem Versprechen große Wichtigkeit beizulegen; aber Arj Claaßen war, wie er sich selbst gerühmt hatte, ein kluger Mann, der Mittel und Wege besaß, vieles von dem, was er wünschte, zu erreichen, und den man nicht leicht täuschen konnte.

„Wenn Sie mir Das, worum ich Sie inständigst bitte, versprechen wollen," fuhr er fort, „so müssen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, Ihr Versprechen auch getreulich zu halten. Nur unter dieser Bedingung kann ich den bevorstehenden großen Ereignissen ruhig entgegen sehen."

Nun wurde mir die Sache doch etwas bedenklich. — Ich war ein sehr beschäftigter Mann; mein gewöhnlicher Wohnsitz war weit von W. entfernt. Ich zauderte, feierlich zu versprechen, Herrn Claaßen's Ruf unbedingt Folge zu leisten. Er durchschaute, was in meinem Geiste vorging.

„Lieber, werther Freund," sagte er, und seine Stimme hatte etwas unbeschreiblich Rührendes, und sein altes, elendes Gesicht einen Ausdruck verzweifelter Hülflosigkeit; „schlagen Sie mir nicht ab, worum ich Sie bitte. — Wenn Sie wüßten, was ich in diesem Augenblick, was ich seit Monaten leide! Oh! es hält schwer, ein Leben in seinem natürlichen Gange zu hemmen, es zusammenzupressen, zu zwingen sich umzukehren, zurückzugehen. Die ganze Natur, alles Menschliche in mir empört sich gegen diesen unerhörten Zwang und kämpft mit furchtbarer Gewalt dagegen. Es frißt und brennt in meinen Eingeweiden, in meinem Herzen, in meinem Hirn wie höllisches Feuer. Ich leide Unsägliches. Aber sehen Sie: ich klage nicht ... ich kann noch lächeln ... Ich weiß ja, warum ich leide, daß ich mit den Qualen, die ich erdulde, ein neues, schönes, schmerzenfreies Leben erkaufe. — Verbittern Sie mir die letzten Augenblicke meines Daseins im alten Leben nicht noch mehr! Sie können mir während derselben göttliche Ruhe geben, wenn Sie mir versprechen, meine Bitte zu erfüllen. Thun Sie es; oh! thun Sie es! Ich will es Ihnen vergelten — oder thun Sie es, ohne Hoffnung auf Belohnung, weil es eine gute, barmherzige That ist."

Es war mir unmöglich, diesem Flehen zu widerstehen. „Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Claaßen," sagte ich feierlich, „daß ich, sobald Sie mich rufen, zu Ihnen eilen werde."

Darauf ergriff er meine Hand und sagte einfach: „Ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht. Sie sind mein Freund. Ich danke Ihnen."

Ehe ich die Villa Juventa verließ, nahm ich den alten Diener bei Seite.

„Es scheint mir sehr schlecht mit Ihrem Herrn zu gehen," sagte ich. „Er hat mir von einem starken Trank gesprochen, den er selbst zubereitet habe und einnehme. Der Unglückliche hat sich doch nicht etwa vergiftet?"

Der Diener schüttelte das Haupt und antwortete ruhig: „Nein, er hat sich nicht vergiftet; aber es geht in der That schnell zu Ende mit ihm. Das Getränk, das er in seinem Laboratorium braut, ist unschädlich. Der Herr, den Sie vorhin dort gesehen haben, ist ein gelernter Apotheker, der Herrn Claaßen anstatt der tödtlichen Gifte, die er zu destilliren und einzunehmen glaubt, harmlose Essenzen und Oele gibt, zu denen gewöhnlich noch beruhigende Tropfen gemischt werden, die der Doctor verschrieben hat. Aber seine Kräfte sind nun aufgezehrt; sein armes Gehirn, das seit dreißig Jahren nie geruht, hat sich endlich zu Tode gearbeitet. Ich gebe Herrn Claaßen keine vierzehn Tage mehr zu leben. Es thut mir leid um ihn. Ich bin seit nahe an vierzig Jahren Krankenwärter und stehe seit über zwanzig Jahren in Herrn Claaßen's Diensten. Ich habe viel Irrsinnige gesehen: der bösesten und gefährlichsten, sowie der harmlosesten Art. Aber unter den vielen Kranken, die ich gekannt und gepflegt habe, ist nicht Einer gewesen, der Herrn Claaßen an Herzensgüte gleich kam. Seit den langen Jahren, wo er mir anvertraut ist, habe ich ihn nur ein einziges Mal wild gesehen. Ich hätte es bereits vergessen, wenn er mich nicht von Zeit zu Zeit daran erinnerte; denn er hat ein Gedächtniß, wie wenig Menschen in seinem Alter; und für viele kleine Dienste, die ich ihm im Laufe unseres langen Zusammenseins habe leisten können, ist er mir heute noch so dankbar, als wäre ich ihm gestern gefällig gewesen. Ich werde nie einen so guten Herrn wie ihn wiederbekommen, und es thut mir in tiefster Seele leid, ihn zu verlieren."

Braun mochte wirklich gerührt sein; aber in seinem versteinerten Gesichte zeigte sich nicht die geringste Bewegung. Der Mann, der sich während seines ganzen Lebens daran gewöhnt hatte, Wahnsinn und Elend mit äußerem Gleichmuth zu betrachten, hatte vielleicht die Facultät verloren, das, was in ihm vorging, auf seinem Gesichte zeigen zu können.

In den ersten Tagen des Monat Januar, zwei Wochen ungefähr nachdem ich Herrn Claaßen meinen Besuch abgestattet hatte, empfing ich, als ich bereits wieder nach meinem gewöhnlichen Wohnsitz zurückgekehrt war, eine Depesche aus W., die „Franz Braun, Diener des Herrn Arj Claaßen", unterschrieben war und folgendermaßen lautete:

„Herr Claaßen verlangt nach Ihnen. Wenn Sie ihn noch lebend sehen wollen, so empfehle ich an, sofort zu kommen."

Ich erinnerte mich des feierlichen Versprechens, das ich dem kranken Manne gegeben hatte, reiste noch am selben Abend nach W. ab, und kam am nächsten Tage, im Laufe des Vormittags, dort an.

Braun, dem ich telegraphirt hatte, empfing mich an der Eisenbahn. Die erste Frage, die ich an ihn richtete, war, ob sein Herr noch am Leben sei.

„Er lebt noch," antwortete mir Braun, „aber ich glaube schwerlich, daß er den heutigen Abend noch sehen wird."

„Wie befindet er sich?" fragte ich weiter.

„Die Schmerzen haben seit gestern nachgelassen," war die Antwort. „Er ist ruhiger geworden und bei vollständiger Besinnung. Er hat während der letzten Stunden oft nach Ihnen gefragt. — Sie haben ein gutes Werk gethan, zu kommen."

Als ich in das Krankenzimmer trat, in dem die Vorhänge niedergelassen waren und ein stilles Halbdunkel herrschte, erblickte ich Herrn Claaßen, bis zur Unkenntlichkeit abgemagert, auf dem Bette liegend. Sein Kopf war nicht größer als der eines Kindes; und die dünnen, blut- und fleischlosen Hände glichen denen einer alten, vertrockneten Mumie. — Er öffnete die, in dem kleinen Gesichte übernatürlich groß scheinenden Augen, und helle Freude erglänzte darin, als er mich erkannte. Er lenkte das Gespräch sofort auf das alte wahnsinnige Thema, das ich nun schon so gut kannte. Es war unheimlich, den Sterbenden immer und immer wieder von seiner Geburt reden zu hören. Dabei machte er Bemerkungen, über die ich gelächelt haben würde, wenn der Tod dem Leidensbilde, das ich vor mir sah, nicht bereits seinen unverkennbaren, grausig heiligen Stempel aufgedrückt hätte.

„Ein ohnmächtiges Kind bin ich, das nur noch lallen kann," sagte er mit dünner, klangloser Stimme.

Er war so schwach, daß er jedes Wort nur mit größter Anstrengung hervorbringen konnte. — Von Zeit zu Zeit verließen ihn auch die letzten Kräfte. Dann lag er mit geschlossenen Augen, laut, beklommen athmend da. Bei jedem Athemzuge glaubte ich, es würde der letzte sein und oftmals richtete ich einen ängstlich fragenden Blick auf den Diener, der unbeweglich neben mir stand und den Sterbenden beobachtete.

Plötzlich zuckte es schmerzlich über das Gesicht des Kranken. Er ächzte laut und fuhr mit der Hand nach der Brust.

„Wo leiden Sie?" fragte ich, in der Hoffnung, ihm irgend welche Linderung verschaffen zu können.

Sein Gehirn blieb bis zum letzten Augenblicke logisch in dem Wahnsinn, von dem es seit Jahren besessen war.

„Die ersten Wehen der Wiedergeburt," stöhnte er.

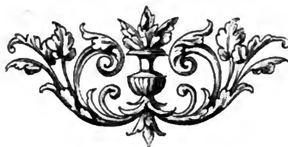
Nach einer schrecklichen Weile wurde er allmählich ruhig; der Ausdruck des Schmerzes verschwand von seinem Gesichte. Er öffnete die tiefen Augen und sah mich freundlich an.

„Sie sind überstanden," flüsterte er.

Dann lag er lange Zeit, friedlich lächelnd, still da. Darauf hörte

ich ein unverständliches Murmeln, das endlich in leise gehauchte, abgebrochene Worte überging: — „Nacht ... Dunkle Nacht ... Vergessen." — Eine lange, schwere Pause. — Auf einmal riß er die todtmüden Augen weit auf und sagte mit fester Stimme: „Und aus der Nacht .. dem Vergessen .. erwache ich zu neuem Leben. Jubente Deo lux apparebit!"

Es war mir, als würde ein feiner, feuchter Nebelschleier, hinter dem die harten, eckigen Züge weicher, sanfter erschienen, von einer unsichtbaren Hand über das erstarrende Gesicht gezogen; die Augen verloren ihren Glanz, erloschen; die Lider senkten sich langsam, schlaff darüber. — Der schwache, elende Körper rang noch eine Stunde lang mit dem Tode. Ich sah und fühlte, wie dieser langsam, sicher, unbarmherzig siegte. Die Hände erkalteten; das Athmen wurde kürzer, leiser; — es zuckte noch um die Augen, um den Mund; — auch diese Bewegungen wurden seltener, schwächer. Ich wartete mit peinlicher Beklemmung auf ihre Wiederkehr. Die Pausen wurden immer länger und immer länger... und plötzlich fuhr ich erschreckt in die Höhe. Es war mir, als wäre ich eingeschlafen, und Jemand habe mich unwirsch geweckt. — Arj Claaßen war todt.





Joseph Victor von Scheffel.

Von

Karl Bartsch.

— Heidelberg. —

Als im Februar des Jahres 1876 Scheffels fünfzigjähriger Geburtstag gefeiert wurde, da mußten sich demjenigen, der davon las oder selbst etwas davon mitmachte, mancherlei Betrachtungen aufdrängen. Es war das erste Mal, daß ein Dichter bei solchem Anlaß auf solche Weise geehrt wurde. Von selbst sucht das Auge nach Vergleichungspunkten. Das hundertjährige Jubiläum Goethes war weit davon entfernt, auch nur in den Kreisen der Gebildeten allgemein gefeiert zu werden. Anders stand es mit der Schillerfeier im Jahre 1859. Sie war wirklich eine allgemeine und legte beredtes Zeugniß ab von der Liebe, mit welcher das deutsche Volk in allen seinen Schichten an seinem Lieblingsdichter hängt. Unverkennbar ist es, daß die Begeisterung eine politische Färbung trug. Es war eine Zeit, auf die Deutschland nicht stolz sein darf: eine Periode politischer Schwäche, eine Zeit des Hoffens und Hinaussehnens aus diesen Zuständen. Daß damals das Jubelfest des Sängers der Freiheit, der in seinem Tell wie ein letztes Vermächtniß das „Seid einig, einig, einig" seinem Volke zugerufen, der Ausdruck dieser freiheitlichen Bestrebungen wurde, begreift sich leicht.

Die beiden großen Dichter, denen diese Feiern galten, weilten nicht mehr unter den Lebenden. Doch ist dem lebenden Goethe auch schon in seiner Vaterstadt eine Huldigung dargebracht worden, aber allerdings erst bei seinem siebzigsten Geburtstage (1819). Scheffel ist der erste Dichter, dem bei zurückgelegtem fünfzigsten Lebensjahre eine allgemeine Ovation bereitet wurde. Vor allem in seiner engern Heimat, wo selbst der Landesherr sich an dem Festcommers betheiligte, aber auch in weiter Ferne, in Wien und anderwärts. Auszeichnungen durch Orden, durch die Erhebung

in den erblichen Adelsstand, Begrüßungen der hervorragendsten Männer Deutschlands, wie des Fürsten Bismarck, verliehen dem Festtage einen glänzenden Schmuck. Festgaben jeder Art strömten dem Dichter zu und füllten alle Räume seiner Wohnung. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, daran zu erinnern, daß Goethe im Jahre 1809 nicht mehr als zwei Orden besaß; er war Ritter des kaiserlich russischen St. Annenordens und der kaiserlich französischen Ehrenlegion. Und das war Goethe, damals auf der Höhe seines Ruhms, im sechzigsten Lebensjahre, und zudem seit Jahren Weimarischer Minister. Denkt man an die ordengeschmückte Brust unserer heutigen dichterischen Berühmtheiten, so wird das „tempora mutantur“ einem recht lebendig und anschaulich. Bei der Adelsverleihung darf man in der Seele des Dichters selbst mit seinen eigenen Worten sagen:

Wen die Kunst geadelt, dem ist
Solcher Schmuck unnützes Beiwerk.

Wenige Monate nach Scheffel feierte Anastasius Grün seinen siebzigsten Geburtstag, den letzten, den zu erleben ihm beschieden war. Auch ihm wurden Huldigungen aller Art zu Theil, die über Oesterreichs Grenzen hinaus sich erstreckten.*) Der Grünfeier fehlte jedoch, namentlich im Heimatlande des Dichters selbst, nicht der politische Beigeschmack; es galt nicht nur den bedeutenden Dichter zu feiern, sondern auch den politischen Dichter, den wackeren Kämpfer für Freiheit und liberale Ideen auf der Rednerbühne, wie im Poetenstübchen. Nichts von solcher politischer Färbung bei dem Scheffeljubiläum; hier war es die reine Liebe und Begeisterung für den populären Dichter, die in Tausenden von Zeugnissen sich kundgab.

Einen Dichter, der sich schlichten Sinn bewahrt hat — und wir halten Scheffel für einen solchen —, den nicht krankhaftes Selbstgefühl über sich selbst verblendet, kann und darf bei solchen Auszeichnungen, im Hinblick auf unsere größten Dichter, wol das Gefühl beschleichen: Es ist zu viel! Wir andern aber dürfen und sollen uns dessen freuen, daß nun auch Zeiten gekommen sind, wo der Lebende geehrt wird, wo man den Ausdruck der Anerkennung nicht erst der Nachwelt und der Säcularfeier überläßt. Fragen wir uns, wer die erste Anregung zu einer Scheffelfeier gegeben hat, so ist es unzweifelhaft die akademische Jugend, sind es die studentischen Kreise gewesen, die ihrem langjährigen Lieblingsdichter ihre Zuneigung bezeugen wollten. Jugendliche Begeisterung und Enthusiasmus aber reißen hin, gerade weil sie so selbstlos sind, und rasch wurde in allen Lebensständen und Kreisen der Wunsch lebendig, an der Feier sich zu betheiligen.

*) Die beiden Dichter haben nachher freundliche Grüße getauscht. Scheffel schickte Grün die Photographie des Zimmers, in welchem sämmtliche Festgeschenke ausgestellt waren, und begleitete die Sendung mit ein paar Versen, die von Grün mit der gleichen Gabe und poetischer Begleitschrift erwidert wurden.

Keiner der lebenden Dichter kann wol eines solchen Einflusses auf die studirende Jugend sich rühmen wie Scheffel. Er hat in den Gesängen der Studenten eine wahrhafte Revolution hervorgebracht. Viele der einst, der in meiner Studienzeit (um das Jahr 1850) gesungenen Studentenlieder sind vergessen, und hauptsächlich sind es Scheffelsche Lieder, die sie verdrängt haben. Sie werden jetzt, in ganz Deutschland, auf allen Universitäten sicherlich am meisten von allen Studentenliedern gesungen. Aber wie wenige eignen sie sich auch dazu, wie in wenigen ist in ihnen der Geist jugendlich frischen Lebens verkörpert und zum Ausdruck gekommen. Dieser studentische burschikose Zug gehört zum Charakter der Scheffelschen Muse, und etwas davon ist ihr auch in ihren späteren Tagen geblieben.

Scheffel wurde am 16. Februar 1826 zu Karlsruhe geboren, wo sein Vater Major a. D. und Oberbaurath war. Wenn der Dichter von sich sagt, daß unerfüllte Sehnsucht nach der bildenden Kunst und die Oede des mechanischen Berufs in ihrem Zusammenwirken die Poesie in ihm wach gerufen hätten, so ist das wol nicht wörtlich zu nehmen. Die Muse hat ihn sicherlich schon in frühen Tagen mit liebreichen Augen angeblickt; aber von seinen frühesten poetischen Versuchen hat der Dichter mit einer nicht immer zu findenden Enthaltsamkeit nichts veröffentlicht. Wol aber ist es richtig, daß erst unter dem Druck einer unbefriedigten Existenz seine innerste Dichternatur sich regte. Er bezog mit siebzehn Jahren (1843) die Universität. Ohne inneren Trieb, vielmehr durch äußere Verhältnisse bestimmt, hatte er das Studium der Jurisprudenz ergriffen und konnte ihm auch in der Folge keinen Reiz abgewinnen. Er studirte zuerst in München, ging dann nach Heidelberg und von da nach Berlin. Die bedeutenden Rechtslehrer, die er hörte, Arndts in München, Vangerow und Mittermaier in Heidelberg, Puchta und Homeyer in Berlin vermochten ebenso wenig die seine künstlerische Anlage unbefriedigt lassende Wissenschaft ihm lieb zu machen. Er hat selbst in dem in Heidelberg studirenden Jung Werner sein eigenes Bekenntniß abgelegt, wenn er diesen folgendermaßen sprechen läßt:

Also ward ich ein Juriste,
Kaufte mir ein großes Tintfaß,
Kauft' mir eine Ledermappe
Und ein schweres Corpus Juris,
Und saß eifrig in dem Hörsaal,
Wo mit mumiengelbem Antlitz
Samuel Brunnquell, der Professor,
Uns das römische Recht docirte.
Römisch Recht, gedenk' ich deiner,
Liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen,
Liegt's wie Mühlstein mir im Magen,
Ist der Kopf wie bret:vernagelt!
Ein Geflunker mußt' ich hören,

Wie sie einst auf röm'schem Forum
Kläffend mit einander zankten,
Wie Herr Gaius Dies behauptet
Und Herr Ulpianus Jenes,
Wie dann Spätre drein gepfuschet,
Bis der Kaiser Justinianus,
Er, der Pfuscher allergrößter,
All' mit einem Fußtritt heimschickt'.

So trieb er das Berufsstudium nur äußerlich und lag daneben seiner Lieblingsbeschäftigung mit Kunstgeschichte und Alterthümern ob. Durch Waagens und Kuglers Vorlesungen in Berlin war er auf die Kunstgeschichte hingelenkt worden; das Gebiet der Alterthümer hatte er von der Seite des Rechts betreten, das Studium der deutschen Rechtsgeschichte führte auf das der Rechtsalterthümer, er las die alten Volksrechte (die leges barbarorum), den Sachsen- und Schwabenspiegel und andere Quellen. Dies war die einzige Seite, von der aus die Rechtsstudien ihm lieb wurden, aber die Freude an der Poesie im heimischen Rechte wurde verbittert durch den Ingrimm darüber, daß dasselbe durch das römische ganz verdrängt worden war. Auch hier dürfen wir getrost Jung Werners Anschauungen mit denen seines Dichters identificiren:

Sind verdammt wir immerdar, den
Großen Knochen zu benagen,
Den als Abfall ihres Mahles
Uns die Römer hingeworfen?
Soll nicht auch der deutschen Erde
Eignen Rechtes Blum' entsprießen,
Waldesduftig, schlicht, kein üppig
Wuchernd Schlinggewächs des Südens?

Durch Emil Ruth in Heidelberg wurde er in das Studium Dantes eingeführt und wurde schon in frühen Jahren ein begeisterter Verehrer des großen Florentiners. In Berlin hielt er noch als Student einen Vortrag über Dantes politische Schriften.

Wenn die herrliche Naturumgebung an den lachenden, rebenumblühten Hügeln des Neckars des jungen Dichters Seele ergriff und ihn dichterisch stimmte, so mußte das ungeliebte Fachstudium ihm in um so weniger liebenswürdigem Lichte erscheinen und der Zwiespalt zwischen innerem und äußerem Beruf jene innere Melancholie hervorrufen, die Scheffel selbst als einen Grundzug seiner Dichtung bezeichnet. Zwar vermögen wir nicht nachzuweisen, daß eine der Scheffelschen Poesien oder eins seiner Lieder schon in der Heidelberger Studienzeit entstanden sei; aber doch ist eins seiner schönsten und am meisten gesungenen Lieder, das „Alt Heidelberg, du Feine“, wenn auch erst in Italien geschrieben, gleichwol in Geist und Stimmung in Heidelberg empfangen und spiegelt

die Zeit wieder, die der Dichter in der Musenstadt am Neckar als Student verlebte. 1847 schloß er in Heidelberg seine Studien ab und machte im folgenden Jahre daselbst sein juristisches Doctorexamen. Dann trat er in die Praxis. 1850—51 war er Dienstrevisor in Säckingen am Oberrhein, wo der Plan zu seiner ersten größeren Dichtung in ihm keimte. Nachdem er sich noch ganz kurze Zeit (1852) als Secretär am großherzoglichen Hofgericht zu Bruchsal aufgehalten, war er zu der klaren Erkenntniß gelangt, daß der gewählte Beruf ihm keine Befriedigung gewähre. Er brach daher rasch und entschieden mit ihm und zog noch im selben Jahre (Mai 1852) gen Süden, in das Land der Kunst, wohin ihn dichterische und künstlerische Neigung zog.

Auf italischem Boden, in Sorrent und Capri, wo Scheffel mit Paul Heyse in freundschaftlichem Verkehr lebte, entstand (vom März bis Mai 1853) seine erste größere Dichtung, „Der Trompeter von Säckingen, ein Sang vom Oberrhein" (Stuttgart 1854). Das poetische Vorwort ist Capri 1. Mai 1853 datirt. Die Anregung hatte er aus der Heimat mitgebracht. In der zauberischen Welt des Südens wird Scheffel nicht wie sein dichterischer Genosse zu Schöpfungen angeregt, die auf italischem Boden spielen, sondern vor ihm steigt wie im Traume der heimische Schwarzwald auf

und die Geschichte
Von dem jungen Spielmann Werner
Und der schönen Margaretha.
An der Beiden Grab am Rheine
Stand ich oft in jungen Tagen.

Allerdings spielt die Geschichte zuletzt nach Italien hinüber und findet ihre Lösung in Rom; das ist aber auch die einzige Einwirkung, im Uebrigen ist es ein rein deutscher Hauch, der Hauch deutscher Vergangenheit, der uns entgegenweht. Werners „Lieder aus Wälschland" zeigen uns den deutschen Jüngling, der inmitten der ihn umgebenden Pracht des Südens sich nach seiner rheinischen Heimat sehnt. Die Fähigkeit, uns auf's Lebendigste in Fühlen und Denken einer zurückliegenden Zeit zu versetzen, bewährt der Dichter schon im Trompeter auf's glänzendste, hier an einem Stoffe, der fast ganz seine freie Erfindung ist. In's siebzehnte Jahrhundert, in die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege führt uns die Erzählung hinein, angelehnt an Leben und Lieben eines fahrenden Schülers. Eine bestimmte Jahreszahl wird am Schlusse genannt, 1679, in welches Jahr die glückliche Lösung verlegt wird. Jung Werner der Spielmann, der kecke Typus eines Fahrenden, hat in Heidelberg studirt, aber am Studium des Rechtes keine Freude gefunden, um so größere am Trompetenblasen und am Zechen beim großen Heidelberger Faß in Gesellschaft des kurfürstlichen Hofnarren Perkeo. In seliger Weinlaune hat er einst auf dem Schloßaltan der Kurfürstin Leonore ein

schmachtendes Liebeslied gesungen und wird dafür relegirt. Er bezahlt, „was in solchen Fällen etwas ungewöhnlich, vorher noch die Schulden alle“ und trat dann, die geliebte Trompete auf dem Rücken, seine Wanderung durch die Welt als fahrender Spielmann an. Bei einem Schwarzwälder Pfarrherrn in der Nähe von Säckingen gastlich aufgenommen, wird er von diesem nach Säckingen gewiesen, wo am folgenden Tage des Schutzpatrons St. Fridolin Fest gefeiert wird. Beim Festzuge erblickt er des alten Freiherrn junges Töchterlein, die liebliche Margaretha, und sein Schicksal ist entschieden.

„Den Mann hat's!“ so nennt der Sprachbrauch
Dortlands jenen Zustand, wo der
Liebe Zauber uns gepackt hat.

Voll Sehnsucht, die rasch entschwundene Geliebte wieder zu sehen, fährt er, die Trompete blasend, auf dem Rhein und wird von dem Freiherrn gehört, der, ein alter Haudegen und begeisterter Musikfreund, den Auftrag gibt, den räthselhaften Trompetenbläser ausfindig zu machen. Werner wird von ihm in Dienst genommen und weiß bald die Gunst des alten Herrn und seines Töchterleins zu erringen. Bei dem Mairitte, den die Säckinger an den Bergsee im Walde unternehmen, wird ihm zum Dank für sein liebliches Accompagnement des vom Schulmeister verfaßten Mailiedes von Margarethens Hand ein Kranz auf's Haupt gedrückt. Bei einem im Gartenpavillon stattfindenden Concert, wobei Werner als Kapellmeister mitwirkt, wird ihm von der Angebeteten ein erster Händedruck zu Theil:

's wäre möglich, daß der Handdruck
Etwas inhaltsvoll gewesen,
Doch es fehlt an sichrer Kunde,
Galt er nur dem Künstler, oder
Auch dem jungen Mann als solchem?

Der Unterricht im Trompetenblasen führt die jungen Leutchen einander noch näher. Aber in dies idyllische Leben dringt rauh der Bauernaufstand im Hauensteiner Ländlein*). In tapferer Vertheidigung des freiherrlichen Schlosses empfängt Werner eine tödtliche Wunde, aber Jugendkraft und Margarethens sorgliche Pflege erhalten ihn am Leben. Den Genesenden beglückt Margarethens Geständniß ihrer Liebe. Das gibt ihm den Muth, als Werber vor den alten Freiherrn zu treten. Dieser aber weist den Unebenbürtigen zurück. Entschlossen, niemals oder nur als ebenbürtiger Freier wiederzukehren, nimmt Werner Abschied, zieht in die Welt und kommt nach Italien, wird Kapellmeister des Papstes und wird als solcher von Margaretha wiedergesehen, die in Harm sich verzehrend und ver-

*) Vergl. darüber Scheffels Hauensteiner Briefe im Morgenblatt 1852.

blühend, in Begleitung der Fürstäbtissin zur „Luftveränderung“ nach Italien gekommen war. Papst Julius selbst spielt den Eheprocurator und beseitigt den Standesunterschied dadurch, daß er den bürgerlichen Werner Kirchhof in einen „Marchese Campo-Santo“ übersetzt.

Der Reiz einer kecken, frischen Jugendliebe, die keine Schranken kennt, in voller Lieblichkeit und Natürlichkeit dargestellt, bildet den Mittelpunkt des Gemäldes, in welchem tiefste lyrische Empfindung und ergötzlicher Humor zu schönstem Bunde sich die Hand reichen. Die auftretenden Personen sind von plastischer Schärfe der Zeichnung und wirken mit unmittelbarer Naturwahrheit. Die Liebe des jungen Paares ist ohne hohes Pathos, vielmehr mit leichtem Humor behandelt; aber die tiefste Empfindung, das innigste Verstehen der Regungen des liebenden Herzens blickt überall durch. Von herrlicher Poesie getragen ist der Excurs über den „ersten süßen Kuß der Liebe“, den das erste Menschenpaar sich gab, und der vom Dichter ahnend geschaute „letzte Kuß“ beim Untergang der Erde. Mit vollendeter Meisterschaft weiß der Dichter an solchen Stellen auch die Form zu handhaben. Er läßt uns aber nicht bei den weichen Empfindungen verweilen, sondern unmittelbar folgen darauf die Betrachtungen des philosophirenden Katers, der den ersten Kuß der Liebenden mit angesehen, dem unbegreiflich bleibt

Warum küssen sich die Menschen?
Warum meistens nur die jüngern?
Warum diese meist im Frühling?

und der sich vornimmt, über diese Punkte morgen auf des Daches Giebel etwas näher zu meditiren. Mit köstlichem Humor sind der Schwarzwälder Pfarrherr und der alte Freiherr gezeichnet, ein Prachtstück ist der Frescomaler Fludribus, dem

die besten Kunstideen,
Die er selbst im Busen hegte,
Ein gewisser Rafael schon
Weggenommen,

und die Schilderung der Concertisten, insbesondere der hagere Unterlehrer, „dem die Musika den Mangel des Gehalts so schön ergänzte“.

Den Gipfel des Humors bildet unstreitig der Kater Hiddigeigei, die „selbstbewußte epische Charakterkatze“, den „die Mutter aus Angoras Stamme einem wilden Pußta-Kater geboren“, und der daher verachtend auf die „ordinären autochthonschen Waldstadtkatzen“ von Säckingen herabblickt. Ohne Zweifel ist auf diese Figur der Kater Murr des geistvollen E. T. A. Hoffmann von Einfluß gewesen. Hiddigeigeis humoristische Weltbetrachtung ist nicht ohne ironischen Beigeschmack; so in dem Liede, das die Katerliedersammlung eröffnet:

Eigner Sang erfreut den Biedern,
Denn die Kunst ging längst in's Breite.
Seinen Hausbedarf an Liedern
Schafft ein Jeder selbst sich heute.

Drum der Dichtung leichte Schwingen
Strebt' auch ich mir anzueignen;
Wer wagt's, den Beruf zum Singen
Einem Kater abzuleugnen?

Und es kommt mich minder theuer
Als zur Buchhandlung zu laufen
Und der Andern matt Geleier
Fein in Goldschnitt einzukaufen.

Doch sind solche Züge selten; der Humor Scheffels ist überwiegend gutmüthig und harmlos.

Heinesche Anklänge kommen vereinzelt vor; so da, wo der Dichter verzichtet, die junge Liebe zu besingen.

Ach, ich bin ein Epigone,
Und viel hundert tapfre Männer
Lebten schon vor Agamemnon,
Und ich kenn' den König Salom'
Und die schlechten deutschen Dichter.

Unter den lyrischen Gedichten zeigt nur das Wernersche Lied „Am grünen See von Nemi" mit seinem Schlusse bestimmte Heinesche Anklänge.

Auch die politischen Seitenblicke sind vereinzelt, wie denn überhaupt Scheffel kein politisch gearteter Dichter ist. Ich erwähne den beabsichtigten Faustschlag Werners, der „so wie die deutsche Einheit und manch andres, nur ein schön gedacht Project blieb".

Vom Pathos hält sich der Dichter wie absichtlich fern. „Leider," sagt er selbst mit Bezug darauf ironisch in dem poetischen Vorwort von seinem Liede:

Fehlt ihm tragisch hoher Stelzgang,
Fehlt ihm der Tendenz Verpfeffrung,
Fehlt ihm auch der amaranthne
Weihrauchduft der frommen Seele
Und die anspruchsvolle Blässe.

Nein! mit impertinenter Gesundheit, mit frischen rothen Backen blickt diese Erstlingsdichtung Scheffels in die Welt. Daher macht es einen komischen und zwar beabsichtigt komischen Eindruck, wenn Stellen aus ernsten und pathetischen Dichtungen halb parodisch eingeflochten werden. So, wenn der alte Pfarrherr den jungen Werner in homerischer Weise „nach vollbrachtem Mahle" fragt: „wer er sei, woher der Männer? wo die Heimat und die Eltern?" Oder wenn der Kater Hiddigeigei des

edlen Dulders Odysseus τέτλαθι δὴ κραδίη etc. anwendend sagt: „Dulde, tapfres Katerherze, das so vieles schon erduldet!“ Oder wenn Hectors Abschied von dem in der Zechstube sitzenden Bauern parodirt wird, den die treue Gattin am Rockschoß zupft, um ihn zum Aufbruch zu bewegen, worauf er: „Theures Weib, gebiete deinen Thränen, heut muß alles hin sein.“ Oder wenn der Kater Tiecks Worte nachahmend sagt: „Wenn unsre Katerliebe nächtlich süß in Tönen denkt.“

Die in die Dichtung eingestreuten Lieder sind von hoher lyrischer Schönheit und wol die reizendsten Blüthen Scheffelscher Lyrik. Eine ganze Abtheilung (das vierzehnte Stück, „das Büchlein der Lieder“) ist lyrisch, aber nicht als lyrisches Intermezzo des Dichters, sondern als Stimmungsbilder der in dem Buche auftretenden Gestalten, deren Gemüthszustand darin vorgeführt wird. So die Lieder Werners, Margarethens, sogar des Katers. Lieder wie „Lind duftig ist die Maiennacht“ oder „Das ist im Leben häßlich eingerichtet“, mit dem Refrain „Behüt dich Gott! es wär' zu schön gewesen, Behüt dich Gott! es hat nicht sollen sein“ sind unvergleichlich schön. Auch das „Mailied“ des Schulmeisters ist von zauberischer Frische und Volksthümlichkeit. Dagegen ist eins der schönsten und populärsten Scheffelschen Lieder „Alt Heidelberg, du Feine“ an nicht ganz passender Stelle eingefügt. Jung Werner, vom Pfarrer aufgefordert, seine Lebensschicksale zu erzählen, kann nicht füglich, nachdem er drei Zeilen gesprochen, gleich ein Preislied auf Heidelberg singen. Dazu wäre nach Beendigung seiner Erzählung, indem ihn etwa der Pfarrer aufforderte, ein Lied anzustimmen, ein passenderer Anlaß gewesen. Eine Abtheilung in dem lyrischen Intermezzo nehmen „die Lieder des stillen Mannes“ ein. Dies ist die einzige etwas mystische Gestalt des Buches. Er und der ganze ihn betreffende Abschnitt von Werners Verirren in die Höhlen des Erdgeistes Meysenhart ist eine Episode, die unbeschadet des Zusammenhanges wegbleiben durfte. Sie ist ersichtlich angeregt durch den Aufenthalt in Capri und durch die blaue Grotte, auf deren Entdeckung durch den fahrenden Spielmann und leichtfertigen Maler (A. Kopisch) angespielt wird.

Wenn einzelne Klänge der Lyrik an Heine gemahnten, so noch mehr die Form. In Scheffels Jünglingsjahre fällt das Erscheinen von Heines Atta Troll, der ebenfalls in reimlosen achtsilbigen Trochäen verfaßt ist. Und auch die Behandlung dieser Trochäen erinnert an Heine. Dieselbe ungebundene Nonchalance, scheinbare Nachlässigkeit und doch wohlberechnet. So beim Aufziehen des Netzes:

Aber in sich selbst verwickelt,
Hob sich's langsam, hob sich und war
Leer —

wo das allein am Anfang der Zeile stehende „Leer“ in Verbindung

mit dem Versschluß „und war“ einen sehr glücklichen Effect macht. Doch sind im Ganzen die Heineschen Verse kunstvoller. Scheffel selbst sagt von seinem Liede im Vorworte zur zweiten Auflage:

Ich weiß es wohl, du bist nicht wohl gerathen,
Und dein Trochäenbau steht oftmals schief.

Aber er hat sich mit Recht gehütet, an dem aus einem Guß entworfenen Gedichte später in anderer Stimmung zu ändern, so leicht das im einzelnen Falle auch gewesen wäre. Einige auffallende Wortbetonungen machen sich nicht gut; so wenn Montfaucon auf der mittleren Silbe betont wird.

Der Erfolg des Trompeters war ein erstaunlicher. Zwar die zweite Auflage erschien, von einem neuen poetischen Vorwort begleitet, erst fünf Jahre nach der ersten (1858). Auch die dritte (1862) und die vierte (1864) bekamen noch besondere poetische Vorreden auf den Weg mit; von da an aber drängten sich die Auflagen Schlag auf Schlag, so daß bei des Dichters Jubelfeier (1876) die fünfzigste Auflage erscheinen konnte — in der That ein Erfolg, dessen wenige deutsche Bücher sich rühmen dürfen.

Nachdem Scheffel (1853) aus Italien zurückgekehrt war, lebte er zunächst in Heidelberg. Hier that sich in einem gleichgestimmten Freundeskreise dem von allem Zwang und Druck des Lebens befreiten Dichter eine erneuerte akademische Zeit auf. Unter dem Namen „der Engere“ bestand oder bildete sich ein geselliger Kreis, der jeden Mittwoch Abend zusammenkam, oder, wie der Dichter sagt

Den Mittwoch in den Donnerstag zu längern
Bei goldnem Rheinwein oft beflissen war.

Anfänglich der Adler, später das Museum war der Vereinigungsort. Theilnehmer waren außer Scheffel der Ziegelhäuser Pfarrer Schmetzer, der Philologe Julius Braun, der Geschichtschreiber und Publicist von Rochau, Rath Mays, Kunsthändler Meder, Notar Sachs, Hauptmann a. D. Pfeiffer u. a. Die Seele des ganzen Kreises aber war Ludwig Häußer, nach dessen Tode (1867) der Kreis allmählich zerfiel — er ist der in dem poetischen Vorwort zum Gaudeamus erwähnte „Meister, dessen Tod wir beklagen“; der „mit kundiger Hand den Maientrank gebraut“. Persönlich am nächsten stand Scheffel wol der Pfarrer Schmetzer, mit dem er außer im „Engern“ auch im Holländer Hof häufig zusammen kam.

Diese Zeit war für Scheffel eine liederreiche, und wie das echte Lied, das Volkslied, gleich mit der Melodie geboren wird, so waren auch diese jetzt entstandenen Lieder gleich von vornherein nicht zum Lesen, sondern zum Singen bestimmt. Sie wurden von Pfarrer Schmetzer bekannten Studentenmelodien angepaßt und von ihm selbst, der im Vortragen Scheffelscher Lieder eine wahre Meisterschaft besaß und, ein guter

Siebziger, noch besitzt, im „Engern" vorgetragen. Die Schmetzerschen Compositionen sind, obgleich sich nachher auch Meister vom Fach, wie Lachner, an denselben Liedern versucht haben, doch die populärsten geblieben. Die Frische und Sangbarkeit, die Naturwüchsigkeit und Originalität dieser Scheffelschen Lieder verbreitete sie allmählich in immer weiteren Kreisen, vor allem in den studentischen. Von Heidelberg wurden sie, lange bevor sie als Sammlung gedruckt allgemein zugänglich wurden, mündlich und in Abschriften nach den andern deutschen Universitäten getragen und mancher Musensohn hat sie gesungen, ohne des Dichters Namen zu kennen — auch dies das Schicksal echter Volkslieder, deren Dichter in den Hintergrund tritt und mit seinem Namen meist verschwindet. Erst 1867 (mit der Jahreszahl 1868 auf dem Titel) erschienen sie als Sammlung unter dem Titel „Gaudeamus, Lieder aus dem Engeren und Weiteren"; jetzt (1877) liegt bereits die 26. Auflage vor. Die erste Abtheilung dieser Lieder, „Naturwissenschaftlich" betitelt, verdankt ihr Entstehen indirect ebenfalls dem Pfarrer Schmetzer. Dieser hielt im holländischen Hofe populäre naturwissenschaftliche Vorträge. Daher die geologischen Stoffe, Stoffe der Urwelt, die hier mit ergötzlicher Laune behandelt sind. Die Komik liegt in dem Hineintragen moderner Verhältnisse und Empfindungen in eine urweltliche Zeit. So, wenn im Ichthyosaurus von betrunkenen und verliebten Pterodaktylen und Iguanodons die Rede ist; so im „Basalt", wo ein geologischer Romeo sich in die Molasse verliebt hat. In der zweiten Abtheilung „Culturgeschichtlich" sind des Dichters eigene Alterthumsstudien auf den verschiedensten Gebieten verwerthet; er „hat selber den Moder durchwühlt und bei den gefundenen Dingen sich stolz als Culturmensch gefühlt". Auch hier liegt die Komik wesentlich in dem Gegensatz vergangener, zum Theil uralter Zustände und hineingetragener moderner Beziehungen und Empfindungen — so wenn der „Pfahlmann" von Börsengewinn in Papieren ꝛc. redet; so wirkt im „Pumpus von Perusia" zwerchfellerschütternd das Mißverhältniß zwischen der Feierlichkeit der Togadraperie und des antiken Trimeters gegen die banale Idee des Anpumpens, welche durch Pumpus in die Welt gekommen. Trefflich ist der Bänkelsängerton in der „Teutoburger Schlacht" getroffen, trefflich auch die groteske Parodie des Hildebrandliedes; die Lieder der fahrenden Schüler ꝛc. Zu den culturgeschichtlichen Liedern gehört seinem Inhalt nach auch das für die Heidelberger Philologenversammlung (1865) gedichtete Festlied vom Heidelberger Fasse, das ein culturgeschichtliches Bild des Trinkens und der Trinkgefäße bei den verschiedenen Völkern in heiterstem Tone gibt. Daß das Trinken in diesen Liedern eine Hauptrolle spielt, wird, wer bedenkt, daß „der Genius loci Heidelbergs feucht ist", nicht befremdlich finden. Den Gipfelpunkt der Trinklieder bildet der Cyclus vom Rodensteiner, in welchem der Dichter alte volksthümliche Traditionen von der wilden Jagd zu trefflichen, echt

volksmäßigen Zechliedern benutzt hat. Sie führen uns die ganze wilde Zechlust des ausgehenden Mittelalters in lebendigster und anschaulichster Weise vor und sind nach meinem Bedünken das Vollendetste in der ganzen Sammlung.

Wie diese Lieder durch ihre localen Beziehungen und Anspielungen auf Heidelberg hinweisen — die Wirthshäuser zum „Hirschen" und zum „Waldhorn"; auch das Lied „Der Knapp" mit dem Refrain „Wo steckt mein treuer Knapp" enthält in dem Namen Knapp eine persönliche Beziehung — so finden sich solche auch in den übrigen Abtheilungen, am meisten natürlich in der „Heidelbergisch" betitelten. Ich erinnere nur an den „Faulen Pelz", ein bekanntes Heidelberger Kneiplocal, an den Zwerg „Perkeo", an den „trockenen Kenner und Deuter des römischen Rechts", an den „weitumgereisten Philologus" (J. Braun), an „Nummer acht" im Holländer Hof, wo die fröhlichen Ueberkneiper oft zusammen waren und nächtigten. Selbst dem Hutmacher, der des Dichters Hut geliefert, ist in dem „Sohn Irions", dem Hute, den er auf dem Sorrentiner Marktschiff verliert, ein Denkmal gesetzt.

Schon im Trompeter fanden wir Citate älterer Dichtungen zu komischer Wirkung benutzt. Das Gleiche begegnet in den Liedern des Gaudeamus und mit gleichem Effecte. So wenn in dem einen Urweltsliede ein bekanntes Studentenlied in den Worten „Was soll aus dem Lias noch werden?" parodirt wird; wenn der Rodensteiner an seinen Stabstrompeter Hans Brenning die Worte Leonorens „Bist untreu oder todt?" richtet; wenn Schillers „denn das Unglück schreitet schnell" in der „letzten Hose" parodisch benutzt wird in „Und das Pfandrecht schreitet schnell"; wenn der Nachtwächter eingeführt wird mit den Worten „der blies eine wundersame gewaltige Melodei", mit welcher er die Polizeistunde ankündigt; wenn in dem Liede „die Heimkehr" das Tanhäuserlied parodirt und auf den auch aus Wälschland zurückkehrenden Dichter bezogen wird, den der Pfarrer von Aßmannshausen zur Buße drei Tage und drei Nächte in den Weinkeller einschließt; wenn der Anfang des Kampfs mit dem Drachen in dem „Grindwalfang" nachgeahmt ist in den Worten „Was rennet das Volk an Thorhavens Strand?" oder endlich, wenn der Dichter, sich selbst als Sir Juseppe einführend, den Eingang des Herderschen Cid verwendet und singt:

Trauernd tief stand Sir Juseppe
In dem Saal der Casa Baldi.
Wol war keiner je so traurig.

Auch nachdem Scheffel Heidelberg verlassen und aus jenem „Engern" ausgeschieden war, „ward manch ein Schreibebrief noch aus dem Weitern mit Freundesgruß dem Engern zugesandt". Auch diese später entstandenen Lieder sind in die Sammlung „Gaudeamus" aufgenommen; sie reichen bis

1867. Der Ton ist hier ein etwas anderer, er ist ernster, mitunter sogar nüchterner. Die Stätten, die der wandernde Dichter berührt, lassen seine Wanderungen verfolgen. Italien (1855, Venedig), Südfrankreich (1856), die Donaufahrten (1859—60), Schweiz (1861), ebenso Tirol, Elsaß, die Pfalz, Baden — sie alle haben Stoffe zu Liedern geboten. Am wenigsten ansprechend ist der „Grindwalfang", wo einiges sich wie ein Stück naturgeschichtlicher Beschreibung ausnimmt („Der Grindewal, vom Geschlecht des Delphins, auch Butzkopf geheißen, ist sänftlichen Sinns, kein Raubthier" ꝛc.). Doch fehlt es auch hier nicht an wahrer Poesie und köstlichem Humor. In letzterer Hinsicht ist namentlich das zweite der auf Rippoldsau bezüglichen Gedichte, „die Schweden in Rippoldsau", hervorzuheben. Nicht unerwähnt darf auch das den Schluß bildende Gedicht zur Feier von Hebels hundertjährigem Geburtstag bleiben, das einzige, was, so viel mir bekannt, Scheffel in allemannischer Mundart gedichtet hat. Die Meisterschaft, mit welcher nicht die Mundart allein, sondern auch der eigenthümliche Stil, den mundartliche Dichtung haben muß, wenn sie nicht blos verkapptes Hochdeutsch sein soll, behandelt ist, läßt bedauern, daß der Dichter sich nicht öfter auf diesem Gebiete versucht hat, zu welchem sein Humor ihn besonders befähigte.

In Heidelberg, wo die Lieder des Gaudeamus zumeist entstanden, faßte Scheffel auch den Plan zu seinem Ekkehard. Dies ist unzweifelhaft sein bedeutendstes Werk. Er wurde 1854 geschrieben und erschien im folgenden Jahre unter dem Titel: „Ekkehard, eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert". Den Stoff entnahm er aus den alten St. Gallischen Klostergeschichten, den Casus Sancti Galli, die (wie die Vorrede mit Recht hervorhebt) „gleich einer Perlenschnur" aus der Fülle mittelalterlicher Geschichtsquellen glänzen. In der That gibt wol kaum ein anderes Buch jener Zeit ein so lebendiges Bild nicht nur des Klosterlebens, sondern der ganzen Culturzustände. Gerade die Zeit, in welcher Scheffels Erzählung spielt, ist uns von dem jüngeren Ekkehard, der selbst Dichter war, geschildert und reich an individuellen Zügen, die überall kleine anmuthige Bilder gewähren. Daß eine solche Quelle, es mag mit ihrer historischen Glaubwürdigkeit stehen wie es wolle, einen Dichter anziehen mußte, dessen Studien nach dem deutschen Mittelalter hin lagen, begreift sich leicht. Er ist aber nicht über dem alten mönchischen Geschichtswerk in seiner Studirstube sitzen geblieben und hat aus Büchern ein Buch gemacht, sondern er hat sich aufgemacht und an Ort und Stelle Natur, Land und Leute, die seine Quelle schilderte, selbst geschaut. Er ist auf dem Hohentwiel und in der ehrwürdigen Bücherei des heiligen Gallus gewesen und schließlich zu den luftigen Alpenhöhen des Säntis emporgestiegen. Und dort „in den Revieren des schwäbischen Meers, die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger Bergluft" hat er seinen Ekkehard

entworfen und größtentheils geschrieben; auf dem Wildkirchli am Säntis sind die letzten Capitel entstanden.

Nicht mit den Augen des Forschers allein hat er geschaut, sondern mit denen des Dichters, und was noch mehr ist, des an seiner Heimat innig hängenden Dichters. Dieser warme Herzschlag der Liebe für das schöne schwäbisch-alemannische Land tönt durch das ganze Buch und verleiht den Schilderungen den warmen Hauch, der auch in die Seele des Lesers überströmt.

Es ist selten, daß sich Forscher und Dichter in einer Person verbinden. Meist überwiegt die eine oder die andere Seite. Wie manchem Forscher, dem die Studien nicht blos ein Gegenstand der Gelehrsamkeit, sondern der herzlichen Liebe sind, lebt im Innern der Drang, die Bilder seiner Forschung künstlerisch zu gestalten — aber ihm gebricht die gestaltende und schöpferische Kraft. Und wie mancher Dichter wieder wagt sich an die Schilderung und Darstellung vergangener Zeiten, dem die nöthige Grundlage soliden Forschens fehlt. Wenn in jenem Falle das Resultat ein frostiges Werk ist, dem man das Gemachte anfühlt und das allzusehr nach der Studirlampe riecht, so in diesem ein seichtes Machwerk, das in bunter Willkür Modernes und Altes vermischt — wie wir dergleichen als sogenannte historische Romane zu Dutzenden hatten und haben.

Scheffel ist eine der glücklichen Naturen, in denen das dichterische Können von einem redlichen Forschungstriebe, der auch die Minutien der Forschung nicht verschmäht, begleitet ist. Er hat es verstanden, aus den Quellen ein Culturbild herauszuarbeiten, das an Plastik und Greifbarkeit wenige seines gleichen hat. Die unter der Fläche des Bildes waltende Forschung ist organisch mit der dichterischen Erfindung verwebt, so daß keins das andere beeinträchtigt und stört. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein solches Culturbild einer vergangenen Zeit etwas vom Charakter einer Mosaik haben muß. Die zahllosen Einzelzüge zerstreuter und mannichfaltiger Quellen sind wie die Tausende von bunten Steinchen, die sich in einem farbigen Mosaikbilde zu einem lebendigen Ganzen zusammenstellen. Wie die antike Kunst es verstanden hat, wunderbare Mosaiken zu schaffen, die den Eindruck eines vollendeten einheitlichen Kunstwerkes machen, so gibt es auch eine literarische Mosaikarbeit, die keine Fugen und keine Zusammensetzung verräth, sondern den Eindruck eines einheitlichen Bildes macht. Wenn Scheffel nicht in den beigegebenen Anmerkungen die Nachweise der Quellenstellen geliefert hätte, es würde schwer sein, aus seiner Darstellung dasjenige auszuscheiden, was treu benutzt und was des Dichters mehr oder weniger freie Erfindung ist. So sehr ist hier alles aus einem Gusse. Und doch hat Scheffel recht gethan, jene Quellennachweise beizufügen, nicht blos „zur Beruhigung derer, die sonst nur Fabel und müßige Erfindung in dem Dargestellten zu wittern geneigt sein könnten“, sondern, was jedenfalls mehr bedeutet,

um denjenigen, die den Dichter und sein Werk wirklich verstehen wollen und sich nicht blos mit dem Genuß einer angenehmen Lectüre befriedigen, zu ermöglichen, in seine Werkstätte hineinzuschauen und einen Blick in das Werden eines Kunstwerkes zu thun.

Alle Seiten des mittelalterlichen Lebens sind Scheffel vertraut, seine gründliche Kenntniß der mittelalterlichen bildenden Kunst blickt überall durch. Die scheinbar trockensten Gegenstände läßt er nicht unbeachtet und weiß ihnen eine lebendige, eine dichterische Seite abzugewinnen. Wenn er in der St. Galler Bibliothek die kostbaren Psalterienhandschriften studirt, so geschieht es, um an den Bildern derselben sich die Trachten der Zeit zu veranschaulichen; wenn er selbst die so undichterisch als möglich erscheinenden althochdeutschen Glossensammlungen durcharbeitet, so weiß er auch hier aus dem trockenen philologischen Material lebendige Funken zu schlagen. Da liefert eine St. Galler Handschrift zum Buche Leviticus die Glosse: Recalvaster est qui in anteriore parte capitis duo calvitia habet, medietate inter eos habente pilos, ut est Croloh abbas et Wikram (wie der Glossator schalkhaft hinzufügt), so verwendet Scheffel diesen Zug reizend zur Schilderung seines Abtes Cralo, von dem wir im Ekkehard lesen: „Sofort schürzte er seine Kutte, strich den schmalen Büschel Haare zurecht, der ihm inmitten des kahlen Scheitels noch stattlich emporwuchs gleich einer Fichte im öden Sandfeld." Gewiß ist, die Anmerkung deutet darauf hin, dieser Zug der Personalbeschreibung aus jener Glosse entstanden; aber wer möchte ohne die Anmerkung behaupten, daß hier ein solcher Quellenzug vorliege? So sind überhaupt in der Schilderung der St. Galler und Reichenauer Mönche die einzelnen Züge der Quelle, die gelegentlichen Einträge in Handschriften, die erhaltenen dichterischen Fragmente aufs geschickteste benutzt und verwerthet. So bei der Schilderung des vom Dichter erfundenen Romeias die altdeutschen Verse vom Eber; an einer andern Stelle die sagenhaften Ueberlieferungen vom Vogel Caradrius u. s. w. Nicht minder glücklich ist der Dichter in dem Hineinverweben heidnischer Züge, die im Leben und Denken jener Zeit noch eine große Rolle spielen.

Aber nirgend macht Scheffel von seinem Wissen und seiner Gelehrsamkeit ungehörigen Gebrauch. Als Ekkehard die Räume der Klosterbibliothek betritt, um die Virgilhandschrift zu holen, die er mit nach dem Hohentwiel nehmen soll, da wäre für einen, der wie Scheffel selbst in den Schätzen der Bibliothek geschwelgt, wol die Versuchung naheliegend gewesen, auch dem Leser einen Blick in diese Schätze thun zu lassen. Mit weiser Zurückhaltung nennt der Dichter nur das kleine, in metallene Decke gebundene Glossarium, in dem einst der heilige Gallus, der am Bodensee üblichen Landessprache unkundig, sich vom Pfarrherrn von Arbon die nothwendigsten Worte hatte verdeutschen lassen. Auf dieses fällt Ekkehards Blick und er denkt an des Klosters Stifter, der mit

so wenig Ausrüstung und Hülfe dereinst ausgezogen, ein fremder Mann unter die Heiden; und das stärkt ihm den eigenen Muth. Wie reizend ist auch hier ein so unscheinbares, wenn auch sprachlich höchst merkwürdiges Denkmal zu einem Stimmungsbilde verwerthet! Das schildernde und beschreibende Element ist überhaupt in höchst maß- und taktvoller Weise behandelt, und es verdient das um so mehr hervorgehoben zu werden, als der Altmeister des historischen Romans, Walter Scott, nach dieser Seite gerade des Guten zu viel gethan hat.

Die Sprache des Ekkehard hat ein gewisses alterthümliches Gepräge. Man könnte sie ähnlich wie den Inhalt und die Schilderungen eine Art Mosaik nennen. Der Dichter weiß von Zügen und Wendungen der alten Sprache so geschickt Gebrauch zu machen, daß es wie ein Hauch des Alten uns anweht; ohne daß dadurch etwas Manierirtes hineinkommt. Ich will auf ein paar solcher oft unscheinbarer kleiner Züge aufmerksam machen. Scheffel wendet beim Neutrum mit Vorliebe die unflectirte Form an; er sagt „ein fremdländisch Räucherwerk, ein geflickt Hemde, ein umfangreich Kloster, ein klappernd Mühlrad"; er braucht alterthümliche Wortformen, wie Grafe für Graf, Wittib für Wittwe, itzt für jetzt, einand für einander, das Gejaid, Twinger statt Zwinger, empfahen für empfangen, was sonst nur in der Poesie noch üblich ist, Sigill statt Siegel, grinzen statt grinsen, Zwiespruch statt Zwiesprache, übrigen statt erübrigen, in währender Hitze; „Praxedis war weder vom Gezänke noch von Romeias Friedensstiftung auferbaut." Er hat manche eigenartige Bildungen: wir sprechen von einer stumpfen Nase; Scheffel sagt von Hadwig: „ihre Nase brach unvermerkt kurz und stumpflich im Antlitz ab"; der Staar „ersah noch ein Gelegenheitlein und entwischte"; ferner „war ihrem Seelenheil undiensam"; „einen sonderbarlichen Blick"; „er griff sein Horn" (statt ergriff); „ward betrüblich überrascht." Manche Wendungen sind vollkommen altdeutsch: „das anmuthige Grüblein, so den Frauen so minnig ansteht"; „der Wolfshund dessen von Fridingen"; „sothanes Gotteshaus"; „einer von denen, die am wenigsten sich des unerwarteten Besuches ergötzten"; „mit einiger (= irgend einer) Ausrede"; „deine Augen erschauerten seines Anblicks"; „wohl aber löste er der lebenden Häslein zwei ihrer Bande"; „ich weiß einen Fels, daraus schillt und schallt" u. s. w. Sogar vollständige altdeutsche Phrasen wendet er an, so die Begrüßungsformel „Heil Herro! heil Liebo!" Die Anknüpfungen von Sätzen mit „und" und invertirter Wortfolge: „er sprachs und lag weder Freudigkeit noch Auferbauung in seinem Worte"; „es war ein ungefüger Ton, und war dem Hornblasen deutlich zu entnehmen, daß"; oder die Weglassung des Pronomens am Anfang von Sätzen „War noch manches drauf abgebildet"; „ist auch gar nicht so gleichgültig, in was Stube und Umgebung einer haust". Man hat auch hier die Empfindung, daß der Dichter wol heimisch ist in den alten Chroniken und ihrer

traulichen naiven Erzählungsweise. Dabei ist aber in der Art, wie die Menschen im Ekkehard reden, nichts Geziertes und gegen unsere Sprech- und Denkweise Verstoßendes; nicht auf künstlichem Wege, wie andere es versucht haben, will er ein Spiegelbild mittelalterlichen Gesprächstones uns vorführen.

Für den Stoff bot ihm die St. Galler Klosterchronik den äußeren Rahmen. Wie er aber die Erzählung benutzte, ist sehr anziehend zu verfolgen; und darum ist es nicht ohne Interesse, dasjenige Stück der Chronik, das den Hauptstoff geboten, zu vergleichen und mit ihren eigenen Worten anzuführen. Da lesen wir von Frau Hadwig Folgendes: Hadawiga, die Tochter des Herzogs Heinrich, nach dem Tode ihres Gatten Burchard verwittwete Herzogin von Schwaben, wohnte auf Hohentwiel; eine gar schöne Frau, aber von großer Strenge gegen die Ihrigen, weshalb sie weit und breit im Lande gefürchtet war. Sie war, noch sehr jung, einst dem griechischen Prinzen Constantin verlobt und durch Eunuchen, die zu diesem Zwecke gesandt waren, in den Anfangsgründen des Griechischen unterrichtet worden; als aber der eine der Eunuchen, der Maler war, das Bild der Jungfrau malen wollte, um es seinem Herrn zu schicken, und damit es recht ähnlich würde, sie aufmerksam anschaute, da verzerrte sie, weil ihr die Heirath leid war, den Mund und verdrehte die Augen und wies auf diese Weise den Griechen mit Lebhaftigkeit zurück. Als sie dann die lateinische Sprache studirte, nahm der Herzog Burchard sie sammt ihrer reichen Mitgift zur Frau; er war aber schon sehr alt, und wie man sagt, vollzog er das Beilager nicht. Er starb nicht lange darnach und ließ sie im Besitze der Mitgift und des Herzogthums als Jungfrau zurück. Einst war sie als Wittwe nach St. Gallen gekommen, um ihre Andacht zu verrichten. Der Abt Burchard nahm sie als seine Verwandte festlich auf und rüstete allerlei Geschenke für sie; aber sie sagte, sie wolle keine anderen Geschenke, sondern nur, daß man ihr den Ekkehard als Lehrer auf dem Hohentwiel für eine Zeit lang bewillige. Dieser war nämlich des Klosters Pförtner; sie hatte daher über seine Geneigtheit mit ihm schon am Tage vorher heimlich sich besprochen. Der Abt bewilligte es ungern und Ekkehards Oheim (der auch Ekkehard hieß und Decan war) rieth ab; aber Ekkehard setzte trotzdem durch, was man von ihm gewünscht hatte. Er kam am festgesetzten Tage nach Hohentwiel, wo man ihn mit Ungeduld erwartete, und ward viel besser, als er selbst begehrte, empfangen. Sie führte ihren Lehrer, wie sie selbst ihn nannte, in ein Zimmer, das dem ihrigen zunächst lag. Dort pflegte sie bei Tage wie bei Nacht mit einer vertrauten Dienerin einzutreten und zu lesen, dabei aber standen die Thüren immer offen, damit, wenn einer auch gewagt hätte etwas Böses zu sagen, er doch keinen Grund dazu fände. Dort trafen die Beiden häufig auch ihre Beamten und Ritter, ja sogar die Großen des Landes, beim Lesen

oder im Gespräch. Durch ihr strenges und wildes Wesen brachte sie den Mann aber oftmals auf, und es kam so weit, daß er manchmal lieber in seiner Behausung für sich als mit ihr zusammen war. Sie hatte ihm ein kostbares Bett mit Vorhängen bereiten lassen, was er aber in seiner Demuth wegnehmen ließ; sie befahl, ihn dafür mit Schlägen zu bestrafen, und nur auf viele Bitten des Lehrers bestand sie nicht darauf, daß ihm die Haare abgeschnitten wurden (was bei dem freien Manne eine große Schande und Strafe war). Wenn er bei Festen oder wann es ihm gefiel nach Hause (in's Kloster) ging, so war es ergötzlich, welchen Aufwand sie dem Manne die Steinah hinab auf Booten vorausschickte; immer etwas Neues wußte diese scharfsinnige Minerva zu seinem eigenen Gebrauch oder als Geschenk für das Kloster zu bereiten. Unter diesen Dingen befindet sich außer seidnen Casuln, Mänteln und Stolen jene Alba, die mit Darstellungen der Vermählung der Philologie in Gold geschmückt ist; ferner eine Dalmatica und eine Subtile, fast ganz von Gold, die sie nachher, als der Abt Ymmo ihr ein Antiphonarium, das sie wünschte, verweigerte, mit launischer Arglist wieder zurücknahm.

Auf der Rückkehr nach Hohentwiel sprach einmal Ekkehard, begleitet von seinem Namensvetter Ekkehard, dem späteren Decan, und dem Klosterschüler Burchard, dem späteren Abte, in Reichenau bei dem stellvertretenden Abte dieses Klosters, Ruodemann, vor, der dem Kloster St. Gallen wenig günstig gesinnt war. In der Unterhaltung fand der schlaue Mann in Ekkehard einen ihm gewachsenen Gegner. Beim Abschiede beschenkte er ihn, der es eilig hatte, um bei seiner strengen Schülerin nicht zu spät anzukommen, mit einem Rosse. Unter Küssen und Umarmungen flüsterte er dem scheidenden Gaste in's Ohr: „Du Glücklicher, der du eine so schöne Schülerin in der Grammatik zu unterrichten hast!" Worauf Ekkehard ihm scherzend gleichfalls in's Ohr zurückgab: „So wie du, Heiliger des Herrn, die schöne Nonne Gotelind, deine theure Schülerin, in der Dialektik unterrichtet hast!" — Ekkehard ritt mit den beiden Begleitern von dannen. Am folgenden Tage, als sie in der Dämmerung, wie sie dort pflegten, das von der Klosterregel gebotene Schweigen, das sie sogar selbst eifrig verlangt hatte, der Sitte gemäß beobachtet hatte (denn sie fing schon an ein Kloster auf dem Berge anzulegen), kam sie zum Meister, um zu lesen. Als sie sich gesetzt, fragte sie unter anderem, weshalb der Knabe gekommen sei. „Des Griechischen wegen, meine Herrin," sagte Ekkehard, „damit er eurem Munde etwas ablausche, hab' ich ihn, der im Uebrigen schon viel weiß, euch hierher gebracht." Der Knabe aber, ein hübscher Junge und fertig im Versemachen, hub an:

„Herrin, gern wär' ich ein Grieche, der kaum ich noch bin ein Lateiner!"

Daran fand die nach neuem immer begierige Frau solches Wohlgefallen, daß sie ihn an sich zog, ihn küßte und auf einer Fußbank näher bei sich

sitzen hieß. Darauf verlangte sie, daß er ihr noch weitere Verse aus dem Stegreif machte. Der Knabe sah auf seine beiden Lehrer — ein solcher Kuß war ihm etwas Ungewohntes. Darauf sprach er:

„Verse von würdigem Fluß vermag ich nicht weiter zu dichten,
Denn ich erschrak zu sehr von der Herzogin lieblichem Kusse."

Da brach die sonst so strenge Frau in herzliches Lachen aus, stellte den Knaben vor sich hin und lehrte ihn die Antiphone „Meere und Flüsse", die sie selbst in's Griechische übersetzt hatte, folgendermaßen: Thalassi ke potami eulogiton kyrion, ymnite pigonton kyrion, alleluja! Noch oft nachher ließ sie ihn, wenn sie Muße hatte, kommen, verlangte von ihm extemporirte Verse, lehrte ihn griechisch sprechen und hatte ihn sehr lieb. Endlich als er wegging, beschenkte sie ihn mit einem Horaz und einigen andern Büchern, welche der Bücherschrank unseres Klosters noch enthält. Der jüngere Ekkehard war inzwischen mit dem Knaben zu einigen andern Kaplänen der Herzogin gegangen, um sie zu unterrichten. Denn sie duldete nicht, daß die Pfaffen an ihrem Hofe müßig waren.

Sie blieb mit Ekkehard in gewohnter Weise allein um zu lesen. Sie hatte den Virgil in der Hand und gerade die Stelle vor sich „Timeo Danaos et dona ferentes." „Diese Stelle," sagte Ekkehard, „konnte ich gestern, meine Herrin, mir mit Fug in's Gedächtniß zurückrufen." Er theilte ihr nun mit, wie der Abt von Reichenau ihn eingeladen und mit einem stattlichen Rosse beschenkt, aber bei alledem hinterlistiger Reden sich nicht enthalten habe. Doch verschwieg er die letzten Worte, die sie sich von beiden Seiten in's Ohr geflüstert. „Ich wünschte," antwortete sie, „den ganzen Streit, der neuerdings zwischen euch vorgefallen, von Anfang an zu vernehmen; denn ich weiß nicht, ob ich ihn recht gehört habe. Ich wundre mich, daß zwei Klöster meines Herzogthums, wo ich, die Vertreterin des Reiches, so nahe sitze, in solche unselige Händel sich einlassen, mit völliger Nichtachtung meiner Person, und wenn meine Rathgeber mir nicht abrathen, so habe ich vor, sobald ich den Sachverhalt erfunden, nach Gebühr zu bestrafen." „Es ist treulos," erwiderte Ekkehard, „erlauchte Herrin, daß ich, der ich nächst meinem Oheim hauptsächlich die Versöhnung gestiftet, dir anklägerisch etwas sage, nachdem ich den Friedenskuß gegeben — ich kann aber nicht anders. Obgleich mich Ruodemann gestern — du kennst ihn ja — während er mich beschenkte, heimlich gereizt hat, so liegt es doch mir nicht ob, den geschlossenen Frieden zu brechen; deswegen werde ich nicht ablassen, den Frieden, wie er selbst auch will, mit ihm zu halten." Dieser Grund und diese Rechtfertigung gefiel der Frau.

Es ist nicht nöthig, weitere wörtliche Mittheilungen aus der alten Quelle zu machen. Es wird genügen zu bemerken, daß sie über Ekkehards fernere Schicksale berichtet, er sei auf Hadwigs Empfehlung an

den kaiserlichen Hof Ottos I. gekommen und dort namentlich von der Kaiserin Adelheid hochgeschätzt worden. Er führte wegen seines längeren Verweilens am Hofe den Beinamen „palatinus, der Höfling" und starb am 23. April 990 in Mainz, wo er in St. Alban beerdigt wurde. Die angeführten Stellen reichen vollkommen hin, um einerseits die anmuthige Erzählungsweise des sanctgallischen Geschichtsschreibers zu zeigen, und anderseits um das Verhältniß der Scheffelschen Dichtung zu seiner Quelle zu beurtheilen. Die historische Hadwig und der historische Ekkehard sind im Charakter von den Gestalten des Dichters sehr wesentlich verschieden. Zwar hat die Launenhaftigkeit der Herzogin, wovon die Quelle berichtet, auch Scheffel beibehalten; aber er hat aus dem männischen Weibe der Geschichte, das im Sinne der Zeit recht derbe und rohe Züge zeigt, ein ohne Verletzung der historischen Treue doch ungleich mehr uns anmuthendes Bild geschaffen. Die historische Hadwig ist eine jener hochstehenden Damen mit gelehrten Liebhabereien, wie wir sie im zehnten Jahrhundert in der Verwandtschaft der sächsischen Kaiser mehrfach finden. Der Mönch, den sie zu sich nimmt, hat unter ihren Launen zu leiden; die Streitigkeiten der Klöster Reichenau und St. Gallen interessiren sie, weil ihre Hoheitsrechte dadurch beeinträchtigt werden. Von einem gemüthvollen Wesen, von einer herzlichen Beziehung zwischen ihr und ihrem Lehrer blickt in der Quelle nichts durch. Wirklich anmuthig erscheint sie nur in der Scene mit dem Klosterschüler. Diese hat auch Scheffel am treuesten benutzt; indeß auch die andern Einzelzüge sind von ihm in bester Weise verwerthet.

Die Scheffelsche Hadwig kommt nach St. Gallen aus Langerweile; der Anblick des schönen jugendlichen Pförtners, der sie über die Quelle des Klosters getragen, weil nach den Satzungen kein Weib dieselbe überschreiten durfte, weckt ein Wohlgefallen in ihr; seine begeisterte Lobrede auf die alten Lateiner den weiteren Entschluß, lateinisch zu lernen — und Ekkehard soll der Lehrer sein. Sie hat einen ungeliebten alternden Gatten nach kurzer freudloser Ehe begraben; sie hat noch nicht geliebt — ist es Liebe, was sich in ihrem Busen regt? Kaum — ihr Gefühl geht über ein sinnliches Wohlgefallen nicht hinaus. Ganz anders bei Ekkehard. Schon in den ersten Scenen hat der Dichter dafür gesorgt, uns ahnen zu lassen, daß in der Seele des jungen Mönches diese Begegnung und der ihm gewordene Auftrag verhängnißvoll werden wird. Er liest bei Tisch von der Versuchung des heiligen Benedict, des Stifters des Ordens, vor — zu geringer Erbauung der Herzogin, und gleich darauf tritt an ihn selbst die Versuchung in der Frage Hadwigs heran, ob er ihr Lehrer sein wolle. „Da klang es in Ekkehards Herz, wie ein Widerhall des Gelesenen: Wirf dich in die Nesseln und Dornen und sag nein! Er aber sprach: Befehlet, ich gehorche!" Damit ist der Würfel gefallen, das Schicksal geht seinen Gang. Noch einmal klingt die warnende

Stimme des troß seiner Blindheit mit Seheraugen in die Zukunft schauenden Thielo; des Scheidenden Auge fällt auf den Säntis, in dessen erhabener Einsamkeit er dereinst den Frieden wiederfinden soll. Auf dem Hohentwiel angekommen, erhält er von der Herzogin ein „groß lustig Gemach mit säulendurchtheiltem Rundbogenfenster" angewiesen, „an demselben Gang gelegen, an den auch der Herzogin Saal und Zimmer stießen". So fand es sich schon in der Quelle, aber der fein motivirende Dichter läßt Ekkehard die Herzogin bitten, ihm auch „ein fern gelegenes Stübchen" zu geben, wo er in einsamer Stille Gott und der Wissenschaft dienen könne. „Da legte sich eine leise Falte über Frau Hadwigs Stirn." Es ist die erste Wolke, „ein Wölklein" nennt's der Dichter, und erweckt ihre erste spöttische Bemerkung über den ungeschickten und ihre Absicht so wenig verstehenden Mönch. Der erste Hauch von Eifersucht auf die anmuthige Griechin Praxedis, eine der reizendsten Gestalten der Dichtung, ruft die Stirnfalte zum zweiten Mal hervor. Als Hadwig nach der ersten Lehrstunde den Lehrer fragt, ob er die Nacht nicht etwas geträumt habe, zeigt sich sein Nichtverstehen ihrer geheimen Absichten auf's neue; das Gespräch läßt in die arglose Seele des jungen Mönchs wie in die listig herausholende des Weibes einen tiefen Blick thun. Die Lectüre Virgils, namentlich die Geschichte von Aeneas und Dido, die ihren ersten Gemahl vergißt und in den schönen Ankömmling sich verliebt, bietet weitere Anlässe zu Vergleichungen, und da diese der unschuldige Ekkehard nicht herausfühlt oder nicht im Sinne Hadwigs empfindet, so gibt es eine Verstimmung und spitzige Reden. Schlimmer wird es, als beide auf dem Hohenkrähen stehen, das schöne Weib, weich geworden im Anblick der großen weiten Natur, ihren Arm auf Ekkehards Schulter lehnt, als ihr Auge auf die kurze Entfernung in das seine hinüberflammt und sie mit weicher Stimme fragt: „Was denkt mein Freund?" — und als Ekkehard, wie aus einem Traum auffahrend, erwidert, er habe an die Versuchung des Herrn durch den Satan denken müssen — da flammt der Zorn des leidenschaftlich erregten Weibes über die Thorheit des Mönches hell auf und sie kehrt ihm unmuthig den Rücken. Auch jetzt noch ist Ekkehard unbefangen. Und als bei der gemeinsamen Noth, beim Herannahen der hunnischen Horden die üble Laune der Herzogin gewichen, als sie am Morgen vor der Schlacht in Ekkehards Gemach tritt und ihm Herzog Burchards Schwert umhängt — da, in eben demselben Augenblick, wo das Weib Verständniß der eigenen Empfindung von dem Manne verlangt, dem sie so weit wie möglich entgegengekommen — da tritt der unheilbare Riß ein. Wol ist es Ekkehard, „als müßte er sich niederwerfen vor ihr, die so huldvoll seiner gedachte"; aber „aufkeimende Neigung braucht Zeit über sich selbst klar zu werden, und in Dingen der Liebe hatte er nicht rechnen und abzählen gelernt wie in den Versmaßen des Virgilius, sonst hätte er sich sagen

müssen, daß, wer ihn aus des Klosters Stille zu sich gezogen, wer an jenem Abend auf Hohenkrähen, wer am Morgen der Schlacht so vor ihm stand wie Frau Hadwig, jetzt wol ein Wort aus der Tiefe des Herzens, vielleicht mehr als ein Wort von ihm erwarten möchte." Wie heftig auch seine Pulse schlagen, das Wort bleibt ungesprochen, und er weiß nur mit gebrochener Stimme ein „Wie soll ich meiner Herrin danken?" hervorzustammeln. Das Weib ist in seinem Stolze auf's Tiefste gekränkt, die Liebende fühlt sich unverstanden und verschmäht — von diesem Moment an tritt bei ihr die Wandlung ein. In Hadwigs beleidigter Seele schwindet die Liebe und Leidenschaft wie vom Frost geknickt. „Im Augenblick überschwänglichen Gefühls nicht verstanden werden, ist gleich der Verschmähung, der Stachel weicht nicht wieder. Wenn sie ihn jetzt anschaute, pochte das Herz nicht in höherem Schlag; oft war's Mitleid, was ihre Blicke ihm noch zuführte, aber nicht jenes süße Mitleid, aus dem die Liebe aufsprießt wie aus kühlem Grunde die Lilie — es barg einen bösen Keim von Geringschätzung in sich." In Ekkehards Herzen aber ist erst jetzt der Keim aufgegangen, erwacht erst jetzt das Bewußtsein der Liebe, wächst die Leidenschaft heran, um so glühender und verderblicher, je mehr er sie bekämpft. Die vorhandenen Mißtöne zu steigern, muß jetzt auch die wieder aufgenommene Virgillectüre dienen; Didos Schwäche beleidigt Frau Hadwig, „vielleicht daß sie sich selber didonischer Anwandlungen erinnerte". Der gesellige Abend, an welchem jeder im Kreise eine Erzählung zum besten gibt, verräth Ekkehards tiefstes Empfinden in der Erzählung vom Nachtfalter, der in das Licht hineinfliegt — in ihrer Ungeschminktheit und Durchsichtigkeit wieder ein rührendes Bild von dem einfachen Wesen des Erzählers. Aber es ist zu spät, Frau Hadwig hegt jetzt für ihn nur Unwillen und Verachtung. Wie er dann am folgenden Tage die einsam am Sarkophage des verstorbenen Gatten Betende halb wahnsinnig in seine Arme schließt, in wüthender Leidenschaft, und von den lauernden Gegnern dabei überrascht wird — da ist alles vorbei; die tiefste Erniedrigung, die schwerste Strafe steht dem eidbrüchigen Mönche bevor. Hadwigs Stolz ist zum zweiten Mal, und jetzt in Gegenwart von Zeugen, auf's empfindlichste verletzt — sie gibt ihn den Feinden preis. Da ist die bei aller Fröhlichkeit und scheinbarer Oberflächlichkeit tiefer empfindende Praxedis seine Retterin; sie verhilft ihm zur Flucht. In der Einsamkeit des Säntis genest der Tiefkranke, und wie die frische Alpenluft sich heilend um seine fiebernden Schläfe legt, so heilt die Dichtkunst sein krankes Herz.

Der Dichter hat sich hier eine Freiheit genommen und hat mit dem Ekkehard, den wir vorher aus der Quelle kennen lernten, den älteren Dichter des Waltharius verschmolzen. Er konnte die weitere Entwickelung und die weiteren Schicksale des „Höflings" Ekkehard für seinen Helden, mit seiner Gemüthsanlage, nicht brauchen. Die befreiende Macht der

Poesie gegenüber der Leidenschaft und dem Schmerze hat der Dichter an sich selbst empfunden und läßt seinen Helden diesen Läuterungsproceß ebenfalls durchmachen. Als das fertige Lied, um den Schaft eines Pfeiles gewunden, vor Frau Hadwigs Füßen niederfällt, mit seiner Aufschrift: „Der Herzogin von Schwaben ein Abschiedsgruß“ und dem Bibelspruch: „Selig der Mann, der die Prüfung bestanden“ — da neigte die stolze Frau ihr Haupt und weinte bitterlich. So tönt diese Liebe rein und voll aus, in würdigstem Abschlusse. Aber so sehr wir auch die Verschmelzung des Dichters Ekkehard mit dem Höfling billigen, so scheint uns doch eines — und das ist die einzige erhebliche Ausstellung, die wir an dem trefflichen Buche zu machen wüßten — vom Standpunkte künstlerischer Composition nicht gerechtfertigt: die Aufnahme des vollständigen Waltharius in deutscher Uebersetzung in den Roman. Die Uebersetzung ist früher entstanden, in Heidelberg im Winter 1853/54 und hat im Ekkehard ihre erste Veröffentlichung gefunden; seitdem hat sie Scheffel in Begleitung des lateinischen von Holder herausgegebenen Originals mit anziehenden literarischen und culturgeschichtlichen Beigaben veröffentlicht und auch eine Sonderausgabe der Uebersetzung allein ist erschienen. Gewiß ist der Waltharius eine schöne Dichtung und sie liest sich in Scheffels gereimter Verdeutschung sehr anmuthig und frisch; aber ein anderes ist es, ob sie hier am Platze ist. Man könnte freilich eine innere, gegensätzliche Beziehung hineinlegen: zwischen der heldenkräftigen Liebe des jungen Paares Walthari und Hildegund, die in ihrer Gesundheit der krankenden Leidenschaft des Mönchs und der Herzogin gegenübersteht. Aber auch dann bedurfte es nicht der Mittheilung des ganzen Gedichtes. So wenig störend die an dem Erzählungsabend vorgetragene Geschichte von König Rother als epische Episode wirkt, so sehr stört, mich wenigstens, jedesmal das eingelegte Waltharilied; um so mehr, als in dem reizenden Bilde von Audifax und Hadumoth die Flucht eines liebenden Paares aus dem Hunnenlager, eines Paares, das durch alle Gefahren des Weges seinen Schatz mitnimmt, schon zu sehr an die Flucht Waltharis und Hildegunds erinnert. Gesetzt der Dichter hätte etwa Wolfram oder einen anderen Dichter aus höfischer Zeit zum Gegenstande seiner Erzählung genommen (und wir wünschten, er hätte es gethan), er würde schwerlich, auch wenn er die Vollendung seines Parzivals darin erzählte, den Parzival selbst in Uebersetzung hineinverwebt haben. Eine Hinweisung auf den Inhalt der Dichtung und ihre Beziehung zum Seelenleben Ekkehards würde an dieser Stelle vollständig genügt haben. Auch hat sich Scheffel durch die vollständige Hineinziehung des Walthariliedes einer interessanten und ergiebigen Quelle beraubt, die ihm reiches Material für die Schilderung der Sitten des zehnten Jahrhunderts geboten hätte. Denn wenn auch der Waltharius dem Stoffe nach einer weit hinter dem zehnten Jahrhundert liegenden Zeit angehört, so doch nicht die darin geschilderten

Sitten; hier gibt vielmehr, wie jeder mittelalterliche Dichter jedem Stoffe gegenüber that, Ekkehard ein Sittenbild seiner eigenen Zeit. Und so hätte der gleichfalls namentlich für das feine höfische Leben der damaligen Zeit sehr ergiebige Ruodlieb noch stärker herangezogen werden dürfen.

Hell und scharf heben die beiden Hauptgestalten, deren psychologische Entwickelung wir eben vorführten, sich auf dem Hintergrunde des Zeitgemäldes ab. Den breitesten Raum darin nimmt selbstverständlich das Klosterleben ein, das in einer Fülle von Gestalten uns geschildert wird. Bei allem Humor, der hierüber ausgegossen ist, liegt dem Dichter doch eine Verspottung des Klosterwesens gänzlich fern. Wol zeichnet er uns die Entartung namentlich in Reichenau: aber sie entspricht den thatsächlichen Verhältnissen; wol ist auch die Schilderung von St. Gallen nicht frei von einem etwas ironischen Beigeschmack, aber die ernsten menschheitbildenden Bestrebungen der Klöster kommen dabei nicht zu kurz. Das Ungesunde der mittelalterlichen Mönchswelt durfte nicht verhehlt werden; in der Schilderung der Reclusa Wiborad tritt das hervor; zur Ergänzung gehört der irische Leutpriester Moengal, der erst, wie er im Schweiße des Angesichts den Tannenbaum fällt und den Nachen zimmert, und den Strichvogel aus den Lüften herunterholt, wirklich an Leib und Seele gesundet.

Im Gegensatz zu dem siegenden Christenthum ist das untergehende Heidenthum mit unverkennbarer, aber nicht einseitiger Liebe gezeichnet, in aller seiner Großartigkeit, aber auch Bosheit in der heidnischen Waldfrau. Die Schilderung der Hunnen von ihrem Heerführer und der wilden Erica bis herab zu dem gutmüthigen Coppan ist voll Leben und Anschaulichkeit. Vollendete Meisterschaft aber bekundet die Zeichnung des jungen Paares Audifax und Hadumoth, nicht zu vergessen der großartigen Gestalt des Alten in der Heidenhöhle, und des wackern Wächters Romeias mit seiner rauhen naturwüchsigen Liebe zu Praxedis, mit dem in seiner Unbeholfenheit so reizenden Briefe, womit er den Auerhahn an die Griechin übersendet.

Bei allem Reichthum des Humors, der seine leuchtenden Blitze über das Gemälde schießt, ist doch ein melancholischer Zug in dem Mittelpunkte desselben unverkennbar. Wenn der Trompeter uns eine kecke, frische Jugendliebe vorführt, die im Vertrauen darauf, daß die Welt ihr gehöre, hofft und wagt, endlich glücklich alle Hindernisse beseitigt und ihr Ziel erreicht — so klingt in Ekkehard durch die Liebe ein Ton des Entsagens. Die Hand, die ihn geschrieben, hat sich schon schmerzlich vor das brennende Auge gelegt, das Herz, das ihn ersonnen, hat selbst schon manchem goldenen Traum entsagt. Das ist aber des echten Humors Wesen, daß er des Lebens Ernst und heiteres Spiel zu harmonischem Bilde zu vereinen weiß. Des Dichters Empfinden drückt am besten aus, was er 1855, also um die Zeit, da der Ekkehard entstand, schreibt: „Nach Naturanlage und Neigung hätte ich ein Maler werden sollen, Erziehung und Verhältnisse wendeten zum Dienste der Justiz, die unerfüllte Sehnsucht nach der

bildenden Kunst und die Oede eines mechanischen Berufes rief in ihrem Zusammenwirken die Poesie wach, das Anschauen und zum Theil das Selbsterleben der vielen schiefen und confusen Verhältnisse im öffentlichen und Privatleben, an denen seit 1848 unser Vaterland so reich ist, gaben dieser Poesie eine ironische Beimischung, und meine Komik ist oft nur die umgekehrte Form innerer Melancholie."

Das Gebiet des culturhistorischen Romans, zu dessen Pflege Scheffel, nach dem Ekkehard zu urtheilen, in einem Maße wie Wenige berufen war, hat der Dichter nachher nur noch in zwei kleineren novellenartigen Erzählungen gepflegt, die aber beide in ihrer Art sehr anziehend sind. Die erste derselben erschien unter dem Titel „Hugideo, eine alte Geschichte" im dritten Bande von Westermanns illustrirten deutschen Monatsheften (1858, S. 22—26) und ist 1857 verfaßt. Sie führt uns in eine noch frühere Periode der deutschen Geschichte als Ekkehard, in die Mitte des fünften Jahrhunderts, in die Zeit der Schlacht auf den catalaunischen Gefilden. Sie spielt auf jener steil in den Rhein abfallenden Kalkwand unterhalb Basels, die den Namen „Der Klotz von Istein" trägt. Ein junger Juthung, Namens Hugideo, der längere Zeit unter den Römern gelebt und ihnen einiges von ihrer Kunst abgesehen hat, richtet sich in dem Felsen eine Einsiedlerwohnung her, in welcher er in einer Nische die mitgebrachte Marmorbüste einer jugendschönen Römerin aufstellt. Als Etzels Schaaren über den Rhein den Römern entgegenziehen, als die germanischen Stämme sich ihnen anschließen, setzt Hugideo der Aufforderung auch mitzugehen ein hartnäckiges und entschiedenes „Nein" entgegen. Er will nicht gegen das Volk kämpfen, dem das schöne Urbild jener Marmorbüste angehört. Die rückkehrenden Schaaren wüsten und brennen das Land; heller Feuerschein von dem nicht fernen Augusta Rauracorum (dem heutigen Augst) röthet den Himmel; mit mancher anderen Leiche treibt auch die jener Römerin, deren Bild in Hugideos Siedelei steht, den Strom hinab, wird von dem Salmenfischer Nebi, Hugideos einzigem Freunde, aufgefischt und von Hugideo in stiller Mondnacht begraben; ein zweites Grab, das er daneben bereitet, läßt er leer. Auch die Leiche eines römischen Centurio kommt herabgeschwommen und wird von Nebi aufgefangen. Hugideo löst von dem Gürtel des Todten einen zweischneidigen Dolch, und als am andern Morgen der Fischer ihn aufsucht, findet er ihn in seiner Höhle sitzend, von dem Dolche durchbohrt; er begräbt ihn an der Seite der Jungfrau.

Es ist ein Bild voll Poesie, bei dem man nur eines bedauert: daß es nicht noch mehr ausgeführt ist. Der Reiz des Mysteriums liegt auf der ganzen Erscheinung Hugideos und auf dem weißen Marmorbilde. Zwar lüftet der Dichter am Schlusse den Schleier ein wenig und berichtet uns, die schöne Römerin, Benigna Serena geheißen, sei die Tochter eines kaiserlichen Beamten in Augusta Rauracorum gewesen, wo auch

Hugideo einige Zeit gelebt; sie habe ein Jahr vor ihrem Tode den Schleier als Priesterin der Göttin Kybele genommen. Wir errathen, daß der junge Juthung und die schöne Römerin einander geliebt, aber daß ihrer Vereinigung Hindernisse entgegentraten, daß jener römische Centurio, dessen Leiche Hugideo mit höhnenden Worten empfängt, des Deutschen verhaßter Mitbewerber war; daß Hugideo, vom Vater des Mädchens zurückgewiesen, hinweggezogen, und daß Benigna Serena Priesterin geworden, um einem verhaßten Ehebunde mit einem ungeliebten Manne zu entgehen. Es wäre dem Dichter sicher ein Leichtes gewesen, diese Vergangenheit der Liebenden uns in ausgeführter Erzählung vorzuführen; er hätte hier Gelegenheit gehabt, ein reicheres Bild von der römischen Cultur jener Tage in einer Provinzialstadt auf deutschem Boden und von der Berührung derselben mit altgermanischem Leben zu entwerfen, mit den zwei jugendlichen Gestalten als Mittelpunkt. Stil und Sprache sind ganz wie im Ekkehard, auch hier mit einer leisen chronikalisch-alterthümlichen Färbung, mit denselben kleinen Wendungen und Eigenheiten. Gesuchte Redeweisen sind auch hier vermieden und nichts Fremdartiges darin; vermieden gesehen hätten wir indeß gern eine so moderne Wendung wie die dem Salmenfischer Nebi in den Mund gelegte: „Alles muß ruinirt sein! sagt Herzog Krokus' selige Großmutter." Nicht die Anwendung des apologischen Sprichwortes, denn dieses ist jedenfalls uralt, stört uns dabei, sondern der moderne Ton, den dasselbe hier anschlägt.

Die zweite Novelle, „Juniperus, Geschichte eines Kreuzfahrers", entstand in Donaueschingen, wo der Dichter einige Zeit das Amt eines fürstlich Fürstenbergischen Bibliothekars verwaltete. Es war die einzige etwas längere Station in dem Wanderleben, welches auf die Vollendung des Ekkehard folgte. Scheffel war 1855, unmittelbar nach Abschluß desselben, zum zweiten Male nach Italien und von da (1856) nach Südfrankreich gegangen; 1857 finden wir ihn in München, dem Kreise der um König Max II. versammelten Dichter angeschlossen; 1858 ging er nach Donaueschingen, wo er bis 1859 blieb. Von seinen Wanderfahrten legen die drei „Aus den Tridentiner Alpen" betitelten Berichte im Frankfurter Museum 1856, und drei andere „Aus Südfrankreich" in Westermanns Monatsheften (Bd. 2, S. 39—46. 522—533. 626—642) Zeugniß ab. Sie bekunden auch des Dichters Begabung für die darstellende Kunst, denn die beigegebenen Holzschnitte sind nach seinen Zeichnungen gemacht. Die jüngsten solcher Reiseberichte sind die „Aus dem Elsaß" vom Jahre 1872 (in „Ueber Land und Meer").

In Donaueschingen erschloß sich dem mit besonderer Vorliebe die alemannischen Alterthümer studirenden Dichter ein reicher Schatz in der Laßbergischen Bibliothek, deren altdeutsche Handschriften er ordnete und in einem gedruckten Cataloge (Stuttgart 1859) beschrieb. Eine dichterische Frucht dieser Studien ist der im Jahre 1866 mit Zeichnungen

von A. v. Werner herausgegebene Juniperus, der uns in die Blüthezeit des ritterlich höfischen Lebens, in die Zeit des ausgehenden zwölften Jahrhunderts, in die Periode der Kreuzzüge einführt. Die Handlung selbst spielt vor und um 1188, die sie berichtende Erzählung fällt in den Kreuzzug Friedrich Barbarossas (1190). Der Stoff ist freie Erfindung, aber die culturhistorischen Grundlagen wahr und treu, auch an genealogischen Studien als Unterlage fehlt es nicht, wenn auch die handelnden Personen selbst nicht geschichtlich sind. Der Dichter kann daher mit Recht sagen, daß er „seinen geschichtverständigen Lesern weder stofflose Phantasmen noch eingetrocknete Mumien unter Glaskasten, sondern lebendige Gestalten aus alter Zeit" vorgeführt habe. Der Held, ein junger Ritter aus Schwaben, ist auf zwei Jahre zur Buße verdammt stumm zu sein, und erst vor Akkon, im Kampfe mit den Heiden, ist der Zeitpunkt seiner Zungenlösung eingetreten. Er erzählt, als Verwundeter im Kloster auf dem Karmel weilend, seine Geschichte. Auf der schwäbischen Burg Neuenhalden, als Sohn eines Dienstmannen geboren, wird er als Knabe in die Klosterschule zu Rheinau gethan, wo er in Diethelm von Blumenegg, ebenfalls eines Ministerialen Sohn, einen Genossen und Freund findet, mit welchem er die Vacanz öfter in Almishofen, auf der Burg des Herrn Markwart, zubringt, in jugendlich frohen Spielen mit des Burgherrn drei Töchtern. Unter diesen wird die dritte, Rothraut, das Ideal der beiden Knaben. Sie halten es endlich vor Liebessehnsucht im engen Kloster nicht mehr aus, erst Diethelm, dann auf gleichem Wege Juniperus — wie der Held nach seiner Vorliebe für den auf der heimischen Burg wuchernden Wachholder benannt wird — entfliehen und beginnen nun ein auf Ritterschaft zustrebendes weltliches Leben. Bei der Feier der Fastnacht auf Almishofen im Jahre 1188 kommt die gegenseitige Eifersucht der jungen Liebhaber zum feindlichen Ausdruck, Rothraut aber will von keinem von ihnen, die sie als halbe Klosterschüler nicht recht mannesgleich achtet, etwas wissen, sondern wendet ihre Gunst und Huld dem höfischen Rainald zu, mit dem sie nach damaliger „curtoiser" Sitte französisch „parlieret". Mit der Freundschaft ist es aus; bei einer Begegnung reiten sie gewaffnet als ernstliche Gegner einander an und verwunden sich gegenseitig schwer. Da keiner von Rothraut ablassen will, so beschließen sie, daß ein Gottesurtheil entscheide, wem sie gehören soll. Jeder auf einem leichten Kahn wollen sie von Schaffhausen ab den Rheinfall hinunterfahren: wer am Leben bleibt, dessen soll Rothraut sein. Die Geliebte wird heimlich benachrichtigt, daß sie am 5. Mai vom Söller eine schöne „Aventiure" sehen könne; sie steht auch richtig an jenem Morgen auf dem Söller — durch ein rothgefärbtes Glas, damit die Wirkung gesteigert werde, betrachtet sie den Kampf um Leben und Tod, dem zwei junge treuliebende Herzen hier entgegen gehen. Juniperus bleibt wie durch ein Wunder am Leben; die Fischer von Rheinau

fangen den mit den Wellen Ringenden auf und bringen ihn in's Kloster, wo den zum Bewußtsein erwachenden Jüngling der greise Abt mit strengem Verweis empfängt wegen des gottversuchenden Frevels, den er begangen. Er legt ihm als Buße auf, nach dem heiligen Lande zu ziehen und zwei Jahre lang kein Wort zu sprechen. Die ganze Erzählung wurzelt im Geiste des Mittelalters. Der phantastische Sinn der Ritterzeit ist in dem romantischen Minnewerben der Jünglinge, in ihrer tollen Wagefahrt, in der zweijährigen Stummheit trefflich gezeichnet. Die Local- und Zeitfarben sind auch hier wie im Ekkehard auf den Grund ernstlicher Studien aufgetragen, und ein lebendiges Gemälde des Zeitalters der Kreuzzüge dadurch geschaffen worden. Von ergreifender Schönheit und Naturwahrheit ist die Schilderung der schauerlichen Wettfahrt auf dem Rheine.

Die Zeit, die im Juniperus geschildert ist, bildet den Höhepunkt des mittelalterlichen Lebens und seiner ritterlichen Cultur. Für das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert fließen namentlich in den höfischen Dichtungen dieser Periode die Quellen für eine genaue Detailkenntniß des Lebens, des öffentlichen wie des privaten, ungleich reicher und ergiebiger als für die Zeit, welche Scheffel in seinem Ekkehard schilderte. Ihn mußte bei seiner Begabung für culturgeschichtliche Gemälde die Aufgabe wol locken und reizen, gerade diesen Abschnitt unserer Vergangenheit, der durch die Blüthe unserer alten Poesie einen besonderen Glanz erhält, in einem culturgeschichtlichen Bilde zusammenzufassen. Schon lange bevor der Juniperus an die Oeffentlichkeit trat, trug sich der Dichter mit diesem Gedanken; es war nach dem Ekkehard die erste größere Aufgabe, die er sich stellte. 1857 besuchte er Weimar und wohnte der Enthüllung des Goethe-Schiller-Denkmals bei. Auf dem Heimwege sah er im Sängersaal der Wartburg die Darstellungen aus dem Sängerwettstreit durch Moriz von Schwind. „Damals," schreibt er, „gedachte ich: Hei, wer so viel erfahren dürfte und erführe, daß er mit den halbmythischen Schemen dieser mittelalterlichen Sänger, ihrem Leben, Fühlen und Dichten sammt den starken und treibenden Kräften ihrer Epoche vertraut würde wie mit Goethes und Schillers klarer Zeit." Frau Aventiure, die Muse der ritterlich höfischen Zeit, gewährte seine Bitte. Sie hat ihn „mit den Gefährten ihrer Blüthentage bekannt gemacht, daß mir deren Sprache und Kunst keine fremde mehr ist. Manch guten Rasttag hab' ich jenen Findern wilder Mären gelauscht, manch guten Wandertag bin ich über Berg und Thal ihren Spuren, die bis weit an die Donau hinab weisen, nachgezogen." Damals also ist der Gedanke entstanden, die Zeit des Wartburgkrieges zum Gegenstande einer culturgeschichtlichen Darstellung zu machen. Der Dichter weilte längere Zeit auf der Wartburg (im Herbste 1859) und machte seine Studien. Auch hier wie beim Ekkehard nach der Natur selbst, indem er Land und Leute unmittelbar erforschte.

Als Resultat dieser Studien erschien 1863 ein dem Ekkehard in Rücksicht auf die Form sehr unähnliches Werk, die 1860 bis 1862 gedichtete „Frau Aventiure, Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit". Scheffel bezeichnet diesen Liederstrauß, den er dem Großherzog von Weimar widmete, „als unvollkommenen, langsamen und ernsten Studien mit Fiedelklang vorauseilenden Ausdruck aufrichtigen Dankes, den er einem hohen Schirmherrn deutscher Kunst schuldet". Es begreift sich leicht, daß das Abbild der lyrisch gefärbten und angehauchten Zeit des Minnesangs zunächst auch ein lyrisches und nicht ein episches wurde. Aber der epische Hintergrund fehlt keineswegs, die episch gestaltende Kraft des Dichters verräth sich auch hier in den lyrischen Formen. Das Buch zerfällt in verschiedene Liedergruppen, die sich an fest und klar hervortretende Gestalten lehnen, oder wie die Vagantenlieder einen ganzen Stand in plastischer Weise schildern. Die ersten Lieder, „Wartburglieder" genannt, sind allgemein gehalten, und können ebenso gut die Stimmung des Dichters selbst ausdrücken, wenngleich das erste als Wächterlied in der Neujahrsnacht des Jahres 1200, ein zweites als der Bauleute Sang nach Vollendung des Landgrafenhauses bezeichnet ist. Das letzte, an Walthers Spruch auf den milden Landgrafen und an Wolframs Kritik von dessen Umgebung anknüpfend, schildert den Abschied des Sängers von der gastlichen Burg, auch hier in fremdem Gewande des Dichters persönliche Empfindung. Den Mittelpunkt der „Frau Aventiure" bildet der von der Sage in's Jahr 1207 gelegte Sängerstreit, der in einem am Ende des Jahrhunderts entstandenen Gedichte uns vorgeführt wird. So sehr es diesem Ereigniß auch an einer realen Grundlage fehlt, so muß das Recht des Dichters doch unbedingt anerkannt werden, es als Realität aufzufassen. Von den dabei betheiligten Sängern hat Scheffel nur vier vorgeführt, zwei in der Geschichte unserer Dichtung wohlbekannte Namen, Wolfram von Eschenbach und Reimar den Alten, und zwei dem dämmernden Gebiete zwischen Sage und Wirklichkeit angehörende, Biterolf und Heinrich von Ofterdingen. Die vier Lieder, die Wolfram in den Mund gelegt sind, enthalten ebenso viel Situationsbilder aus des Dichters Leben. Das erste „Im Stegreif" knüpft an Worte Wolframs in seinem Parzival an; von besonderem Wohllaut ist das zweite „die Ausreise", die einem ähnlichen von Ulrich von Lichtenstein in Form und Ton nachgebildet ist. Ein anderes führt uns Wolfram vor, wie er dem Landgrafen Hermann von Thüringen den vollendeten Parzival überreicht und dabei in echt Wolframschem Humor über sich selber scherzt. Der sinnige Reimar schließt sich zunächst an mit vier Liedern, die freilich andere Töne anschlagen, als wir sie aus seinen eigenen Liedern kennen. Der sagenhafte Biterolf erscheint auf der Kreuzfahrt und nach der Heimkehr von derselben, trauernd am Grabe des Landgrafen Ludwig. Die bedeutsamst hervortretende Gestalt ist aber der den Schluß bildende

Heinrich von Ofterdingen. Die halbmythische Figur dieses Dichters, der im Gedichte vom Wartburgkrieg eine so hervorragende Rolle spielt und dem eine jüngere Tradition das Gedicht vom König Laurin beilegt, mußte gerade wegen des Räthselhaften seiner Erscheinung einen Dichter reizen. Wie schon in den Tagen der romantischen Schule Novalis ihn zum Helden eines Romanes und zum Träger seiner eigenen mystischen Gedanken machte, so hat unzweifelhaft auch Scheffel ihn zum Mittelpunkt seines epischen Gemäldes zu machen die Absicht gehabt. Die auch der Frau Aventiure beigegebenen gelehrten Anmerkungen, die des Dichters gründliche Studien bekunden, verrathen uns, daß Scheffel Heinrich von Ofterdingen keineswegs für eine sagenhafte Persönlichkeit hält. Er weist mit Recht auf das in der Donaugegend vorkommende Geschlecht von Oftheringen, das seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts urkundlich vorkommt, und ist geneigt, im Hinblick auf den ihm beigelegten Laurin und die Forschungen über den Kürenberger ihm einen Antheil an der Abfassung des Nibelungenliedes zu geben. Wie es auch mit der Berechtigung dazu vom wissenschaftlichen Standpunkte stehen möge, der Dichter hat ohne Zweifel das Recht so zu verfahren. Und so entspricht die bedeutende Stellung, die Scheffel den Ofterdinger im Kreise seiner Dichtergenossen einnehmen läßt, seiner auf das Vaterländische und Nationale gerichteten Gesinnung, durch welche er einen scharfen Gegensatz gegen die auf französischen Quellen und Stoffen fußenden Dichter bildet. Den schärfsten Ausdruck findet diese Gesinnung in dem „Rügelied wider Wolfram von Eschenbach und die übereifrigen Nachahmer französischer Art und Dichtung", worin ihnen außer der Vorliebe für fremdländische Stoffe auch die für französische Worte und Redensarten vorgeworfen wird. Die ihm in den Mund gelegten Lieder sind wieder Stimmungsbilder aus dem Leben und Sinnen des Dichters und geben in ihrer Gesammtheit ein anschauliches Bild von seiner Persönlichkeit. Hervorheben will ich besonders die prächtigen und frischen Tanzlieder, unter denen das zweite mit dem Refrain „Der Heini von Steier ist wieder im Land" wol den Preis verdient. Daß er der „blauen Blume" nachjagte, ist ein aus Novalis und der romantischen Schule hineingetragener Zug, den wir bei dem klaren gestaltenschaffenden Dichter gern vermißt hätten.

Daß der Dichter nicht auch Walther von der Vogelweide eingeführt hat, kann befremden; in dem epischen Bilde, das uns der Roman selbst geliefert hätte, würde er sicherlich nicht gefehlt haben. In der „Frau Aventiure" ist er durch seinen Spielmann, Berlt den jungen, vertreten, eine freie Erfindung des Dichters. Auch die thatsächlichen Züge, die des Spielmanns Lieder enthalten, sind Erfindung: ein Liebesverhältniß Walthers mit einer Burgfrau in der Dauphiné, auf die er Lieder gesungen, denen er jedoch in seinem „Liederpsalter" als undeutsch keinen Raum gegönnt habe. Wir werden wol nicht fehlgehen, wenn wir hierin

Reminiscenzen und Nachklänge aus des Dichters eigenen Wanderungen durch die Dauphiné erblicken. Die Erfindung auf Walther zu übertragen, mag Scheffel durch den Spruch Walthers angeregt worden sein, worin er seiner Wanderungen von der Seine bis zur Mur gedenkt.

Doch nicht in dem Kreise der Wartburgdichter und ihrer Gegensätze erschöpfen sich die Gestalten der „Frau Aventiure". Ergänzend treten zunächst die Lieder der fahrenden Schüler hinzu, und in ihnen, den lateinischen wie den deutschen, zeigt sich, wie sehr Scheffel in eine ferne Zeit sich hineinzuleben versteht. Die Verdeutschung des horazischen Gedichtes „Ad Thaliarchum" ist nicht eine Uebersetzung in unserem Sinne, sondern eine Umdeutschung im Sinne des Mittelalters. Wie die Naivetät mittelalterlicher Dichter antike Stoffe ohne Weiteres in das Gewand der eigenen Zeit, in die unmittelbare Gegenwart und Umgebung hüllt, die Helden des Alterthums in höfischem Kostüm und als Rittersleute einherschreiten — so werden in dieser Umdeutschung die römischen Verhältnisse und römischen Localbeziehungen in's „geliebte Deutsch" übertragen. Das „dissolve frigus, ligna super foco large reponas, atque benignius deprome quadrimum Sabina, o Thaliarche, merum diota" wird so wiedergegeben:

Hu hu wie kalt! Heiz' tapfer ein,
Hol' aus dem Holzstall Scheit um Scheit,
Ein starkes Fäßlein Botzner Wein,
O Thaldurchschnarcher, halt' bereit.

Der „Thaldurchschnarcher" ist eine vollständig Fischartsche Umgestaltung; Fischart machte ganz ähnlich aus dem Podgra einen „Pfotenkrampf" ꝛc. Herrliche Poesie in echt volksthümlichem Tone klingt aus dem „Irregang", der an ein altes deutsches Gedicht anknüpft. Wie durch diese Vagantenlieder der Gesichtskreis erweitert wird, so durch die Heranziehung einzelner französischer Gedichte, einer anmuthigen Nachbildung eines altfranzösischen niedlichen Tanzliedes, einer Verdeutschung des von Richard Löwenherz in der deutschen Gefangenschaft gedichteten Liedes (wobei freilich gleich im Anfang dem Uebersetzer ein artiges Mißverständniß begegnet ist) und eines Liedes, das Crestien de Troies, dem welschen Vorbilde Hartmanns und Wolframs, in den Mund gelegt ist. Eine Erweiterung nach anderer Seite ist die Gestalt des Byzantiners Anastasios, der uns in düsterem Gemälde das verrottete Byzanz um 1204 vorführt. Wie diese Gestalt, so sind freie Erfindung des Dichters auch der kecke anmuthige Vogt von Tannenberg, der unverbesserliche Junggeselle, der sich endlich dem Joche der Ehe beugt und Kinder wiegt, der humoristische Mönch von Banth, mit dem köstlichen Berichte von den Mücken, und das düster schöne Gemälde, welches uns Magnus vom finstern Grunde entrollt.

In welchem Maße der Dichter sich in Sprach- und Denkweise jener Zeit eingelebt, zeigt am besten der Einfluß, welchen die mittel-

hochdeutsche Sprache auf seine eigene ausgeübt hat. Nicht blos im ganzen Colorit, sondern auch in einer Menge von Wörtern, die er unmittelbar aus dem Altdeutschen herübergenommen, die aber doch wol dem Laien nicht immer verständlich sein möchten. So „der Saelde Thau", „glasten" für glänzen, „vreislich" für furchtbar, die Form „hirz" für Hirsch (dies ganz ohne Noth), dörperlich = bäurisch, garzun = Knappe, wat für Kleidung, Verge für Fährmann, Unterschlauf im Sinne von Versteck*), „im schmucken Convenanz", oder „wer sich auf Dichten peint", „man gibt ihm ein Jungfrau küssen". Auch an eignen kühnen Bildungen fehlt es nicht, „der Bedeut" für die Bedeutung, Tuck für Tücke, lück für lückenhaft, Zisch = Zischen oder Gezisch, verwindigt, „Hechte sorgt" = besorgt mein Garn in's Haus, mich sehnt = ich sehne mich u. a. Nicht immer sind diese Neubildungen gerade glücklich, z. B. „und war am Niedern kleblich" (im Reime auf vergeblich) oder „Gebrustschutzt sitzen die Schöffen beim Wein." Sehr hübsch dagegen ist das lautmalende „susurrend", womit in dem erwähnten horazischen Liede das „susurro" verdeutscht wird.

Alle die erwähnten Gestalten, die vom Dichter vorgefundenen wie die von ihm erfundenen, würden als handelnde Personen in dem vom Dichter beabsichtigten Culturromane „Der Sängerkrieg auf Wartburg" ihre Stelle gefunden haben. Schon aus den disjecti membra poetae läßt sich das Bild in seinen Hauptzügen zusammensetzen; aber ganz anders würde es noch gewirkt haben, wenn die hier wirksame Gestaltungskraft um eine epische Handlung als Mittelpunkt sich gerankt hätte.

Seit der Veröffentlichung des Juniperus (1866) ist Scheffel nur noch mit einem Werke hervorgetreten, den Bergpsalmen (1869). Es ist eine lyrische Dichtung, aber von ganz anderem Charakter als die Lyrik im Trompeter oder im Gaudeamus, auch als in der Frau Aventiure. Sie ist im Odenstil gehalten und bewegt sich in freien, meist reimlosen Rhythmen. Hymnenartig wird die einsame Größe der Alpenwelt uns vorgeführt, aber nicht als lyrische Stimmung des Dichters, sondern seine gestaltenschaffende Phantasie stellt auch hier eine Gestalt der Vergangenheit in den Mittelpunkt und macht sie zum Träger der feierlichen Gedanken. Das ist ein charakteristischer Zug der Scheffelschen Lyrik, dem wir schon im Trompeter, dem wir in der Frau Aventiure, im Gaudeamus und endlich auch in den Bergpsalmen begegnen. Scheffels Lyrik baut sich durchaus auf epischem Hintergrunde auf, sie objectivirt wie es die Lyrik des Volksliedes thut. In den Bergpsalmen ist es Sanct Wolfgang, der Bischof von Regensburg, der im neunten Jahrhundert lebend, „aus

*) Wie wenig solche altdeutsche Ausdrücke verstanden werden, zeigt die derbe Randbemerkung in einem mir in die Hand gekommenen Exemplare, wo bei „Unterschlauf" mit Bleistift steht: Unsinn!

Kaiserfehde und Fürstenstreit entflieht zur Alpeneinsamkeit" hinan, an den Abersee in den Salzburgischen Alpen. Dort hoch oben eine Siedelei und ein Einödkirchlein erbauend, fühlt er dem Lärm und Drang des Lebens sich enthoben. In Sturmeswehen tritt ihm der Herr entgegen, im Nebel drängen versuchend und lockend die Spukgestalten vergangener Zeit sich an ihn heran; aber der Nebel weicht freundlichem Sonnenglanz, auf dem Bergsee schaukelt sich der Kahn des Bischofs, der dem Fischfange obliegt. In die Einsamkeit der erhabensten Gletscherwelt steigt er empor, um endlich, als die Sennhirten gegen des Sommers Ende thalwärts ziehen, auch er, dankenden Herzens, hernieder zu steigen. Die Gestalt des Bischofs ist jedoch nur Rahmen: den Mittelpunkt bilden die Naturschilderungen, in denen die auch die unbelebte Natur zu Gestalten belebende Dichterkraft hervortritt, unter Benutzung der heidnischen mythologischen Darstellungen, die gerade damals, im neunten Jahrhundert, noch lebendig genug im Volksbewußtsein waren, um auch einem christlichen Bischof noch als mächtig empfundene Gewalten zu erscheinen. Es begreift sich, daß die darstellende Kunst eines A. von Werner sich gelockt fühlen mußte, des Dichters Schilderungen in Bildern zu gestalten, und diese Bilder stehen an reicher Phantasie jenen dichterischen Gebilden durchaus nicht nach. Der geringere Erfolg dieser Dichtung liegt wol mit im Stoffe; das hymnenartige Element der Bergpsalmen ist auch nicht die ureigenste Sphäre der Scheffelschen Poesie.

Wenn wir die Bergpsalmen abrechnen, so ist für die letzten zehn Jahre nahezu ein Verstummen der Scheffelschen Muse wahrzunehmen. Es ist merkwürdig, daß dies Verstummen ziemlich genau mit dem Aufhören der Wanderjahre des Dichters, mit dem dauernden Einleben in Karlsruhe (seit 1865) zusammentrifft. Wir wollen dabei nicht vergessen, daß manches innere und äußere Leid über den Dichter hereingebrochen ist, daß ein kaum begründetes häusliches Glück ihm zerstört wurde, und aus den Trümmern desselben ihm ein einziger Knabe blieb, in dessen Erziehung er fortan eine Hauptaufgabe seines Lebens erblickte. In den letzten Jahren verlebt er die Sommer- und Herbstmonate regelmäßig auf seiner Villa Seehalde am Bodensee, in Radolfszell, in derselben Gegend, welche er durch seinen Ekkehard auf's neue mit dem Zauber unvergänglicher Poesie geschmückt hat, mit dem Blick auf den Hohentwiel und die ganze Herrlichkeit des schwäbischen Meeres. Mancher möchte denken, daß dies idyllische Leben in ländlicher Zurückgezogenheit, in einer reizenden Umgebung den schöpferischen Trieb des Dichters auf's neue beleben müßte. Nun, mit der Zurückgezogenheit ist es nicht so weit her, im Sommer zieht der Strom der Touristen auch jenes Weges, und der berühmte Name lockt manchen Wanderer an, nicht immer nur solche, die dem Dichter im Verkehr Anregung bieten, sondern oft genug und überwiegend die Neugier, die fern zu halten schwer sein mag.

Scheffels Dichtungen entstanden in ziemlich rascher Aufeinanderfolge in einem Zeitraum von etwa zehn Jahren. Ein Ausruhen war ihm, das begreift man, Bedürfniß; unablässiges dichterisches Schaffen verzehrt und reibt auf. Das hat Scheffel selbst sehr richtig ausgesprochen. „Das menschliche Gehirn," äußerte er gegen einen Freund, „gleicht einem Saiteninstrument; wenn es übermäßig gespielt wird, zerspringen die Saiten, nur daß bei ersterem keine Reparatur mehr möglich ist. Nun gibt es aber kaum eine anstrengendere, aufreibendere Thätigkeit, als die des Dichters, der mit voller Kraft seiner Seele und aus seinem Innersten heraus schafft. Da werden alle Kräfte des Geistes in gleicher Weise angespannt. Deshalb sind für ihn Ruhepausen nöthiger als für irgend einen andern." Wenn auch jetzt nach längerem Ausruhen der Dichter zum Schaffen eines größeren Werkes sich nicht gedrängt fühlt — ist es, müssen wir fragen, das Bewußtsein, daß er sein Bestes gegeben, daß der lebendige Born der Production, der keines künstlichen Druckwerkes bedarf, versiegt ist? Hat, wie einst Uhland, in noch früheren Lebensjahren, vom Dichten Abschied nahm, um sich ganz dem gelehrten Triebe hinzugeben und uns Meisterwerke der Forschungsarbeit zu liefern — so auch Scheffel dem dichterischen Schaffen Lebewohl gesagt, um die übrige Zeit seines Wirkens und Forschens der heimischen Alterthumskunde zu widmen? Wenn es so ist, dann übt der Dichter eine weise Enthaltsamkeit, die seinem dichterischen Namen eher zum Vortheil als zum Nachtheil gereichen wird. Unzweifelhaft besser ist es, man sagt von einem Dichter: Wie schade, daß er nicht noch mehr derartiges geschaffen hat! als daß man bei nie versiegender Productionslust, aber abnehmender Productionskraft ausruft: Hätte er doch das nicht mehr geschrieben — es wäre besser für seinen Ruhm!

Gleichwol geben wir die Hoffnung noch nicht auf, daß wir dem Dichter noch einmal auf dem ihm so vertrauten Gebiete des culturhistorischen Romans, und vor allem auf dem so lockenden Boden des dreizehnten Jahrhunderts begegnen werden!





Ueber die Bedeutung des Blutes.

Von

C. Voit.

— München. —

Die Leistungen des lebenden thierischen oder menschlichen Organismus erscheinen den Meisten völlig unerklärlich und von ganz anderer Art zu sein als die in der übrigen Natur. Wenn auch viele derselben unserer Einsicht noch verschlossen sind, so sind doch andere schon auf ihre Ursachen zurückgeführt. Es ist meine Absicht, an einigen, allerdings verhältnißmäßig einfachen Beispielen zu zeigen, daß auch die Lebenserscheinungen, wie die Vorgänge an den unbelebten Körpern der Erforschung und Erklärung zugänglich sind.

Es würde mir schwer fallen, selbst durch eingehende Betrachtungen allgemein verständlich das zu definiren, was man unter Leben versteht.

Gewöhnlich sieht man die sichtbaren Bewegungen des Leibes als das hauptsächlichste Anzeichen des Lebens an. Ein in tiefer Ohnmacht befindlicher Mensch scheint deshalb den Meisten leblos zu sein, und zum Leben zu erwachen, sobald er wieder Bewegungen seiner Glieder zeigt. Auf Grund jener Vorstellung wird der Tod mit dem Schlafe, in welchem wir kaum Athemzüge des Ruhenden wahrnehmen, verglichen. Die Indianer hielten die tickende Taschenuhr der Weißen für ein lebendes Wesen, weil sie die Ursache der Bewegung ihrer Theile nicht zu ergründen vermochten, während jetzt die Physiologen im Gegensatze dazu bestrebt sind, die Bewegungen in den lebenden Organismen auf das Spiel eines Mechanismus zurückzuführen.

Diese groben sichtbaren Bewegungen sind jedoch nur eine Folge von ununterbrochen vor sich gehenden, viel feineren Bewegungen der kleinsten Theilchen der Materie des lebenden Körpers, welche sich auch da finden, wo wir mit unserem Auge vollkommene Ruhe zu erblicken meinen, wie

z. B. in einem erschlafften Muskel, einem Nerven oder einer Drüse. Keiner der den Körper zusammensetzenden Stoffe ist für sich belebt; das Leben wird vielmehr hervorgerufen durch die unter bestimmten Bedingungen stattfindende Wechselwirkung jener Stoffe in den in eigenthümlicher und charakteristischer Weise aufgebauten, sogenannten organisirten Formen. Dabei geht im großen Ganzen eine immer weiter vorschreitende Spaltung und Zerstörung complicirter Verbindungen zu einfacheren vor sich, wodurch einerseits die für das Auge nicht erkennbaren, die Lebenserscheinungen bedingenden Bewegungen der kleinsten Theilchen eingeleitet werden, andererseits aber auch die Nothwendigkeit eines beständigen Ersatzes und der Wegfuhr des Verbrauchten eintritt.

Wenn wir bei der Betrachtung der im unendlichen Weltraume nach einer bestimmten Ordnung vertheilten und sich bewegenden Himmelskörper stets von Neuem von Bewunderung erfüllt werden, so ist es vor Allem die Großartigkeit der Massen und der Entfernungen, welche unsere Sinne gefangen hält und uns deshalb mehr wie andere Naturerscheinungen das Walten noch weiterer als menschlicher Kräfte darthun.

Aber die Vorgänge an den kleinsten Theilchen der Materie und in den geringsten Entfernungen, wie z. B. die bei dem Entstehen und dem Zerfall einer chemischen Verbindung oder die, welche am Lebendigen ablaufen, sie sind nicht minder bewundernswerth. Auch hier erkennen wir ein ebenso gesetzmäßiges Wirken der Materie, nur von kleinen Massen im kleinsten Raume. Das, was wir diesem Mikrokosmos ablauschen, ist wahrlich gleich bedeutungsvoll wie die Erscheinungen des Makrokosmos.

Das Leben kommt, wie gesagt, nur unter bestimmten Bedingungen zu Stande. Es ist z. B. eine gewisse Temperatur der Umgebung dazu nöthig, denn wenn der Körper eines Menschen durch und durch auf $+ 19^0$ abgekühlt oder auf $+ 42^0$ erwärmt ist, so erlischt das Leben, da bei solchen Temperaturen die vorher erwähnten Prozesse nicht mehr in richtiger Art vor sich gehen.

In ähnlicher Weise zeigt sich das Leben der höheren thierischen Organismen abhängig von dem Vorhandensein des Blutes, dessen Bedeutung ich in Folgendem darlegen will.

Das Blut besteht aus Zellen, den Blutkörperchen, welche in einer Flüssigkeit, dem Plasma, schwimmen. Die Blutkörperchen machen etwa Eindrittttheil, das Plasma Zweidrittttheile des Blutes aus.

Wird bei einem Menschen durch einen unglücklichen Schnitt eine größere Pulsader verletzt, so scheint mit dem entströmenden Blute auch das Leben zu entweichen. In wenigen Augenblicken nehmen wir an dem vorher in vollster Kraft befindlichen Organismus kein Zeichen des Lebens mehr wahr. Diese und andere Beobachtungen hatten früher dazu geführt, den Sitz des Lebens in das Blut zu verlegen und dem letzteren die merkwürdigsten Eigenschaften und Functionen zuzuschreiben.

Zu einer Zeit, in der man über die Rolle anderer Organe, z. B. der Muskeln, des Auges, schon ganz richtige Vorstellungen hatte, war die Bedeutung des Blutes noch wenig aufgeklärt. Man erkannte seine Wichtigkeit für das Leben der Organismen, ohne jedoch näher sagen zu können, worin diese bestand. Es klebte daher dem Blute lange etwas Geheimnißvolles an, es erschien als ein ganz besonderer Saft, und noch in unseren Tagen verbinden Manche damit sonderbare Begriffe und besitzen davor eine eigenthümliche Scheu.

Nach den jetzigen Anschauungen hat das Leben nicht ausschließlich seinen Sitz an irgend einer Stelle des Körpers, von welcher aus der letztere regiert wird. Das Leben des Organismus ist vielmehr das Resultat der mannichfaltigsten Prozesse aller seiner Theile, von denen jeder, auch der kleinste, lebt.

Es können daher die Lebensvorgänge nicht im Blute allein ablaufen, ja es läßt sich zeigen, daß für viele Thiere zum Leben gar kein Blut nöthig ist.

Die niedersten Thiere enthalten nämlich kein Blut. Dieselben sind kleinste Gebilde, deren Leib aus der umgebenden Flüssigkeit die Nahrungsstoffe bezieht und das Verbrauchte dahin abgibt.

Wenn aber viele kleinste Theilchen oder Zellen zu einem zusammengesetzten Organismus vereint sind, dann ist eine Zufuhr oder Abfuhr jener Stoffe in der angegebenen Weise nicht mehr möglich, weil dabei nur die wenigen Zellen der äußeren Oberfläche direct mit den Nahrungsstoffen in Berührung treten würden.

Bei einem höheren Thiere findet sich bekanntlich ein den Körper durchsetzender Schlauch, in welchen die feste und flüssige Nahrung aufgenommen wird; ferner ein besonderes Organ, wo das Sauerstoffgas der atmosphärischen Luft eintritt, und andere Stellen, zu denen die unbrauchbaren Zerfallproducte gelangen. Es müßten dabei also, ohne eine weitere Veranstaltung, die gelösten Nahrungsstoffe von dem Magen aus von Zelle zu Zelle nach der Peripherie durchsickern, oder die in den Zellen entstandenen Zersetzungsproducte langsam von Theilchen zu Theilchen fortwandern, bis sie endlich die Ausscheidungsorgane fänden.

Die Folge wäre gewesen, daß die dem Verdauungsschlauch zunächst gelegenen Zellen in erster Linie die neuen Stoffe bezogen hätten und viel reichlicher damit versorgt worden wären als die entfernteren, welche nur das erhalten hätten, was die besser situirten übrig gelassen.

Es war daher die Aufgabe zu erfüllen, alle Zellen des ganzen großen Körpers gleichmäßig zu ernähren und die unbrauchbaren Stoffe rasch wegzuführen, gerade so wie bei einem einzelligen Organismus, welcher in der die Nahrung enthaltenden Flüssigkeit schwimmt. Dies ist ermöglicht durch vielfach im Körper verzweigte, mit dem bewegten Blute erfüllte Kanäle, in welche die neuen Stoffe aus dem Darm und von der

Lunge eintreten, und welche die verbrauchten Stoffe zu den Ausscheidungs-organen, der Lunge und der Niere, führen.

Das Blutgefäßsystem ist, wie bekannt, ein in sich geschlossenes Röhrensystem, das an einer Stelle seiner Bahn einen das Blut treibenden Muskel, das Herz, enthält. Die sich verästelnden Arterien bringen das Blut nach den Organen, wo sie sich unter Bildung eines breiten Strombettes in die feinsten Röhrchen, die Capillaren, auflösen, welche in den Organen ein enges Maschennetz bilden, aus welchem sich die das Blut zum Herzen zurückführenden Venen sammeln. Durch diese Anordnung werden die in den Capillarmaschen liegenden Zellen und kleinsten Theilchen der Gewebe von einer Flüssigkeit umspült, aus welcher den Zellen die zum Leben nothwendigen Stoffe geliefert werden und in welche das in den Zellen Verbrauchte abgegeben wird.

Das Blut ist darnach ein durch den ganzen Körper verzweigtes Organ. Darin und in seiner Flüssigkeit und Beweglichkeit liegt seine ganze Bedeutung; nur dadurch kann neues Material bis zu den kleinsten Organtheilchen gebracht und das Zerstörte in kürzester Zeit fortgeschafft werden. Die Blutgefäße stellen Wasserstraßen dar, welche den regsten stofflichen Verkehr der einzelnen Theile des Körpers unterhalten und wie Drainageröhren die Abfuhr besorgen.

Die zusammengesetzten Organismen sind nicht alle in gleichem Grade von der stofflichen Erneuerung und Reinigung abhängig. Es gibt Thiere, in deren Leib die Zerstörung eine weniger intensive ist, welche daher längere Zeit ohne erneute Zufuhr durch das Blut fortleben. Fröschen vermag man das Blut völlig durch eine verdünnte Kochsalzlösung zu ersetzen, ohne daß sofort der Tod eintritt, das Thier hüpft vielmehr noch Stunden lang wie in normalem Zustande umher. Ganz anders verhalten sich in dieser Beziehung die Säugethiere und der Mensch. Wird die Hauptpulsader eines Beines unterbunden, so ist in demselben Momente der Wille nicht mehr im Stande es zu bewegen; die Umschnürung der das Blut zum Gehirn tragenden Gefäße hat alsbald den Tod zur Folge; das Steckenbleiben eines kleinen Gerinnsels in der die Netzhaut unseres Auges versorgenden Arterie bewirkt sofortige Blindheit.

Das Blut muß sich in beständiger Kreisbewegung befinden, um seiner vorher angegebenen Aufgabe zu genügen. Würde es stagniren, dann könnte es nicht in jedem Augenblicke die Organe mit neuen Stoffen versehen und das Schädliche entfernen. Die Geschwindigkeit, mit der das Blut durch die Gefäße strömt, darf deshalb nicht unter eine gewisse Grenze sinken. Die Strömungsgeschwindigkeit beträgt in den größeren Arterien 300—400^{mm} in der Secunde; sie läßt sich messen aus der Zeit, welche das Blut nöthig hat, um eine in eine Arterie eingeschaltete gebogene Glasröhre von bekannter Länge zu durchlaufen. In den Capillaren, in denen man an durchsichtigen Theilen die merkwürdigen Er-

scheinungen der Blutbewegung mit dem Mikroskop zu betrachten vermag, wird wegen der Verbreiterung des Strombettes in einer Secunde nur ein Weg von $^1/_2$ mm zurückgelegt. Da die Länge der Capillarbahn etwa $^1/_2$ mm beträgt, so vergeht nur eine Secunde, um ein Blutkörperchen durch sie hindurchzuführen, und doch gehen in dieser kurzen Zeit die lebhaftesten und eingreifendsten Umänderungen im Blute durch die Thätigkeit der Organe vor sich.

Die Strömung des Blutes wird nicht direct durch das Herz, sondern dadurch bewirkt, daß der Druck des Blutes in den Arterien, wie gleich näher erörtert werden soll, beträchtlich größer ist als in den Venen und daher eine Ausgleichung von der stärker zur schwächer gespannten Stelle stattfindet. Das Herz macht nur den Druck im Gefäßsystem ungleich; hört das Herz zu schlagen auf, so steht nicht alsbald die Blutbewegung still, sie geht vielmehr noch fort, bis der Druck in den Arterien und Venen der gleiche ist.

Die Bewegung des Blutes in den Capillaren darf ferner nicht eine intermittirende sein. Die continuirliche Strömung ist auf eine höchst einfache Weise erreicht. Treibt man stoßweise, wie es durch die rhythmischen Zusammenziehungen des Herzens geschieht, Flüssigkeit in eine starrwandige Röhre, z. B. eine Bleiröhre ein, so tritt dieselbe nur bei jedem Stoße aus. Wendet man aber eine elastische Röhre an, dann dehnt sich dieselbe durch das Einpressen der Flüssigkeit aus, und indem sie in der Zwischenzeit wieder zusammensinkt, wird das Ausströmen continuirlich. Die Blutgefäße sind nun außerordentlich elastisch wie Kautschukschläuche und bewirken dadurch eine ununterbrochene Strömung auch während der Erschlaffung des Herzens. Haben die Gefäße, wie es bei Erkrankungen derselben eintritt, ihre Elasticität eingebüßt, dann leidet durch die Unterbrechung der Strömung die Versorgung der Organe.

Durch die rasche Bewegung des Blutes wird es verständlich, wie die in die Blutbahn gelangten Stoffe in der kürzesten Zeit im ganzen Körper verbreitet werden und in wenigen Secunden an entfernten Stellen ihre Wirkung ausüben oder in Secreten von Drüsen nachzuweisen sind.

Man kann untersuchen, wie lange Zeit ein Bluttheilchen braucht, um von einer Stelle des Gefäßsystems aus den ganzen Blutkreislauf zu durchwandern, also z. B. von dem rechten Herzen durch die Lunge, das linke Herz, die Körperarterien, die Venen zum rechten Herzen zurück. Der lange Weg ist in 23 Secunden zurückgelegt.

Da die Blutgefäße geschlossene Röhren sind, so müssen die Stoffe, welche aus dem Blute in die Gewebe dringen, durch Membranen hindurch gehen und zwar durch die außerordentlich dünnen Wandungen der Capillaren, welche überhaupt den Verkehr zwischen dem Blute und den Geweben vermitteln.

Ein einfacher Austausch der in den Flüssigkeiten gelösten Stoffe

durch die Membran hätte viel zu lange Zeit in Anspruch genommen. Es wird vielmehr das Blutplasma durch die Wandung der Capillaren hindurchgepreßt oder hindurchfiltrirt und zwar durch den in den Gefäßen vorhandenen Druck, den Blutdruck.

Durch jede Zusammenziehung des Herzens wird eine Portion Blut, etwa 180^{cc}, in die bluthaltigen Arterien getrieben. Dieses Blut ist anfangs nicht vollständig durch die engen Capillaren abgeflossen, wenn wieder eine neue Portion Blut durch die folgende Zusammenziehung anlangt; es staut sich deshalb das Blut in den ausgedehnten Arterien so lange, bis der dadurch bewirkte Druck so groß geworden ist, daß eben so viel abströmt als zufließt.

Dieser auf jedem Bluttheilchen sowie auf der Gefäßwandung lastende Druck ist in den Arterien höchst bedeutend. Man kann ihn messen, indem man eine senkrechte Glasröhre seitlich in eine Arterie einsetzt und zusieht, wie hoch das Blut in der Röhre ansteigt. Es steigt darin 2—2$^1/_2$ Meter hoch. In den Capillaren, wo die größten Hindernisse schon besiegt sind, beträgt der Druck nur mehr etwa 400^{mm}.

Die Bewegung des Blutes und der große Druck, welcher die der Strömung entgegenstehenden Widerstände zu überwinden hat, wird durch eine kleine Maschine, das Herz, hervorgerufen. Man macht sich gewöhnlich keine Vorstellung davon, welche gewaltige Leistung unser Herz vollbringt, da wir in gesunden Tagen glücklicher Weise nur selten, etwa bei einer freudigen Erregung, von seinem geschäftigen Treiben etwas erfahren. Dieselbe ist so bedeutend, weil der Herzmuskel Tag und Nacht, so lange unser Leben währt, thätig ist. Die Arbeit des Herzens läßt sich bestimmen, wie die Leistung einer Maschine, indem man ermittelt, welches Gewicht das Herz bei jeder Zusammenziehung hebt und auf welche Höhe dasselbe gehoben wird; man sagt auch hier, die Leistung betrage 1 Kilogrammmeter, wenn 1 Kilogramm Gewicht auf 1 Meter Höhe gehoben worden ist. Mit jedem Schlag der linken Herzkammer werden ohngefähr 188 Gramm Blut in den Anfang der Arterien gepreßt und zwar entsprechend einem Druck von 3,2 Meter; dies beträgt 0,188 Kilogramm × 3,2 Meter = 0,602 Kilogrammmeter. Wenn nun in der Minute 75 Herzschläge erfolgen, so macht dies in 1 Minute 45,2 Kilogrammmeter oder in 24 Stunden 65,000 Kilogrammmeter. Die Arbeit der rechten Herzkammer ist geringer wie die der linken; die tägliche Arbeit beider Kammern, ohne die der Vorkammern, beträgt etwa 87,000 Kilogrammmeter d. h. es wird dadurch eine Last von 87,000 Kilogramm Gewicht 1 Meter oder eine solche von 1 Kilogramm Gewicht 87,000 Meter hoch gehoben. Für einen Arbeiter rechnet man bei einer Arbeitszeit von 8 Stunden eine Arbeit von 250,000 Kilogrammmeter; der kleine Herzmuskel leistet daher den dritten Theil der Tagesarbeit eines angestrengt thätigen Mannes.

Unter dem vorher angegebenen Drucke wird durch die nur $^1/_{500}{}^{mm}$

dicken Wandungen der Capillaren beständig Blutplasma mit allen darin gelösten Bestandtheilen und Nahrungsstoffen gepreßt, die Blutkörperchen gehen durch die Poren der Wandung nicht hindurch. Die ausgepreßte, für alle Organe nahezu gleiche Ernährungsflüssigkeit umspült nun die kleinsten Theilchen der Organe; dieselben nehmen davon auf, zerstören einen Theil und behalten das, was sie für sich brauchen.

Es wird aber mehr Plasma aus den Blutgefäßen in die Organe befördert als diese nöthig haben. Der Ueberschuß wird durch den durchwirkenden Blutdruck größtentheils in die Lymphgefäße eingetrieben und bildet die Lymphe. Diese Gefäße entspringen mit offenen Mündungen in den Maschen des die Organe durchsetzenden Bindegewebes und stehen an ihrem centralen Ende in Zusammenhang mit den Blutgefäßen, so daß das überschüssig aus den Blutgefäßen in die Gewebe übergegangene Plasma wieder in die Blutgefäße zurückkehrt.

Auf diese Weise existirt neben dem Blutstrom in den Blutgefäßen ein zweiter mächtiger Strom von Plasma oder von Ernährungsflüssigkeit durch die Organe, der auf seinem Wege manche der von den Zellen erzeugten Zersetzungsproducte aufnimmt und dem Blute zuführt.

Zu den bis jetzt betrachteten Vorgängen der Speisung der Zellen des Körpers mit Nahrungsstoffen genügt das Blutplasma. Aber auch die in dem Plasma schwimmenden Blutkörperchen haben ihre große Bedeutung, insofern sie die Träger des aus der Luft eingeathmeten Sauerstoffs sind.

Es ist allgemein bekannt, daß zu den Stoffen, welche die Zellen zum Leben bedürfen und zu denen, welche als unbrauchbar entfernt werden müssen, auch Gase gehören.

Der Wechsel der Gase hätte durch eigene im ganzen Körper verzweigte, lufthaltige Ventilationsröhren geschehen können, wie es bei den Insekten der Fall ist. Eine solche Anordnung ist jedoch bei den höheren Thieren nicht durchgeführt, sie hätte auch eine große Complication mit sich gebracht; die Lüftung der Gewebe ist vielmehr ebenfalls den Blutgefäßen überlassen.

Das Sauerstoffgas der uns umgebenden Luft ist das für das Leben nothwendige Gas, und die in den Geweben durch den Zerfall entstehende Kohlensäure das hauptsächlichste schädliche Gas. Der Sauerstoff wird von der Lunge, wo er in das Blut eintritt, bis zu den Geweben getragen, die Kohlensäure nimmt den umgekehrten Weg, von den Geweben durch das Blut zu der Lunge.

Der in den rothen Blutkörperchen eingeschlossene rothe eisenhaltige Farbstoff hat die merkwürdige Eigenschaft, Sauerstoffgas zu verdichten und locker chemisch zu binden. In dem hellrothen arteriellen Blute ist mehr Sauerstoff enthalten, im dunkelrothen venösen Blute mehr Kohlensäure. 100^{cc} Arterienblut binden etwa 17^{cc} reinen Sauerstoff. Die in den Geweben sich immer weiter spaltenden Stoffe entziehen den Sauer-

stoff dem Blutroth, das dann, wieder zur Lunge gelangt, von Neuem sich mit Sauerstoff beladet. Die lebhaft kreisenden Blutkörperchen sind Fahrzeuge und der Sauerstoff ihre Fracht, die an den verschiedensten und entlegensten Punkten des Körpers, in allen Organen, abgesetzt wird. Trotz ihrer winzigen Größe vermögen diese nur unter dem Mikroskope sichtbaren Liliputanerschiffchen in 24 Stunden in uns 1 Kilo Sauerstoff zu schleppen und so ohne alles Aufsehen und Geräusch in dieser Frist oft mehr als 700 Liter Sauerstoffgas aus der Luft in sich zu verdichten. Darum braucht der Mensch zum Athmen ein so großes Volum atmosphärische Luft, die nur zu $^1/_5$ aus Sauerstoff, zu $^4/_5$ aus Stickstoff besteht.

Die in den Geweben gebildete Kohlensäure ist die Rückfracht, welche größtentheils das Blutplasma besorgt. Ein Theil der Kohlensäure ist in demselben einfach absorbirt, wie in dem künstlich dargestellten kohlensauren Wasser, ein anderer Theil ist chemisch gebunden an das im Plasma enthaltene Alkali. Die Kohlensäure des Blutes wird in der Lunge gegen die beträchtlich weniger Kohlensäure enthaltende Lungenluft ausgetauscht, ähnlich wie die unter größerer Spannung im kohlensauren Wasser befindliche Kohlensäure beim Oeffnen des Stopfens der Flasche entweicht. Sowie wir die Reinhaltung der Luft unserer Wohnräume durch eine ausgiebige Ventilation besorgen, so sollen auch die Zellen unseres Leibes stets frische Luft erhalten und von den schädlichen Gasen befreit werden.

Durch die ununterbrochene Strömung des Blutes werden, wie wir gesehen, alle Zellen des Körpers in jedem Augenblicke mit Nahrungsstoffen versorgt; ebenso muß auch der Gaswechsel ein continuirlicher sein. Dies wäre jedoch nicht möglich, wenn die elastische Lunge während der Ausathmung ganz zusammenfiele. Aus diesem Grunde enthält die Lunge im lebenden Körper auch bei der tiefsten Ausathmung immer noch eine gewisse Menge von Luft, wodurch der Gasaustausch fortwährend vor sich gehen kann.

Der Ventilator für das Blut ist die Lunge, der Träger der Stoffe zu und von den Organen das Blut. Die die Organe zusammensetzenden lebenden Zellen hungern, wenn ihnen nicht durch das Blut neues Material gebracht wird, und sie ersticken, wenn sie nicht von den Zerfallproducten gereinigt werden.

Nachdem wir hiermit die wichtigsten Vorgänge im Blute kurz skizzirt haben, ist es, um ein vollständiges Bild von der Bedeutung dieses Saftes zu erhalten, noch nöthig, einige höchst bemerkenswerthe Anordnungen für die Vertheilung desselben im Körper zu besprechen.

Die verschiedenen Theile des Körpers erhalten auf die gleich große Masse nicht die gleiche Quantität von Blut, sie werden vielmehr hierin außerordentlich ungleich bedacht.

Wenn auch jedes Organ an dem Zustandekommen des Lebens betheiliget ist, so ist doch die Art und der Grad dieser Betheiligung sehr

verschieden. Diejenigen Organe, in welchen mehr Stoffe verarbeitet werden, wie z. B. die Leber, das Gehirn, haben häufiger Ersatz und deshalb reichlichere Durchspülung mit Blut nöthig als andere, in denen die Zersetzung wenig lebhaft ist, wie z. B. die Sehnen. Diese ungleiche Blutzufuhr geschieht zunächst durch die verschiedene Zahl und Weite der das Organ versorgenden Arterien, vor Allem aber durch die ungleiche Dichtigkeit der Capillarnetze. In den ersteren Organen sind die Maschen der Netze eng, in den letzteren dagegen weit und spärlich. Hätten alle Theile des Körpers, auch die dasselbe weniger bedürftigen, gleichmäßig Blut erhalten, dann wäre in manche unnöthig viel Plasma gepreßt worden und hätte die Gesammtmenge des Blutes im Körper bedeutend größer sein müssen.

Ein und dasselbe Organ hat aber zu verschiedenen Zeiten wechselnde Quantitäten von Blut nöthig, da der Grad der Thätigkeit großen Schwankungen unterworfen ist. Wir vermögen mit den Muskeln nicht über 8 Stunden auf die Dauer starke Arbeit zu leisten, das Gehirn versagt nach längerer Anstrengung den Dienst und wir verfallen in Schlaf, aus dem wir neu gestärkt wieder erwachen; der Darm kann nicht Tag und Nacht verdauen, schon deshalb nicht, weil gewisse Drüsen nicht im Stande sind continuirlich Verdauungssäfte zu bereiten. Es ist daher die merkwürdige Einrichtung getroffen, daß durch einen besonderen Mechanismus die Muskeln der Blutgefäße in dem thätigeren Organe erschlafft werden, wodurch ansehnlich mehr Blut zufließt als im weniger thätigen Zustande. Wird z. B. kein Secret in den Speicheldrüsen abgesondert, so sind die Drüsen blaß und die Gefäße eng; bei lebhafter Absonderung sind sie dagegen intensiv geröthet und die Gefäße stark mit Blut angefüllt. Während der Verdauung ist ein großer Theil unseres Gesammtblutes in der Bauchhöhle angesammelt, während der Muskelarbeit in den Muskeln; beim eifrigen Studium werden uns die Füße kalt und der Kopf heiß, ja man hat nachgewiesen, daß das Volumen des Arms bei Anstrengung des Gehirns z. B. bei Lösung einer einfachen mathematischen Aufgabe durch Blutabgabe nach dem Gehirne abnimmt und umgekehrt während des Schlafes zunimmt.

So also dient das Blut einmal mehr diesem, das andere Mal mehr jenem Organe. Es hätte ohne eine solche Einrichtung abermals einer sehr viel größeren Blutmasse bedurft, da sonst jedes Organ stets die ihm bei der stärksten Anstrengung nöthige Maximalblutmenge hätte erhalten müssen. Sie bedingt aber auch den Nachtheil, daß nicht alle Organe zu gleicher Zeit angestrengt thätig sein können. Das alte Sprichwort: „nach der Mahlzeit sollst du stehn oder tausend Schritte gehn“ schließt daher eine Wahrheit in sich. Würden wir uns mit vollem Magen zu starker Muskel- oder Gehirnarbeit zwingen, so würde die Verdauung leiden; es ist auch eine Erfahrung, daß wir nach reichlichem Essen zum Arbeiten nicht sehr geeignet sind.

Aber noch eine andere wichtige Bedeutung hat die Möglichkeit einer ungleichen Vertheilung des Blutes im Körper durch Ausdehnung gewisser Gefäßbezirke und entsprechende Verengerung anderer, nämlich der Theilnahme an der Regulation der Wärme in dem Organismus. Die Vorgänge im Körper beanspruchen eine ganz bestimmte Temperaturhöhe. Im heißesten Tropenklima und in der Kälte der Pole lebt der Mensch und besitzt die gleiche Temperatur seines Blutes von 37—38°. Es wird also stets ebenso viel Wärme in seinem Körper erzeugt als von ihm abgegeben wird. In der Kälte ist aber unter sonst gleichen Umständen der Wärmeverlust selbstverständlich größer als in höher temperirter Luft. Es kann daher hier nur durch eine größere Wärmebildung oder durch eine Aenderung in dem Wärmeabfluß die constante Körpertemperatur erhalten werden.

Der innere Kern des Körpers ist durch eine die Wärme schlecht leitende Fettschicht von der äußeren Oberfläche getrennt. In der Kälte sind die Gefäße der Haut zusammengezogen und die Haut blaß; das warme Blut wird hinter die Fettschicht in das Innere des Körpers gedrängt und so weniger Wärme an der Haut abgegeben. Befinden wir uns dagegen in warmer Umgebung, dann dehnen sich die Blutgefäße der Haut weit aus und die Haut erscheint geröthet, da ein ansehnlicher Theil des im Innern des Körpers erwärmten Blutes an die Peripherie nach Außen von der Fettschicht getragen wird. Auf diese Weise wird in der Hitze dem Körper durch Begünstigung der Leitung und Strahlung, vorzüglich aber durch reichliche Wasserverdunstung mehr Wärme entführt.

Wenn das Blut seiner Aufgabe genügen soll, so muß es in einer bestimmten Menge im Organismus vorhanden sein. Man hat früher geglaubt, das Blut mache einen sehr beträchtlichen Bruchtheil des Körpers aus, im Menschen z. B. 10—15 Liter. Je genauer jedoch die Messungen gemacht worden sind, desto niedriger fielen die Zahlen aus. Man weiß jetzt, daß in einem kräftigen Menschen nur etwa 4½ Liter Blut enthalten sind, also höchstens 8% des gesammten Körpergewichtes.

Der Organismus kann einen beträchtlichen Verlust von Blut ertragen. Bei Entziehung der Hälfte der normalen Blutmenge tritt aber der Tod ein, wenn nicht alsbald Ersatz folgt. Alle die vorher beschriebenen Thätigkeiten des Blutes werden durch ausgiebige Blutverluste in ihrer Intensität herabgesetzt. Durch die Abnahme der Blutmenge und des Blutdrucks tritt weniger Ernährungsflüssigkeit in die Gewebe über, ja die vorher schon darin befindliche gleicht sich mit dem Blute aus, vermehrt so dessen Plasmagehalt und vermindert verhältnißmäßig noch weiter die Menge der Blutkörperchen. In Folge davon werden die Zellen des Körpers ungenügend ernährt, es wird weniger in ihnen zersetzt und weniger lebendige Kraft producirt, daher der Körper darnach matt und schwach ist. Bei einem ausgiebigen Aderlasse erfolgt durch die plötzliche

Aenderung in der Zufuhr des Blutes zum Gehirn eine vorübergehende Leistungsunfähigkeit desselben oder Ohnmacht

Aber bald stellt sich der erlittene Verlust wieder her; das Plasma aus den aufgenommenen Nahrungsstoffen, die Blutkörperchen in eigenen Organen, vorzüglich in der Milz, den Lymphdrüsen, dem Knochenmarke. Beständig gehen in uns auch bei voller Nahrungsaufnahme Blutkörperchen zu Grunde und werden neue erzeugt, während eine solche Neubildung von Organisirtem für die meisten übrigen Organe nicht constatirt ist; in den letzteren werden größtentheils die unorganisirten Stoffe des Plasmas und des Zelleninhaltes zerstört, die eigentlich organisirte Form dagegen bleibt bestehen.

Ist in Folge eines großen Blutverlustes das Leben bedroht, so kann durch rasche Wiederzufuhr von Blut d. h. durch Einspritzen desselben in eine Vene geholfen werden. Man hat vielfach solche Transfusionen von Blut am Menschen gemacht, früher mit von Faserstoff befreitem Thierblut, später mit Blut von einem anderen lebenden Menschen. Nach dem, was ich vorher über die Bedeutung der Blutkörperchen gesagt habe, ist es klar, daß Einspritzen von Plasma keine volle Wirkung hat, denn es fehlen darin die Träger des Sauerstoffs, die Blutkörperchen. Man hat in neuerer Zeit durch Versuche an Thieren die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß das Blut einer anderen Thierart nur vorübergehend die Rolle übernimmt; nach einigen Tagen zerfallen die fremden Blutkörperchen und zwar in solcher Anzahl, daß durch die Zersetzungsproducte der Tod des Thieres herbeigeführt wird. Nimmt man einem Hunde einen ansehnlichen Theil seines Blutes weg, so viel, daß er in tiefer Ohnmacht und nahe dem Tode ist, so erholt er sich in kürzester Zeit durch Wiedereinspritzen des abgelassenen Blutes oder durch Einspritzen von Blut eines anderen Hundes dauernd. Das Gleiche tritt scheinbar ein bei Einspritzen von Kalbsblut, dessen Blutkörperchen man mit dem Mikroskope von denen des Hundeblutes nicht zu unterscheiden vermag; das Thier ist munter und nimmt Nahrung zu sich, in wenigen Tagen dagegen beginnt der Untergang der Kalbsblutkörperchen, die in dem fremden Organismus nicht auf die Dauer fortleben. Wir ziehen daraus die Lehre, daß man bei größeren Blutverlusten gut thut, einem Menschen nur Menschenblut wiederzugeben.

Zu der Zeit, in welcher man das Blut für den Mittelpunkt der Lebensvorgänge ansah, dachte man sich den Charakter und andere derartige Eigenschaften des Menschen und der Thiere von der Beschaffenheit des Blutes abhängig. Man meinte, wenn man einem Menschen das Blut eines Löwen geben könnte, ihm dann damit auch den Muth dieses Thieres zu verleihen. Man erzählt von einem anglicanischen Geistlichen, der sich mehrmals Lammblut einspritzen ließ, um die Unschuld und die Sanftmuth dieses Thierchens zu empfangen.

Noch heut zu Tage finden sich Anklänge an diese vergangenen Auffassungen in manchen Ausdrücken vor. Wir nennen Menschen mit leicht erregbarem Temperamente heißblütig, obwol ihr Blut nicht wärmer ist als das der Phlegmatiker, oder wir verleihen furchtsamen Leuten Hasenblut.

Wenn uns solche Meinungen jetzt sogar lächerlich erscheinen, so beweist dies, daß wir in der Erkenntniß des Lebens Fortschritte gemacht haben.

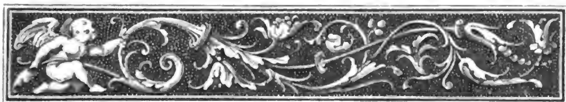
Um die Thätigkeiten in einem höheren thierischen Organismus zu ermöglichen, sind, wie wol aus meinen Darlegungen hervorgeht, die complicirtesten Einrichtungen nöthig, weshalb leider auch leicht Störungen und Krankheiten eintreten. Erst mit der Kenntniß der normalen Vorgänge und ihrer Ursachen gewinnt man die Grundlage zum Verständniß und zur Bekämpfung der krankhaften Prozesse.

Wo man in dieser Richtung zu untersuchen beginnt, begegnet man den merkwürdigsten Anordnungen und Regulationen. Es ist noch nicht sehr lange her, daß man das Leben der Erforschung zu unterziehen wagt. Aber erst in den letzten fünfzig Jahren ist die Physiologie vollkommen in den Kreis der experimentirenden und erklärenden Naturwissenschaften eingetreten, vorbereitet durch die Arbeiten der früheren Zeit, vorzüglich jedoch ermöglicht durch das rasche Aufblühen einiger wichtiger Hülfswissenschaften, vor Allem der Physik und der Chemie, und durch die Aufhellung der feineren Formen der Organisation durch das Mikroskop.

Dadurch, daß es gelang, immer mehr Erscheinungen des Lebens durch die experimentelle Behandlung aus ihren Ursachen abzuleiten, hat sich die Ueberzeugung befestigt, daß in der belebten Natur dieselben Ursachen und Wirkungen walten wie in der unbelebten, und daß es gelingen werde, immer mehr derselben auf mechanistische Weise zu erklären.

Es hat sich schon jetzt eine Fülle von Erkenntniß erschlossen, welche nicht nur die Physiologie gefördert hat, sondern auch auf die Vorstellungen von der Natur von bestimmendem Einflusse gewesen ist, und außerdem dem Menschengeschlechte für die Verbesserung seines Daseins und für die Heilung und Verhütung von Krankheiten schon vielfachen Nutzen gebracht hat und noch ungleich mehr bringen wird.





Der Elsaß als eine Pflegestätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung.

Von

G. Baur.

— Leipzig. —

Am 18. Januar des Jahres 1871 war es, daß König Wilhelm von Preußen, wie es in seiner an demselben Tage von Versailles aus an das deutsche Volk ergangenen Proclamation heißt, dem einmüthigen Rufe der deutschen Fürsten und freien Städte folgend, die deutsche Kaiserwürde in seiner Person erneuerte, in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands zu stützen und die Kraft des Volkes zu stärken; in der Hoffnung, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen und den Lohn ihrer heißen und opferwilligen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren werden; und endlich unter dem Gebete, daß Gott dem Kaiser und seinen Nachfolgern verleihen wolle, allezeit Mehrer des deutschen Reichs zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. Etwa sechs Wochen nachher wurden durch die am 27. Februar unterzeichneten Friedenspräliminarien dem wiederhergestellten deutschen Reiche die verheißenen Grenzen wiedergegeben, welche Deutschland, das bisher trotz der Siege von 1814 und 1815 jedem feindlichen Angriffe des unruhigen Nachbars offen gestanden hatte, für die Zukunft Sicherheit gegen solche Angriffe versprechen. Aber gleich damals wurde von Feinden die Hoffnung, von Freunden die Befürchtung ausgesprochen, daß das deutsche Reich in dem Elsaß und in Deutsch-

lothringen nur ein Venetien erworben habe. Wenn jemals eine Vergleichung gehinkt hat, so ist es diese. Dort ein Volk, welches durch Sprache und Nationalität von Oesterreich, mit dem es verbunden worden ist, auf das Bestimmteste geschieden war; hier ein deutscher Volksstamm, dem selbst eine zweihundertjährige politische Verbindung mit Frankreich seine deutsche Volksthümlichkeit kaum zu verkümmern, geschweige zu rauben vermocht hat. Dort eine lediglich aus politischen Rücksichten gewaltsam hergestellte Verbindung eines einst selbständigen und auf seine Selbständigkeit stolzen Staates mit einer ihm völlig fremden Regierung; hier nur die Wiederaufnahme einer deutschen Provinz in die uralte und nur auf verhältnißmäßig kurze Zeit unterbrochene Verbindung mit dem deutschen Mutterreiche. Allerdings hat sich bei den Elsässern in der Zeit ihrer Zugehörigkeit zu dem mächtigen Frankreich nicht gerade ein Heimweh nach der Wiedervereinigung mit dem ohnmächtigen und zerrissenen deutschen Reiche oder deutschen Bunde entwickeln können. Vielmehr sind sie in demselben Maße, in welchem ihre Anhänglichkeit an die neue Regierung allmählich wuchs, dem Mutterlande mehr und mehr entfremdet worden. Aber dabei sind sie doch im Grunde ihres Wesens Deutsche geblieben, und eigentlich nur die städtische Bevölkerung in ihren oberen Schichten hat eine oberflächliche französische Färbung angenommen. Wenn nun aber der Elsaß geblieben ist, was er von Alters her war, nämlich ein deutsches Land, und wenn andererseits Deutschland nicht geblieben ist, was es damals war, als dieses Glied ihm vom Leibe gerissen wurde, nämlich ein ohnmächtiges Conglomerat aus einzelnen Staaten und Stätchen, welches weder die Kraft noch den Willen hatte, zu schützen und festzuhalten was sein eigen war: so ist ja gewiß die Hoffnung berechtigt, daß das zeitweilig getrennte Glied, welches wir um unserer Selbsterhaltung willen nicht wieder lassen dürfen, auch aus eigenem Triebe sich wieder lebendig mit dem Leibe verbinden werde, dessen Haupt nun wieder ein deutscher Kaiser ist, und zwar ein Kaiser, der nicht blos den Schmuck der Krone und des Scepters trägt, sondern auch mit Schild und Schwert wohl bewaffnet ist zu Schutz und Trutz. Und zur Belebung und Befestigung dieser Hoffnung wird ein rascher Gang durch eine mehr als tausendjährige Geschichte dienen, auf welchem wir, bei einigen Hauptmomenten derselben kurz verweilend, uns vergegenwärtigen, wie der Elsaß nicht blos als ein deutsches Land, sondern geradezu als eine der bedeutendsten Pflegestätten deutschen Lebens und deutscher Gesinnung sich bewährt hat.

Die Franzosen freilich haben es niemals wollen gelten lassen, daß der Elsaß zum deutschen Reiche gehöre; sie haben vielmehr von jeher behauptet, daß das, was westlich vom Rheine liege, von Rechts wegen ihr Eigen sei. Schon der deutsche König Heinrich I. und der Kaiser Otto I. sahen sich genöthigt, das linke Rheinland mit Waffengewalt gegen

den schlimmen Nachbar im Westen zu sichern, und als vor jetzt gerade neunhundert Jahren, im Jahre 978, der westfränkische König Lothar ohne Kriegserklärung in die deutschen Reichslande einbrach und den Adler auf dem Palaste Karls des Großen in Aachen, der nach Deutschland schaute, umkehren und nach Frankreich hin wenden ließ, da rückte Kaiser Otto II. mit einem Heere von sechszigtausend Mann siegreich bis vor die Thore von Paris und bewies, daß man damals deutsches Reichsgebiet und die deutsche Reichsehre nicht ungestraft antasten durfte. Ganz besonders aber sind in den letzten drei Jahrhunderten alle die listigen oder gewaltthätigen Angriffe Frankreichs auf das linksrheinische deutsche Gebiet, unter Ludwig XIII. von Richelien, unter Ludwig XIV. von Mazarin und dann von Colbert und Louvois, hundert Jahre später von den Leitern der Revolutionsheere, und in der neuesten Zeit von den Ministern Napoleons III., mit der jedem Franzosen als ein selbstverständliches Axiom geltenden Behauptung gerechtfertigt worden, daß der Rhein Frankreichs Naturgrenze sei. Es ist sonderbar, daß dieser Ruf von einer Stadt ausgeht, welche, wie London und Dresden, selbst von einem mächtigen Strome durchflossen, den thatsächlichen Beweis liefert, daß dadurch der Verkehr eher belebt, als gehemmt wird. Und was darauf zu antworten ist, das hat schon kurz nach der Schlacht bei Leipzig E. M. Arndt trefflich gesagt in seiner Schrift: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze.“ Begrenzt ist das obere Rheinthal im Osten vom Schwarzwald und im Westen von den Vogesen. Innerhalb dieser Grenzen aber wohnt deutsches Volk desselben Stammes und derselben Mundart, dessen Sprachgrenze nach Westen auch unter der französischen Herrschaft so gut wie gar nicht hat verschoben werden können. Und wie zum Zeichen, daß deutsche Stammesgenossen auf beiden Seiten des Rheins zu ihren Füßen wohnen, sind bekanntlich zwei einander gegenüber liegende Bergeshäupter des Schwarzwaldes und der Vogesen mit demselben Namen des Belchen bezeichnet, wie auch sonst zahlreiche Orte hüben und drüben den gleichen Namen führen. Zwischen den Bewohnern des rechten und linken Rheinufers aber hat, zumal so lange dieses zu Deutschland gehörte, stets ein eben so leichter als lebhafter Verkehr bestanden.

Und die Geschichte bezeugt, daß der Elsaß selbst, wie kaum ein anderes deutsches Land, der fruchtbare Boden eines reich und mannichfaltig bewegten und für die Gesammtentwickelung unseres Volkes höchst fruchtbaren eigenthümlich deutschen Lebens gewesen ist. Straßburg, das Argentoratum der Römer, kommt schon am Schlusse des 6. Jahrhunderts in Gregors von Tours fränkischer Geschichte unter jenem deutschen Namen vor. Dort war es denn auch, wo die erste öffentliche Urkunde politischen Inhaltes in deutscher Sprache vollzogen wurde, die uns noch erhalten ist. Es ist dies jener Eid, durch welchen im Jahre 842 die Könige Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle,

insbesondere gegen ihren Bruder Lothar, sich verbündeten, und welchen Ludwig in romanischer, Karl aber in deutscher Sprache leistete, damit ein jeder von dem Heere des Bruders verstanden werden könne. Als dann im nachfolgenden Jahre durch den Vertrag zu Verdun die Selbständigkeit des ostfränkischen oder deutschen Reiches ihre staatsrechtliche Begründung fand, da wurde damit auch der selbständigen Entwickelung der deutschen Sprache und Literatur ein fester und gesicherter Boden gegeben. Und der Name, welcher mit der Erinnerung an die ersten herzerhebenden Siegesklänge, die am 4. August 1870 vom Elsaß zu uns herüberschallten, unzertrennlich verbunden bleibt, bezeichnet zugleich den Ort, wo das erste wahrhaft grundlegende Literaturwerk in althochdeutscher Sprache entstanden ist. Die Benedictinerabtei zu Weißenburg war es, wo vor tausend Jahren, gegen das Jahr 870 hin, der Mönch Otfried seine unter dem Namen des Krist bekannte Evangelienharmonie vollendete. Schon etwa ein Menschenalter vorher hatte ein sächsischer Dichter in niederdeutscher Sprache die Berichte der vier Evangelisten zu einem Epos vom Héliand oder Heiland verbunden, welches zeigt, wie wunderbar tief damals schon die Thatsachen und Lehren des Evangeliums das deutsche Gemüth ergriffen und durchdrungen hatten. Nicht so volksmäßig ist die Dichtung des Weißenburger Mönchs. Er verfolgt in ihr ausgesprochenermaßen den Nebenzweck, die im Volke noch lebendigen volksthümlichen Heldenlieder durch seine christlichen Gesänge zu verdrängen. Aber schon das Bedürfniß, das Evangelium zu dem deutschen Volke deutsch reden zu lassen, ist aus dem deutschen Geiste heraus geboren, dessen Innerlichkeit sich nicht damit begnügen will, den Satzungen der Kirche nur äußerlich sich zu unterwerfen, sondern der mit eignen Augen zu sehen, mit dem eignen Herzen zu verstehen begehrt. Und auch unter der Mönchskutte schlägt dem Dichter noch sein Herz in dem Hochgefühle, dem hochbegabten und kriegsgewaltigen deutschen Frankenvolke anzugehören, welches den Griechen und Römern keineswegs nachstehe; und seine Gebundenheit an seine biblischen und patristischen Vorlagen ist doch nicht groß genug, um verhindern zu können, daß nicht da und dort ein Ausdruck deutscher Treue, deutschen Heldensinnes, deutschen Familiengefühls, deutscher Heimatliebe mächtig hervorbricht, um so ergreifender, je mehr man es dem Dichter anfühlt, daß sein Gedanke noch mit einer neuen und ihm unbequemen poetischen Form zu ringen hat. Denn dadurch vor allem ist dieses älteste umfangreiche und in seinem ganzen Umfang uns erhaltene epische Gedicht in hochdeutscher Sprache für die gesammte nachfolgende deutsche Poesie epochemachend und vorbildlich geworden, daß Otfried seine Verse zuerst anstatt durch die früher übliche Alliteration durch den Reim verbunden hat. Und wenn wir jetzt überall in Deutschland in den Kirchen „Befiehl du deine Wege", oder „O Haupt voll Blut und Wunden" singen, oder in geselligen Kreisen „Frisch auf zum fröhlichen Jagen", oder „Erhebt euch von der Erde", so klingen gerade in der unserer

Poesie geläufigsten Form dieser Lieder besonders deutlich die Töne nach, welche vor tausend Jahren im Elsaß zuerst angestimmt worden sind. Aber der Geist des deutschen Volkes ließ sich durch die geistliche Dichtung Otfrieds mit ihrer wohlgemeinten Lehrhaftigkeit nicht wehren, an dem wunderbaren Gebilde seiner Sagen fortzuweben und damit den Elsaß ganz besonders reich auszustatten. Nur beispielsweise sei auf die Sage vom Riesenfräulein von Burg Nideck und auf die Sage vom Odilienberge hingewiesen, welche durch Chamisso und Rückert auch auf das rechte Rheinufer verpflanzt worden sind, um des frommen Knechtes Fridolin zu geschweigen, dessen Gräfin von Savern eine gute Deutsche und zu Zabern im Elsaß zu Hause war. Die Geister einer der gewaltigsten unter unsern alten Heldensagen umschweben die Höhe des Wasgensteins, auf welcher die aus der Geiselschaft bei dem Hunnenkönig Attila flüchtenden bräutlich verbundenen Königskinder Walther von Aquitanien und Hildegund von Burgund rasteten und Walther mit dem Frankenkönig Gunther von Worms und dessen Helden, namentlich mit seinem alten Waffenbruder Hagen, jenen furchtbaren Kampf zu bestehen hatte. Mag dieser Wasgenstein in dem etwa drei Stunden westlich von Wörth gelegenen Berge, welcher heute noch diesen Namen trägt, oder mag er mit J. Grimm südlicher in einer Höhe der mittleren Vogesen zu suchen sein: jedenfalls gehört wieder dem Elsaß die Oertlichkeit an, an welche das alte, mit dem Nibelungenlied innig verzweigte Waltharilied sich anlehnt und in welcher es in seiner ursprünglich deutschen Grundlage wol auch entstanden ist. Im 10. Jahrhundert ist es dann im Kloster zu St. Gallen in lateinische Hexameter gebracht und aus diesen bekanntlich von Scheffel in seinem Ekkehard wieder in's Deutsche umgedichtet worden. Aber neben der Heldensage hat der deutsche Geist als ein ihm ganz eigenthümliches Erzeugniß die Thiersage hervorgebildet. Nicht die lehrhafte Thierfabel, sondern die eigentliche Thiersage, welche der unbefangenen echt deutschen Freude an Natur und Wald und an dem mannichfaltigen und eigenthümlichen Leben der Thierwelt entspringt und ihren deutschen Ursprung auch dadurch verräth, daß in ihr ursprünglich nicht der Löwe, sondern der Bär das königliche Scepter geführt hat. Diese Thiersage war von deutschem auf französischen Boden hinübergewandert, am Schlusse des 12. Jahrhunderts aber hat sie ein Elsässer Dichter, Heinrich der Glichesäre oder der Gleißner, in die alte Heimat wieder zurückgeführt, und zwar in derberer und frischerer Gestalt, als sie uns in dem nach mancherlei Wanderungen über Frankreich und Holland erst 1498 nach Deutschland zurückgekehrten niederdeutschen Gedichte von Reinecke Vos begegnet. Als so Heinrich um das Jahr 1170 einen auf deutschem Boden gewachsenen, volksthümlichen Sagenstoff aufs Neue belebte, begann das höfische Kunstepos, welches seine Stoffe ausländischen Sagenkreisen entlehnte, seinen ruhmvollen Entwickelungsgang und damit die erste klassische Periode der deutschen Literatur.

Auch unter seinen drei größten und alle andern weit überragenden Vertretern, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, befindet sich wieder ein Elsäßer. Und wenn Hartmann durch die besonnene Klarheit und Sauberkeit seiner Gedanken und durch die tadellose Correctheit seiner Form anspricht, Wolfram durch den tiefen Ernst und den kühnen Schwung seiner Gedanken ergreift und fortreißt, so gewinnt Gottfried nicht blos durch die bezaubernde Leichtigkeit und Anmuth, durch die süße Melodie seiner Sprache, sondern auch durch die kecke individuelle Frische und Lebendigkeit unser Herz, in welcher er sich von den schon zur Regel gewordenen gewohnheitsmäßigen Normen des epischen Stils mehr als Andere emancipirt hat. Allerdings behandelt er einen bedenklichen Stoff. Es berührt oft peinlich, wirkt manchmal geradezu abstoßend, daß das Verhältniß der beiden Liebenden Tristan und Isolde durch das physische Mittel eines von beiden unbewußt genossenen Liebestrankes bewirkt und also innerlich unfrei und ohne sittliches Interesse ist. Aber Gottfried hat den spröden bretonischen Stoff mit deutscher Innigkeit durchgeistigt, und deutsches Naturgefühl ist es, was ihm die reizenden Verse dictirt hat, in welchen er die „Sommeraue" schildert, auf welcher König Marke von Kurnewal und Engelland ein liebliches Maienfest veranstaltet:

Man vant dâ, swaz man wolte,
Daz der meie bringen solte,
Den schate bî der sunnen,
Die linden bî dem brunnen. — —
Diu süeze boumblout sach den man
So rehte suoze lachende an,
Daz sich daz herze und al der muot
Wider an die lachende bluot
Mit spilnden ougen machete
Und ir allez widerlachete.
Daz senfte vogelgedoene
Daz süeze, daz schoene,
Daz ôren unde muote
Vil dicke kumet ze guote,
Daz fulte dâ berc unde tal.
Diu saelige nahtegal,
Daz liebe süeze vogelin,
Daz iemer süeze müeze sin,
Daz kallete ûz der blüete
Mit solher übermüete,
Daz dâ manc edele herze van
Fröd' and hohen muot gewan.

Aber auch von anderen Nachtigallen weiß Gottfried zu reden, die ihr Amt wohl verstehen und mit ihrer lauteren und guten Stimme den Herzen wohl thun. Er versteht darunter an einer späteren Stelle seines

Tristan, wo er die Dichter seiner Zeit die Revue passiren läßt, die zahlreichen Minnesänger seiner Zeit, und als ihrer aller „Leitefrau" bezeichnet er eine aus Hagenau, die jetzt leider für die Welt verstummt sei. Es ist damit jedenfalls ein hervorragender Minnesänger aus dem Elsaß, aller Wahrscheinlichkeit nach Reimar der Alte gemeint. Ein geborener Elsässer, trat er später am österreichischen Hofe zu Walther von der Vogelweide in nähere Beziehung, welcher ihm einen ehrenvollen Nachruf gewidmet hat und außer welchem er der fruchtbarste aller Minnesänger war. Zugleich aber war er ein Dichter, der, wie Uhland sagt, vor allen niedersteigt in das innerste Gemüth und wie kein Anderer den Ausdruck der lauteren Liebe hat, der ausdauernden Treue, der zärtlichen Klage, des ergebenen Duldens. Und während so die Nachtigallen durch Wald und Flur im schönen deutschen Elsaß ihren vielstimmigen Gesang erschallen ließen, erstand unter den Händen Erwins von Steinbach ein neues herrliches Denkmal deutschen Geistes in jener Façade des Münsters zu Straßburg, in welcher der zuerst in Nordfrankreich ausgebildete sogenannte gothische Baustil seine vollkommenste und für andere Orte maßgebend gewordene Umbildung zu einem deutschen Baustil erfuhr.

Das alles sind laut redende Zeugnisse dafür, daß der Elsaß eine der ergiebigsten und gesegnetsten Pflegestätten deutschen Lebens gewesen ist. Aber auch eine Pflegestätte deutscher Gesinnung habe ich ihn genannt, jener Gesinnung, welche entschlossen ist, deutsches Recht und deutsche Ehre gegen fremde An- und Eingriffe zu wahren. Gerade durch die immer bedrohliche Nachbarschaft Frankreichs wurde im Elsaß diese Gesinnung geweckt, und so lange er zu dem deutschen Reiche gehörte, behauptete er den Ruhm, das reichstreueste Land zu sein. Allerdings nahmen die schwäbischen Herzöge, welche seit der Mitte des 8. Jahrhunderts zugleich Herzöge des Elsasses waren, an diesem Ruhm nicht Theil. Vielmehr hatten die deutschen Kaiser aus sächsischem und fränkischem Stamm mit den particularistischen Gelüsten dieser mächtigen Herren fortwährend zu kämpfen, öfter im Bunde mit den Bischöfen von Straßburg, auf welche der deutsche Kaiser damals noch als auf treue Bundesgenossen rechnen durfte. Wol aber durfte das Volk, durften insbesondere die Städte im Elsaß, Hagenau, Straßburg, Colmar, Schlettstadt, Mühlhausen, Kaisersberg, ihrer Reichstreue sich rühmen. Und jene Kaiser hielten mit Vorliebe bei den treuen Elsässern sich auf und ließen sie ihre kaiserliche Gunst reichlich erfahren. Noch inniger wurde dieses Verhältniß, als die auch im Elsaß reich begüterten Herzöge von Schwaben, die gewaltigen Staufen, selbst zur Kaiserwürde erhoben wurden. Konrad III. erbaute sich in Hagenau einen herzoglichen Palast, welchen Friedrich der Rothbart in eine feste kaiserliche Burg umgestaltete. Dort kam 1193 der gefangene Richard Löwenherz mit Heinrich VI. zusammen, nachdem er aus seiner Haft auf der Burg Trifels in den pfälzischen

Vogesen entlassen war. Seit Philipp von Schwaben führten die deutschen Könige persönlich die Verwaltung von Schwaben und Elsaß, bis der letzte Staufer nach vergeblichem Kampfe um sein sicilisches Erbe 1268 zu Neapel auf dem Blutgerüste endete. Aber fünf Jahre später vernahmen die Elsässer mit frohem Erstaunen, daß ihr Hauptmann und Feldoberster, der Landgraf des oberen Elsasses, Rudolf Graf von Habsburg zum römischen König gewählt sei. Die Tage, in welchen er auf der Fahrt zur Krönung in Aachen mit zwölfhundert Reisigen in Straßburg einkehrte und dort Hof hielt, waren hohe Festtage für die treue Reichsstadt. Und als er, mit reichen Gastgeschenken überhäuft und von vier stattlichen Schiffen ehrenvoll rheinabwärts geleitet, geschieden war, da hatte die ihm nachfolgende Königin Anna in Mühlhausen, in Colmar, in Straßburg gleich begeisterter Huldigungen sich zu erfreuen. Insbesondere müssen die wackeren Straßburger der hohen Frau einen ungewöhnlichen Durst zugetraut haben, denn sie erhielt sechszig Faß „Edelwein" zum Geschenk, während ihr Gatte mit sechszehn Fuder bedacht worden war. Der weitere Verlauf der deutschen Reichsgeschichte entsprach freilich diesen freudigen Erwartungen nicht. Die Erhebung der Habsburger bedeutete einen verhängnißvollen Umschlag in der Handhabung des deutschen Königthums. Die großartige Idee des Kaiserthums, für deren Verwirklichung die Staufen, allerdings vergebens, ihre ganze Kraft eingesetzt hatten, gaben die Habsburger auf. Der Italiener Dante verdammt König Rudolf zu langer Buße im Fegefeuer, weil er, seine Kaiserpflicht versäumend, dem zerrütteten Italien nicht mit Gewalt Frieden und Ordnung wiedergegeben hat. Aber auch in Deutschland war es dem neuen Herrscherhause nicht sowol um Mehrung des Reiches, als um Vermehrung seiner Hausmacht zu thun. Von dem deutschen Reiche, oder vielmehr von Oesterreich, hatten die reichstreuen Elsässer jetzt auf Schutz gegen den bösen Nachbar im Westen nicht mehr zu rechnen. Sie aber hörten darum nicht auf, treu zum Reiche zu stehen, und erwehrten sich selbst, im Bunde mit den von demselben Feinde bedrohten Schweizern, der Angriffe von Frankreich und Burgund her, welche während des 14. und 15. Jahrhunderts sich immer wiederholten. Diese Sachlage schildert folgende Strophe eines auf die Niederlage Karls des Kühnen bei Granson (am 2. März 1476) verfaßten gleichzeitigen Siegesliedes:

Oesterrich, du schlafest gar lang,
Das dich nit weckt der vogelsang,
Hast dich der mette versumet!
Der Burgunner hat sich ganz vermessen,
Er wölt zu Bern und Friburg Kuchlin essen,
Der Ber hat im die pfannen gerumet.

Dem Berner Bären aber haben damals, während Oesterreich säumte, auch Elsässer, insbesondere die Straßburger, geholfen, dem Burgunder

Geier die Pfanne zu räumen und die Fänge zu stutzen. Erst unter Maximilian I. spann sich ein näheres Verhältniß zwischem dem Elsaß und seinem Kaiser wieder an. Als Landgraf von Elsaß und als Herr in Burgund dem Lande doppelt verbunden und überhaupt den Städten geneigt, schien er die alten Zeiten wieder herstellen zu wollen, in welchen die Kaiser so gern im Elsaß geweilt hatten. Und gewiß würde das Verhältniß noch inniger geworden sein, wenn Kaiser Max nicht fortwährend in der Lage gewesen wäre, seine guten Freunde um Aushülfe in seinen Geldverlegenheiten angehen zu müssen. Als er jedoch mit den Schweizern in Streit gerieth, gaben die elsässischen Städte, insbesondere Straßburg, Colmar und Schlettstadt, freilich mehr zu ihrer Ehre, als zu ihrem Vortheil, lieber ihre alten Bundesgenossen als ihren Kaiser auf und halfen ihm am 22. Juli 1499 treulich die Schlacht bei Dorneck verlieren. Und unter Maximilian war es denn auch, daß die ersten deutsch-patriotischen Schriften im eigentlichen Sinne veröffentlicht wurden, d. h. Schriften, welche den bestimmten Zweck haben, Deutschlands Recht und Ehre dem Auslande gegenüber zu vertreten. Bei aller Anhänglichkeit an die Heimat und an das heimatliche Wesen, welche dem Deutschen eigen ist, waren doch, wenn man etwa von einem bekannten Liede Walthers von der Vogelweide absieht, derartige Schriften bisher nicht erschienen. Nun aber traten sie hervor, veranlaßt theils durch die immer unerträglicher werdende Frechheit, mit welcher Rom das deutsche Volk auszusaugen suchte, theils durch die mit der Wiedererweckung des klassischen Alterthums wieder an das Licht getretenen Vorbilder griechischer und römischer Patrioten. Unter ihren Verfassern aber ragt wieder ein Elsässer, der 1450 in Schlettstadt geborene und nach einem vielbewegten Leben 1528 ebenda gestorbene Jacob Wimpheling, hervor. Er hat in mehreren Schriften das wüste und eitle Geschrei der Franzosen nach der Rheingrenze gebührend widerlegt und energisch zurückgewiesen, hat die wahre Grenze Deutschlands festzustellen versucht und seine Ausführungen mit den Worten bekräftigt: „Was unser ist, das soll der übermüthige Gallier sich nicht anmaßen; das wollen wir baß verhüten!" Zur Verbreitung dieser und anderer Schriften aber bediente man sich namentlich zu Straßburg und Hagenau mit Eifer des Mittels der Buchdruckerkunst, mit deren ersten Anfängen Gutenberg schon vor 1440 in Straßburg hervorgetreten war, wohin er, aus seiner Vaterstadt Mainz verbannt, sich gewendet hatte.

Während nun in diesen Kämpfen mit der Waffe des Schwertes und der Feder die deutsche Gesinnung sich bewährte, vollzog sich gleichzeitig auf einem besonderen Gebiete die Bildung eines neuen ganz eigenthümlich deutschen geistigen Lebens. Ungefähr gleichzeitig mit der Erhebung der Habsburger zur deutschen Königswürde schickte die römische Kirche sich an, den Gipfel ihrer hierarchischen Anmaßung zu er-

steigen. Im Kampfe dagegen standen die Elsässer ihrem Kaiser wieder treu zur Seite. Straßburg duldete mit Ludwig dem Baier, ja über dessen 1347 erfolgten Tod hinaus, Bann und Interdict; und als es bei Gelegenheit der Belehnung seines Bischofs durch Karl IV. von jenem schweren Druck befreit wurde, da verwahrte sich doch der wackere Ammeister, Herr Peter Schwarber, auf das entschiedenste dagegen, daß der Name Kaisers Ludwig verunglimpft werde. Zugleich aber zog das deutsche Gemüth, unbefriedigt von den äußerlichen hierarchischen Satzungen, sich in die geheimnißvollen Tiefen des christlichen Glaubens zurück, nicht auf dem Wege der Reflexion oder Speculation, sondern der unmittelbaren lebendigen Erfahrung des Herzens. Als den Philosophen dieser deutschen Mystik kann man den Meister Eckard, als ihren Dichter Heinrich Suso, als ihren Prediger Johann Tauler bezeichnen. Und von diesen haben wieder Eckard und Tauler in Straßburg gewirkt, wo auch als Taulers Zeit- und Gesinnungsgenosse der Kaufmann Rulman Merswin in seiner Schrift von den neun Felsen die Stufen beschrieb, auf welchen die Seele zum Ziele ihrer himmlischen Berufung hinansteige; und auf der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts hat Geiler von Kaisersberg dort seine höchst wirksamen volksthümlichen Predigten gehalten. Das eigenthümlich deutsche Wesen jener Mystiker offenbart sich schon darin, daß sie nicht, wie die französischen und italienischen, in lateinischer, sondern in deutscher Sprache schrieben; und während die deutsche Poesie im 14. Jahrhundert mehr und mehr in Verfall gerieth, schmiegt sich die von ihnen vorzugsweise ausgebildete deutsche Prosa mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit, Zartheit und Innigkeit den feinsten und tiefsten Wendungen des Gedankens an. Luther hat sich auf diese deutsche Mystik, insbesondere auf Tauler, gern berufen, weil in ihr der Gedanke vorbereitet ist, aus welchem sein Reformationswerk entsprang. Und wenn man die Reformation mit Recht die größte That des deutschen Geistes genannt hat, so haben die Elsässer ihre deutsche Gesinnung auch durch die Entschiedenheit und Freudigkeit bezeugt, mit welcher sie der evangelischen Lehre zufielen. Es genügt hier, an die Namen der Straßburger Reformatoren Michael Zell, Wolfgang Capito, Martin Butzer und vor allen an den trefflichen Stadtmeister Jacob Sturm von Sturmeck zu erinnern; an jenes Vierstädtebekenntniß, welches Straßburg im Bunde mit Lindau, Memmingen und Constanz auf dem Augsburger Reichstage von 1530 übergab; an die mit der Natur der evangelischen Kirche unzertrennlich verbundene sorgsame Pflege, welche die Städte des Elsasses, vor allen Straßburg, dem Schulwesen angedeihen ließen und welche auf französischem Boden bis heute nicht recht heimisch werden will. Von nun an ist die deutsche Gesinnung der Elsässer mit ihrer protestantischen Gesinnung innig verknüpft. Es ist natürlich, daß in einer Zeit der Gährung und des Kampfes,

wie die am Anfange des 16. Jahrhunderts, die Poesie eine vorherrschend satirische Richtung einschlägt. Die drei bedeutendsten deutschen Satiriker jener Zeit gehören wieder Straßburg an. Und während nun Sebastian Brant, der zwar bei der römischen Kirche bleibt, aber doch der Reformation nicht ungeneigt ist, mit Freuden die Hoffnung aufrecht erhält, daß man den gallischen Hahn vom deutschen Hofraum vertreiben und ihm die Federn ausrupfen werde, verkündet Thomas Murner, welcher der Reformation feindlich entgegentritt, zugleich die Lehre, daß der Elsaß von rechtswegen zu Frankreich gehöre. Dagegen ist wieder der seine beiden Vorgänger weit überragende geistsprudelnde und sprachmächtige Fischart ebenso ein guter Deutscher, wie er ein ehrlicher Protestant ist. Welch ein lebensvolles Bild selbstbewußten deutschen Bürgerthums, deutscher Kraft und frischen deutschen Humors thut sich vor uns auf, wenn er in seinem „Glückhaften Schiff“ die wunderbare Fahrt jener 53 Züricher beschreibt, welche am frühen Morgen des 29. Juni 1576 mit einem ungeheuren Kessel voll heißen Hirsenbreies auf der Limmat sich einschifften und ihn am Abend desselben Tags noch warm auf dem Rhein nach Straßburg brachten, als Festgabe zu dem dort gefeierten großen Schießen; und wie weiß er den großartigen Schwank zu ernstem und eindringlichem Preise deutscher Treue, deutscher Standhaftigkeit und ausdauernder Arbeit zu verwerthen!

Secht, was die Treu hat für gros Kraft,
Die ain stark Freundschaft stärker schaft.
Deshalb sich Teutscher Treu geflissen,
Um die stäts warn die Teutschen gpriesen.
Und welcher aus der Art will schlagen,
Den soll kain Teutschen sein man sagen!

Leider aber mußte ein halbes Jahrhundert nachher der Elsaß seine treue Zugehörigkeit zu Deutschland auch dadurch beweisen, daß die furchtbaren Drangsale des dreißigjährigen Krieges über ihn hingingen. Da warnte noch einmal der von diesen Drangsalen persönlich auf's schwerste heimgesuchte biedere elsässische Amtmann Moscherosch († 1669), unter dem Namen Philander von Sittenwald, lauter als irgend ein anderer deutscher Schriftsteller dieser Zeit, vor der verderblichen Thorheit der Ausländerei:

à la mode macht mir bang,
Weil der Deutschen Untergang
In der Neuen-Sucht
Seinen Anfang sucht.
à la mode bringt uns noch
Unter ein fremd Reich und Joch!

Die Warnung kam zu spät. Im westphälischen Frieden wurde Frankreich durch Abtretung eines großen Theils des Elsasses für die

sehr fraglichen Dienste belohnt, die es dem deutschen Reiche geleistet. Auch an Straßburg sollte bald die Reihe kommen. Noch im Jahre 1552 hatte es Heinrich II., welchen nach der Besitznahme der Lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun auch nach der festen Reichsstadt am Rhein gelüstete, derb heimgeschickt und ihm bewiesen, daß es noch seinen alten Ruhm bewahre, das Metall nicht blos zu Buchdruckertypen, sondern auch zu Geschützkugeln verwenden zu können. Aber am 30. September 1681 konnte Ludwig XIV. die Stadt, welche von der Ohnmacht des deutschen Reiches keine Hülfe, für's erste nicht einmal einen Rächer zu erwarten hatte, mitten im Frieden von General Montclar besetzen lassen. Am 23. October hielt er selbst seinen Einzug, von dem Bischof Franz Egon von Fürstenberg, welcher von einem deutschen Reichsfürsten zu einem richtigen Reptil herabgesunken war, mit der gotteslästerlichen Begrüßung empfangen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!" Aber kein „Es lebe der König!" ist aus der Bevölkerung als Echo auf diesen Gruß erklungen. Die Elsässer blieben im Ganzen und im Grunde ihres Herzens Deutsche. Und nach wie vor flogen manche fruchtbare Samenkörner aus ihrem Lande auf das rechte Rheinufer herüber. Gerade mit die gesegnetsten hat damals, zuerst in Frankfurt a. M., dann (seit 1686) als Oberhofprediger in Dresden, zuletzt als Propst in Berlin, ein hochbegabter Mann ausgestreut, dessen Wiege zu Rappoltsweiler im Elsaß gestanden hatte, Philipp Jakob Spener, welcher in die vom dreißigjährigen Kriege her noch klaffenden Wunden unseres Volkes den Balsam eines lebendigen Glaubens gegossen hat, der in der Liebe thätig ist und der Armen und Verwahrlosten sich annimmt. Und in ähnlicher Richtung wirkt heute noch die von Johann Friedrich Oberlin aus Straßburg ausgegangene Bewegung fort, welcher bis zu seinem Tode (1826) sechzig Jahre lang ein armer Pfarrer in dem wilden Steinthal in den mittleren Vogesen gewesen ist, aber wie seinen Gemeinden, so der evangelischen Christenheit weithin zum reichsten Segen gesetzt war. Und noch viel zahlreicher waren die nach dem Elsaß, insbesondere zum Besuche der Universität Straßburg, Hinüberziehenden, unter ihnen im Frühjahr 1770, also fast neunzig Jahre nach der Besitznahme Straßburgs durch Ludwig XIV., der junge Goethe. Wenn man das 9., 10. und 11. Buch von Dichtung und Wahrheit liest, wo der Greis die Erinnerungen des Jünglings in frischester Lebendigkeit wiederspiegelt, so empfängt man durchaus den Eindruck, daß damals noch Straßburg eine deutsche Stadt, der Elsaß ein deutsches Land war. Der Anblick des Straßburger Münsters hat den jungen Dichter zu einer Verherrlichung der altdeutschen Baukunst und ihres Meisters Erwin begeistert; die Universität trägt einen entschieden deutschen Charakter, der Kreis von Studirenden und einigen älteren Genossen, welcher unter

dem Vorsitz des „lieben Actuarius“ Salzmann sich täglich zum gemeinsamen Mittagsmahl versammelt, ist eine deutsche Gesellschaft, unter ihnen ein verheißungsvolles vierblättriges Kleeblatt von deutschen Schriftstellern: außer Goethe selbst, Herder, Jung Stilling und Lenz, und daneben jener Elsässer Lerse, welchen Goethe als das Urbild eines deutschen Mannes in seinem Götz verewigt hat. Was der Dichter freilich von seinen Erlebnissen im Hause seines französischen Tanzmeisters erzählt, ist echt französisch und erinnert an den Firniß, mit welchem die französischen Formen das deutsche Material zu überziehen trachteten. Unmittelbar darauf aber werden wir im Pfarrhause zu Sessenheim in eine deutsche Familie eingeführt, in dem Verhältniß Goethes zu Friedericke in eine deutsche Liebe, deren Darstellung man mit Recht das lieblichste Idyll genannt hätte, wenn ein Idyll einen tragischen Ausgang haben dürfte. Im Elsaß hat Goethe dem Mund des Volkes jene 12 deutschen Volkslieder abgelauscht, welche er nachher an Herder für dessen „Stimmen der Völker“ gesandt hat. Die frische deutsche Luft des Elsasses erst hat seinen eigenen Dichtungen die französirenden Formen abgestreift, welche er aus Deutschlands damaligem kleinen Paris noch mit herübergebracht hatte, so daß jetzt erst aus seinen Liedern uns entgegenklingt, was nach seinem eigenen Ausspruch den Dichter macht: ein von Einer Empfindung ganz volles Gemüth. Wüßten wir weiter nichts, als daß dort dieser Dichter, welchen selbst der alte Turnervater Jahn den deutschesten Dichter nannte, den ersten Gedanken zu seinem Götz und Faust empfangen hat, wir wären berechtigt, den Elsaß als eine gesegnete Pflegestätte deutschen Geistes und Lebens zu bezeichnen.

Allerdings ist bald darauf der plumpe Schwamm der französischen Revolution über das deutsche Land hingefahren und hat manche alte Ueberlieferung und Sitte weggewischt. Nachher wirkte der Zauber von Napoleons Macht um so anziehender, als unter ihm gerade viele Elsässer, Kellermann, Kleber, Rapp, Lefevre, mit hohen Ehren gedient hatten. Und als schließlich dem deutschen Volke auch nicht einmal als Preis für seine schwer erkauften Siege Straßburg, die wunderschöne Stadt, mit dem Elsaß zurückgegeben worden war, da war freilich unser nun glücklich entschlafener Bundestag doch zu sehr ein Ritter von der traurigen Gestalt, als daß er im Stande gewesen wäre, die alte Liebe der schönen Ungetreuen wieder zur Flamme anzufachen. Aber die Anhänglichkeit der Elsässer an die französische Regierung bedeutete keineswegs ein Aufgeben ihrer deutschen Volksthümlichkeit. Vielmehr haben auch nach dem 1809 verstorbenen Colmarer Pfeffel noch ihre zahlreichen und zum Theil trefflichen Dichter, unter welchen hier nur die Dichterfamilie Stöber genannt sei, ihre Ehre darin gesucht, in deutscher Sprache zu dichten, und der eigentliche Kern des Volkes hat sein deutsches Wesen mit unüberwindlicher Zähigkeit bewahrt: das Volk hat nicht aufgehört, deutsch zu singen und

deutsch zu beten. Es ist besonders bezeichnend für die Anhänglichkeit der Elsässer an das Eigenthümlichste, was ein Volksstamm hat, an seine eigenthümliche Mundart, daß die Literatur der Dialektpoesie vielleicht in keinem anderen deutschen Lande so fruchtbar sich erwiesen hat, wie dort, von dem „Pfingstmontag“ an, jenem im Jahre 1816 zu Straßburg erschienenen, vom Professor Arnold verfaßten volksthümlichen Lustspiel, welches noch Goethe einer ausführlichen und ehrenvollen Anzeige gewürdigt hat, bis auf die neueste Zeit. Wir hören es gern, wenn der greise Drechslermeister Daniel Hirtz zu Straßburg seinen Landsleuten zuruft:

So lang noch unser Münster steht —
Und dies isch noch gesund —
Au die Muedersproch nit untergeht:
Denn viel gäng dnoh zu Grund!

Und noch lieber hören wir es, wenn er, für alle Deutschen verständlich, singt:

Nicht Grenzen sollen scheiden
Dies biedre Volk und Land.
Fürwahr! 's wär zu beneiden,
Umschläng's ein festes Band.
Verwächst zu Einem Stamme
Dies Volk einst und dies Thal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwins Ehrenmahl! —

Es wäre für mich selbst bequemer gewesen, meiner Fachwissenschaft verwandter, vielleicht auch im Einzelnen belehrender, wenn ich aus dem reichen Material, auf welches ich nur hindeuten konnte, einen bestimmten Gegenstand zu eingehender Behandlung ausgewählt hätte, etwa Otfried, oder die deutschen Mystiker, oder Spener, oder Oberlin. Es schien mir jedoch angemessener zu sein, diese Wolke von Zeugen vorüberzuführen, zum Beweise, daß der Elsaß von je an ein deutsches Land gewesen und es im Grunde bis heute geblieben ist, und zur Belebung der zuversichtlichen Hoffnung, daß die Zeit kommen werde, in welcher die lange getrennte Tochter dem Mutterhause wieder mit vollem und ungetheiltem Herzen angehören wird. Ich gründe diese Hoffnung zum Schlusse auf den guten Spruch, daß alte Liebe nicht rostet. Je mehr es dem deutschen Reiche gelingt, auch durch zweckmäßigen und dauerhaften inneren Ausbau zu beweisen, daß es der Liebe werth ist, desto gewisser wird die alte Liebe ihre unverwüstliche Kraft beweisen, wird dem in die Krone unseres erlauchten Kaisers neu wieder eingefügten Edelstein seinen jetzt noch etwas blinden Schein nehmen und ihn im alten Glanze leuchten lassen in der Krone deutscher Ehre und Herrlichkeit!



Clavierspiel ohne Ende.

Von

Emil Naumann.

— Dresden. —

Ist es musikalisch erfreulich, daß in unseren Tagen ziemlich Jedermann, vom Fürsten bis zum kleinsten Dorfschulmeisterlein hinab, so gut oder so schlecht als er es vermag, Clavier spielt, und daß damit nicht etwa erst beim Backfisch und Gymnasiasten, sondern schon bei der noch in den Kinderschuhen stehenden Menschheit, d. h. bei sechs- oder siebenjährigen Knaben und Mädchen begonnen wird? — Oder ist es etwa für unsere musikalische Cultur im Ganzen förderlich, daß an vielen unserer Musikschulen bereits eine heerdenweise Abrichtung so und so vieler Clavierklassen zum Pianofortespiel stattfindet, daß jede Pensionärin weiblicher Erziehungs-Institute auf genau dieselben Salon- und Zugstücke, die gerade in der Mode sind, dressirt wird und kaum eine Abendgesellschaft stattfindet, in welcher nicht das Töchterlein des Hauses mit einem eingelernten Paradepferdchen auf den Tasten ihres Flügels vor uns zu brilliren sucht? — Man kann darauf ohne Weiteres antworten, daß dergleichen nicht nur kein Glück, sondern geradezu ein Unglück für unsere musikalischen Zustände ist!

In jeder andern Kunst — und zwar auch in solchen Fällen, in denen sie nicht als Lebensberuf erwählt worden ist, sondern dem Dasein nur zum Schmucke dienen soll — wird zu allererst danach gefragt, ob Jemand ein, wenn auch nur bescheidenes Maß von Anlage besitzt. Erst wenn diese Vorbedingung erfüllt ist, entscheiden sich Eltern, Vormünder und Lehrer hinsichtlich des zu wählenden Faches für ihre betreffenden Kinder, Mündel und Schüler. Und wenn auch das Zeichnen in mancher unserer Zeichenschulen neuerdings ebenfalls anfängt, etwas bedrohliche Dimensionen anzunehmen, so wird doch kein Dritter dadurch geschädigt. Es kann

uns Niemand zwingen, an den Stümpereien des Dilettantismus und der Talentlosigkeit auf diesem Felde einen unfreiwilligen Antheil zu nehmen; auch ist es noch nicht Mode geworden, uns mit den ersten Versuchen junger Anfängerinnen im Zeichnen im Familiensalon in gleicher Weise zu regaliren, wie mit den ersten Wagnissen junger Damen auf den Tasten. Die Hauptsache aber bleibt, daß in der Musik durchaus nicht mehr nach der Anlage des Schülers gefragt wird, sondern daß das Musiciren und Clavierspielen, namentlich für unsere weibliche Jugend, ein unentbehrliches Stück modischer Erziehung geworden ist, welche letztere geradezu als unvollständig gilt, wenn ein junges Mädchen nicht ein paar Jahr lang mindestens seine zwei bis drei Stunden täglich am Fortepiano zugebracht hat. Und nun denke man gar erst an diejenigen Jungfrauen und Jünglinge, die sich der Musik völlig widmen wollen und hierbei das Clavier zu ihrem Haupt-Instrumente erwählt haben. Bei diesen sind 4—5 Stunden täglichen Uebens das Geringste, was ihre Lehrer und sie selber voraussetzen; und da es hier zunächst nur auf Entwickelung von Technik und Virtuosität und, in weiterer Consequenz, auch auf baldmöglichste Producirung und Verwerthung dieser, auf Kosten der Nerven und der Gesundheit schwer errungenen Geläufigkeit ankommt, so kann sich Jeder denken, oder hat vielmehr Jeder schon schaudernd erfahren, in welcher musikalischen Sphäre sich die von solchen jungen Musikern und Musikerinnen gespielten Stücke meist bewegen. Ja es ist fast noch schlimmer, wenn uns diese hoffnungsvollen Kunstjünger und Jüngerinnen gediegene und von wahrhaft poetischem Geiste erfüllte Tonwerke zu Gehör bringen wollen, da sie an solche Compositionen meistens nicht nur innerlich ganz unvorbereitet herantreten, sondern auch die Ausbildung des Vortrags bis jetzt die schwächste Seite unsers gesammten Clavierunterrichtes ist. — Was aber ist die Folge hiervon? — Ebensowol eine immer mehr um sich greifende musikalische Verflachung, die die göttliche Kunst der Töne zu einem bloßen Spielzeug, Handwerk oder Metier herabwürdigt, als die steigende Marter aller echten Tonkünstler und Musikfreunde, die genöthigt sind, an diesem blasirten Treiben einen höchst unfreiwilligen Antheil zu nehmen. Denn wenn auch das Auge nicht zu sehen braucht, so ist doch das Ohr gezwungen zu hören, d. h. das Clavierspielen ist keine harmlose Kunst, wie das Zeichnen, welches Niemand behelligt, sondern es greift täglich und mitunter sogar stündlich in fremde Rechtssphären ein; wenigstens moralisch genommen, und insofern jeder Mensch einen bescheidenen Anspruch auf ungestörten Frieden, Erholung und Ruhe nach schwerer Arbeit besitzt. Von einem solchen Glück innerhalb unserer vier Wände ist aber nicht mehr die Rede, seitdem sich Goethes klassisches Wort: „In jedem Haus ein Leierkasten" erfüllt und selbst dahin gesteigert hat, daß man jetzt mit Fug und Recht ausrufen kann: „In jedem Stockwerk ein Clavier!" — Ich glaube, daß Hausbesitzer, die die Anzeige brächten: „In diesem

Hause wird ausnahmsweise nicht Clavier gespielt", glänzende Geschäfte machen müßten!

Aber bin ich denn ein Feind des Clavierspiels oder bilde ich mir ein, daß die clavierspielenden Leser und Leserinnen dieses Blattes gerade sehr entzückt darüber sein dürften, daß ich eben das Instrument, welches sie mit Vorliebe zu dem ihren erwählten, schlecht mache? — Gewiß nicht! — Ich bin ebenso weit davon entfernt, der Feind eines Instrumentes zu sein, das für sich allein den vollständigsten Begriff eines Kunstwerkes zu geben vermag und deshalb auch gerade für unsere Hausmusik das unentbehrlichste aller Instrumente ist, als es mir beikommt, in einem Blatte gegen dasselbe zu eifern, das, wie ich voraussetze, es in jeder Weise vermeidet, und hierfür bürgen schon die Namen seines Begründers und seiner Mitarbeiter, seine Leser in ihren Privatgefühlen zu verletzen. Ich weiß aber auch, daß ihr Organ nicht davor zurückschreckt, Auswüchsen unserer Cultur entgegenzutreten; zu diesen aber gehört das epidemisch gewordene Clavierspielen: eine Barbarei, die einen so echt musikalischen Menschen, wie unsern deutschen Dichter Berthold Auerbach, dazu brachte, drucken zu lassen:

„Kartätschen in die Claviere!"

Allerdings könnte das Clavierspiel und zwar gerade in seiner jetzigen großen Verbreitung, ein wahres Volksbildungsmittel werden. Aber freilich nur unter gänzlich veränderten Bedingungen. — Zunächst müßte es Pflicht eines jeden Conservatoriums, ja selbst einer jeden Privat-Musikschule, sowie eines jeden Privatlehrers werden, keine Individuen zum Unterricht im Clavierspiel mehr zuzulassen, bei denen es offen zu Tage tritt, daß ihnen jede musikalische Begabung und oft selbst jeder musikalische Sinn (wie Gehör, Gedächtniß, Taktgefühl, musikalische Unterscheidungsgabe u. s. w.) abgeht. Es müßte dies ein Ehrenpunkt unter allen Musikern werden, die echte Künstler und nicht blos Handlanger in der Musik sein wollen. Gingen darüber auch ein paar Clavierspieler von der Sorte derer zu Grunde, die lediglich musikalische Salon- und Fabrikarbeit von Haus zu Haus colportiren, wir würden ihnen keine Thräne nachweinen. Ihnen ist ja doch die Kunst nur die Kuh, die sie mit Butter versorgt, welche letztere ihnen jedes andere Metier im Leben in einer weit sicherern und weniger gemeinschädlichen Weise verspricht. Die Musik würde dabei nur gewinnen, zumal da sich überdies, wenn das Vorhandensein musikalischen Sinnes die Bedingung des Unterrichts geworden wäre, auch die Zahl der Eleven des Clavierspiels sehr ermäßigen, die Bedeutung der Qualität ihrer Leistungen dagegen in erfreulicher Weise steigern würde.

Ein zweiter Punkt, auf den es ankäme, wäre, daß dem Schüler von Anfang an ein Begriff von der Hoheit der Tonkunst beigebracht würde, die er darum, auch als Clavierspieler, nicht nur aus dem Grunde zu treiben habe, um sein kleines Licht vor den Leuten leuchten zu lassen

(und noch dazu mit Etüden, deren einziger Zweck Production der Fingerfertigkeit, oder mit Salonpiècen, die keine andere Aufgabe kennen, als äußerlichen Kitzel des Gehörsinns), sondern die er erlernen soll, um ein besserer und edlerer Mensch zu werden. Es muß ihm klar gemacht werden, daß die Technik nicht der eigentliche letzte Zweck des Unterrichts ist, sondern daß alle Geläufigkeit nur dazu dienen soll, ihn dereinst zu befähigen, die Tondichtungen unserer großen Meister fließend und ohne jedes Hemmniß darzustellen. Er soll inne werden, daß alle Virtuosität nur dann berechtigt ist, wenn sie ihn dahin führt, sich ganz frei und ungehindert in der Sprache der Töne auszudrücken, gleichwie der Schauspieler und Declamator erst dann ein Dolmetscher unserer großen Dichter zu sein vermag, wenn er die Sprache, die wir alle reden, völlig und glänzend beherrscht. Man mag ihm selbst, sobald er das Verständniß dafür erlangt hat, mittheilen, daß schon Aristoteles gesagt hat: Bloßes Virtuosenthum sei ein eines freien Menschen unwürdiger Beruf (eben weil die Virtuosität uns nichts Ideelles mehr vermittelt), daher eine Beschäftigung für Unfreie und Sclaven!

Mehr aber fast noch, als auf eine solche Erweckung der Erkenntniß und Würdigung der ethischen Stellung und Bedeutung des Clavierspielers kommt es darauf an, daß der Lehrer den Geschmack des Schülers am Gediegenen und Guten wecke, ihn dadurch vor der Verflachung durch die vergängliche Flitterwaare des Salons bewahre und ihm Herz und Gemüth für die Schätze unserer klassischen Clavierliteratur erschließe. Dies Alles ist nur zu erreichen durch einen verständnißvollen Vortrag klassischer Clavierwerke, dessen Lehre im heutigen Clavierunterricht nur eine ganz untergeordnete Stelle einnimmt, während doch ein Heranbilden des Schülers zu einer künstlerisch gediegenen Wiedergabe bedeutender Tondichtungen das Höchste und Letzte des Unterrichts, ja das Ziel sein müßte, auf das derselbe von Anfang an allein hinarbeiten sollte.

Die materielle Vorbedingung einer Heranbildung des Schülers zu wahrhaft künstlerischem Vortrag besteht in der sorgfältigsten Ueberwachung und Ausbildung seines Anschlags. Man hat oft behaupten hören, daß die Zeit eines, nur durch Kraftproductionen die blöde Menge in Erstaunen setzenden Virtuosenthums glücklicherweise hinter uns läge; gedenke ich aber der Verwilderung des Anschlags der großen Majorität unserer heute umherreisenden und in Concerten gastirenden Clavierhelden, so überzeuge ich mich davon, daß wir noch tief in der Barbarei jenes musikalischen Kunstreiterthums stecken, welches man schon für überwunden hielt. Man höre nicht nur, sondern man sehe auch, wie diese Herren sich auf die Tasten stürzen: nicht als gelte es, dieselben zu spielen und dem Instrumente Wohllaut zu entlocken, sondern als handle es sich um die Vernichtung eines Feindes, um den Zweikampf eines Thierbändigers mit einer wilden Bestie. Oft genug freilich erleben wir auch bei der-

artigen Gelegenheiten die öffentliche Hinrichtung des armen Opfers von Concertflügel, der sich in solcher Art bearbeiten lassen muß. Einer der Spieler dieses Schlages theilte mir voll hoher Befriedigung mit, ein berühmter Kritiker habe ihn den „Othello des Clavierspiels“ genannt. Als ich ihn das erste Mal hörte und ein schönes, der Cantilene und einem seelenvollen Vortrage besonders günstiges Instrument wie eine Desdemona unter seinen Händen erbeben und mit schrillem Klang springender Saiten verenden sah, bat ich ihn, sich in seinem eigenen Interesse des citirten Wortes jenes geistvollen Humoristen lieber nicht mehr zu rühmen, da dasselbe doch einen verfänglichen Doppelsinn besitze!

Unsere modernen Clavierspieler schlagen die Tasten nicht mehr an, sondern fallen auf dieselben herab. Sie liebkosen ihr erwähltes Instrument nicht, wie der Araber sein treues Pferd, sondern bearbeiten es mit Fäusten. Sie binden und singen ihre Melodien nicht, sondern zerhacken, zerstechen und zerfetzen sie. Und dies Alles unter der Beschönigung durch pomphafte Phrasen, wie: „Auf Tonziehen, auf Pointiren, auf Kraftentwickelung kommt es an!“ Nun — der bloßen Kraftentwickelung darf sich auch der Herkules in der Bereiterbude rühmen, und wol noch mit etwas mehr Recht; und wenn es sich um das Tanzen auf den Tasten, oder auf dem Seile handelt, so flößt mir immer noch das letztere mehr Respect ein, weil da, wo ein einziger Fehltritt den Tod bringen kann, wenigstens große Kaltblütigkeit, Selbstbeherrschung und persönlicher Muth vorausgesetzt werden muß.

Die eigentliche Unsitte und Verwilderung im Anschlag eines großen Theiles unserer modernen Clavierspieler besteht, kurz gesagt, darin, daß derselbe wol noch Schlag, aber eben kein Anschlag mehr ist. Dies erklärt sich höchst einfach daraus, daß alle Bewegung, alle Kraft, alles Spiel und aller Ton weniger von den Fingerwurzeln und von den Gelenken der Finger ausgeht und Ursprung nimmt, als aus dem Handgelenke herkommt. Nun ist zwar die Anwendung des Handgelenkes unschätzbar bei Octavengängen, detachirt anzuschlagenden Accorden und Accordenreihen, sowie bei Terzen- und Sechstengängen. Selbst beim sehr prononcirten und starken Staccato, besonders wenn die Hände viel zu greifen haben, kann die Anwendung des Handgelenkes von trefflicher Wirkung sein. Wird dasselbe jedoch beim kleinen oder leichten Staccato, welches viel feiner und delicater durch die Finger allein erzeugt wird, oder gar — eine Barbarei, die ich selbst erlebt habe — in Momenten angewandt, in denen es sich darum handelt, auf dem Instrumente zu singen, so hat man es mit dem Untergange des wirklichen Clavierspiels zu thun, an dessen Stelle dann das Clavierschlagen tritt. Wer es noch nicht erlebt hat, könnte freilich fragen, wie es denn überhaupt möglich sei, ein Legato oder eine gebundene und getragene Melodie unter Anwendung des Handgelenkes zu spielen, ohne dieselbe zu zerstücken und

gerade in ihrer Gebundenheit aufzuheben? Hierauf ist zu antworten, daß zunächst dem verdorbenen Sinn und Gefühl jener Spieler eine zerstückte Cantilene geistvoller und origineller vorkommt, als eine gesungene; ferner, daß sie es versuchen, eine allzu merkliche Zerstückelung der Melodie durch einen weniger hoch geführten Schlag des Handgelenkes und durch aufgehobenes Pedal (sei es im Ganzen, sei es zu jedem einzelnen Ton) einigermaßen zu verdecken, sowie endlich, daß den Herren ja gerade hier die schönste Gelegenheit zu ihrem oben schon erwähnten „Pointiren" einzelner Stufen eines derartig vorgetragenen Gesanges gegeben wird. Jenes Pointiren ist aber gerade das Abscheulichste, was mir im Clavierspiel vorgekommen ist. An die Stelle einer wahren Empfindung und eines wahren Gefühls treten hier rein mechanisch erzeugte und bis zur Widerwärtigkeit gesteigerte Wirkungen. Der Finger wird hier zur bloßen Hammerspitze des ihn herabfallenlassenden Handgelenkes, um mit dem nackten, harten, metallischen und seelenlosen Klang eines wirklichen kleinen Stahlhammers den zu pointirenden Ton hervorzuheben, oder ihn mit der schneidenden Schärfe eines Federmessers aus dem Zusammenhange der übrigen Melodie loszutrennen. Und diese Pein für das Ohr, eine solche musikalische Rohheit wird uns nicht allein noch als musikalischer Ausdruck, sondern als der Gipfel desselben, als die Errungenschaft einer fortgeschrittenen Zeit aufgetischt. Geht zu den Botokuden und Kaffern, wenn ihr mit dergleichen wirken wollt, nicht aber zu Menschen, die noch, wie der Dichter sagt: „die Eintracht holder Töne rührt!"

Nur also erst, wenn die geschilderten Auswüchse modernen Anschlags beseitigt und damit zugleich die gesammte Technik wieder auf andere Grundlagen gestellt wird, vermag nach meiner Ueberzeugung das Terrain wiedergewonnen zu werden, auf welchem ein künstlerischer Vortrag der Claviercompositionen unserer klassischen deutschen Tondichter überhaupt möglich ist. — Man unterscheidet mit Unrecht eine altklassische und eine moderne Technik und zwar in dem Sinne, als wenn beide absolute Gegensätze wären. Das Höchste des Clavierspiels ist eine Vereinigung der Vorzüge beider Methoden. Nur Wenigen, selbst unter den Musikern von Fach, ist Forkels treffliche Schrift: „Johann Sebastian Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke" bekannt. Dieselbe enthält, was hier für uns von ganz besonderer Wichtigkeit ist, eine genaue und detaillirte Beschreibung des Anschlags, der Haltung der Finger, sowie der ganzen Spielweise des gewaltigen Mannes, der durch seine Clavierwerke der Begründer des ganzen modernen Pianofortespiels geworden, da heute noch zu einer hinreichenden Ausführung derselben die höchste Meisterschaft erforderlich ist. Die Ueberlieferungen, auf welche sich Forkel stützt, rühren theilweise von Bachs eigenen Söhnen, den selbst so hochbegabten Tonsetzern Philipp Emanuel und Wilhelm Friedemann her, sind daher

von größter Bedeutung. — Es heißt in Forkels Mittheilungen unter Anderem: „Nach der Seb. Bach'schen Art, die Hand auf dem Clavier zu halten, werden die fünf Finger so gebogen, daß die Spitzen derselben in eine gerade Linie kommen, die sodann auf die in einer Fläche nebeneinander liegenden Tasten so passen, daß kein einziger Finger bei vorkommenden Fällen erst näher herbeigezogen werden muß, sondern daß jeder über der Taste, die er niederdrücken soll, schon schwebt." Es wird dann dargethan, daß hiermit kein Fallen und Werfen der Finger auf die Tasten, sondern vielmehr ein, jeden Zufall ausschließendes Uebertragen ihrer Kraft auf die Claviatur verbunden sei. Als eine fernere Eigenthümlichkeit des Spiels des Altmeisters wird mitgetheilt, daß er die Finger nicht gerade aufwärts von den Tasten gehoben, sondern dieselben, durch ein allmähliches Zurückziehen ihrer Spitzen nach der inneren Fläche der Hand, von dem vorderen Theil der Tasten gleichsam habe abgleiten lassen; durch dieses Abgleiten sei erreicht worden, daß beim Uebergange von einer Taste zur andern das Maß von Kraft und Druck, welches auf den ersten Ton gewirkt, in größter Geschwindigkeit auf den nächsten Ton übertragen worden sei, so daß nun die beiden Töne weder von einander gerissen, noch ineinander tönend hätten klingen können. Alles dies zusammen genommen habe endlich noch den überaus großen Vortheil im Gefolge gehabt, daß jede Verschwendung von Kraft durch unnütze Anstrengung und durch Zwang in den Bewegungen vermieden worden sei. Darum hätte auch Seb. Bach mit einer so kleinen Bewegung der Finger gespielt, daß man sie kaum bemerkt habe. „Nur die vorderen Gelenke der Finger waren in Bewegung, die Hand behielt auch bei den schwersten Stellen ihre gerundete Form, die Finger hoben sich nur wenig von den Tasten auf, fast nicht mehr als bei Trillerbewegungen, und wenn der eine zu thun hatte, blieb der andere in seiner ruhigen Lage. Noch weniger nahmen die übrigen Theile seines Körpers Antheil an seinem Spielen, wie es bei Vielen geschieht, deren Hand nicht leicht genug gewöhnt ist."

Diese Art zu spielen blieb nun in der Hauptsache die Methode aller Koryphäen des klassischen Clavierspiels von Bach bis auf Felix Mendelssohn. Die durchsichtige Klarheit, die die unbedeutendste Fioritur mit gleicher Liebe und Delicatesse behandelt, als sie das Bedeutende hervorhebt und an seinen Platz stellt, der saubere Anschlag und gesangreiche Ton, die Fähigkeit, den Tonstoff für das Gehör in von einander sich sondernde Stimmen zu gliedern,. die durch höchste Egalität sich auszeichnenden perlenden Passagen — kurz alle die uns durch die Tradition überlieferten oder noch mit eigenem Ohr vernommenen Leistungen von Meistern des klassischen Clavierspiels, wie Mozart, Hummel, Clementi, Moscheles, Field, Cramer, Berger, Pleyel, Felix Mendelssohn, Schulhoff, Clara Schumann — sind mehr oder weniger

auf Bachs und seiner Söhne Methode als auf ihre Basis zurückzuführen. Das Handgelenk spielte unter den Genannten bis in die neuere Zeit hinein eine nur untergeordnete Rolle. Hummel und Moscheles bedienten sich desselben so gut wie überhaupt noch nicht, und auch Mendelssohn wandte es nur äußerst mäßig, die Schumann, Hiller und Taubert, denen Mendelssohn als Virtuose Vorbild geblieben, ohne jede Uebertreibung an und ohne daß etwas in ihrem Spiel zu fehlen schien. Erst die Pariser Schule und alle diejenigen, die im nichtfranzösischen Ausland in näherer oder entfernterer Beziehung zu ihr standen, daher Virtuosen wie Kalkbrenner, Thalberg, Chopin, Henselt, Dreyschock, Rubinstein und vor allem der König des modernen Clavierspiels: Franz Liszt und seine Schüler Bülow und Tausig entwickelten das Handgelenk zu der Bedeutung, die es heute im Pianofortevortrag erlangt hat. Die Vorzüge der einen Schule schließen aber die Vorzüge der anderen nicht aus; auch hier ist die Vereinigung des Entgegengesetzten das Höchste, und daß dies erreichbar, hat Liszt, der eigentlich über jeder besonderen Schule steht, glänzend bewiesen. Alle Spielarten sind ihm gleich gerecht und wenn er will, hat er für jedes Jahrhundert, jede besondere Richtung und Gattung, ja selbst für jeden Meister seinen besonderen Anschlag und Vortrag. Manches von einer solchen genialen Durchgeistung des Clavierspiels ist schon auf seine Schüler oder Enkelschüler übergegangen. Talente wie Hermann Scholz, Ignaz Brüll, Mary Krebs und Andere zeigen, daß sich die ganze Gewissenhaftigkeit und Durchsichtigkeit des klassischen Clavierspiels mit den Errungenschaften der modernen Technik auf das Schönste verschmelzen lassen.

Eigenthümlich ist es, daß gerade eine solche Verschmelzung des Tüchtigsten, was ältere und neuere Zeit geleistet, auch eine Haltung der Hand hervorgerufen hat, die einer Mittelstellung zwischen beiden Schulen entspricht. Wenn derselben auch die Bach'sche Haltung noch als ihr ursprüngliches Modell zu Grunde liegt, so erscheint doch die Hand nicht mehr in gleicher Weise zusammengezogen; namentlich hat das vordere Fingerglied eine freiere und daher auch eine etwas gestrecktere Stellung erhalten. Da dasselbe nun aber doch noch immer, wie es die Methode Bachs vorschreibt, beim Anschlag ein wenig gegen die innere Handfläche zurückgezogen wird und alle Kraft daher sowol bei der Cantilene wie bei dem fließenden Passagenspiel ausschließlich von den Fingerwurzeln ausgeht, so entsteht ein Handprofil, das in mancher Beziehung an ein Meisterwerk der bildenden Kunst erinnert. Die Vereinigung jener schönen und ungezwungenen Lage der Fingerspitzen über den Tasten mit der Doppelaufgabe, einerseits den Ton in jener legirten Bach'schen Art zu erzeugen und (bei einem bloßen Nebeneinander von Tönen) von einer Taste auf die andere zu übertragen, andererseits die Hand in steter Bereitschaft für eine plötzliche Anwendung des Handgelenkes zu erhalten,

ist nämlich nur möglich, wenn der Arm so gehalten wird, als ob er auf dem sogenannten Handleiter (auch Guide-Mains, Chiroplast genannt) auf- läge, so daß die Hand von ihrem sie an den Arm anschließenden Gelenke aus mit einer nur ganz sanften, kaum merklichen Biegung horizontal zur Claviatur zu stehen kommt, was bei der Festhaltung des klassischen Anschlags für Melodien und Läufe zur Folge hat, daß an den Fingerwurzeln eine abermalige sanfte kleine Einsenkung stattfindet, an welche sich denn auch wiederum die Finger mit einer gefälligen Wölbung, zwischen dem ersten Gliede einerseits und dem zweiten und dritten Gliede anderseits, anschließen. Die auf diese Weise entstehenden Umrisse erinnern aber lebhaft an die Contoure der Seitenansicht der Hände der heiligen Cäcilie von Carlo Dolce und habe ich dieselbe sich, namentlich bei jungen Virtuosinnen, so zum Beispiel bei Frau von Szarady, als sie noch Wilhelmine Klaus war, und bei Frau Rappoldi nahezu zu einer ganz unbewußten Copie des genannten lieblichen Bildes steigern sehen. Nicht also nur die Dichter haben Divination und sind berechtigt sich, wie dies schon bei den Alten geschah, vates d. h. Weissager zu nennen, auch ein talentvoller Maler des 17. Jahrhunderts hat, wie wir sehen, das moderne Clavierspiel des 19. gleichsam anticipirt.

Nach welcher Seite hin nun auch die Ausbildung des Clavierspielers hinsichtlich seines Anschlages erfolge, in jedem Falle muß so viel von der für alle Zeiten mustergültigen Weise Sebastian Bachs, den Ton auf die Tasten zu übertragen, darin erhalten bleiben, daß der Spieler das Maß der angewendeten oder zurückgehaltenen Kraft, bis zu nicht mehr zu definirenden Graden, bis in die leiseste Andeutung, die zarteste Nüance hinein, völlig in seiner Gewalt behält. Nichts in seinem Spiel darf dem Zufall, dem Ungefähr — ich möchte fast sagen, der körperlichen Disposition oder der Ermüdung, welche letztere z. B. einen zu starken Druck des Armes auf die Hand im Gefolge haben kann (eine Gefahr, welche die Bach'sche Spielart völlig beseitigt), überlassen bleiben. Die Finger müssen sich als die zuverlässigen Vermittler des leisesten Druckes, der besondersten, eigenartigsten Berührung der Taste, und zwar ebensowol in den einfachsten als in den verwickeltesten Fällen, erweisen. Auf diese Weise wird der Anschlag ein Theil unseres Willens, in den er völlig über- und aufgeht, und zugleich ein treues Echo der leisesten Regungen unseres Fühlens und Empfindens, der Finger aber das mit elektrischer Blitzartigkeit photographirende Organ des in unserer Seele sich wiederspiegelnden Tonbildes. Nur auf diesem Wege sind wir, wenn wir unseren Platz am Piano eingenommen, davor bewahrt, in der Sprache der Töne gelegentlich mehr oder weniger zu sagen, als uns selbst im Gemüthe lag, daher auch davor behütet, entweder zu übertreiben, oder zu gleichgültig zu spielen. Nur diese Methode läßt endlich die Tasten der Claviatur zu Tasten der Seele werden und setzt uns in den Stand, das, was der Maler Schatten,

Licht, Hervortreten und Zurücktreten ganzer Partien, Abtönung, Colorit, Helldunkel u. s. w. nennt, in unser Tongemälde zu bringen.

Das Vorstehende dürfte unsere Leser und Leserinnen davon überzeugt haben, daß meine frühere Bemerkung, der künstlerische Anschlag sei die unumgängliche Vorbedingung alles musikalischen Vortrages, nicht zu viel behauptete. Was hilft uns das glücklichste Dichterwort, wenn es nicht in der Stimme des Redners, aus dessen Herzen es hervordringen soll, ergreifend nachzittert und wenn nicht diese Stimme auch an und für sich schmiegsam und biegsam nach jeder Seite hin ist, so daß sie uns ebenso sehr durch einschmeichelnden Wohllaut zu bezaubern, wie durch die Gluth der Leidenschaft oder den Donner edeln Zornes zu erschüttern vermag.

Und doch ist eine, in Bezug auf Tonfarbe, Accente, Caesuren, Athemvertheilung, Satzgliederung, Beherrschung der Volubilität des Organs, mühelose Ansprache desselben u. s. w. tadellose Recitation nur die materielle Unterlage, auf welcher das Letzte und Höchste der Darstellung eines Meisterwerkes: sein empfundener, verständnißvoller und durchgeistigter Vortrag, möglich wird. In der Poesie verhält es sich also genau so hinsichtlich der Darstellungsmittel wie in der Musik, in welcher, wie wir wissen, der Anschlag gleichfalls nichts anderes sein will und soll, als die Vorstufe zu einer von aller materiellen Schwere erlösten Wiedergabe des Tongedichtes. Gehen wir daher nunmehr noch mit ein paar Worten zu dieser aus dem Inneren geborenen Wiedergabe eines Kunstwerks, die ja auch in der Tonkunst Vortrag genannt wird, als zu dem Punkte über, auf welchen alles Bisherige nur hinzielte.

Was würde man zu einem Schauspieler, Declamator, ja selbst nur zu einem Dilettanten sagen, der ein Gedicht vor Zuhörern zu recitiren unternähme, ohne dessen Strophenbau und Metrum genau zu kennen und gleichsam spielend zu beherrschen? Man dürfte sicherlich keinen Ausdruck stark genug finden, um die Anmaßung eines solchen Unberufenen zu geißeln, der ohnedies dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen würde. Aber in manchen Fällen genügt uns bei solchen Gelegenheiten nicht einmal die genaue Kenntniß des Versbaues und aller seiner Wandlungen, Varianten, Licenzen und Caesuren seitens des Vortragenden; wir verlangen von ihm noch mehr. Es gibt besondere Gattungsgedichte oder Dichtungsarten, wie etwa das Sonett, das Ghasel, die Glosse, das Rundlied mit sich wiederholendem oder steigerndem Refrain, die Ballade, die Elegie, das Volkslied einer fremden Nation oder eines besonderen Stammes, bei denen wir vom Recitirenden zu allem Uebrigen auch eine specielle Kenntniß der ganzen Stilweise und Herkunft derselben, oder der eigenartigen Localität, an die sie sich knüpfen, fordern; und es gibt wiederum Verse (so namentlich die ungereimten antiken Rhythmen, z. B. der Hexameter, die sapphische und die alkäische Strophe, oder die Dichtungen unserer deutschen Minne- und Meistersinger), die wir vom Vortragenden mit um

so größerer Freiheit hergesagt verlangen, als sie nicht mehr der Tagespoesie angehören und er uns eben darum durch die Naivetät und Frische seines Vortrags darüber täuschen soll, daß sie die Culturblüthen vergangener Zeiten sind.

Von allen solchen Voraussetzungen ist in der Tonkunst, und zwar namentlich in unserem modernen Claviervortrag, kaum noch die Rede. Nicht nur Dilettanten, sondern auch eine hübsche Anzahl von Claviervirtuosen weiß und ahnt nichts von dem musikalischen Aufbau der Kunstform, von deren Gliederung nach hervortretenden und zurücktretenden Theilen und dem ganzen thematischen, rhythmischen und modulatorischen Zusammenhang und Gefüge der Präludien, Fugen, kanonischen Sätze, Sonaten, Rondos, Scherzi, Capriccios, klassischen Variationen, Fantasien, Duos, Trios, Quatuors, oder den formalen Verhältnissen der auch in zwei- oder vierhändigen Clavierarrangements vorhandenen Streichquartette, Kammermusiken, Orchesterintroductionen, Ouverturen und Sinfonien, die uns jene Fingerhelden trotzdem mit der souverainen Miene der Unfehlbarkeit vorzutragen wagen, welche auch in der Tonkunst das besondere und nicht beneidenswerthe Kennzeichen der Unwissenheit ist. Wir müssen im Rayon der Claviermusik und ihres Vortrags unsere Ansprüche überhaupt auf ein weit geringeres Maß, als das bei poetischen Vorträgen angedeutete hinunterschrauben. Hier ist man schon leidlich zufrieden, wenn nur überhaupt die musikalische Stimmung, das Tempo eines Tonsatzes und die wesentlichsten Züge seines im Allgemeinen hervortretenden Charakters nicht gänzlich vergriffen werden, man lobt bereits, wenn dem Spieler zuweilen der Sinn und Zusammenhang eines hervortretenden, wenn auch eigentlich nicht mißzuverstehenden musikalischen Gedankens aufgegangen ist, oder wenn sich ihm der Geist besonders ausdrucksvoller Themen, Motive und tönender Ausrufungs- und Fragezeichen erschlossen hat.

Aber ist denn nicht eine solche Genügsamkeit schon ein schlagender Beweis dafür, wie weit sich die Ansprüche des Hörers an den Spieler im Felde des Claviervortrages reducirt haben? Zumal da in der, von der Vocalmusik losgelösten Instrumentalmusik die Kunstform die Stelle einnimmt, welche in der Umgangssprache, daher auch in der Sprache der Poesie, begrifflicher Zusammenhang, Logik, satzliche Gliederung und Abrundung, Interpunktion und Rechtschreibung einnehmen. Wer nun diese elementaren Vorbedingungen der Tonsprache weder kennt, noch in ihrer ideellen und formalen Bedeutung zu unterscheiden und zu würdigen weiß, der kann in die Lage kommen, in einem Musikstück, beim Vortrage einer Melodie, einer Periode oder eines ganzen Abschnittes, völlig falsche Caesuren, Accente und Satzeintheilungen eintreten zu lassen. Daher gleichen manche unserer clavierspielenden Dilettanten jenen Kindern, die eine, in Folge mangelnder Interpunktion zu einem Fluche werdende

Liebeserklärung, etwa im Stile der nachstehenden, in das Album ihrer Bekannten schreiben:

Alles Böse wünsch' ich Dir
Fern vom Halse bleibe mir
Alles Unglück treffe Dich
Niemals komm und liebe mich!

Nur daß bei den Kindern absichtlicher Scherz ist, was am Claviere bona fide geschieht. So hörte ich einmal einen Dilettanten, dessen Trennung des Zusammengehörigen mich lebhaft an den Bratenbarden eines kleinen Städtchens erinnerte, der den Schluß der Episode von der Feuersbrunst aus Schillers Glocke wie folgt recitirte:

Wächst sie (die Flamme nämlich) in des Himmels Höhen!
Riesengroß, hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke.

Doch Spaß bei Seite — es handelt sich bei unserem modernen Claviervortrag meist nicht allein um solche Verstöße gegen das Einzelne und Besondere, sondern vielmehr um eine Entwürdigung eines Kunstwerkes im Ganzen und Allgemeinen. Eine solche tritt ein, wenn der Spieler das Nebensächliche, nur zur Ausschmückung Gehörende (das, was in der Malerei lediglich als Ausfüllung, Verbrämung, oder Verzierung gilt, z. B. der geschmackvoll gemusterte Saum eines Gewandes, oder die Rose im Haare eines schönen Mädchens) in übertriebener Weise hervorhebt, das Wesentliche, den Kern des musikalischen Gedankens Enthaltende dagegen nur obenhin streift, oder wenn der Vortragende, durch den Mangel einer jeden Berücksichtigung der formalen Abschnitte eines künstlerischen Organismus, uns dessen ganzen Zusammenhang unverständlich werden läßt, wie dies geschieht, wenn über die Themata und die ihnen entnommenen Motive leicht, verständnißlos und gleichgültig hinweggeeilt wird, Passagen und Läufe dagegen, die nur Füllungen, Arabesken oder Ornamente sein sollen, zur Hauptsache gemacht werden, weil der beschränkte Ausführende darin das, was allein seinen Ehrgeiz reizt: seine leidige Fingerfertigkeit produciren und an den Mann bringen kann.

Habe ich doch nicht nur bei Dilettanten und Dilettantinnen, sondern selbst bei Virtuosen und Virtuosinnen dieses Schlages das Unglaubliche erlebt! Sebastian Bachs Präludien trugen sie vor, als seien es Etüden der von ihnen gewohnten Art, oder Proben aus einer Schule der Geläufigkeit; des Großmeisters Fugen behandelten sie in einer Weise, daß man sagen durfte: hier hat der Spieler nichts gedacht, hier braucht der Hörer nichts zu denken! — Die von Herzensgluth erfüllten und von Empfindung überquellenden Sonaten und Kammermusiken unserer großen Tondichter Haydn, Mozart und Beethoven entstellten sie durch falsche Tempi, Vergreifung des Charakters oder — noch schlimmer — durch falsche Sentimentalität und das damit verbundene häufige und willkürliche Ritenuto, und verdunkelten ihren Zusammenhang hierdurch bis zu einem

Grade, daß Jean Jacques Rousseau auch im neunzehnten Jahrhundert zu seiner Frage abermals berechtigt gewesen wäre: Que me veux tu, Sonate? —

Ich habe die C-moll-Fuge aus dem ersten Theil von Bachs wohltemperirtem Clavier von solchen Patronen und Dämchen als ein lustig tänzelndes Pizzicato herunterspielen hören (und zwar von der ersten bis zur letzten Note), im Uebrigen aber ohne allen Begriff und Sinn. Andere wiederum, deren musikalischen Leistungen ich beizuwohnen verurtheilt war, meinten, es sei im Fugenvortrage alles zu Fordernde geleistet, wenn nur die Stimmeneintritte recht scharf hervorgehoben würden, was nun abermals in so übertriebener Weise geschah, daß den Hörer die Empfindung überkam, der Spieler packe ihn beim Kopfe und stoße ihn mit der Nase gegen jeden Pfeiler des in Tönen aufgeführten Wunderbaues, damit er recht derb an eigener Haut erfahre, wie gewissenhaft der Vortragende die am Kunstwerk äußerlich erkennbaren Abschnitte berücksichtige. Derartig messerscharf pointirte Einsätze der Stimmen verletzen aber nicht nur die ideale Einheit eines solchen Tongedichtes, sondern auch dessen Kunstform, die sie auf das Grausamste zerhacken und zerschneiden. Von dem Elemente der Steigerung, welches durch jede klassische Fuge geht und von dem Umstande, daß auch die Eintritte der Stimmen mitunter recht getragen (daher auch mit singendem und gebundenem Anschlag) erfolgen sollen, ja zuweilen selbst in schüchterner, beklommener Weise, oder wie von Rührung durchbebt wieder aufzutreten haben, daher bei solcher Gelegenheit auch so vorgetragen sein wollen, als blicke ein schönes frommes Auge mit dem Ausdruck heiliger Ueberzeugung zu den Wolken empor, haben Spieler der geschilderten Art natürlich keine Ahnung.

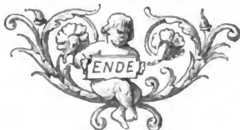
Aehnliche Entstellungen des Geistes und Stiles einer ganzen Kunstgattung erlebte ich im Gebiete der Sonate. Den ersten Satz von Beethovens Mondscheinsonate, der einer musikalischen Paraphrasirung von Goethes „Füllest wieder Busch und Thal" gleicht, hörte ich von dem musikalischen Löwen eines aristokratischen Salons als Tempo di marcia mit marschartiger Markirung der die Melodie im Discante einleitenden punktirten Achtel und nachfolgenden Sechszehntel spielen; das leidenschaftliche Finale dagegen trug der Gefeierte als ein Bravourstück in gebrochenen Accordpassagen mit untermischten Uebungen für das Handgelenk vor, was eigentlich nur ganz natürlich war, da Beethovens Cis-moll-Sonate in dem Programm jenes Clavierhelden zwischen einer Pièce, genannt Pluie des perles und einer Etüde für die linke Hand eingeschachtelt stand.

Mit der Mittheilung solcher und ähnlicher Erfahrungen könnte ich noch lange fortfahren; aber genug des grausamen Spiels — hier in einem doppelten Sinne gemeint — sowie der Erinnerungen an solche Kläglichkeiten. Ich will hier nur noch hinzufügen, daß es in Dilettantenkreisen in manchen besonderen Fällen schon so weit gekommen ist, daß

unter zwei Personen das nicht clavierspielende Individuum der musikalischere Mensch zu sein pflegt; namentlich wenn derselbe hören gelernt hat oder durch angebornen unverdorbenen Sinn mehr dazu gedrängt worden ist, sich am Zuhören zu erfreuen, als sich selber zu produciren. Im Allgemeinen jedoch treibt jeder Dilettant die Musik nur aus dem Grunde, um Anderen seine primitiven Leistungen aufzunöthigen, unbekümmert, ob er damit den Frieden seiner Wand- und Hausnachbarn vernichtet, zu welchem es doch offenbar auch gehört, daß Niemand genöthigt sei, durch die Fingerübungen oder durch ein und denselben, Monate lang sich wiederholenden und stets in gleicher Weise maltraitirten Chopin'schen Walzer, mit dem ein neben, über oder unter ihm wohnendes Gänschen täglich stundenlang ihre Zeit völlig gedankenlos ausfüllt, gequält zu werden. Daß dergleichen aber das ganz Gewöhnliche in unserem bürgerlichen Leben geworden und zugleich das Unausweichliche, dem man sich ebenso geduldig zu fügen hat, wie anderen Lebensplagen, drückt schon für sich allein die ganze Misère unseres heutigen Musiktreibens aus. Was könnte unsere Hausmusik sein (man denke nur an die Schätze, die wir in unseren klassischen Sonaten, Duos, Trios, Quatuors u. s. w. besitzen) und was ist aus derselben geworden! Und wie verhält es sich mit der Weckung des musikalischen Sinns, ich meine mit der Heranbildung eines wirklichen musikalischen Empfindens und Verstehens der Meisterwerke unserer klassischen Tondichtung beim Schüler, auf die doch jeder Lehrer, der nicht ein bloßer Handwerker ist, sein ganzes Augenmerk zu richten hätte, sobald die ersten technischen Grundlagen gelegt sind?! Anstatt daß man unserer Jugend, die man vorläufig fast nur zum Vorspielen von ein paar Sächelchen dressirt, den weiten unendlichen Horizont der Tonkunst erschließt, was nur geschehen könnte, wenn man sie zu einem verständnißvollen Hören heranbildete und erzöge (und wahrlich das Hören ist eine große Kunst, in der es mit ein wenig Naturanlage allein nicht gethan ist, sondern die ebenfalls erlernt sein will), läßt man Kinder und junge Leute die Welt mit dem geisttödtendsten Klingklang erfüllen, mit einem Klimpern, das selbst auf ihren Charakter verderblich einwirkt, da es nichts als ein beschäftigter und auf die Befriedigung kleinlichster persönlicher Eitelkeit gerichteter Müßiggang ist, und — was das Schlimmste — den wahren Sinn für Musik und deren hohe Idealität in ihnen und selbst bei ihren unfreiwilligen Zuhörern abtödtet. Den letzteren kann man es, bei der ihnen in dieser Weise täglich zugeführten musikalischen Nahrung, schließlich nicht mehr verübeln, wenn der Eine oder der Andere darunter in den Stoßseufzer ausbricht: daß ihm unter allen Geräuschen die Musik das unleidlichste sei! — Ich kenne einen Ort, in welchem sich, in Folge der geschilderten musikalischen Zustände, ein „Antimusikverein" bildete, der, gerade weil seine Mitglieder aus lauter echten Musikfreunden bestanden, unserem ganzen heutigen musikalischen Salon- und Gesellschaftstreiben

principiell aus dem Wege ging. Wahrlich — es muß nicht so übel sein, Einladungen zu gewissen Matineen und Soireen mit den einfachen Worten refüsiren zu dürfen: „Entschuldigen Sie, ich gehöre zum Antimusikverein!"

Die Tonkunst könnte, bei der unglaublichen Volksthümlichkeit, die sie in der Gegenwart gewann, eines der wichtigsten Volksbildungsmittel sein und sie ist, statt dessen, eines der probatesten Mittel zur Verbreitung gelangweilter Blasirtheit und Gedankenlosigkeit geworden, — ja noch mehr — die Wirkungen unseres Musiktreibens auf das Gemüth haben sich in eine Karikatur jener hohen und edeln Wirkungen verwandelt, die uns Rafael in so ergreifender Weise in den Gruppen seines Cäcilienbildes dargestellt hat. Die keusche reine Himmelstochter, Musica genannt, ist, wenn man sie nach dem Antlitz beurtheilen will, das sie in unseren Salons und Pensionaten zur Schau trägt, eine Coquette geworden, welcher äußerlicher Flitter und Plunder über jeden inneren Gehalt geht und die sogar mit dem Gemeinen buhlt. Den größten Theil der Schuld hiervon trägt aber eben jene allgemeine Clavierwuth, die sich gerade der sogenannten besseren Gesellschaftsklassen bemächtigt hat und jede unserer Großstädte zu einem Pianopolis, jede unserer, Miethskasernen gleichenden Wohnungen zum Schauplatz eines, vom frühen Morgen bis tief in die beleidigte Nacht hinein nicht ruhenden Charivari Dutzender von ineinander tönender Claviere macht. Die Polizei kann diesem Treiben gegenüber erst nach Mitternacht einschreiten. Viel dagegen könnte der deutsche Reichstag durch die Bewilligung einer Claviersteuer thun, von welcher nur Musiker von Fach auszuschließen wären. Da die Parole der Zeit die Besteuerung des Luxus ist, den gerade das allgemeine Clavierbedürfniß von seiner hohlsten und unsittlichsten Seite repräsentirt, so empfehlen wir die genannte Steuer unserem großen Reichskanzler zur geneigten freundlichen Berücksichtigung.



Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



Du Bois-Reymond.





Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

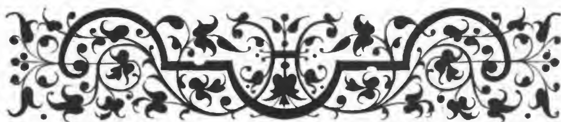
von

Paul Lindau.

VI. Band. — August 1878. — 17. Heft.

(Mit einem Porträt in Photogravure: E. du Bois-Reymond.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 32. Louisenstraße.



Das Sündkind.

Erzählung

von

L. Anzengruber.

— Wien. —

„Nun ja," sagte der Pechleitner, indem um seine Mundwinkel ein Lächeln spielte, das sogleich wieder verflog. „Nun ja, das war damals eine verzwiefelte Geschicht' mit meiner Frau Mutter, Gott hab' sie selig. Will's meinen, ganz eine unbeschaffene Geschicht'. Vor fünf und dreißig Jahren war's, ich hab' damals meine dreißig gezählt, meine Mutter hat ihre fünf und vierzig voll auf dem Rücken gehabt. Ja, da mögt Ihr Augen machen wie Ihr wollt, was hilft's? Es lebt Keiner mehr, der es bezeugen könnt', aber damal, in der Zeit, von der ich red', da könnt' ich's Euch an den Fingern herzählen die Leut', die sich besonnen haben, wie früh meine Mutter mannbar war und die sich nicht genug haben wundern können, wie lang sie sich ihr Alter hat gar nicht anmerken lassen. Ich war ihr Erster, das schwächste unter vielleicht einem Dutzend Geschwister und hab' sie doch alle überlebt; daß ich also recht angib, vor fünf und dreißig Jahren war ich der einzig Uebrige, der Vater war vor drei Jahren verstorben gewest und so haben wir, ich und meine Mutter, allein auf unserm Gütel gehaust. Es ist uns rechtschaffen vorwärts gegangen mit der Arbeit, na, ich war vollkräftig und ich lüg' nit, viel hat nit gefehlt, leicht gar nur, um was allweil ein Weib in der Arbeit gegen ein' Mann zurückstehen muß, so hätt' sie mir's gleich gethan. Auf einmal aber ändert sich's in der Sach', sie wird lässig und ist auf die Letzt ganz unbeholfen. Na, sie war als eine ehrsame Wittib ausgerufen, nachzureden hat mer sich ihr nichts getraut, hätt's auch Keiner und Keinem rathen mögen! »Die Pechleitnerin ist siech,« haben die Leut' gesagt, »die hat schier die Wassersucht.« Dabei ist's eine gute Weil' geblieben.

So hab' ich damal alle Arbeit auf mir gehabt und wie ich an einem Abend' hundmüd' nach Haus treff', was find' ich? Ich hab' gemeint, ich brächt' vor Verwundern Maul und Augen gar nimmer zu. Die Stuben voll Weibsleut' aus der Nachbarschaft, die Hebmutter dabei, daß ich's kurz mach', 's ist auf einmal die alte Kindswäsch', die lang vergessen im Schrein gelegen hat, wieder in Gebrauch kommen.

Wie 's nachtig worden ist, haben sich die Besuchweiber eine um die andere verloren, 'letzt steh' ich allein, steh' beim Fenster und trommel' an die Scheiben und je länger ich so steh' und trommel', je verlegener werd' ich und das hätt' doch ich, weiß Gott, nit Noth gehabt, so kehr' ich mich mit brennrothem Gesicht um und sag': Sollt'st Dich doch schämen, Mutter. Schämen sollt'st Dich! Da sie nichts red't und nichts denk't, hab' ich meine Pfeife genommen und bin gegangen, wollt' natürlich in der Wochenstuben kein' Qualm verursachen.

Wie ich mit meiner Pfeife zu End' war, da hab' ich mir's überlegt gehabt. Das Reden hintennach, das frucht't rein gar nichts. So war's auch ganz ungehörig und dumm, daß ich meine eigene Mutter vermahnt hab'. Was möcht's auch helfen, wenn sie auf das verkehrte Wesen einging' und von mir eine Lehr annähm'? Hat sie sich vorderher nit geschämt, zu was wär' das jetzt hintennach gut? Daß sie sich kränkt? Davon hat doch alle Welt nichts. Auch hab' ich mich besonnen, daß mir Alle entgegen geschrieen haben: Dein' Mutter hat ein Kind 'kriegt! Keins hat gesagt: Du hast ein Brüderl 'kriegt! Gegen der Leut' Reden war ich all' mein Lebtag widerhaarig; was denken sie sich denn, die mit ihren langen Zopfen und dem kurzen Verstand? Denken's leicht, ich werd' dem unschuldigen Wurm was nachtragen? Und wenn ich gleich kein Herz hätt', so no just nit, schon der Leut' wegen, mein Bruder ist's! Höllsakermenter ös, die ihr die Kinder von einer Mutter auseinander scheiden möcht's!

Ich bin schön still nach der Stube 'gangen, thu' die Thür' auf, da sind's alle zwei gelegen und haben geschlafen, da hab' ich mich neben das Bett hingesetzt und zu dem Kleinen hinunter gebeugt, erst sauber mir mit dem Aermel das Maul abgewischt und ihm zum Zeichen, daß ich ihm gut Freund sein will, einen Schmatz 'geben; da hab' ich aber 's Richtige 'troffen gehabt, paar Tag' schon bin ich unrasirt 'gangen, das muß ihn wol gekratzt haben wie mit einem Pferdestriegel und er hat ein Gezetter angehoben, wie nit gescheidt. Darüber ist die Mutter auch wach 'worden, doch wie sie mich so neben sitzen sieht, wend't sie sich ent' hinüber, auf die andere Seite.

Und wie das halt doch schon gar eigen ist, wieder werd' ich ganz verlegen. Räusper' eine Weil' und sag: Bleib' nur in Deiner Lag', das Hin- und Umwenden könnt' Dir etwa schaden. Und — wie ich mein' — so ist geschehen, geschehen. Und stark ist nit Jeder. Und nit Alle kriegt's Gleiche herum, aber Jeder hat seine Schwäche!

Da dreht sie sich langsam halb über und schaut mich so von der Seit' an; kein' Dirn mit siebzehn, die schon weiß, aber es nit aussagt, ob auf ihrer Kammer die Fensterriegel hart oder leicht schließen, kann so gottverbotene Augen machen, wie zur selben Stund' mein' Mutter. In dem Stück sind sie Eins die Weibsleut, ob alt oder jung.

Wie die Mutter wieder außer Bett war, da haben wir uns wie voreh' in die Arbeit getheilt, sie ist uns sogar um ein Stück vergnüglicher vorkommen, denn nun hat's auch für den klein' Leopold gegolten. In der Sorg' um ihn sind wir Eins gewesen und sind's geblieben bis zur Zeit, wo er schon ziemlich aufg'schossen war, so daß man hat fragen können, was mit ihm werden soll; da sind wir, ich und die Mutter, uneins geworden und geblieben, gleich vom ersten Mal, wo sie es Rede gehabt hat.

Eines Abends ist's gewesen, der Bruder hat sich mit gleichaltrigen Bürschchen im Ort herumgetrieben, ich saß auf der Bank vor'm Haus und rauchte meine Pfeife und die Alte verhielt sich eine geringe Weil' über in der Stube, dann kam sie heraus, setzte sich neben mich, fältete eine Zeitlang ihre Schürze auseinander und wie ihr die glatt genug mag geschienen haben, hebt sie an, aber ohne daß sie dabei mit einem Auge aufschaut: »Mein lieber Martin,« sagte sie, »Du bist ein guter Bursch, ich weiß das und allen Leuten giltst Du dafür, Du hast rechtschaffen das Deine für den Leopold gethan, — vergelt' Dir's Gott, — aber es wär' sündhaft, wenn man Dich für Deine Gutheit zu Schaden kommen ließ und ein himmelschreiend Unrecht, wenn Dir das Deine sollt' durch den Buben geschmälert werden.«

Der Eingang hat mir gleich nicht gefallen, es macht mich immer stutzig, wenn Einer mit einer Red' angestochen kommt, die meinen Vortheil voran stellt, es ist das sonst nicht Brauch in der Welt und Jeder setzt den eigenen zu oberst. Meist soll Einem damit der Wasserkübel gewiesen werden, in dem eine Hand die andere wäscht, oder es gilt mir ein Scheuleder vor's Aug' zu thun, daß ich nicht seh', was Einer knapp nebenan handtirt. Ich sag' also nichts, thu' einen richtigen Zug aus der Pfeife und hüll' mich in einen Nebel wie eine Bergspitz', die keinen guten Tag zu sehen vermeint.

Das war aber ungesundes Wetter für meine Alte, sie fing zu husten an. »Daß Du aber den rauchen magst?« sagte sie. »Nun, es werden bessere Tage kommen, wo Du Dir auch bessern kaufen kannst, wenn wir erst den Poldel nimmer über der Schüssel liegen haben.«

„Ei, mag er darüber liegen, so lang er will," sagte ich, „er hat mich bis dato nicht arm gefressen und wird mich nicht arm fressen; jetzt noch weniger als voreh', wo er nun doch schon sein Theil sich rechtschaffen erarbeitet. 's gedeiht ihm auch und das freut mich. Ich bin schon ein alter Kerl, viel älter wie er, der Jung' ist gesund und es

müßt' mit ganz verkehrten Dingen zugehen, wenn er mir nicht in die Grube nachsehen könnte und dann ... Na, Du weißt's ja, Mutter, auf's Heirathen hab' ich mich nie eingelassen, werd's auch nicht."

„Sag' das nicht," meinte die Alte, „so was überkommt Einen mit einem Male."

Ich nahm die Pfeife langsam aus dem Maul, blinzelte die Frau Mutter schief über an und sagte: „Ich weiß davon nichts, aber wenn Du es sagst, muß ich es wol glauben." Ich hab' sie damit necken wollen, meinte auch, sie würd' es nicht anders aufnehmen, denn ich dachte so wenig Uebles wie damals an Poldels Wiege und war mir die Jahr über gegen sie ganz gleich geblieben, aber da merkte ich, sie war nimmer die Frühere; statt mir, wie ich's erwartete, ohne ein sonderlich streng' Gesicht mein los' Maul zu verbieten, hob sie die Schürze und begann darunter zu weinen.

Das ist mir von Allem das Ueberquerste; ich mag einmal Keines weinen sehen, geschweig' denn gar, weinen machen und hier wußt' ich mich gar nicht aus, zuweg' und warum eigentlich? Daß ich es da angestiftet hatte, das ärgerte mich in die Seele hinein, weil ich mir aber keiner argen Meinung bewußt war, so brachte ich es nicht um alle Welt über mich, ein begütigendes Wort zu sagen, wenn mir auch eines oder das andere beigefallen wäre, was just nit der Fall war. So saß ich und hielt meine Pfeife beim Rohr, so handsam wie ein Kind seine Schellenrodel und mag dabei nicht gar klug ausgesehen haben.

„O mein Gott," schluchzte die Mutter unter ihrem percaillenen Fürtuch. „Jetzt kommt mir's heim! Mein Aelterer erlaubt sich unfeine Reden gegen mich und was werd' ich erst vom Jungen, von dem Sündkind', anhören müssen, wenn er bei Jahren sein wird und die Leut' ihn verhetzen, was gewiß nicht ausbleibt. Ja, ja, es gibt nur einen Weg, einen einzigen, wo mir der Bursch unverdorben bleibt und ich zu Fried' und Vergebung meiner Schuld komm'. Es muß sein."

„Was muß sein?" frag' ich.

„Ganz muß ich ihn unserm lieben Herrgott hingeben, er muß geistlich werden."

„Geistlich soll er werden, Deinetwegen?" denk' ich. „Nun, das ist doch die leichteste Weis', eigener Sünden ledig zu werden, wenn man ein Fremdes dafür büßen läßt." Gesagt hab' ich das aber nicht, wer getraut sich so was der leiblichen Mutter in's Gesicht zu sagen? Ich duck' mich also ein wenig nach vorne über, daß ich nicht anzusehen brauch', was sie auf meine Red' für Augen macht und sag': „Ich möcht' mir's an Deiner Stell' doch erst noch eine Weil' überlegen, 'leicht möcht' das dem Poldel doch eine zu harte Nuß sein, der er sein Lebtag' nicht auf den Kern kommt, denk' nur, wenn er Dein hitzig Blut hat ...."

Mit Eins war sie aufgestanden, geht nach der Thür' und wörtelt

dabei, ich sollt' nit so dumm daherreden, der Poldel wär' noch zu jung, um da ein Arg zu haben und ich wär' alt genug, um zu wissen, daß auf der Welt nie Keines sein Lebtag' auf so Hallodereien verfallen möcht', wenn man's nicht darauf führte und das werd' hier Gottes Hülfe und frommer Leut' Aufsicht wol verhüten. Damit war sie hineingewischt und seh' ich nur mehr ihren Rockzipfel zur Thür hineinschwänzen.

So lang' sie noch hurtig wie ein Wiesel über Feld und Rain laufen konnte und ihr die Arbeit so flink wie voreh' von der Hand gegangen ist, die Zeit über hab' ich ihr — weiß Gott, — kein unruhiges Gewissen anmerken können; aber mit einmal hat sie angefangen an der Gicht zu leiden und hat ganze Tag' lang, wenn Alles nach dem Feld aus war, mutterseelenallein im Bett' liegen müssen und da schreibt sich's wol her, daß ihr mein unverhoffter Bruder plötzlich so schwer auf die Seel' gefallen ist. Uebrigens setzte sie ihre Worte so neuartig, daß ich nicht besonders aufzuhorchen brauchte, um zu wissen, es rede noch ein Anderer aus ihr.

Konnt' mir's ja denken wer! Es war unsers Poldels Vormund, der Kirchendiener auf unserer Pfarre, ein so richtiger Betbruder wie nur Einer, der hat sie wol zuerst auf den frommen Vorsatz oder das gottgefällige Werk — wie man's just heißen will, — gebracht und hinterher fleißig darin bestärkt. Ich hab' die Art nie recht leiden mögen, sie mengen sich allzu gern in fremder Leut' Angelegenheiten und ich denk', gerad' Einer, dem es mit der Frommheit Ernst ist, fänd' dazu keine Zeit und hätt' vollauf mit sich selbst zu thun. Mag mich freilich auch irren und es kann ja sein, wenn so ein Frommer merkt, er käm' mit sich selber nie zurecht, daß er hergeht und auf fremdem Feld Dünger häufelt; man sollte sich aber vorsehen, denn hinterher können sie gelaufen kommen und sagen, es wär' Alles auf ihrem Mist gewachsen.

Das mit dem Poldel war beschlossene Sach', die Mutter war damit einverstanden, der Vormund war damit einverstanden und der Bub' — was wol vermöcht' man so einem dummen Buben nicht einzureden? — der war auch einverstanden. Was wollt' ich machen? Ich sagte: „Thut, wie Ihr wollt, aber mich laßt dabei ganz aus dem Spiel; seit ich um die Sache weiß, hab' ich es gesagt und sag' es noch, von mir aus könnte der Jung' all' mein' Lebtag' und darüber hinaus all' sein' Lebtag' da auf dem Hof bleiben. Wenn es Unheil setzt, mir schiebt kein Sandkorn groß Schuld in die Schuhe!"

Sie spöttelten und sagten: ich würd' meine Füße heil behalten, sie würden mir kein Sandkorn groß Schuld in die Schuhe schieben, 's möcht' sich auch dergleichen bei einer so heiligmäßigen, gottgefälligen Sach' nit auffinden lassen.

Und als ein Jeder im Ort wußte, der Pechleitner-Poldel würde geistlich, da kamen sie ihm zugestiegen und machten ihn hoffährtig, die

ältesten Leute baten ihn, wenn er die Weihen hätte, ihrer nicht zu vergessen und sie in sein Gebet einzuschließen, Kinder waren darauf aus, zu erfahren, ob es wahr sei, daß ein Geistlicher mit unserm Herrgott und den lieben Heiligen wie mit seines Gleichen verkehre? Er ließ sie bei dem guten Glauben.

Bald hatte er gar keinen andern Gedanken mehr als den an seine künftige Geistlichkeit und er mochte stehen und gehen, wo er wollte, da war ihm nichts zu gut oder zu schlecht, um ihn daran zu erinnern. Kam er durch den Garten und sah nach den Gesträuchen, da waren die schwarzen Blattläuse auf dem Hollunderbusch Mönche, die grünen auf den Rosen- und anderen Stauden Weltgeistliche und die Ameisen, die ihnen zuliefen, Laien, und wenn sie so aufdringlich mit den Fühlhörnern herumstrichen, so baten sie um Segen und Absolution. „Ja, du weißt's, dummer Junge," dachte ich, „melken thun sie sie und da weis' mir einen Pfaffen auf, der dazu still hielte! Wenn Du den Spieß umkehrtest und ließest die Blattläus' die Laien sein und die Ameisen die Andern, dann säh' es wie ein richtiges Gleichniß aus."

Er stromte einen ganzen Sommer herum und verstund sich zu keinem Bischen Arbeit, aber wenn ich mit Taglöhnern draußen auf der Wiese heuete oder auf dem Felde schnitt, da geschah es zum öftern, daß er unversehens aus einem Busch hervorbrach und ihnen vorpredigte; das war dem faulen Volk' gerade recht, sie ließen die Arbeit liegen und stehen, schaarten sich um ihn und hörten ihm andächtig zu und so 'ne ausbündige Frommheit durfte ich ihnen nicht übel nehmen. Die Mutter meinte das auch und fand sein unsinniges Daherreden recht zu Herzen gehend, ja wohl und zwar kurzen Weg's, denn die Straße, die durch den Kopf führt, blieb dabei als ein Umweg seitwärts liegen.

Ich erschrack nicht wenig, so oft ich vom andern Ende des Feldes her meinen Bruder anheben hörte: »In der Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern . . .« Ei ja, der Herr Jesus sprach in der Zeit, mein Bruder Leopold aber außer der Zeit, ich merkt 's, im Nu waren alle Tagwerkerleute davon; einer Arbeit gegenüber, die ihr volles Dutzend Hände brauchte, wußte ich auch nichts Anderes zu thun, als die meinen in die Hosentaschen zu stecken und zu warten, bis der dort drüben »Amen« sagte.

Am Ende war ich recht froh, als mit Herbstanfang die Mutter und der Vormund ihn zwischen sich auf den Wagen nahmen und nach dem Seminar fuhren. Ich gab ihm die Hand und sagte: „Poldel, bleib' brav, auch wenn Du ein Pfaff' wirst!"

Er lachte und damit fuhr er hin.

Sein sollte es einmal, er hatte kein Bang und ging blind auf ein Ziel los, von dem er so viel wußte, als eben ein Schuljung' davon wissen konnte. Es war besser nichts zu sagen und ihn bei Courage zu

lassen. Ich mein' immer, darauf sollte man Keinen lernen lassen, wie auf's Tischlern, Weben und Schneidern. Ei ja, was den Pfarrer in der Kirche ausmacht, das mag Einer auf die Art wegkriegen, aber wenn ihm Eines gerannt kommt, das in seinem Herzen kein heiles Fleckel mehr hat, und schreit: »Jetzt hilf Du!« da muß er sich auswissen, die wundeste Stell' muß er herausfinden und gleichschauen muß es, als langt' er in' Himmel, faßte des Herrgotts Hand und legte sie auf das Gebrest. Das läßt sich nicht erlernen. Ich lob' mir meinen Pfarrer weit da drüben im Gewänd', den alten eisgrauen Mann, der erst mit der Welt fertig geworden ist, eh' er sich hat weihen lassen.

Nun, wie auch, — der Mensch ist einmal so thöricht, verlauft etwas hundertmal im Gleichen, da merkt er wol, das wär' so Regel auf der Welt, kommt ihm aber die Regel in's eigene Haus, so hofft er auf eine Ausnahm'. Der Arzt kann gleich siech sein wie der Kranke und doctert doch nicht an sich selber herum.

Hätt' ich's damals wissen können, welch' Weges der Jung' eigentlich dahinfährt, ich hätt' als sein bluteigener Vormund den andern und die Mutter vom Sitzbrett' gejagt und ihn bei mir behalten.

Sechszehn Jahr' hat er damals gehabt und uns're Mutter war im umgekehrten Alter, das heißt, bei ihr ging der Sechser voran und der Einser hintennach. Wenn sich ab und zu eine Gelegenheit schickte, fuhr sie in die Stadt und sah im Seminar nach, wie es mit dem Poldel vorwärts ginge und ob er nicht schon einen kleinen Ansatz zu einem Heiligenschein hätte, wär's auch nur ein Fünkchen wie von einem Johanniskäferl, natürlich auf dem Kopf und nicht da, wo's diese Würmer haben, bei denen es auch gar nichts Heiliges zu bedeuten hat.

Zwei Jahr' war er vom Hause weg gewesen, da bettelte ihn die Mutter auf ein paar Tage los, brachte ihn zu uns und da hab' ich ihn das erste Mal wieder zu Gesicht bekommen. Zur selben Zeit befand sich auch eine entfernte Verwandte bei uns auf Besuch, ein dralles Stück Weibsbild, die Lustigkeit und die Gesundheit selbst, zu der hielt sich der Bursche am liebsten. Trotz seiner achtzehn Jahre sah er noch kindisch genug aus und das machte er sich zu Nutze, kälberte mit ihr und die zweimal so alte Ursel lachte über den »klein' Vetter Poldel«, wie sie ihn nannte, ich aber dachte mir mein Theil.

Weiß nit, wann es gewesen, als er seine erste Mess' las, aber Wägen waren nit genug im Ort aufzutreiben, Alle, die ihn kannten, wollten dabei sein. Das hat also die Alte noch erlebt, auch das noch, daß man ihn in einem nahen Kirchsprengel einem kranken Pfarrer zur Aushülf' zutheilte. Nun war er ein richtiger Geistlicher und dazu hatte er es in acht Jahren gebracht und gerad' in diesem achten Jahr legte sich die Mutter hin und starb. Zuletzt hat sie mir noch etwas sagen wollen, — vielleicht wer Vater zu dem Poldel gewesen, — aber sie

vermocht's nimmer und das war mir auch lieber, ich hab' es ihr nie anthun mögen, daß ich dem nachgefragt hätt'; und einen Lumpen oder 'ne Letfeigen mehr auf der Welt zu kennen, um das war mir's nit zu thun.

Beim Begräbniß der Mutter war der Le'pold zugegen, auch die dralle Bäuerin war da, und etliche Dirnen, mit denen er seinzeit barfuß durch die Stoppeln gelaufen, drängten sich an ihn, beileidshalber war ihr Vorgeben, wollten aber eigentlich nur hören, daß er sich ihrer noch entsinne. Er wich einer Jeden scheu aus und gab Keiner die Hand, wie zuthulich sie sich auch gehaben mochte. Sonst immer hat er ausgesehen wie Milch und Blut, jetzt hatte er ein ungesund' Wesen, keine Farbe, eingefallene Wangen und die Augen lagen ihm tief d'rin, er sturte damit nach dem Erdboden und hielt keinem fremden Blick Stand. Mir gefiel's nicht. Als er nach der Leiche auf den Wagen stieg, faßt' ich seine Hand und sagte: „Was ist Dir, Bruder?"

„Nichts," sagt' er.

„Es dürft' Dir doch was sein," meinte ich.

Da verzog er das Gesicht, als sollte das gelacht sein, sagte nochmal ihm wäre nichts und setzte hastig hinzu: „Willst nicht einmal hinüberkommen nach Rodenstein auf unsere Pfarre? Es ist hübsch 'dort."

„Werd' schon kommen," sagt' ich. „Behüt' Gott, Bruder!"

„Behüt' Gott, Martin," ruft er und fährt seines Weges.

Sonntags darauf bered' ich meinen ältesten Knecht, daß er heimbleibt und das Haus hütet, und geh' hinüber nach Rodenstein. Nun es ist das ein gut' Stück Weg und wenn man einmal, den Wald durch, zu höchst angestiegen ist, so geht er etwa eine Viertelstund' lang unter lauter Weißbirken dahin. Es ist mir das kein lustiges Holz. Wo es sein recht' Gedeihen hat, da ist der Boden locker, die Stämm' stehen einschichtig empor, die Sonn' brennt durch das wenige Laub und die weiße Rinde sieht aus wie gebleichtes Bein. Den Tag traf ich's gar übel, Morgens war ein Strichregen niedergegangen und jetzt stachen glühheiße Sonnenstrahlen von einem Himmel nieder, der keine Farb' annehmen wollte, wie unter einem Schleier lag Alles, aus der Erd' stieg ein Brodem auf, daß man in Schweiß und mit halbem Athem sich vorwärts mühte.

Freilich hätt' es mich fünf Viertelstund' Umweg gekostet, wenn ich unten um den Berg hätt' herumgehen wollen, aber dort führte ein Steig durch den Wald, beidseitig stand junges Holz und verästelte sich oben unter einander, daß man wie in einem Laubengang dahinging. Nun war ich aber einmal oben und dachte, Gott behüte jeden Christmenschen vor einem birkenen Lebensweg, und es überkam mich wie eine Ahnung, ob nicht etwa mein Bruder auf einen solchen gerathen wär' und sich seitab davon viel besser befinden möcht'?

Du lieber Gott, wie viel Dinge auf der Welt erwecken in dem

Menschen ein Verlangen nach ihnen, und das kann bis zur unvernünftigen Begier anwachsen, daß sich Einer dann nimmer aus noch ein weiß. Da stehen allen voran für die Burschen die Dirnen und für die Dirnen die Burschen. Hatt' auch mal einen Schatz, war mein Gespiel von Kind auf und wir Beide waren noch was zu blutjung, um ernstlich zu meinen, wir könnten's ernst meinen; aber wie sie mir einst vor meinen Augen im Weiher ertrunken ist und wie ich an ihrer Todtenbahr' die lange Nacht über gesessen bin, wie sie lag, lang, bleich, kalt, die frohgemuth'ten Augen eingefallen unter den halb zugedrückten Lidern, da hab' ich mir's ein für alle Mal bedeutet sein lassen. Noch hab' ich meinen Schatz, denk' nicht, ich hätt' ihn in die Erde gelegt; denn ich hab' sie mir nachmals immer vorgebildet, wie sie gelebt hat, so frisch an Farb' und Aussehen, so manierlich von Hand und Geberd' und so tänzlich und hüpferisch in Schritt und Gang. Hab' nichts von ihr behalten als das Anschauen und hab' mich zeither auch an Allem und Jedem damit begnügt. Verlang' mehr, schon hast Du Neid und Ungunst im eigenen Herzen, oder in fremden wider Dich, laß Dich ein und es gibt schon Ungelegenheit, Alles hat man im Anschauen, wenn man nicht Eines für sich will, Eines kann man auch wieder verlieren, aber Alles haltet aus. Das ist mir gekommen von selbst, hat mir Niemand gesagt: Du sollst nicht verlangen! Hat mir Niemand gesagt: Du mußt entsagen!

Sag' ich Einem: Sei zufrieden! Ei, so mach' ich ihn selber darüber grübeln, daß er etwa Ursach' hätt', es nicht zu sein, und grübelt er rechtschaffen, so findet er wol bald eine heraus. Sag' ich Einem: Entsage! Da mahn' ich ihn daran, daß er ein Verlangen haben könnt' und mag er bis zur Stunde keines gehabt haben, es wird sich einstellen. Ich bildete mir lange ein, keines zu haben, weil ich mich mit dem Anschauen zufrieden gäb', aber da fiel mir ein, eben darnach stünd' mein Verlangen, ich braucht' nicht einmal das Augenlicht zu verlieren, nur in einer unschönen Gegend hausen zu müssen, wo mir unsaubere Leut' unter den Augen herumliefen, so wär' mir das Leben verleidet. Nein, dem Verlangen entgeht Keiner im Leben, und dem Entsagen kommt er nicht aus, und keine Lehr' und keine Predigt hilft dagegen oder dafür. Die Welt ist nicht da zum Verlangen und die Welt ist nicht da zum Entsagen, sie ist da — mein' ich — zum Arbeiten, und was Einem zwischen Begehr' und Verwehr' werden mag, das soll man ihm nicht neiden und nicht verleiden.

Nun sitzt der jung' Mensch da unten auf der Pfarr' und weiß von all' dem so viel wie ein zweitägiger Hund von der Farb', die sein Balg hat.

Ich kam nach Rodenstein, mein Bruder war noch in der Kirche, so ging ich dahin und sah ihn auf der Kanzel stehen und hörte ihn predigen.

Er wetterte gar nicht schlecht von Höll' und Teufel und mocht's

schon eine Weile so getrieben haben, denn die Leute saßen alle da, als ob ihnen himmelangst wäre. Ei, Du mein hochwürdiger Herr Bruder, dacht' ich, hebst Du es auch beim verkehrten Ende an? Machst Du auch die Leute fürchten? Furcht und Sorg' haben die so genug aus erster Hand, von Zeit ab, wo sie das Feld bestellen, bis wo sie die Ernte unter Dach bringen und darüber hinaus. Gibt's ein gesegnet Jahr oder Mißwachs? Kommt Frost, Schauer, Fäulniß, Dürre und Brand, oder bleiben sie davon? Und wenn, drückt der Ueberfluß die Preise oder schnellt sie der Wucher in die Höhe? Nein, Bruder, fürchtenshalber möcht' ich auf keiner Pfarre sitzen, Trost brauchen die Leute, guten Muth solltest Du ihnen machen; wer hier auf Erden sein' Tag' nicht froh werden mag, der bleibt wol auch im Himmel ein trauriger Narr.

Und dann redte er weiter im Texte von dem Teufel als Verführer und von all' dem seinen bösen Eingebungen. Ach, laßt alle Versuchung Jedem aus dem eigenen Herzen aufsteigen, mit dem kommt er wol zurecht und ringt es ihm ab, daß es noch zu letzter Stund' sich vom schlimmen Wege kehrt, setzt ihm aber keinen Teufel, der ihm überlegen ist und dem er alles Verschulden in die Schuh schieben kann, zur Ausred'! Und als ich den Jung' so anhörte, wie er zu sagen wußte, was all' für üble Gedanken dem Menschen kommen und wie sie ihn meistern können, da schüttelte ich den Kopf und dachte mir: Wenn Du es anders woher als aus Deinen Büchern hast, dann magst Du Dich nur selber fleißig bekreuzen und segnen!

Daran scheint er aber nicht gedacht zu haben, denn zum Schluß hat er noch ein groß' Geschrei erhoben, mit den Fäusten auf der Kanzel getrommelt und Allen zusammen gedroht, der Teuxel werde sie holen — und die Leute haben dazu »Amen« gesagt. Ich hab' mir sagen lassen, das hieße auf deutsch: »So soll es sein!« Nun, wenn sie das zufrieden waren, dann gab es auf keinem Fleck der Welt einen unnützeren Menschen, als meinen Bruder Seelsorger zu Rodenstein.

Als er von der Kanzel herabgestiegen war, drängte ich mich durch die Leute nach der Sakristei, dort ließ er sich das Chorhemd über den Kopf weg ziehen. Wir gingen dann nach dem Pfarrhof, der lag ein klein wenig seitab hinter der Kirche, die frei auf dem Platze stand.

Es war noch nicht Essenszeit, so gingen wir denn eine Weil' im Garten auf und ab. „Nun,“ sagte mein geistlicher Herr Bruder, „Du hast mich heut' mal wieder von der Kanzel gehört, mach' ich Dir's nun besser zu Dank, wie einstmal auf dem Feld?“

„Hm,“ brummte ich, „könnt's nicht sagen, damal war's Kindspiel mit großen Leuten, heut' scheint's mir Leutspiel mit großen Kindern.“

„Du Krittler,“ lachte er. „Nun, Gedanken sind zollfrei, nur laß' Dir davon nichts merken.“

„Nein,“ sagt' ich, „das bin ich nicht willens. Ich werd' meines

Bruders Gewerksweis' nicht verschimpfiren, möchtest Du was immer für eine haben; wärst Du beispielsweis ein Schuster und ließest das ganze Dorf in engem Schuhzeug herumhinken, ich sagte nicht: Mein Bruder ist ein schlechter Schuster! Aber da darauf möchten wol die Leute von selbst kommen. Was predigst Du auch gerade so, wie Du thust?"

„Ei," rief er ärgerlich, „lehr' Du unser Einem Bauern predigen!"

„So so," sag' ich und deut' ihm nach dem Fleck, worunter Einer das Herz sitzen hat. „Du holst es also nicht von da heraus? Meinst Du auch mit ausgetüpfeltem Wesen und gemachtem Wetter den Leuten in die Seel' hineinreden zu können? Ei, was doch Euer Einer sich wol vorstellt, daß die Leute für eine Seel' hätten?! Das ist mir ein stolzer Hammel, der nicht immer vorläuten will und die Glock' gern zeitweis in den Sack schöb', hätt' er einen. Bald werden Alle so gescheidt sein wie Du, und Du wirst ausgetüpfelte Sittenlehr' und gemacht' Christenthum haben so weit Dein Sprengel reicht."

Darauf legt er mir die Hand auf die Achsel und sagt: „Martin, das verstehst Du nicht. Sag' mir lieber, warum ihr Bauern es nicht der Gräfin von Thurnschart nachmachen wollt, die zwar in der Umgegend die närrische Gräfin genannt wird, aber ihre Felder so bewirthschaftet, daß sie auf magerem Grund des Jahres zweimal erntet."

„Die närrische Gräfin," sag' ich darauf, „hat leicht zweimal fechsnen und wenn wir mehr auf einen Acker wenden wollten, als er trägt, dann träfen wir's auch. Aber, Bruder, das verstehst Du nicht."

Da schreit auf einmal Eines: „Angericht' is!" Und unweit auf dem Gartenweg steht ein Frauenzimmer, so groß und stark, daß sie für Drei von gewöhnlicher Art ausgereicht hätt', hat auch ein dreifach Kinn gehabt. Mag einmal eine saubere Pfarrerköchin gewesen sein, jetzt war sie nur Köchin auf der Pfarre, von Sauberkeit hätt' man ihr nichts nachsagen können. Hinter ihr ist ein langes, spindeldürres Ding dahergeschossen kommen, ein Dirndel etwa sechszehn Jahr' alt, hat im Gesicht gelb und ganz verhutzelt ausgesehen, nur ein paar Augen brannten ihr darin und die warf sie herum wie ein Falk. War das Einzige an ihr, was sie mit Vortheil gebraucht hat, denn mit Händen und Füßen hat sie sich nicht zu lassen gewußt, da täppte und läppte sie damit, so eckig und unbeholfen, daß es ein Jammer war.

Wie die Dicke sieht, daß mich mein Bruder nicht verabschiedet, sondern an der Hand faßt, kommt sie näher und der Leopold sagt zu ihr: „Wir haben heut' meinen Bruder Martin da."

„Je, der Bruder Martin," sagt sie. „Nun, versteht sich, daß der mitkommt auf einen Löffel Suppe."

Ich mein', es thät sich nicht schicken, daß ich jetzt mit zu Tisch käm', wo der Herr Pfarrer gar nit um mein Anwesensein gewußt hätt', aber die Andern sagten mir, der wär' gar nit dabei, der läg' krank.

„Macht's wol auch nimmer lang," sagte die Dicke und blinzelte meinem Bruder zu und das Dirndel lachte vor sich hin.

So sind wir all' Viere, wie wir waren, in das Pfarrhaus gegangen und haben uns zu Tisch gesetzt. Ich brauch' wol erst Keinem zu sagen, daß es den Tag mein Schnabel gut hatte, denn in einem Pfarrhaus ißt man nicht schlecht und nicht wenig.

Abends, wie ich bereit war zu gehen und mein Bruder, mich ein Stück Weges zu begleiten, nimmt mich die Dicke bei der Hand und führt mich ein wenig zur Seite. „Der Alte lebt nur mehr von heut' auf morgen," sagt sie, „und dann soll es Dein Bruder gut bei uns haben; sie werden ihm sicher die Pfarre geben, denn sie sind mit seinem Eifer recht zufrieden."

„Mit seinem Höll'- und Teufelseifer?" denk' ich. „Nun ja, wenn nur die Herren mit ihm zufrieden sind —." Sag' zu der Pfarrköchin, daß ich doch auch was rede: das wär' mir Alles recht lieb zu hören. Damit wenden wir uns und ich seh' die spindelige Dirn mit dem Leopold flüstern.

Wir gingen und als wir Rodenstein hinter dem Rücken hatten und auf das freie Feld kamen, sagte ich: „Geht es Deinem Pfarrherrn wirklich so schlecht?"

„Sehr schlecht," sagte mein Bruder.

„Sag' mir," fragte ich weiter, „ist das dicke Weibsstück durch ihn auf den Pfarrhof gekommen?"

„Ja," antwortete er, „die ist sein'zeit mit ihm gekommen und er haust mit ihr seit fünfzehn Jahren."

„So," sagt' ich, „und wer ist denn das klebere Dirndl?"

„Ihre Tochter," bescheidet er mich.

„Ist sie denn als Wittwe bei dem Pfarrer in' Dienst eingestanden?" frag' ich ganz dumm.

„Nun," schmunzelte mein Bruder, „Du mußt gerade nicht Alles wissen."

„So, so," sagte ich, „nun begreif' ich freilich, daß sie sich noch gewichtiger macht, als sie schwer ist, und das will bei ihr was sagen. Sie thut ja just, als hätt' sie die Pfarre in Bestand und den jeweiligen Pfarrherrn dazu. Sagt' sie mir doch, Du würdest für sicher darauf kommen und meint dann auch ihrtheils darauf verbleiben zu können."

„Sie denkt sich halt aus, was sie wünscht," brummte Leopold.

„Ja," sag' ich, „und würd'st Du sie denn bei Dir behalten wollen?"

„Ei," sagte er, „das ist leeres Stroh gedroschen, ich kriege die Pfarre ja doch nicht." Und dabei sah er aus, als wäre er bei dem Gedanken, sie nicht zu kriegen, getroster, als bei dem, daß sie ihm werden sollte.

Unter den Reden waren wir zur Brücke gekommen, die über den

Rodensteiner Mühlbach führte, von da an sollte mein Weg allein gehen. Hundert und einige Schritte weiter, den Berg hinauf zu, lag die Mühle, wir sahen durch das Laubwerk das weiß' Gemäuer hervorschimmern, das Rad hatten sie gestellt, es war nichts zu hören als das Rauschen des Wassers und einzelner Vogelruf, vor uns am Himmel hing der Mond, eine schmale, kaum sichtbare Sichel und hinter uns standen tiefrothe Wolken über der Sonne. Ich kann nicht immer darauf Acht haben, was die Welt um mich für ein Gesicht macht, aber da konnt' ich's gerade und es kam mir Alles so friedsam vor, daß ich lange stillstand, so sacht Athem holte, daß sich mir kaum die Brust hob, und dachte, das Leben wär' doch eigentlich gar ein einschmeichelnd' Ding.

Als ich meinem Bruder die Hand darreichte, verspürte ich die Bretter unter mir leicht schüttern, merkt', da käm' Eines von entgegengesetzt über die Brücke, eh' ich mich aber umsehen mag, wer es ist, daß ich ihn vorbeilasse, seh' ich meines Bruders Augen groß werden und die wenige Röthe, die er hat, ihm in's Gesicht steigen, ich wend' mich also und vor uns steht eine Dirn, wie ich aus Gruß und Dank erfahr', desselbigen Müllers Tochter und Marie-Lies' geheißen.

Ja, das war 'ne Dirn! Jed' Glied wie gedrechselt, wellig bauschte sich das goldgelbe Haar über der Stirn auf und fiel rückwärts in schweren Zopfen herunter, aus großen, kornblumenblauen Augen hat sie eben so klug wie treuherzig in die Welt geguckt, die Nase war ein ganz klein wenig oben gebogen und stand unten gar zierlich rundrandlig weg, ihr Mund war gar lieb, nicht größer und nicht bläßer wie eine Kirsche, das ganze Gesicht so weißroth wie eine gesunde Apfelblüh', nicht rund als wollt's die Backen sprengen und nicht eingefallen, am Kinn hat sie ein Grüberl gehabt und auf einem Hals ist das Köpferl gesessen, der war so drall und doch so bewegsam —, ei ja, wenn mir's nur beifiele, wie der war! Aber so geht's, wenn sich so ein alter Schüppel wie ich darauf einlassen will, eine junge Dirn zu beschreiben; aber ich vergeß' es all' mein Lebtag nicht, wie Müllers Marie-Lies' zu Rodenstein ihrzeit ausgesehen hat.

Nun damal hat sie an ihrer Schürze ein wenig gedreht und gesagt: „Hochwürden, weil Du schon da bist, willst nicht ein wenig zu uns hinein in's Haus kommen? Meine Eltern möchten sich freuen."

Da hat er mir die Hand gedrückt und ist ohne ein Wort still mit ihr dahingeschritten auf dem Weg, der zur Mühle führte.

Ich hab' ihnen Beiden nachgesehen, bis sie hinter den Bäumen verschwunden waren und bin dann ausgeschritten. Ich weiß es nicht, was es war, aber es wollte mir den ganzen Weg über nimmer so froh werden, wie mir's gerade noch vor wenig Augenblicken gewesen war. Als ich auf der Anhöhe durch den Birkenwald ging, der jetzt in vollem Mondlicht lag, daß alle Stämme gleisten wie verkalkte Knochen, da fiel mir

wieder mein Bruder ein und der birkene Lebensweg. Ja, da muß die Sonne schon hinunter und die Nacht kühl sein, wenn man da ohne Beschwer gehen will.

Der alte Pfarrer von Rodenstein hatte zwar nur von heut' auf morgen zu leben, aber er theilte sich's so genau ein, daß er noch gut drei Wochen damit ausreichte und erst in der vierten starb. Zu seinem Begräbniß wurde ich von meinem Bruder eingeladen, ich ging hinüber und sah mir's an. Die dicke Pfarrköchin fuhr sich ein paarmal mit dem Sacktuch über's Gesicht und die spindelige Pfarrdirn warf wenigstens ihre Augen nicht, wie sonst, herum.

Mein Bruder segnete die Leiche ein. Es ist zwar sonst nicht Brauch bei uns Katholischen, daß man Einem in's Grab nachredet, aber der Bruder meinte, es würd' die Gemeinde erbauen, wenn er ein paar Worte über den Seligen sagte, und so standen die Leute um das offene Grab her und Leopold zu Häupten und hielt eine Ansprache.

Anfangs schaute er in die Grube hinunter nach dem Sarg, als er aber das gute Beispiel, das der Verstorbene gegeben hatte, den Umstehenden an's Herz legen wollte, hob er den Blick und sah auf uns; mit einmal, mitten in der Red', blieb er stecken und fand sich erst mit Müh' weiter in seinem Text. Ich hatte gleichzeitig scharf aufgelugt und wußte, was es war. Unweit von ihm stand Müllers Marie-Lies', sie hörte andächtig zu und ließ kein Auge von ihm, gerad' als hätt' er ein Empfinden davon, blickt er hastig nach der Richt', steht Aug' in Aug' mit ihr und vergißt auf das zweitnächste Wort.

Es war hoch am Mittag, als wir auf den Pfarrhof zurücktrafen, der war heut' 'was aus der Ordnung gekommen und wir mußten mit der Mahlzeit zuwarten, so trieben wir uns denn im Garten herum. Mein Bruder lehnte sich zwischen den Büschen über den Zaun und sein Schatten fiel über den schmalen Rasenstreif, der außen hinlief, und über den Fußsteig neben.

Leute gingen vorüber — immer Eins hinter dem Andern — und grüßten, es kam auch der Müller, die Müllerin und, als Dritte der Reih' nach, Marie-Lies', die trat an den Zaun und setzte dabei die Füßchen gar sorglich, um dem Schatten meines Bruders nicht auf den Kopf zu treten. Sie zeigte ein wenig die weißen Zähne und die Grübchen in den Wangen und sagte: „Ich hab' Dich heut' verwirrt gemacht, hochwürdiger Herr. Verzeihst schon, aber ich hab' daran nicht gedacht und ich will Dich nimmer so angaffen.“

Er meinte, das hätte nichts zu bedeuten.

„Nein, nein,“ sagte sie, „nit um alle Welt möcht' ich ein Gered unter den Leuten, jetzt, wo Du wol der Nächste zu der Pfarre bist und es Dir schaden könnt'.“

Er schüttelte den Kopf.

„Man sagt es," meinte sie, „und nur davon soll man reden und weiter nichts zu sagen wissen. Wenn ich Dir nicht zu gering bin für einen Rath, so möcht' ich Dir wol einen geben."

„Nun, Marie-Lies?" Sagte er und faßte sie an der Hand.

Die drückt sie ihm, zieht sie aber dann hastig zurück, neigt sich gegen sein Ohr und wispelt ihm zu: „Mit Denen da am Pfarrhof laß' Dich nit ein." Und weg war sie.

Wovor läuft sie mit einmal weg? denk' ich. Ich wend' mich um und seh' die Pfarrdirn knapp hinter uns stehen. Wie ich mir das magere Ding betracht', das so unhörbar angeschlichen gekommen ist, dünkt mich's nicht anders, als sie glich einer ausgehungerten Katz'.

Die Hände hat sie geballt gehabt und an den Hüften niederhängen lassen, aber allfort hat sie damit weggezuckt, als hätt' sie den Krampf darein und wär' ich nicht nebengestanden, ich denk', sie hätt' meinem Bruder die Fäuste gewiesen. Ihre schwarzen Augen waren etwas feucht, aber die Augenbrauen zornig zusammengezogen. Einen Schritt thut sie nach meinem Bruder und hebt die Hand mit ausgespreit'ten Fingern, als wollt' sie ihn in den Arm kneipen und tief aus der Brust herauf holt sie's, wie sie sagt: „Gelt, das war wieder die Müllersdirn?"

„Ja," sagte er und kehrt ihr den Rücken.

Einen Augenblick hat's ausgesehen, als wollt' sie in's Schluchzen ausbrechen, dann aber lacht sie, — es klang nit anders, als wie wenn eine Katz' bläst, — zeigt zwischen den Zähnen die Zungenspitz, kehrt sich ab und dreht die Elbogen hinten h'naus.

Ich bin mit großen Augen dagestanden, die Frag' ist mir schon auf der Zunge gelegen, wie die Katz' dazu käm', sich gegen meinen Bruder so geberden zu dürfen, er muß mich aber errathen haben, legt mir die Hand auf die Schulter und sagt: „Wenn Du mich lieb hast Martin, darüber kein Wort!"

Bei Tisch ist's diesmal recht still hergegangen, und wie ich mich später auf den Heimweg mach' und mein Bruder, um mich zu begleiten, hinter mir aus dem Haus treten will, hält ihn die dicke Alte am Aermel zurück, zieht ihn in eine Ecke und da haben sie Beide eine Weile zusammen gezischelt und dabei mit den Händen herumgefochten. Ich hab' davon nichts hören können, nur End' zu sagt die Alte lauter: „Du kannst sie ja doch nicht haben und glaub' auch kaum, daß sie Dich wird haben wollen." Darauf tuscheln sie noch Eins hinwieder und zurück, und dann sind wir gegangen.

Da ich gerad' das nit Red' haben sollte, was ich gern' zur Sprach' gebracht hätt', so stapften wir ohne viel Plauderns den Weg neben einander her und beredeten, daß der Feldmohn roth wär' — und die Kornblumen blau — und wie Einer, der heuer Buchweizen baute, sich verrechnet haben dürft' — und wie die Menschen auf der Welt gemeintheils

Gesindel wären, — alle Viertelstund' so ein Gesetzel, wobei das Maul leiert und das Ohr feiert, weil man seinen eigenen Gedanken nachhängen will.

Wieder an der Mühlbachbrücke haben wir uns die Hände gereicht, ich bin vorwärts der Straße nach, er ist aber nicht zurück in's Dorf gegangen, sondern seitab der lautklappernden Mühle zu.

Das war das zweite und letzte Mal, daß ich meinen Bruder zu Rodenstein besuchte. Bis der Entscheid kam, saß er freilich dort so warm wie ein richtiger Pfarrer und zu so einem machten sie ihn auch, aber Rodenstein schien doch ein zu fetter Bissen für so junge Zähne, die sollten erst hart' Brod kauen; und so setzte man denn einen älteren geistlichen Herrn darauf, und mein Bruder kam paar Meilen weiter in's Land auf ein kleines Dörfel. Das schrieb er mir und schrieb mir's so kurz und gerad'zu, daß ich dachte, er hätt' damal wol nur den Gleichgültigen gespielt, als von der Rodensteiner Pfarr' die Red' gewesen und jetzt hinterher wurmte es ihn gewaltig, oder er schämte sich, daß es damit nichts geworden. Nach diesem einen Schreiben hörte und sah ich nichts von ihm drei volle Vierteljahr lang.

Da kommt mir eines Tages ein Brief in's Haus, — Krackelfüße, wie sie Hühner in den Sand scharren — und ich entnehme daraus, mein Bruder läge schwer krank und wünschte mich zu sehen.

Ueber Hinfinden, Verweilen und Rückfahren konnte wol ein Tag vergehen, ich überlegte nicht lange, sorgte für unterweile Ordnung im Haus und fuhr nach Weißenhofen, so hieß der Ort.

Rauh war's dort, rauhe Luft, rauher Boden, rauhe Leut'. Das Dörfel lag auf einem Berge, ein Dutzend Häuser etwa, der steilen Straß' entlang, das war Alles, und darüber weg guckte vom Bergkamm die Kirche weit in's Thal. Ich hab' mich oft gewundert, daß Kirchen einsam im Land verstreut liegen, in welchen die ganze Gemeinde Platz fänd', trüg' auch Jeder wie eine Schnecke sein Haus auf dem Rücken mit. War da einsmals eine Stadt herum, oder sollte eine werden? Wer kann's sagen? Waren es vergessene Gnadenorte, von denen mit der Zeit Wunder und Wallfahrer weggeblieben sind, die einen oder die andern vorerst und zuletzt alle beide? Wer weiß es?

Gerad' so eine übermächtig große Kirche war die Weißenhofner. An der einen hohen Seitenmauer, rechts vom Eingang über Eck', war das Pfarrhaus angeklebt wie ein klein' Vogelnest unt' an einem Steinblock und war nur ein ganz winzig Gärtel, nach vorne heraus, dabei. Es mocht' wol auch da auf der Höhe nicht viel Wachsthum leiden.

Das ist ein arm' Pfarrhäusel gewesen, das nämliche, dem ich zugeschritten bin, hat zwar ein Stockwerk aufsitzen gehabt, war aber Alles so nieder und gedrückt, drei kleine viereckigte Guckerln oben, unten zwei und an des dritten seiner Stell' die schmale Thür'; wie ich die aufthu', ist das Erste, was ich sehe, die dicke Pfarrköchin von Rodenstein und

das Zweite die ausgehungerte Katz'. Es wär' schön, daß ich gekommen, sagten sie. Die Alte bedeutete mir, mein Bruder läg' zwar rechtschaffen darnieder, aber ich möcht' ihn nur fragen, ob er nicht all' gute Pfleg' und Wartung hätt'. Und die Junge hüpft auf mich zu, schlägt mir in die Hände, als wären wir all' Zeit her die besten Freunde gewesen und sagt: „Ich hoff', wir kriegen ihn bald wieder aus dem Bett, krank ist mir Jedweder zuwider!"

Und nun werd' sie ihm's sagen, daß ich da wär'. Damit schießt sie die kurze Treppe hinan und wirft hinter sich zwei Thüren in's Schloß, daß ein Gesunder dazu hätt' fluchen mögen.

Ich frag' indeß die Alte, ob sie denn da heroben ganz allein wären, ob Niemand käm', Nachschau halten?

Sie sagt darauf: sie wären wol die meiste Zeit tagüber allein, aber gegen Abend käm' der Holzschnitzer aus'm Ort herauf, der hätt' das Läuten über und thät auch ministriren. Wenn was nöthig sein möcht', so säh' der dazu.

„Ei," sag' ich, „kann denn der Bruder noch Meff' lesen?"

„Wohl," sagt sie, das hätt' er bis jetzt noch Tag für Tag gethan; von seiner Stube aus ging eine Thür' auf einen kurzen Gang, über den wär' er mit paar Schritt' auf der Kanzel und — die Treppe hinunter — mitten in der Kirche.

Nun will sie just ein Langes und Breites anheben, wie das dem Bruder nur möglich wär' bei all' der guten Pfleg' und Wartung, — aber da poltert die Junge herunter und sagt, der Leopold thät' mich erwarten, — so sag' ich, sie soll das Schnattern für später sein lassen, und steig' langsam die Stiege hinauf. Ich mach' die Thür oben auf und komm' in ein kleines Kammerl, das voller Gerümpelwerk steckt, dann tret' ich an die zweite Thür und klopf' leis' an, und matt, wie wenn ein verschlafenes Kind es reden möcht', sagt es drinnen: Herein!

Ich geh' hinein und gerad' gegenüber liegt der Leopold im Bett. Ausgesehen hat er, wie man den Christus auf'm Kreuz malt. Ich bin dagestanden und hab' nit gewußt, was ich sagen soll und kehre mich ein wenig um, damit ich die Thür hinter mir in's Schloß ziehe; und wie ich mich wieder aufricht' und ihm zuwend', da streckt er beide elend hagern Arme gegen mich, ein paar Schrei, tief aus der Brust herauf, erstickt es ihm, dann fängt er an hellauf zu weinen wie ein Kind. Da hab' ich meinen Hut mitten in die Stube geworfen und bin auf ihn zu.

„Jesus, mein Heiland! Leopold, was ist mit Dir?!" Hab' ich geschrieen. Er aber hat mir mit seinen schmalen, schier durchscheinenden Fingern über's Haar gestrichen, — war schon ein wenig graues darunter, — und hat in ein'mfort gesagt: „Du bist mir wie mein Vater — Martin, — Du bist mir wie mein Vater!" Und von Zeit zu Zeit hat er hinzugesetzt: „Verzeih' mir!"

Ich aber hab' mir mit keinem Wort vermerken lassen, wie mich sein Hausstand betroffen und sein Aussehen erschreckt hat.

Und wie er wieder ruhiger 'worden ist, da hab' ich meine Arme müssen über seiner Bettdecke liegen lassen und er hat mir meine rauhen Pfoten gedrückt und gestreichelt, die Händ' — hat er gesagt — die ihm als kleinem Bub'n Brod erarbeitet hätten.

Da hab' ich mich zusammennehmen müssen, daß ich nicht wein'!

Auf einmal lehnt er sich zurück, schaut ganz heiter und sagt: „Ich möcht' wol auch lieber solche Händ' haben."

„Nun," sag' ich d'rauf, „an denen ist doch nit viel Sauber's!"

Ein ganz klein wenig verzieht er den Mund zum Lachen, neigt sich 'was zu mir und sagt leis': „Du verstehst mich nit, Martin. Ich will Dir was sagen, — Geistlicher hätt' ich nit werden sollen."

Eine Weil' waren wir allzwei still, dann hat er wieder angehoben: „Martin, niemal hätt' ich dann die Andern kennen gelernt," — er hat nur die Hand ein wenig gehoben und keine drei Finger an ihr bewegt und doch hab' ich wohl gewußt, wen er mit den „Andern" meint, — „niemal hätt' ich die Andern kennen gelernt und nach der Rodensteiner Mühl' hätt' ich vielleicht doch hingetroffen und es wär' Alles gut geworden."

„Denk' nicht daran," sag' ich. Darauf waren wir wieder eine Zeitlang still, mit einmal fragt er: „Weißt Du, daß sie geheirathet hat?"

„Die Marie-Lies'?" entgegn' ich.

„Die Marie-Lies'," sagt' er vor sich hin und weiter zu mir: „Martin, Du machst Dir keinen Begriff, wie hart Einer lauft, der in einem Sack steckt, da kostet's rechtschaffen Müh', sich aufrecht zu halten, komm' ihm noch mit Schlingen, so fällt er dahin. Für mich war die Kutte so ein Sack. Frei lüftig in Kniehosen wär' ich wol mit allen Andern einen Weg gegangen, so lieg' ich jetzt abseit von allen, keinem zu nutz und mir selber gram. Bruder, — schreit er, — ich bin unversehens, wie Wild in die Fanggrube, in die Schand' gerathen und ich hab' mich ihrer geschämt wie vielleicht nit der ärgste Sünder dessen, was er mit Vorsatz und aus Bosheit gethan. Ich wär' auch nit darin verblieben, hätt' sich nur für's Erste Alles verheimlichen lassen, daß sich Keines scheut, mir die reine Hand zu reichen, an der ich mich herausfind' und wieder der Welt und Allen angehören mag; aber das wußten die Andern recht gut und die wollten mich für sich und darum haben sie sich ohne Scheu und Scham geberdet, daß bald Alles offenbar war für ganz Rodenstein, vom Forsthaus an dem einen End' bis zur Mühl' am andern! Von da an hab' ich kein freundlich' Aug' mehr gesehen und die blauen, ja, die blauen, die sind mir zu Trutz immer abgewend't geblieben. Und weil sie mir bös war, ist sie mit einmal Einem gut geworden, den sie früher nicht hat ausstehen mögen. Die Leute haben die Köpf' geschüttelt und ihr wenig Gutes prophezeit. So ist die Zeit

herangekommen, wo ich hieher auf die Pfarre mußte. Auf mir lag, was bald Einen zu Boden drücken kann: Ehr' und Friede waren verspielt, die, die mir's abgewonnen, hingen wie Kletten an mir, und das Bischen Sonn'nschein, das mir im Leben geworden, sollte ich in Rodenstein dahinten lassen, — als aber die Sorg' um sie, der ich's verdankte, dazukam, da brach ich darunter zusammen und da griffen sie mich auf und führten mich hieher und ich ließ mich führen."

Unterdem mein Bruder so redet, klopft es an und ein vierschrötiger Kerl tritt herein, sagt: „Guten Abend, Hochwürden" und nimmt einen Schlüssel von der Wand und geht damit wieder fort. Es war das der Holzschnitzer und ist wegen des Aveläutens gekommen.

Eine Weil', nachdem der gegangen, sagt mein Bruder: „Und sie hat es auch nit gut getroffen."

Indeß hebt es zu läuten an, die Weiber unten beten laut: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft. . ." und ich stimm' oben ein. Mein Bruder hat weder laut noch im Stillen mitgethan, sondern sich zurückgelehnt und starr vor sich hingeschaut.

Nach dem Läuten kommt der Holzschnitzer wieder, hängt den Schlüssel an seinen Ort und sagt: „Hochwürden, wenn Du mir 'leicht was wollen thätst . . ."

Mein Bruder hat den Kopf 'beutelt.

Der Holzschnitzer schaut ihn an, kraut sich hinter'm Ohr und fragt: „Sollt' ich Dir nit doch ein' von die andern Pfarrer, da herum, holen? Etwa den von Rohrhausen oder von Güldsdorf? 's sein die nächsten und ist ein Weg zu einem wie zum andern."

„Laß' mich mit Fried', Holzschnitzer-Veit," sagt der Bruder. „Verlangt mich nach Einem, werd' ich's schon sagen."

„Ei mein," sagt der Veitel noch unter der Thür, „der Leut' wegen sollt's halt doch geschehen, schon der Leut' wegen! Na, gut' Nacht, Hochwürden!"

„Ja, ja," brummt der Leopold, „wir sollten wol Einer den Andern abhören wie Schulbuben beim Auswendiglernen?!" Darauf verhält er sich mäuserlstill, eine geraume Weil', immer länger und wie ich näher zuseh', liegt er mit geschlossenen Augen und schläft, da heb' ich mich sacht vom Stuhl, geh' auf den Zehen über die Stube und steig' hinab zu den Weibsleuten.

Die räumten mir für die Nacht die untere, ebenerdige Stube, wo sie für gewöhnlich ihre Liegerstatt hatten. Ich wollt' es erst nicht annehmen und meinte, in der Küche wär' ich gerad' so gut aufgehoben, aber sie sagten, das ging' nicht an, da schliefe immer eines von ihnen, daß sie zur Hand wären, wenn etwa der Bruder 'was bedürft und wenn sie für den Fall an mir vorüber müßten, so hätt' ich keine ruhsame Nacht.

Ich sagte noch, daß ich mir's aufbehalten hätt', morgen früh die Kirche anzusehen, weil ich nicht heimfahren möcht', ohne drinnen gewesen zu sein.

Sagt die Dirn, das zahle sich wol aus. Damit gaben wir uns gute Nacht.

Mitten in der Nacht werd' ich geweckt, steht die Dirn vor mir, hat in der einen Hand eine kleine Latern' und in der andern einen großen Schlüssel.

Ich fahr' in die Höh': „Himmlische Mutter! Was ist denn geschehen?"

„Nichts," sagt sie. „Komm' die Kirche anschau'n."

„Bist Du närrisch," sag' ich, „daß Du solche Stückeln angibst? Hab' ich nit gesagt, morgen früh säh' ich sie mir noch rechtzeitig genug?"

„Geh' nur mit," sagt sie. „Die Kirch' macht sich im Mondschein viel schöner als im Morgengrau und dann ist es just Zeit, wenn Du was sehen willst, was man nur jetzt in der Mitternachtsstund' sehen kann."

„Vielleicht gar einen Spuk?" frag' ich verdrießlich. „Dabei verlang' ich mir nit zu sein." Mit den Worten kehr' ich mich auf die andere Seite.

Sie thut, als wollt' sie fortgehen und brummt: „Mein'twegen. Du willst also Deinen Bruder nit predigen hören?"

„Predigen hören, jetzt um Mitternacht, vor leeren Bänken?" schrei' ich und bin mit einem Satz aus dem Bett. „Um des blutigen Heilands willen, da weis' mich doch zurecht..."

„Da schau' Du nur selber dazu," sagt sie. „Versäumen wir uns nit länger, es möcht' sonst zu spät werden." Damit stellt sie die Laterne weg, legt den Schlüssel neben, daß sie die Händ' frei kriegt, wirft mir vom Sessel meine Gewandstück' zu und hilft mir hinein. So unschenirt hab' ich bald kein älteres Weibsleut' gesehen wie dieselbe Junge.

Dann faßt sie das Weggelegte wieder auf und wir gehen aus dem Haus. Außen ist heller Mondschein gelegen und scharf ist der Wind über die Höh' gestrichen. Die Dirn ist vor mir her, die offenen Haar' hat es ihr nach vornüber geweht, sie war barfuß und hatte nichts am Leibe als ein Hemd und einen Kittel, der hat bald geflattert, bald sich um sie geschlagen, das Licht in der Laterne hat sie mit der Hand decken müssen, die hat gluthroth ausgesehen, als brennte sie, wenn ich knapp hinterher trat und war wie verloschen, wenn ich einen Schritt zurückblieb. Da kam mir die Dirn nimmer wie eine ausgehungerte Katze, sondern wie eine richtige Hexe vor und das mehr und mehr, nachdem wir um die Ecke herum waren und vor dem großen Kirchthor standen und sie den Schlüssel in das Schloß stieß und ich so neben stand und ihr in's Gesicht sah, darauf der Mond schien; die Zähne hatte sie auf einander

gepreßt, ihre Augen glänzten und damit sah sie vor sich hin, gerad' aus, als ob durch das schwere Kirchenthor durch.

Als wir das offen hatten, traten wir ein. Es war ein großes, schönes Gotteshaus mit reichen Altären, an den Fenstern waren, — wol von alt her, — farbige Bilder, aber mit der Zeit mochten einzelne Scheiben ausgebrochen sein und an deren Stell' gab es jetzt welche von einer Farbe oder gar weiße, so daß die Schildereien geflickt und durchlöchert aussahen.

Ich hatt' mich kaum umgesehen, so schlug die Thurmuhr raßlig und hart: zwölf, indem knarrt oben an der Kanzel das Thürchen und der Leopold tritt heraus. Gerad' über, durch eine weiße Glasscheibe ist ein heller Lichtstreif hereingebrochen, hat sich quer über die Kanzel gelegt und meines Bruders Gesicht getroffen und ich seh', der hat die Augen geschlossen, wie schlafend.

„Jesus, Maria," sag' ich leis' vor mich hin. „Er ist mondsüchtig." Und fass' die Dirn' am Arm und frag': „Seit wann ist er so?"

„Seit wir da sind," sagt die. „Von der ersten Nacht, seit wir da sind, treibt er's so und immer das Gleiche. Ich bin ihm nit ein Mal nachgeschlichen."

Indeß kniet er oben auf der Kanzel, die gefalteten Händ' vor sich auf dem gepolsterten Rand, den Kopf darüber gesenkt, gleichsam wie in stillem Gebet und zur Sammlung, wie auch vor einer Predigt üblich ist. Mit einmal erhebt er sich, beugt sich ein wenig vornüber, als wären die Kirchstühl' unten voller Leut' und die wollt' er erst mustern, dann wirft er beidseitig die Arme von sich und steht da wie Einer, der sagen möcht': Schlagt mich todt, wenn ich euch ein Aergerniß gebe, aber ich kann nicht anders! Das hat er nun wol nicht gesagt, aber mit einer Stimm', wie Eines wol im Traume spricht, hat er die Worte geredet: „Ich weiß von nichts!" Und dann noch einmal, — die Händ' gegen Himmel geworfen und dann dargelegt, als weis'te er damit auf Alles inner und umher der Kirch'. — „Ich weiß von nichts!" Darnach wandte er sich um und ging.

Mich hat es kalt überlaufen. „Poldel," ruf' ich, „so weit bist schon?"

Da lacht die Hex' hinter mir.

„Wie magst Du dazu lachen?" frag ich finster. „Willst Du vielleicht auch schon nichts wissen um 'n Glauben?"

Da sagt sie rauh: „Meinst Du, ich weiß nit, daß ich ein Pfaffenkind bin? Unsereins sollt' gar nit da sein. Gäb's ein' Herrgott, sein' Gnad' ließ die Eltern nit fehlen, oder sein Zorn müßt' so Kinder vernichtigen. Aber ich denk', ich bin gerad' lang genug gewachsen, daß ich Dir bis unter die Nase reich' und so kann ich wol nit übersehen worden sein."

Am andern Morgen treff' ich meinen Bruder recht schlecht, den Tag hat er keine Messe lesen können. Ich weiß nit, ob er um sein Schlafwandeln gewußt hat, ich hab' mir nichts davon merken lassen, daß ich ihn dergestalt gesehen hab', bin aber eben deshalb eine Weil' ganz scheu neben seiner Liegerstatt gesessen, dann aber hat er angehoben von seinen Kindertagen zu reden; es war merkwürdig, wie er sich dabei auf das Allergeringste besonnen hat und mir hat geschienen, als wenn ihn das, inmitten der Red', oft selber Wunder nähm'.

Da ich gesehen hab', daß ihn die Ansprach' mit mir aufheitert, so hab' ich das Heimkehren aufgeschoben und bin geblieben.

Stückl für Stückl hat er so seine Lebenszeit vorgenommen und wir haben sie mit einander durchgesprochen, von der Zeit an, wo er im Kinderhemderl über Stube und Hof gelaufen ist, bis wo er in die Schul' kam, — in's Seminar, — nach Rodenstein . . . .

Die Sonne war schon hinunter gegangen, als wir mit unserm Plausch da ankamen, wo wir waren — in Weißenhofen.

„Da hat's ein End'," sagt' ich, „und es bleibt weiter nichts zu erzählen."

„Ja, ja," sagte mein Bruder nachdenklich, „da hat's ein End' und es bleibt weiter nichts zu erzählen."

Ich schau' auf ihn.

Er läßt eine Weil' den Kopf hängen . . . „Martin," fragt er mit einmal hastig, „bist Du noch da?"

„Nah' bei der Hand," sag' ich.

„Gib mir die Hand," sagt er . . . „Du hör', Martin, mir ist — ich könnt' Dir's gar nit sagen wie."

„Geschieht Dir hart?" frag' ich.

„Eben nit," seufzt er, „aber mir scheint, 's End' dürft' da sein."

„Denk' doch nit," ruf' ich und will auf, damit ich uns einen Beistand such'.

Er aber hält mich an der Hand zurück. „Laß' gut sein," sagt er. „Hetz' mir nicht die Andern auf den Hals. Ich krieg's allein fertig."

„Poldel," dring' ich in ihn, „es wird doch nit sein, aber wenn's sollt', so vergiß nit auf Gott."

Da drückt' er mir die Hand. „Du mein Herzbruder," sagt er, „geh' Dir's gut, geh' Dir's nur recht gut! Um mich sorg' Dich nit. Gerathe ich auch wo anders hin als nur unter den kühlen Rasen, mir ist nit bang; ich denk', mit ein'm Gott im Himmel können wir uns wohl verstehen und es braucht uns gar nit zu gut zu kommen, was wir um den auf Erden gelitten haben."

„Bruder, Bruder," — bitt' ich ihn, — „läster' doch nit!"

„Du verstehst's!" sagte er und lächelt klein wenig. „Ich hab' lang' kein' so andächtigen Gedanken mehr gehabt wie den."

„Ja, ja," stimm' ich zu, „mag schon sein, daß ich davon nichts versteh', aber jetzt verhalt' Dich ein wenig ruhig." Denn ich hab' gemerkt, daß ihn das Reden angreift, wenn es auch kein lautes gewesen ist, doch hat er von früh ab fast in einem Zug weg gesprochen. Denk' ich, später bereden wir ihn wol noch. Der Holzschnitzer-Veitl hat Recht, schon der Leut' wegen soll er den letzten Trost nit zurückweisen.

So ist's mäuserlstill geworden in der Stube.

Nach einer Viertelstund' etwa hör' ich ihn sagen: „Ja, ja, nun wären wir zusammen, nur mußt mich nit so fest um die Brust nehmen." Damit wirft er sich mit einmal — link ist er gelegen — rechts über, thut ein' tiefen Athemzug und aus war's.

Mich hat's vom Stuhl in die Höh' gerissen, ich hab' mich über ihn gebeugt, kein Hauch ist mehr von ihm gegangen. Ich war lang' nit im Stand, ihm die Augen zu schließen, so unsicher war ich in den Händen und ich wollt' ihn nicht hart anrühren. Endlich hab' ich's doch zuweg' gebracht. Dann bin ich fort, unter der Thür hab' ich mir ihn noch einmal betracht't, wie so still er daliegt, hab' „B'hüt' Dich Gott, Poldel" gesagt und das Schloß sacht hinter mir zugezogen.

Wie ich hinunterkomm', haben die Weibsleut' gleich aufgeschrieen: „Mein Jesus! Was hast Du? Was ist geschehen?" Sie hätten auch blind sein müssen, wenn sie mir nichts angemerkt hätten. Sag' ich darauf: „Der Bruder hat's schon überstanden." Eine Weil' hat's gedauert, bis sie sich besonnen haben, was sie eigentlich gehört hätten, dann aber hat die Alte laut zu heulen angefangen und wollte auf mich zu, ich hab' sie aber abgewehrt, und sie ist die Treppe hinaufgerannt. Die Junge ist ganz erschreckt und scheu nach einer Stubeneck' zurückgewichen und dort gestanden, ohne Laut und Geberd', wie von Holz. Ich bin vor's Haus getreten und bin gegangen, fort und fort, bis ich heim getroffen habe.

Am zweiten Tag darauf war des Bruders Begräbniß, da war ich ein zweites Mal in Weißenhofen, — wie ich denn auch zwei Mal in Rodenstein gewesen bin, — da hab' ich die beiden Weibsleut' noch einmal gesehen, seither nicht wieder, weiß auch nicht, was aus ihnen geworden.

Gleich nach dem Begräbniß hab' ich mich auf den Heimweg gemacht. All' mein Denken den weiten Weg über war auf den Leopold gerichtet. So hab' ich denn auch sein End' mit ansehen müssen, wie das so vieler meiner Geschwister! Aber ich mein' heut noch, das hätt' es nit Noth gehabt, hätt' ihm die Mutter sein Leben gegönnt, wie sich's frei von selber herausgewachsen hätt'! Die Kinder müssen so wie so für der Eltern Sünden büßen, gegen das Angebor'ne kommt Einer gar nit, gegen das Angewohnte nur schwer auf und wie ihm das aufliegt für all' sein' Tag', das müssen die Alten hinterher mit ansehen Voreh' muß's die Mutter gerad' nit für eine so große Sünd' gehalten haben, denn sonst hätt's niemal auf der Welt einen Pechleitner-Poldel gehabt,

wenn sie sich's nach der Hand einbildet, es wär' eine, so hätt's dazusehen sollen, wie sie sich mit'm Herrgott abfind't. Ei ja, in die Kutte hat er müssen, die hat freilich größere Säck' wie eine Bauernjoppe und da geht alle fremde Sünd' hinein, aber da soll Keiner auf eigene Faust eine begeh'n, wo brächt' er die auch unter?

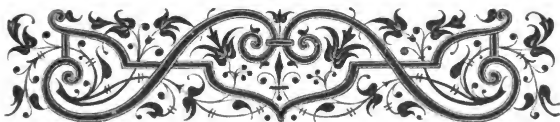
Wenn ich nur damal meinen Kopf aufgesetzt hätt', wie das geplant worden ist, ich hab' doch Unheil vorhergesehen und hab' doch gewußt, die Mutter ist ein alt' Weib und bei Vielen wacht das Gewissen auf, wenn der Verstand einschläft! Glaub', Ehr' und Fried' hätt' er nit verspielt, denn der Bauernstand kartelt nit mit so hohe Einsätz'. Heut noch lief mir der Bursch' frischlebig auf meinem Hof unter den Augen herum und neben — Lieberes verlangte ich nicht, — die Marie-Lies' mit kleiner Waar', und er sagte mir einmal „Behüt' Gott" und es wär' ein groß' Kränken um den alten Onkel. Jetzt flennt mir wol keine Katz' nach.

Und das wär', das wär' Alles so geworden, wie ich sag', ich weiß das, denn die Marie-Lies' die hab' ich noch einmal wieder gesehen. Vierzehn Jahr' war's nach dem Bruder seinen Tod, anderthalb vor heuer. Handels und Wandels wegen war ich am Allerseelentag gerad' nah' bei Weißenhofen. Denk' ich, gehst hin, ein Vaterunser auf des Bruders Grab beten und dort hab' ich sie getroffen, die Marie-Lies', ein stattlich Weib, schon seit acht Jahr' Wittfrau und sie hat auch nit wieder geheirathet bis auf den heutigen Tag, neben ihr ist ein Bürschel gestanden, das mit großen blauen Augen gar ernst darein gesehen hat, er war ihr. Wie ich hinzukomm', ist sie gerade nit verlegen geworden, das könnt' ich nit sagen, aber sie hat sich ein wenig zur Seit' gewendet, als sollten wir Eins auf das Andere nit achten.

„Müllerin," sag' ich, „Du kennst mich vielleicht nimmer, ich bin deß' Bruder, der da unter der Erd' liegt, und daß ich Dich da betreff', — was mir gar eigen, wohl und weh zu Herzen geht, — da darüber hast Du Dich nit zu schämen."

„Nein," sagt sie und wir haben uns über seinem Grab die Händ' gereicht.

Ei, Du arm' Sündkind, Du, wie muthwillig ist Dir die Freud' am Leben zernicht't worden! Selbst vom Nächsten zum Nächsten findet sich wenig Einverstehen und Erbarmniß auf der Welt. Ich hab' an seine zwei Herrgötter denken müssen, der eine für auf Erden, der andere im Himmel; lang' kann's nimmer dauern, so geh' ich auf Nimmerkehr. und da wär' mir wol lieb, ich fänd' den zweiten und wär' dem gerecht' Nun, wie's wird, ich werd's schon inne werden, Alle werden wir's inne werden, wie wir da sitzen. Rück' mir Einer das Feuerzeug herauf, die Pfeif' hat lang genug gefeiert, ich muß mir die Grillen ausräuchern, die wurlen mir jetzt so viel häufig im Kopf herum, seit ich siebzig zähl' und Niemand hab', der sich darüber freut, denn selber thut man's ja doch nit."



Emil du Bois-Reymond.

Ein Lebensbild

von

J. Rosenthal.

— Erlangen. —

Der Aufforderung, ein Begleitwort zu dem Bilde meines verehrten Lehrers du Bois-Reymond zu schreiben, komme ich nicht ohne Zagen nach. Denn ich bin mir sehr wohl bewußt, wie schwer die mir gestellte Aufgabe ist. Der Dichter oder der bildende Künstler stehen in ihrem Wirken dem Publikum nahe, man kennt ihre Werke, und wer von ihrem Leben und ihrer Persönlichkeit spricht, kann auf theilnehmende und verständnißvolle Leser rechnen. Der Gelehrte aber, der nur an den kleinen Kreis von Fachgenossen sich in seinen Schriften wendet, kann wol, wenn seine Thätigkeit über den Kreis derselben hinaus bekannt geworden, sei es durch besonders hervorragende Leistungen oder sonstige Umstände, ein populärer Mann werden, von dem alle Welt spricht; aber wenn man nun versucht, sein Wirken, seine eigentliche wissenschaftliche Bedeutung darzulegen, stößt man doch auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Wie soll man den Standpunkt darlegen, auf welchem die Wissenschaft stand, als der Forscher seine Thätigkeit begann, wenn der Gegenstand, um welchen es sich handelt, vollkommen unbekannt ist? Und das kann oder muß ich vielmehr von der Mehrzahl meiner Leser voraussetzen bei einem so schwierigen und verwickelten Gebiet, wie das von du Bois-Reymond bearbeitete, welches selbst unter den Gelehrten von Fach nur einen kleinen Kreis von Kennern hat, dem großen Publikum aber vollends ein Buch mit sieben Siegeln ist, dem Publikum, welches durch die Richtung, die nun einmal unsere Jugenderziehung genommen hat, wol leidlich vorbereitet ist, das Wirken eines Geschichts- und Naturforschers einigermaßen zu würdigen, dem es aber meist an den Vorkenntnissen fehlt, um eine Entdeckung oder Erfindung, wie z. B. die

des Augenspiegels durch Helmholtz, zu verstehen, obgleich diese in der Geschichte der Menschheit eine größere Bedeutung hat als sehr viele Dinge, welche in der Weltgeschichte gelehrt zu werden pflegen. Wenn ich nun trotzdem dem an mich ergangenen Wunsche Folge leiste, so muß ich dabei die Freiheit für mich in Anspruch nehmen, zur Erläuterung der Wirksamkeit du Bois-Reymonds etwas weit auszuholen.

Emil du Bois-Reymond wurde am 7. November 1818 zu Berlin geboren. Sein Vater war ein seltener Mann, welcher durch Armuth und Elend sich durch eigene Kraft hindurchgearbeitet hatte zu einer geachteten Stellung und welcher dem Sohne eine sorgfältige Erziehung zu Theil werden ließ, in dem Wunsche, das, was ihm ein widriges Geschick versagt hatte, ein Gelehrter von Beruf zu werden, an dem Sohne zu erleben. Und es gelang ihm in der That, den Sohn zu einem der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit heranwachsen zu sehen. Mit Rührung gedenke ich noch heute, wo ich dieses schreibe, des alten Herrn, mit welcher innigen Freude er von seinem Sohne sprach, und wie er jährlich an dessen Geburtstage die endlosen Treppen zu dem damaligen physiologischen Laboratorium im Universitätsgebäude hinaufstieg, um ihm seinen Glückwunsch abzustatten. Mit der zärtlichsten Liebe hing aber auch der Sohn an seinem Vater und er hat ihm, zuerst in der Vorrede zu seinem großen Werke, dann in einem Nekrolog, welcher in der Nationalzeitung erschien, den Zoll der Dankbarkeit in schönster Weise abgestattet.

Felix Henri du Bois, der Vater, 1782 in einem Dörfchen bei Neuchâtel geboren, erlernte das Uhrmacherhandwerk. Von Wissensdrang getrieben suchte er sich durch Lesen eine höhere Bildung anzueignen und es gelang ihm, nach mannichfachen Entbehrungen endlich Empfehlungen nach Berlin zu erhalten, welches ja damals auch die Hauptstadt des zu Preußen gehörigen Fürstenthums Neuenburg war. Hier lernte er zunächst die deutsche Sprache, wandte sich dem Studium der Medicin zu, von welchem er jedoch durch äußere Umstände wieder abkam, wurde dann Lehrer am Kadettenhause und beschäftigte sich mit sprachwissenschaftlichen Studien. Die Früchte derselben wurden zum Theil erst im Jahre 1862 unter dem Titel: „Kadmus oder allgemeine Alphabetik" herausgegeben. Damals wurde er diesen Studien durch den Krieg entrissen, welchen er als Hauptmann in Bernadottes Generalstab mitmachte. Nach demselben erhielt er eine Stellung im auswärtigen Ministerium, in der Abtheilung für die Neuenburger Angelegenheiten, und vermählte sich mit der Tochter des Predigers der französischen Gemeinde Henry, einer Enkelin Chodowieckis. Von 1830—39 lebte er in Neuchâtel als Civiladjutant des Statthalters, General Pfuel, wurde dann, nach Berlin zurückgekehrt, mit dem Titel eines Geheimen Regierungsraths Director der Abtheilung für die Neuenburger Angelegenheiten. Er blieb in dieser Stellung bis 1848, wo die

Abtrennung Neuchâtels von Preußen seiner Verwaltungsthätigkeit ein Ende machte. Er starb im Jahre 1865, wenige Monate nach seiner Gattin.

Sein älterer Sohn Emil, von dem hier die Rede sein soll, besuchte das Collège zu Neuchâtel und das französische Gymnasium zu Berlin und bezog dann zu Ostern 1837 die dortige Universität, um Theologie zu studiren. Dieses Fach, zu welchem er sich wol durch den Verkehr mit dem Großvater, einem der angesehensten Mitglieder der Berliner französischen Colonie, hingezogen fühlen mochte, entsprach aber seiner Geistesrichtung nicht. Denn nach einem Besuch der Vorlesungen des berühmten Chemikers Eilhardt Mitscherlich reifte in ihm der Entschluß, sich dem Studium der Naturwissenschaften zuzuwenden. So finden wir ihn denn im folgenden Jahre in Bonn, wo er namentlich Geologie trieb. Dann nach Berlin zurückgekehrt, veranlaßte ihn ein Freund, der talentvolle, frühverstorbene Arzt Hallmann, sich der Medicin zu widmen, indem er ihn überzeugte, daß in der Erforschung der Lebenserscheinungen die höchsten Aufgaben aller Naturwissenschaft zusammenliefen, eine Ueberzeugung, welcher du Bois-Reymond später oft, zuletzt noch in der Rede zur Eröffnung des neuen, von ihm gebauten physiologischen Laboratoriums der Universität Berlin, beredten Ausdruck gegeben hat. Im Jahre 1839 trat daher der junge Naturforscher unter die Zahl der Schüler des berühmten Anatomen und Physiologen Johannes Müller. Die für einen Mediciner nicht gewöhnliche gründliche Vorbildung des jungen Mannes in der Physik veranlaßte seinen Lehrer, ihm im Jahre 1841 eine Schrift des italienischen Physikers Matteucci: „Essai sur les phénomènes électriques des animaux“ zur Prüfung zu übergeben. Dies wurde entscheidend für sein ganzes Leben. Mit einer für ihn charakteristischen Energie unterzog er sich der ihm gestellten Aufgabe und seit jener Zeit hat du Bois-Reymond nicht aufgehört, alle seine Kräfte der Erforschung der elektrischen Erscheinungen an lebenden Geweben zu widmen. Diesen Untersuchungen verdankt er seinen Weltruhm, sie haben ihn zu dem Range eines der größten Physiker und Physiologen erhoben, durch sie ist er das anerkannte Haupt der neuern deutschen Physiologie geworden.

Zur Zeit, als du Bois-Reymond von Johannes Müller den erwähnten Auftrag erhielt, nahm der letztere ungefähr die Stellung ein, welche der erstere jetzt inne hat. Er war der Begründer einer physiologischen Schule. Sein Ruhm fachte in begabten Jüngern den Eifer an, sich dem Studium der Lebenserscheinungen hinzugeben und die ersten Namen unserer heutigen Wissenschaft, neben du Bois-Reymond Männer wie Brücke, Helmholtz, Ludwig, nennen sich mit Stolz seine Schüler. Nicht daß neben Müller keine andern hervorragenden Männer in diesem Wissenszweige gewirkt hätten. Die Gebrüder Weber in Leipzig haben sich um die Physiologie nicht mindere Verdienste erworben als Müller,

wenn sie auch nicht mit gleicher Vielseitigkeit wie er auch noch auf andern Gebieten so Großes geleistet haben. Aber sie haben keine Schule gebildet. Und ebenso ist es in der folgenden Generation gewesen. Von allen den hervorragenden Männern, welche sich um Müller geschaart hatten, ist du Bois-Reymond allein der Lehrer einer größeren Zahl von Schülern geworden, welche jetzt auf vielen deutschen Hochschulen und auf manchen des Auslands die Lehrstühle der Physiologie inne haben. Diese Ausnahmsstellung verdankt du Bois-Reymond zumeist dem Umstande, daß er die Methode physiologischer Forschung auf eine ganz neue Stufe brachte. Durch ihn wurde ein großer Zweig der Physiologie gleichsam zu einem Theil der Physik erhoben, die exacte Untersuchungsweise dieser Wissenschaft wurde der Physiologie dienstbar gemacht. Das erklärt den großen Einfluß, welchen er auf die jüngeren Forscher und damit auf die Entwicklung der gesammten Wissenschaft gewann.*)

Die andern oben genannten Männer, welche mit du Bois-Reymond zusammen als Schüler Johannes Müllers ihre Laufbahn begannen, haben neben ihm, jeder in seiner Art, gleichfalls Großes zur Entwicklung der Physiologie beigetragen. Ihrem gemeinsamen Wirken ist es zu danken, daß die Physiologie seit jener Zeit einen ungeahnten Aufschwung genommen hat, und daß Deutschland sich rühmen kann, das Meiste und Beste zu dieser Entwicklung beigesteuert zu haben. Vergleichen wir den Zustand der Forschung zu jener Zeit Müllers mit dem heutigen, so ergibt sich, daß dieser große Fortschritt durch die innige Verbindung der Physiologie mit der Physik und Chemie herbeigeführt worden ist. Zu jener Zeit war die Physiologie noch ein Theil der Anatomie, die Forschung geschah vorzugsweise auf dem Wege der Zergliederung. Man schloß auf die Functionen der lebenden Organismen aus den Formen ihrer Organe, die man nach dem Tode untersuchte. Die außerordentliche Vervollkommnung der Mikroskope ergab ganz neue Aufschlüsse über diese Formen und die von Johannes Müller ganz besonders entwickelte vergleichende Anatomie eröffnete neue Gesichtspunkte. Mit diesen Mitteln wurde ganz Bedeutendes geleistet, aber die Anfänge der experimentellen Erforschung der Eigenschaften der Gewebe

*) Unter denen, welche auf deutschen Hochschulen die Physiologie vertreten, sind Bernstein in Halle, v. Bezold (†) in Würzburg, Heidenhain in Breslau, Hermann in Zürich, Kühne in Heidelberg, Pflüger in Bonn, Preyer in Jena, Rosenthal in Erlangen unmittelbare Schüler du Bois-Reymonds. Rechnet man dazu noch diejenigen, welche als außerordentliche Professoren und Docenten wirken, ferner die im Auslande lebenden Physiologen, welche seine Schüler waren, bedenkt man weiter, wie viele Forscher, auch ohne ihm persönlich nahe getreten zu sein, aus dem Studium seiner Schriften und aus den von ihm erfundenen Untersuchungsmethoden Anregung und Mittel zu ihren Forschungen geschöpft haben, so kann man wol, ohne irgend Jemandem zu nahe zu treten, du Bois-Reymond als das anerkannte Haupt der heutigen Physiologen bezeichnen.

zeigten doch das Unzulängliche jener einseitig anatomischen Forschungsweise. Einer durchgreifenden Entwicklung der experimentellen Erforschung standen aber vielerlei Hindernisse entgegen: die ungenügende Kenntniß der Erscheinungen selbst, deren Studium noch kaum begonnen hatte, die Verwickelung derselben, welche die Erklärung erschwert, dann die mangelhafte Kenntniß der Physik bei denen, welche nur anatomisch vorgebildet an die Erforschung der Lebenserscheinungen gingen. Wo aber vereinzelte Physiker und Chemiker gelegentlich an die Deutung organischer Processe gingen, wurde zwar hier und da vereinzeltes Werthvolle, im Ganzen aber wenig gewonnen, weil es diesen wieder an der ausreichenden Kenntniß des lebendigen Organismus fehlte. Zudem mußten, um eine nutzbringende Verbindung von Physik und Chemie mit der Physiologie anzubahnen, jene selbst erst noch erweitert und ausgebaut werden. Viele Aufgaben stellten sich dem Physiologen entgegen, welche Physiker und Chemiker noch gar nicht in Angriff genommen hatten, weil erst eine physiologische Frage auf dieselben hinführte. Der Physiologe mußte im Stande sein, die Vorfrage selbst zu lösen, wenn er auf seinem Wege weiter schreiten wollte. Neue Versuchsweisen und Apparate mußten ersonnen und construirt werden, ehe eingehende Prüfung des Thatsächlichen möglich war. Das Alles erforderte langsame und gründliche Vorbereitung, erforderte Männer, welche neben einer anatomischen Vorbereitung hinreichende physikalische und chemische Kenntnisse hatten. Darum kann es nicht wunderbar erscheinen, daß erst mancher fruchtlose Versuch vorherging, ehe ein wirksames Arbeiten in der neuen Richtung überhaupt möglich war.

Auf dem Boden, auf welchem die damalige Erkenntniß der organischen Natur stand, und unter dem Einfluß der damals herrschenden philosophischen Ideen hatte man sich gewöhnt, als letzte Ursache der Lebenserscheinungen eine sogenannte „Lebenskraft" anzusehen. Man sprach von derselben, wie man von der Schwerkraft oder magnetischen Kraft sprach, als wäre sie die Ursache dessen, was man beobachtete, ohne sich ganz klar darüber zu sein, wo man diese Ursache zu suchen habe, ob sie ein außerhalb der Stoffe, auf die sie wirken sollte, bestehendes Ding oder nur ein Namen für die unbekannte Ursache sei. Den Forschern, welche anfingen, die Lebenserscheinungen genauer zu zergliedern und im Einzelnen zu beobachten, mußte das Ungenügende und Unhaltbare dieser Fiction auffallen. Gerade damals fing man an einzusehen, daß das, was man in der Physik als „Kraft" bezeichnete, nur die Eigenschaft der Materie sein könne, nicht ein neben und außerhalb der Materie bestehendes Etwas, das auf die Materie von außen her einwirkt. Daß aber vollends die verwickelten Erscheinungen eines so zusammengesetzten Mechanismus, wie sie eine lebende Pflanze oder ein lebendes Thier darstellen, nicht als Ausfluß einer Kraft angesehen werden, sondern nur verstanden werden können, wenn man sie in ihre einzelnen Phasen verfolgt und nach und nach den ganzen Zusammen-

hang ermittelt, das war die damals unter den Physiologen eben erst zum Durchbruch gelangte Erkenntniß, welche die Bahn zu wirksamen Fortschritten eröffnete.

Dieser neuen Auffassung der Lebenserscheinungen gab du Bois-Reymond einen beredten und eindringlichen Ausdruck in der schon erwähnten Vorrede zu seinen „Untersuchungen über thierische Elektricität". In großen Zügen entwirft er hier ein Bild, welches die Unhaltbarkeit jener alten Auffassung und die Grundlage der neuen biologischen Anschauungen enthält. Mit anschaulicher Klarheit entwickelt er den Standpunkt, welcher seitdem der herrschende in der Physiologie geworden ist: die Lebenserscheinungen sind nichts als eine Reihe physikalischer und chemischer Processe; die Eigenschaften der Materie sind überall und zu allen Zeiten dieselben; die scheinbar so abweichenden Erscheinungen der lebenden Natur müssen auf die allbekannten Eigenschaften der Materie zurückgeführt werden, indem wir sie genauer im Einzelnen erforschen. Das ist die Aufgabe, welche fortan der Physiologe vor Augen haben muß, und als einen Beitrag in diesem Sinne bietet er die Untersuchungen über die elektrischen Erscheinungen thierischer Gewebe.

Diese Untersuchungen hatten, wie wir oben sahen, ihren Anstoß erhalten durch ein Buch Matteuccis. Im Jahre 1841 begonnen, waren sie im Herbst 1842 so weit gediehen, daß er die Ergebnisse der Forschung unter dem Titel: „Vorläufiger Abriß einer Untersuchung über den sogenannten Froschstrom und über die elektromotorischen Fische" zusammenstellen konnte. Der „Abriß" wurde im Januarheft des Jahrgangs 1843 von Poggendorffs Annalen abgedruckt. Aber erst im Jahre 1848 erschien der erste Band der „Untersuchungen", in welchen die Forschungen mit genauer Angabe der Versuchsmethoden, mit literarischen Nachweisungen und historischen Studien über den Gegenstand dargelegt sind. Im folgenden Jahre erschien die erste Abtheilung des zweiten Bandes; 24 Bogen der zweiten Abtheilung waren schon damals gedruckt, wurden aber erst 1860 ausgegeben. Seitdem scheint es, als sollte das Werk ein Torso bleiben. Zahlreiche einzelne Abhandlungen hat der Verfasser seitdem in den Monatsberichten der Berliner Akademie und in dem von ihm redigirten Archiv für Anatomie und Physiologie*) veröffentlicht. Die meisten derselben sind in zwei starken Bänden gesammelt erschienen. Ich werde nun versuchen, in gedrängter Darstellung die Grundzüge von du Bois-Reymonds Entdeckungen und der darauf begründeten Lehren zu geben.

*) Dieses Archiv erschien als Fortsetzung des von Joh. Müller herausgegebenen von 1858—1876 unter der gemeinschaftlichen Redaction von Reichert und du Bois-Reymond. Seitdem ist es mit dem Archiv für Anatomie und Entwicklungsgeschichte von His und Braune vereinigt, dessen anatomische Abtheilung von den eben Genannten, dessen physiologische Abtheilung von du Bois-Reymond redigirt wird.

Im Jahre 1786 hatte Galvani die Entdeckung gemacht, daß ein Froschmuskel durch Anlegung eines metallischen Bogens an seinen Nerven zum Zucken gebracht werden kann. Er hatte daraus geschlossen, daß in dem Muskel elektrische Kräfte ihren Sitz haben; er verglich den Muskel mit einer Leydner Flasche; das Innere des Muskels hielt er für positiv, das Aeußere für negativ elektrisch. Sein Landsmann Volta wies dann nach, daß die Wirkung auf Entstehung von Elektricität in dem angelegten Bogen zurückzuführen sei. Obgleich nun später Galvani den Nachweis führte, daß auch ohne Metalle Zuckungen erhalten werden können, hatten doch Voltas weitere Untersuchungen über die durch Contact der Metalle erzeugte Elektricität so die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt in Anspruch genommen, daß die thierische Elektricität dabei ganz vergessen wurde. Vergebens haben sich Humboldt, Pfaff und Ritter mit dem Gegenstande beschäftigt; die Physiologen, welche die Sache doch am meisten anging, scheinen ihre Wichtigkeit nicht begriffen zu haben, und die Physiker hatten genug zu thun, die neuentdeckte Wirkung weiter zu verfolgen, welche ja den Keim zu den stolzesten Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts, dem elektrischen Telegraphen, der Galvanoplastik u. s. w. enthielt. Erst im Jahre 1827 kam Nobili auf die thierische Elektricität zurück. Er hatte zuerst einen empfindlichen Multiplicator construirt, mit Hülfe dessen man auch schwache elektrische Ströme nachweisen konnte. In den Nerven konnte er dies nicht (dazu war sein Multiplicator doch nicht empfindlich genug), wol aber in den Muskeln. Er suchte freilich die Ursache dieser Ströme in einem Zusammenwirken von Nerv und Muskel, aber Matteucci hat später gezeigt, daß diese Erklärung nicht richtig sei. Als nun du Bois-Reymond den Gegenstand in Angriff nahm, kam er zu folgenden Ergebnissen: Muskeln und Nerven sind elektrisch wirksam, alle andern Gewebe sind unwirksam.*) Die Wirksamkeit der Muskeln und Nerven ist an ihre Lebenseigenschaften gebunden, mit dem Absterben derselben verlieren sich auch die elektrischen Eigenschaften. Die elektrischen Kräfte zeigen Veränderungen bei der Thätigkeit, in den Nerven außerdem auch noch unter dem Einfluß elektrischer Ströme. Die elektrischen Kräfte sind im Muskel und Nerven auf eine regelmäßige Weise angeordnet, welche man erklären kann, wenn man annimmt, daß im Innern derselben viele kleine, regelmäßig angeordnete, mit elektrischen Kräften ausgerüstete Theilchen vorhanden seien.**)

Die wunderbaren Wirkungen der Muskeln und Nerven, besonders

*) Eine Ausnahme machen die Drüsen, wie du Bois-Reymond später zeigte. Dies ist insofern von großem Interesse, als die Drüsen in ihren physiologischen Eigenschaften den Muskeln sehr nahe stehen.

**) Diejenigen, welche sich genauer mit dem Gegenstand bekannt machen wollen, verweise ich auf meine „Allgemeine Physiologie der Muskeln und Nerven". Leipzig 1877.

der Zusammenhang beider unter einander hatte von jeher die Phantasie der Physiologen lebhaft beschäftigt. Eine Beziehung zwischen Nerventhätigkeit und Elektricität war schon lange geahnt worden. Was Wunder, daß auch du Bois-Reymond, als er die elektrischen Wirkungen der Muskeln und Nerven mit den exactesten Mitteln der Physik festgestellt, als er die Veränderungen derselben bei der Thätigkeit nachgewiesen hatte, die langgesuchte Lösung des Räthsels gefunden zu haben vermeinte. Die angekündigte Auseinandersetzung über diesen Gegenstand ist jedoch bisher nicht erschienen, ebenso wenig der Abschnitt über die elektrischen Fische. Was seitdem in einzelnen Abhandlungen von ihm veröffentlicht wurde, enthält thatsächliche Zusätze und Berichtigungen, eine reichliche Fülle neuen Materials, aber keine abgeschlossene Theorie. Andere haben die weise Zurückhaltung des Meisters nicht immer bewahrt. Auf zuweilen nur oberflächliche Kenntniß des Gegenstands gestützt, haben Manche Theorien aufgestellt, welche nüchterner Betrachtung gegenüber nicht stichhalten. Für solche Ausschreitungen ist du Bois-Reymond natürlich nicht verantwortlich zu machen. Was er selbst gesagt, ist allein der Beurtheilung seines Standpunkts zu Grunde zu legen.

War es du Bois-Reymond gelungen, die vor ihm schon bekannten elektrischen Wirkungen der Muskeln vollständiger zu erkennen und die wechselnden Erscheinungen auf eine gesetzmäßige Vertheilung der elektrischen Spannungen zurückzuführen, so machten doch hauptsächlich seine Entdeckungen über die elektrischen Ströme der Nerven und ihre Veränderungen bei der Nerventhätigkeit das größte Aufsehen. Dem Nobilischen Multiplicator zum Nachweis schwacher elektrischer Ströme gab er, um diese Untersuchungen anstellen zu können, eine bis dahin unerhörte Empfindlichkeit. Was in einem Nerven vorgeht, wenn er, durch einen Reiz in den thätigen Zustand versetzt, im Muskel Zusammenziehung, im Gehirn Empfindung veranlaßt, das war von jeher eines der größten Räthsel der Physiologie gewesen. Die Alten hatten von Nerven- oder Lebensgeistern gesprochen, welche von den Nerven in die Muskeln einströmen und sie aufblähen. Das sogenannte „Nervenprincip" war nichts als ein Wort, ein leerer Schall, bei dem sich Niemand etwas denken konnte, oder ein anderer Name für jene alten Kobolde. Nun lehrte du Bois-Reymond, daß in dem thätigen Nerven, an dem man bisher keine Veränderung sehen oder sonstwie hatte wahrnehmen können, etwas vorgehen müsse, was mit einer Aenderung seiner elektrischen Eigenschaften verbunden ist. Er zeigte, daß man diese Aenderung durch Bewegungen der kleinsten Theile (Moleküle) des Nerven darstellen könne, ähnlich wie man die magnetischen Erscheinungen an einem Eisenstab als Lageveränderungen seiner kleinsten Theilchen darstellt. Der Vorgang der Nerventhätigkeit war damit in den Vorstellungskreis gerückt, der auch andere physikalische Vorgänge umfaßt, er war seines mystischen Charakters entkleidet. Aber die neu gewonnene

Erkenntniß hatte auch noch andere wichtige Folgen. Bis dahin hatte man, ob ein Nerv thätig sei oder nicht, nur an seiner Wirkung auf einen Muskel oder auf das Gehirn sehen können. Jetzt war man davon unabhängig. Man konnte an dem isolirten Nerven selbst operiren, der an ihn angelegte Multiplicator zeigte durch seine Aenderung an, daß im Nerven etwas vorgehe. Sofort machte du Bois-Reymond eine wichtige Nutzanwendung von diesem Untersuchungsmittel. Man wußte, daß es zweierlei Nerven gebe, solche, die nur auf den Muskel wirken, und solche, die nur auf das Gehirn wirken und dort Empfindungen und Vorstellungen hervorrufen. Liegt das nun daran, daß ein Reiz in der einen Nervenart nur nach der Peripherie zum Muskel, in der andern nur nach dem Centrum zum Gehirn fortgeleitet werden kann? Der Multiplicator lehrte, daß dies nicht der Fall sei, und die weitere Erklärung muß mit dieser Thatsache rechnen. Noch mehr Aufsehen vielleicht, wenigstens bei den Nichtphysiologen, machte du Bois-Reymonds Versuch, die elektrischen Veränderungen bei der Muskelthätigkeit am Menschen nachzuweisen, indem er zeigte, wie der Mensch durch die Macht seines Willens die Magnetnadel eines Multiplicators abzulenken im Stande ist.

Als du Bois-Reymond seine Untersuchungen begann, waren die Methoden noch sehr unvollkommen. Er mußte sie fast alle erst selbst schaffen und im Laufe der langen Zeit hat er sie dann mannichfach verändert und stetig verbessert. Es gibt kaum einen namhaften Fortschritt in dieser Hinsicht, der nicht von ihm selbst herrührte. Unter diesen Umständen konnte auch das Thatsächliche nicht ganz unberührt bleiben. Mit seinen frühern Vorrichtungen fand du Bois-Reymond an jedem frischen Muskel stets und ohne Ausnahme regelmäßig angeordnete elektrische Ströme. Später zeigten sich Ausnahmen; ein Muskel, mit möglichster Sorgfalt unversehrt erhalten, zeigt häufig gar keinen oder nur einen sehr schwachen Strom, derselbe tritt aber sofort hervor, wenn man den Muskel anschneidet oder ätzt oder sonst auf irgend eine Weise verletzt. Aus dieser, von du Bois selbst gefundenen Thatsache haben nun verschiedene Forscher geschlossen, daß unversehrte Muskeln überhaupt niemals Ströme geben, daß die von ihnen erhaltenen Ströme stets erst Folge der Verletzung seien. Die Frage, soweit sie das rein Thatsächliche betrifft, kann man als eine offene bezeichnen. Zwingende Beweise für die eine oder andere Meinung sind bisher nicht gegeben worden. Ihre Bedeutung für den eigentlichen Kern der Angelegenheit ist aber von jenen Forschern zu hoch angeschlagen worden. Jedenfalls ist die Frage mit Unrecht in Beziehung gesetzt worden zu der von du Bois-Reymond entwickelten Hypothese über die Ursachen der äußerlich an den Muskeln und Nerven nachweisbaren Ströme. Jene Hypothese gibt von allen bisher bekannt gewordenen Erscheinungen ungezwungen Rechenschaft, und mehr kann und soll eine Hypothese nicht leisten.

Der Ruf von diesen Entdeckungen machte du Bois-Reymond mit einem Schlage zu einem der berühmtesten Physiologen. Ein Gebiet, welches bis dahin der Tummelplatz oberflächlichen Dilettantismus gewesen, war durch sein Verdienst exacter wissenschaftlicher Erforschung erschlossen. Diejenigen, welche zuerst ungläubig gewesen waren und seine Forschungen für ebenso oberflächlich gehalten hatten, als was bis dahin im Gebiet der thierischen Elektricität zu Tage gefördert worden war, wurden bald eines Bessern belehrt. Der Altmeister der Naturforscher, Alexander v. Humboldt, kam selbst in des jungen Gelehrten bescheidene Wohnung und ließ sich dort alle Versuche zeigen. 1850 ging dieser nach Paris und zeigte dort dieselben einer von der Akademie der Wissenschaften niedergesetzten Commission, welche sich von der Richtigkeit derselben überzeugte. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde er, auf Humboldts und Johannes Müllers Vorschlag, zum Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften gewählt, deren beständiger Secretär er seit 1867 ist. 1852 ging er nach London, um auch dort Vorträge zu halten und seine Versuche zu zeigen. Er wiederholte diese Reisen 1855 und 1866 auf Einladung der Royal Institution. Im Jahre 1855 wurde er zum außerordentlichen Professor an der Berliner Universität ernannt, 1858 nach Joh. Müllers Tode wurde er dessen Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Physiologie, den er noch jetzt inne hat. In diesen Stellungen hat er sich ganz besondere Verdienste um die Methoden des Unterrichts erworben. Es war sein Bestreben, den Schülern die schwierige Auffassung der verwickelten Erscheinungen möglichst zu erleichtern. Darum verwendet er große Sorgfalt auf die Erläuterung des Vortrags durch Wandtafeln, welche er in großer Zahl hat fertigen lassen, sowie auf die Anstellung von Vorlesungsversuchen in möglichst anschaulicher Form. Eingreifender aber noch ist seine Wirksamkeit als Lehrer im Laboratorium, wo er, wie schon erwähnt, eine große Zahl von jüngeren Gelehrten in die Methoden der Forschung eingeführt hat. Die Menge und das Gewicht der aus diesem Laboratorium hervorgegangenen Arbeiten ist um so wunderbarer, als dasselbe auf das Dürftigste eingerichtet war. Aber man lernte bei du Bois-Reymond auch, sich mit kleinen Mitteln einrichten, aus Holzstäbchen, Kork und Glas Apparate construiren, die dann später oft in eleganter Ausstattung nachgemacht wurden, wenn die Arbeit längst vollendet war.

Wenn du Bois-Reymond zunächst auch nur die elektrischen Erscheinungen an Muskeln und Nerven erforscht hatte, so waren diese Untersuchungen doch noch in weiterem Sinne für die gesammte Physiologie fruchtbar. Gleichzeitig mit seinen Studien hatte Eduard Weber in Leipzig die mechanischen Verhältnisse der Muskelzusammenziehung erforscht. Weber hatte mit unvollkommenen Hülfsmitteln gearbeitet. Durch die verbesserten Apparate, welche du Bois-Reymond einführte, nahm dieser neue Zweig der Physiologie einen ungeahnten Aufschwung. Helmholtz wandte sich

demselben zu, von allen Seiten kamen Schüler herbeigeströmt, welche unter du Bois-Reymonds Leitung an demselben arbeiteten, und heute gehört die von ihm eigentlich erst neubegründete allgemeine Physiologie der Nerven und Muskeln zu den bestbearbeiteten Theilen der ganzen Physiologie. Aber auch über dieselbe hinaus erstreckte sich seine Wirksamkeit. Alle Zweige der Physiologie und die praktische Medicin haben von ihr Nutzen gezogen. Wichtige Aufgaben der Physik sind von ihm theils selbst bearbeitet worden, theils hat er den Anstoß dazu gegeben. Mit großem mechanischen Talent ausgestattet, hat er überall, wo er Hand anlegte, neue Methoden ersonnen, Apparate erdacht, welche sichere Beobachtung ermöglichten, wo bis dahin nur unsicheres Umhertasten möglich war. Seine vielseitige Thätigkeit machte ihn daher unter den Physikern ebenso bekannt und berühmt als unter den Physiologen. Er war einer der Gründer und viele Jahre hindurch Vorsitzender der Berliner physikalischen Gesellschaft. Zahlreiche andere gelehrte Gesellschaften und Akademien, darunter die von Göttingen, München, Wien, Upsala, London, haben ihn zu ihrem auswärtigen bez. Ehrenmitgliede ernannt. Es wurden ihm ehrenvolle Anträge zur Wirksamkeit im Auslande gemacht, welche er jedoch ausschlug, um seine Kräfte dem Vaterlande zu widmen und das, was er als seine Lebensaufgabe betrachtet, zu vollenden: die Einrichtung eines mit allen Mitteln der Forschung ausgestatteten, alle Zweige der Lebenswissenschaft umfassenden Instituts. Der Bau desselben ist seit Kurzem vollendet, mit der inneren Einrichtung ist er noch beschäftigt. Seit seiner Ernennung zum ordentlichen Professor im Jahre 1858 war dieser Bau in Aussicht genommen, aber erst fünfzehn Jahre später ging man an die Ausführung. Jetzt ist das neue physiologische Institut zu Berlin wol das größte und besteingerichtete der Welt. Möge viel Ersprießliches für die Wissenschaft aus ihm hervorgehen!

Neben seiner streng fachmännischen Thätigkeit hat du Bois-Reymond auch auf andern Gebieten des Wissens als Redner und Schriftsteller Hervorragendes geleistet. In der Auseinandersetzung allgemeiner Principien und der Behandlung von Aufgaben aus der Geschichte der Wissenschaft ist er von keinem Schriftsteller übertroffen worden. Während er bei Mittheilung der Ergebnisse seiner Untersuchungen den Leser mit peinlicher Genauigkeit durch alle Windungen des von ihm zurückgelegten Weges führt, keinen Einwurf übergeht, den man vielleicht machen könnte, Kleines und Großes mit gleicher Gründlichkeit erörtert und, jedes Für und Wider ängstlich abwägend, häufig erst auf großen Umwegen an das vorgesteckte Ziel gelangt, führt er in seinen Arbeiten allgemeineren Inhalts den Leser durch eine Reihe anziehender Gedanken, gleichsam wie auf den verschlungenen Pfaden eines Lustgartens, hier und da Ausblicke auf schöne Punkte eröffnend, dem Ziele zu, welches dann plötzlich dem überraschten Blick in voller Schärfe und Klarheit und in schönster Beleuchtung sich

enthüllt. Dabei kommt ihm seine vielseitige Kenntniß der verschiedensten Wissenschaften und seine staunenswerthe Belesenheit in den Literaturen fast aller Völker zu Hülfe. Seine Sprache ist markig, voll edlem Schwung, der sich häufig zum Pathos steigert, seine Darstellung klar und durchsichtig. Während sein Stil in den früheren Schriften zuweilen etwas Gesuchtes und Gezwungenes hatte, ist er im Laufe der Jahre immer freier und vollkommener geworden, so daß du Bois-Reymond jetzt den besten deutschen Schriftstellern zugezählt werden kann. In seiner Sprache macht sich übrigens die französische Erziehung, und nicht zu ihrem Nachtheil, geltend; besonders tritt dies in der strengen Gliederung des Satzbaues hervor, welcher im Deutschen häufig über Gebühr vernachlässigt wird. Auch die englische Sprache und Literatur sind ihm völlig geläufig. Durch seinen wiederholten längeren Aufenthalt in England und in Folge seiner Vermählung mit einer in England erzogenen Deutschen hat er die Sitten und Gewohnheiten der drei Nationen vielfach in sich verschmolzen. In seinen Anschauungen aber ist du Bois-Reymond durchaus deutsch. Ein edler Patriotismus macht sich in ihnen geltend; seine Rede über den deutsch-französischen Krieg, seine verschiedenen Reden zur Geburtstagsfeier des Kaisers, in seiner Eigenschaft als Rector der Universität oder als Secretär der Akademie gehalten, geben davon Zeugniß. Daß dieser Patriotismus nicht in das Zerrbild des in neuerer Zeit auch in Deutschland heimischen Chauvinismus ausartet, wissen die Leser dieser Blätter aus seiner jüngsten Rede über das Nationalgefühl.

Mit großem Geschick weiß du Bois-Reymond derartigen Gelegenheitsreden stets einen bedeutenden, aus dem äußern Anlaß zwanglos sich ergebenden Inhalt von allgemeinem dauernden Interesse zu geben. Die jährlich wiederkehrenden Feiern der Geburtstage Friedrichs des Großen und ihres Gründers Leibnitz, welche die Akademie durch Festreden eines ihrer beständigen Secretäre begeht, haben ihm Veranlassung zu einer Reihe von Studien gegeben, welche, getragen von einer genauen Kenntniß der geistigen Regungen jener Zeiten, höchst werthvolle Beiträge zur Geschichte der Wissenschaft und Literatur aus der Periode der Aufklärung darstellen. Voltaire und seine Zeitgenossen, die geistige Tafelrunde des Weisen von Sanssouci, haben in ihm einen Schilderer gefunden, welcher nur mit Adolf Menzel, dem Maler jener Gestalten, verglichen werden kann. Wie dieser die körperlichen Erscheinungen wiederbelebt hat, so du Bois-Reymond die geistigen. Unerschöpflich ist der Schatz des Wissens, aus welchem er bei jeder dieser Gelegenheiten immer wieder ein neues Bild aus jener großen Zeit uns vorzuführen vermag, in welcher der Geist des modernen Europas seinen Ursprung hat. Ebenso anregend sind die Gedanken, welche er über den Zusammenhang der Leibnitzschen Philosophie mit den modernen Geistesregungen, besonders auch den in den Naturwissenschaften sich kundgebenden entwickelt hat. Selten wol wird man

bei einem Naturforscher dieses allgemeine Wissen, diese Vertrautheit mit der philosophischen und schönwissenschaftlichen Literatur aller Zeiten und Völker finden. Je mehr bei der Entwickelung der Wissenschaften die Arbeitstheilung auch in diesen Platz greift, desto hervorragender sind Erscheinungen wie die du Bois-Reymonds, bei denen die größte Vertiefung in die geringfügigsten Einzelnheiten eines Fachstudiums mit so allgemeinen, ganz entlegene Gebiete umfassenden gründlichen Kenntnissen sich vereint zeigen.

Auch als populärer Redner und Schriftsteller über naturwissenschaftliche Gegenstände ist du Bois-Reymond aufgetreten, aber verhältnißmäßig selten. Ein Vortrag, den er 1851 in der Singakademie über „thierische Bewegung" gehalten hat, ist auch im Druck erschienen. Wiederholten Aufforderungen zu solchen Vorträgen wich er aus, weil nach seiner Meinung derartige Vorträge, wenn sie nicht von Versuchen begleitet wären, nutzlos seien, die Anstellung von Versuchen vor einem größeren Publikum aber einen nicht zu beschaffenden Apparat erfordere. Wo er als Redner vor einem größeren Publikum auftrat, wählte er daher lieber Themata von allgemeinerem Charakter; so sprach er in Leipzig auf der Naturforscherversammlung über die Grenzen des Naturerkennens, so in Köln über die Beziehungen der Culturgeschichte zur Naturwissenschaft. Erstere Rede hat ihm einen, nur auf Mißverständniß beruhenden Vorwurf von Seiten Häckels zugezogen. Wer du Bois-Reymond in seinem Wirken und in seinen Werken verfolgt, der weiß, daß er vor keinen Consequenzen seines Denkens zurückschreckt, daß in ihm die aus der wissenschaftlichen Erforschung der Natur sich ergebenden Lehren einen vor keiner Autorität sich beugenden Vertheidiger finden. Aber die Stärke des Forschers liegt nach ihm darin, daß er sich der Grenzen seiner Hülfsmittel bewußt bleibt. Gleich dem Riesen Antäus ist er unbezwinglich, so lange er sich auf dem mütterlichen Boden der Thatsachen bewegt und nichts kann ihm widerstehen, was er von diesem aus mit seinen weittragenden und nimmerfehlenden Geschossen zu erreichen vermag. Wenn er aber jenen Boden verlassend sich dem Fluge der Phantasie gar zu willig überläßt, können ihn die Winde leicht verschlagen und er geräth in Gefahr, daß ihm die mit schwachem Wachs angeklebten Flügelchen abfallen und er schmählich niederstürzt wie einstens Icarus.

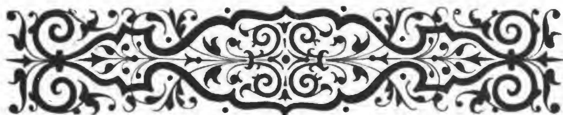
Zu diesen mehr populären Leistungen müssen wir aber auch die öffentlichen Vorlesungen rechnen, welche er seit einer Reihe von Jahren an der Berliner Universität in jedem Winter abwechselnd über Anthropologie und über „einige neuere Fortschritte der Naturwissenschaften" zu halten pflegt. Bei der glänzenden Darstellung und der Fülle geistvoller Betrachtungen konnte es nicht fehlen, daß der Vortragende immer wieder ein zahlreiches Publikum nicht blos von Studirenden aller Facultäten, sondern auch von gereiften Männern aller Berufskreise um sich versammelt, so daß der

größte Hörsaal der Universität die zuströmende Menge kaum zu fassen vermag.*)

Du Bois-Reymonds äußere Erscheinung ist eine derbe, kräftige, von den feinen Manieren des Weltmanns gemilderte. Sein robuster Körper (er war stets ein eifriger Turner und hat seiner Zeit das Barrenturnen gegen die Angriffe der Leiter der Militärturnschule lebhaft vertheidigt) hat allen Anstrengungen kräftig widerstanden, und ein schmerzhaftes Hüftleiden, welches ihn vor einigen Jahren befiel, wird hoffentlich keine nachhaltigen Spuren zurücklassen. Sein Charakter ist offen, bieder und männlich; seine Zuvorkommenheit namentlich gegen jüngere Gelehrte unübertrefflich. Seine reichhaltige Bibliothek, sein werthvoller Rath und seine thätige Unterstützung werden Jedem, der sich an ihn wendet, stets mit der größten Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt. Politisch bekennt er sich zu gemäßigt liberalen Anschauungen und hat stets bei Wahlen und anderen Gelegenheiten thätigen Antheil an öffentlichen Angelegenheiten genommen, ohne jedoch eine politische Rolle spielen zu wollen. In glücklichen Familienverhältnissen lebt er theils in Berlin, theils, soweit es seine zahlreichen Amtsgeschäfte gestatten, in seinem Landhause bei Potsdam, an der Seite einer ihm ebenbürtigen Gattin, im Kreise blühender Kinder, ein Gelehrter und ein Bürger im besten Sinne des Worts.

*) Eine kleine Anekdote möge hier ihren Platz finden. Als du Bois-Reymond diese Vorlesungen zum ersten Mal hielt, kam ein junger Mann zu ihm auf's Laboratorium. Er sei ein Schweizer, sagte er, und Student der Theologie; er habe seine Vorlesung gehört und Lust bekommen, auch die andere über Physiologie zu hören; ob er ihm dazu rathen könne? Der Professor sagte, er könne das nicht; denn wenn er erst anfange, Physiologie zu lernen, würde er vielleicht keine Lust mehr haben, Theologe zu bleiben. Der Student ging und kam, soviel ich weiß, nicht in die Vorlesung über Physiologie. Du Bois-Reymond selbst hatte freilich, als er sich in der gleichen Lage befand, nicht vorher den betreffenden Professor um Rath gefragt. Andernfalls wäre vielleicht die Welt jetzt um einen Theologen reicher und um viele Naturforscher ärmer.





Reisebriefe.

Von

Paul Heyse.

— München. —

An Wilhelm Hertz in Berlin.

Dilettant heißt der kuriose Mann,
Der findet sein Vergnügen dran,
Etwas zu machen, was er nicht kann.

So hab' ich selbst einmal gesprochen,
Aller Pfuscherei den Stab gebrochen,
Und war doch selber unter der Hand
Ein gottvergnügter Dilettant,
Den's höchlich auferbaut, zu Zeiten
Sein Steckenpferdlein frisch zu reiten.
Noch denkst du wol der Tage, Freund,
Da wir selband herumgestreunt
In Thürings Berg- und Waldgeheg,
Allwo dir kund sind Weg und Steg,
Und wie wir oft im Grünen saßen,
Ueberm Kritzeln Speis' und Trank vergaßen,
Ein Bröckchen Fels, ein alt Gemäuer
Hinstrichelten mit heil'gem Feuer
In jenes Büchlein schlank und schmächtig,
Das du erstanden wohlbedächtig
In Jena neben Frommann's Haus,
Sah wie ein Schülerschreibheft aus,
Blau der Umschlag und dünn die Blätter,
Doch wir in gut' und schlechtem Wetter
Erprobten dran mit Leidenschaft
Unsre verstohlne Künstlerkraft,
Fanden auch nichts Kurioses dran,
Daß Einer macht, was er nicht kann.

Ach, wenn in Ferien dann und wann,
Wer einer Kunst sich zugeschworen,
Oder sonst ein schwer Geschäft erkoren,
In andern freien Künsten pfuscht,
Flöte bläs't oder Bildlein tuscht,
Niemand zur Last, sich zum Vergnügen
Zumal auf einsamen Wanderzügen,
Soll man nicht gleich so hitzig lästern.
Sind doch die Musen liebe Schwestern.
Führt man die Eine heim als Frau,
Sie nimmt's wol einmal nicht genau,
Wird lächelnd durch die Finger sehn,
Thut man mit einer Schwägerin schön,
Da es ja in der Familie bleibt;
Dafern man's nur in Züchten treibt,
Mit seinem stillen Dilettiren
Nicht vor den Leuten will renommiren.

So hab' ich's all mein Tag getrieben,
Ist mir darum auch fern geblieben
Das Naserümpfen und höhnisch Lachen,
Wenn's Andre eben nicht anders machen.
Ja oft empfand ich einen Neid,
Sah ich die Himmels-Seligkeit,
Womit ein unbefugt Talent
Von hoher Schöpferlust entbrennt,
Skizzenbücher zusammenschichtet,
Dicke Hefte voll Liedern dichtet
Und wie ein Geiziger, wenn es nachtet,
Den angehäuften Schatz betrachtet.
Blieb's nur dabei! Doch leider reißt
Die Guten hin ein böser Geist,
Dem Licht auch endlich zu offenbaren,
Wie vergnügt sie im Dunkeln waren,
Da dann am kalten Blick der Welt
Ihr Reichthum nicht die Probe hält.
Dann wird der Segen schönster Stunden
Gezählt, gewogen, zu leicht erfunden.

Denn jene Zeit ist längst entflohn,
Da ein begnadeter Muttersohn
In seines Wesens mächt'gem Ring
Die sieben freien Künst' umfing,
Und es sich schier von selbst verstand,
Daß eines bildenden Meisters Hand,
Gewohnt den Marmor zu behauen,
Auch müsse wissen ein Haus zu bauen,
Ein Bild zu malen, Laute zu schlagen,

In Versen seine Liebe zu klagen.
Noch war, von Zweifeln ungehemmt,
Nichts Göttliches dem Menschen fremd,
Und wer dran sein diletto fand,
Ward nicht beschrie'n als Dilettant.
Noch lebten die Künste gar verträglich;
Doch heut verfeindeten sie sich kläglich,
Schaut Jede eifersüchtig drein,
Will ihren Mann für sich allein,
Ja selbst in eignen Reiches Grenzen
Soll er nur durch Beschränkung glänzen
Und sich bornirend früh und spät
Ausbilden eine „Specialität".
Wer Bäume malt, soll klugermaßen
Von Menschen seinen Fürwitz lassen,
Wer etwa Novellen lernte schreiben,
Nur ja dem Drama ferne bleiben,
Ein Mannesschuster sich nicht erdreisten
Hand anzulegen an Weiberleisten.

Doch seit wir über die Alpen reis'ten,
Fühl' ich, o Freund, mich neu genesen
Von manchem deutschen Pedantenwesen,
Daher mich wiederum ungescheut
Mein bischen Pfuscherei erfreut,
Und wo sich hinlenkt unser Schritt,
Wandert das Zeichenbüchlein mit,
Nicht wie in junger Zeit fürwahr,
Wo's manchmal ein Galeotto war
Und etwa mir bei schönen Augen
Mußte die Thür zu öffnen taugen,
Da ein Pittore in Dorf und Stadt
Unweigerlich freien Zutritt hat.
Heut kritzl' ich nur mit stillem Sinn
Einen schlichten Busch oder Felsen hin,
Ein Häuschen, Hüttchen, Zaun oder Scheuer.
Vorbei die Zeit der Abenteuer,
Die nur zu jungen Jahren passen.
Nichts will ich, als ins Auge fassen,
Was vor mir schwebt wie Eden schön,
Die sanftgewiegten Bergeshöh'n,
Strenge Cypressen, weiche Pinien,
All die Magie von Farb' und Linien,
Und was davon ins Büchlein kommt,
Erinnrung nur zu beleben frommt.
Daneben, Geschichten zu erzählen,
Wird's auch nicht an Staffage fehlen,
Wenn du sie nur zum Reden bringst.

So führt' uns unsre Wandrung jüngst
Bis weit hinunter gegen die Thore
Vorüber an Marie Maggiore.
Da wächs't empor eine neue Stadt,
Sechs Stock hoch, weiß getüncht und glatt,
Gemüthlos widerwärt'ge Kasten,
Die nach dem Köpnickerfelde paßten.
Dazwischen schaut ein Ruinentrumm
Verlegen und betrübt sich um
Und scheint von naher Zeit zu träumen,
Wo es nun auch den Platz soll räumen.
Wir sahn das braune Gemäuer winken,
Einen hohlen Zahn mit schartigen Zinken,
Dahinter unweit herübersah
Die alte Minerva medica,
Auch ein Stück eines Aquäducts.
Und gleich mir in den Fingern zuckt's,
Als ob hier was zu holen sei.
Nun lag ein Hüttlein nebenbei,
Dem Alterthum just gegenüber;
Giuoco di bocce las man über
Der niedern Thür, und aus der Küche
Kamen Zwiebel- und Weingerüche,
Wie man's wol kennt in römischen Schenken.
Dahin wir flugs die Schritte lenken
Und bitten, daß man vor die Thür
Uns ein paar Sitze trüg' herfür,
Mein Pfuschwerk eilig zu beginnen.
Ein junges Ehpaar haus'te drinnen,
Das eben sein pranzo mit Salat
Und Brod und Wein vollendet hat.
Die trugen zwei Sessel vor das Haus,
Saßen dann selbst zu uns hinaus,
Und während flink mein Stift sich rührte,
Man eine Zwiesprach zusammen führte.
Ein Jahr erst waren sie vermählt,
Hatten dies arme Nest erwählt,
Weil Niemand sonst sich dazu fand,
Da es längst auf dem Abbruch stand.
Die Frau, ein harmlos muntres Wesen,
Wär' gar so übel nicht gewesen,
Hätt' nur ein wenig Waschen gebraucht,
So war sie staubig und angeraucht.
Ihr Gatte grüßte mich als Collegen.
Er thät' einst selber der Malkunst pflegen;
Nach Solferino hab' er einmal
Wund müssen liegen im Spital

Viel öde Wochen und Monden lang,
Da hab' er so aus Herzensdrang
Mit Zeichnen sich die Zeit vertrieben,
Nun sei ihm nur die Lust geblieben.
Er könn' an diesen Bergen dort
Sich nimmer satt sehn fort und fort.
Ich sollt' nur fein die zwei Cypressen
Dort auf dem Hügel nicht vergessen.
Gut sei's, daß doch ein Abbild bliebe,
Wenn hier der Neubau sie vertriebe.
Er selber hab's versucht; doch sei
Es ihm zu schwer, er sag' es frei.

So plauderten ein Stündlein wir
In guter Freundschaft alle Vier.
So still und lieblich war der Ort,
So lenzhaft schien die Sonne dort
Schon in des Februars Beginne —,
Es ward uns wunderwohl zu Sinne.
Und als mein Skizzchen nun vollbracht —
Eilfertig, wie's ein Stümper macht —
Mußt' ich mit meiner lieben Frauen
Das Hüttlein auch von innen schauen.
Da war nun Alles nach Landesbrauch
Gar dürftig, kahl, voll Ruß und Rauch,
Der Tisch am Herde schlecht und recht,
Ein Riesen-Fiasco in Strohgeflecht,
Nur wenig Hausrath rings umher,
Als stammt' er noch von den Tagen her,
Da Hannibal vor den Thoren stand.
Doch hinter der schwarzen Bretterwand
That sich noch auf ein Kämmerlein,
Da führt das Paar uns stolz hinein.
War zwar nichts Köstlich's dran zu sehn,
Kaum Platz, sich nur herumzudrehn,
Ein Bett mit Strohsack, vielgeflickt.
Doch wie wir forschend umgeblickt,
Sahn wir die armen Wände rings,
Die schiefe Decke rechts und links
Tapeziert mit Bildern allerhand,
Sämmtlich von Einer schweren Hand
Mit bunten Stiften übermalt.
Unseres Wirthes Auge strahlt,
Da er uns seine Werke wies.
„Ecco! Das Capitol ist dies,
Und dies der Hafen von Triest;
Auch dies sich wol erkennen läßt,

Die spanische Treppe stellt es vor,
Und dies den Lateran, Signor,
Und dies — und dies — — Sind arme Sachen,
Und war doch lustig, sie zu machen."

Wir aber standen und staunten mächtig,
Belobten Alles gar andächtig
Und sprachen unter uns: Es heißt
In Wahrheit „Selig, die arm am Geist."
Der biedre Dilettant, ich wette,
Erwacht er früh in seinem Bette
Und sieht ringsum an Deck' und Wand
Die bunte Schöpfung seiner Hand,
Nicht Rafael war so selig, da
Ihm vorgeschwebt die Disputa.

Und also schieden wir. Der Gute
Wünscht' meinem Weib buona salute.
Seitdem, seh' ich mein Büchlein an,
Hab' ich auch meine Freude dran
Und spreche getrost: Sind arme Sachen,
Und war doch lustig, sie zu machen.

Rom, 11. Februar 1878.

An die zu Hause Gebliebenen.

Ja, gesteht nur: dann und wann
Neidet ihr uns doch ein wenig,
Daß wir erst den Ehrenmann
Beigesetzt, den guten König,

Und nach kurzer Tage Frist
Thut der Papst uns den Gefallen,
(Fleisch ist Heu! ruft der Psalmist)
Ihm ins Jenseits nachzuwallen.

Wer doch in Sanct Peter stehn,
Wer doch miterleben könnte,
Wenn sie just in Scene gehn,
Welthistorische Momente.

Schwebt nicht ob der ew'gen Stadt
Ein erhaben banges Trauern,
Da sie beide Fürsten hat
Eingesargt in ihren Mauern? —

Ach, die ew'ge Stadt erwies
Größern schon die letzte Ehre,
Ist zu alt, als daß ihr dies
Neue Grab so wichtig wäre.

Und die Welt — sie ist auch hier
Nur der Großen Kammerdiener:
Wer zu nah verkehrt mit ihr,
Nimmer ihr als Held erschien er.

Nur der Ferne Zauberduft
Wird uns die Gestalt verklären.
Einen Schritt von ihrer Gruft
Pflegt man kühler sie zu ehren.

Zwar bei dieses Königs Tod
Zuckt' es durch des Reiches Glieder:
Seines Volkes Glück und Noth
Trug er mit, getreu und bieder;

Heilig kaum, doch fest an Sinn,
Väterlich, ein Freund und Rather,
Und beweint ging er dahin.
Wer beweint den heil'gen Vater?

Da er lag im Todesgraus
Ringend, mit entfärbtem Munde,
Machten wir in seinem Haus
Schaubegierig noch die Runde.

Ganz wie sonst im Vatican
Durch die Schweizer, Pfaffen, Schranzen
Stieg die Fremdenschaar hinan
Zur Sistina und den Stanzen.

Und doch wußt' es alle Welt:
Heut noch unter diesem Dache
Athmet aus der Glaubensheld,
Der verwegne, blinde, schwache.

Wohl herab vom Petersdom
Klagt' um ihn ein ernst Geläute,
Doch gelassen sagte Rom:
Also wirklich? starb er heute? —

Junge Pfäfflein, dichtgereiht,
Die im Grünen sich ergingen,
Sahn wir, wie zu andrer Zeit,
Munter wie die Böcklein springen.

Ihr, da euch die Mär von fern
Zugeblitzt der Drath, der rasche,
Wähntet, um den alten Herrn
Traure Rom in Sack und Asche.

Ach, von seinem Gnadenschatz
Sollt' er wenig Dank erfahren,
Räumt nun unbeklagt den Platz
Einem neuen Unfehlbaren.

Zwar, da sie ihn aufgebahrt
In der Sacramentskapelle,
Wogt die Volksflut buntgeschaart
Um des hohen Tempels Schwelle.

Blöde Neugier, Lachen, Schrei'n —
Und so sind die Menschenwogen
Zu dem Katafalk hinein
Nach dem Gitterthor gezogen.

Rothgekleidet, rothbemützt,
Rothbehandschuht lag die Leiche,
Kerzenschimmerüberblitzt
Das Gesicht, das wächsernbleiche.

Um die Wangengrübchen schier
Zuckt's wie ein ironisch Lachen,
Gleich als spräch' er: Kinder, ihr
Treibt auch gar zu tolle Sachen.

War's genug des Wahnsinns doch,
Lebend mich als Gott zu grüßen.
Müßt ihr meiner Leiche noch
Brünstig den Pantoffel küssen? —

Doch die Wache mahnt und ruft
Ihr avanti! ins Gedränge,
Und hinaus in beßre Luft
Retten wir uns aus der Enge.

* * *

Ruhig ist die ew'ge Stadt.
Doch ein Kiesel, den man leise
In den Sumpf geworfen hat,
Muß erregen Kreis um Kreise.

Unser Dienst im Hause ward
Anvertraut zwei wackren Schwestern,
Ungleich an Gemüth und Art,
So im Lieben wie im Lästern.

Unsre fromme Menica
Hat's dem König nie vergeben,
Daß der Papst — so heißt es ja —
Dürftig mußt' im Kerker leben.

Denn sie wusch die Wäsche lang
Für ein uralt Nonnenkloster.
Daß gesprengt der Klosterzwang,
Macht die Gute nur erbos'ter.

Muß sie doch, seitdem so laut
Mit dem einigen Reich sie prahlen,
Von dem Weinberg, den sie baut,
Vierzehn Scudi Steuern zahlen.

Als der Zug zu Grabe wallt',
Hörte man sie triumphiren:
Seht, er mußte schon so bald
Den gestohlnen Thron verlieren! —

Doch der Pfaffen List und Trug
Sah die Schwester, die Giovanna,
Däuchte sich zu gut und klug,
Mitzusingen ihr Hosiannah.

Da nun auch der Papst verschied,
Rührt' es kaum die Giovannina,
Während außer sich gerieth
Menica die Papalina.

Und der Himmel sah betrübt,
Wie die Schwestern sich entzweiten,
Aber denen, die er liebt,
Pflegt er Prüfung zu bereiten.

Nach Sanct Peter früh am Tag
Ging Giovanna mit der Menge,
Wo der heil'ge Vater lag,
Mitzugaffen im Gedränge.

Wie sie dann nach Hause kam,
Weinend klagte sie es Allen:
Aus dem einen Ohr — o Gram! —
War der Goldreif ihr entfallen.

Und sie sucht' und forschte viel,
Doch das Kleinod blieb verschwunden,
Rasch zertreten im Gewühl,
Oder — allzu gut gefunden.

Und sie fühlt Gewissensbrand.
War's ihr doch so vorgekommen,
Pio nono's Geisterhand
Habe sie beim Ohr genommen.

Doch die Schwester sprach kein Wort,
Ging — zum zweitenmal natürlich —
Nach Sanct Peter, wollte dort
Knien und beten, wie gebührlich;

Aber von Giovanna ließ
Tuch und Schleier sie sich borgen,
Denn die Tramontane blies
Ungelind an jenem Morgen.

Und sie sah von Schmerz entflammt
Durch das Gitter, küßte wieder
Des Pantoffels rothen Sammt,
Kniete dann in Andacht nieder.

Wie den Blick sie niederschlug,
Ganz in ihr Gebet versunken —
Plötzlich auf Giovanna's Tuch
Glänzt es wie ein goldner Funken.

Ja, er ist's, Giovanna's Ring!
Der der Ketzerin entschwunden,
Hat sich auf des Himmels Wink
Zu der Gläub'gen heimgefunden.

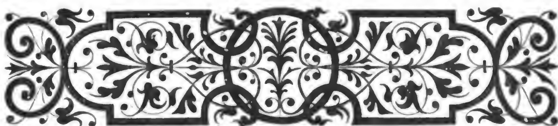
Denk nur! ruft sie glühend, da
Sie nach Haus zur Schwester kehrte,
Welch ein Wunder mir geschah,
Weil ich stets den Papst verehrte!

Deinem König — nimmerdar
Konnt' ihm solch ein Werk gelingen,
Weil er viel zu häßlich war,
Um ein Wunder zu vollbringen.

Wirst du jetzt noch ungescheut
Unsre heil'ge Kirche lästern? —
Doch Giovanna schweigt seit heut,
Und versöhnt sind nun die Schwestern.

Wunder nimmt mich's, daß sofort
Größres nicht daraus hervorging.
Könnte nicht ein Wallfahrtsort
Heißen: „Zum verlornen Ohrring"?

Rom, 16. Februar 1878.



Die Beurtheilung der Völker.

Von

Friedrich Ratzel.

— München. —

I.

Jeder ehrliche Reisende, dem es darum zu thun ist, Eindrücke von Ländern und Völkern, die er besucht, mit Treue und Gerechtigkeit in sich aufzunehmen, um sie Anderen mitzutheilen, sei es zur Ergötzung oder zur Belehrung, erblickt seine schwerste und verantwortungsvollste Aufgabe in der Beurtheilung der Volkscharaktere. Je gewissenhafter er ist, um so klarer sieht er die Schwierigkeiten in dieser Unternehmung und ich habe sehr intelligente und erfahrene Beobachter gekannt, welche an der Möglichkeit verzweifelten, jemals ein vollkommen richtiges Charakterbild eines Volkes zu entwerfen. In der That, wenn es, wie man sagt, den Geist eines Philosophen braucht, um den Charakter eines Menschen zu erfassen und die Seele eines Dichters, um denselben zu zeichnen, was muß erst Dem nöthig sein, der einem ganzen Volke gegenübertritt und der gerecht werden will der ganzen äußeren Mannichfaltigkeit und dem inneren Reichthum dieses höchst veränderlichen, organisch wachsenden und im Wachsen beständig absterbenden und neu sich verjüngenden Wesens, das wir Volk nennen? Ich finde eine sehr treffende Beschreibung der Erwägungen, die einem ernsten Geist gegenüber diesen Aufgaben sich aufdrängen, in dem Entwurf eines Charakterbildes von Nordamerika von der Hand Harriet Martineaus, das gewiß zu den treuesten und fleißigsten gehört, die jemals gezeichnet wurden. „So oft ich," sagt die Dame, „einem halben Dutzend unvereinbarer, aber achtungswerther Meinungen über einen und denselben Streitpunkt der Politik begegnete, so oft eben so viele verschiedene und doch in gutem Glauben gegebene Berichte über eine und dieselbe Thatsache mir erstattet wurden, so oft ein Aufleuchten von Freude über den Gewinn irgend einer wichtigen Einsicht,

welchen vielleicht ein trivialer Zufall vermittelte, sich in den Schmerz der Resignation verwandelte bei dem Gedanken, wie viel da verborgen bleiben müßte, wo schon dieser gelegentliche Einblick so viel enthüllte; so oft ich das Gefühl hatte, mit der Geringfügigkeit meiner Kenntnisse und dem Schwanken meiner Ueberzeugungen in der Hand unbeherrschbarer Einflüsse zu sein, bald hier- bald dorthin abgelenkt zu werden durch die widerstreitenden Ströme der Meinungen, die mir begegneten, so daß ich manchmal mich vergleichen mußte mit einem Forscher, der die Erde aus dem Schiffchen eines Luftballons überblickt bei keinem anderen Lichte als dem der Sterne über ihm — ebenso oft war ich geneigt, der Aufgabe der Verallgemeinerung dessen, was ich sah und hörte, vollständig zu entsagen. In den weniger bedrängten Intervallen fühlte ich indessen, daß dies unrichtig gehandelt sein würde, denn die Menschen werden nie zu einer Kenntniß von einander gelangen, wenn die, welche die Möglichkeit der Beobachtung in fremden Landen haben, sich weigern, Bericht zu erstatten über das, was sie gelernt zu haben glauben oder, wenn dies nicht, so doch das Material vorzulegen, welches sie gesammelt haben, auf welches sie sich aber scheuen Theorien aufzubauen oder weittragende Schlüsse zu begründen."*) — Man versteht diese Scheu, denn wie breit müssen allerdings nicht blos die Fähigkeiten, sondern vor allem auch die Sympathien sein, welche ein Volk in seinen so ungemein vielfältigen Aeußerungen verstehen wollen! In wie vieles und vielerlei muß der Beurtheiler sich hineindenken, mit wie Vielen mitfühlen können! Er sollte die Wege in Dichters Lande wissen, sollte jetzt dem Flug des künstlerischen Genius folgen, jetzt im Staub und Rauch des alltäglichen Lebens den wirthschaftlichen Erscheinungen nachgehen; die dumpfen und einförmigen Lebensbedingungen der Massen soll er nicht weniger zu verstehen trachten als die meteorische, über unser mittleres Menschenmaß hinausstrebende Bahn der Helden. Und dann die praktischen Schwierigkeiten, nicht alles, denn das ist unmöglich, aber doch möglichst viel mit eigenen Sinnen zu erfahren! Man würde in der That, alle Anforderungen stellend, endlich zu dem Schlusse kommen, daß nur ein umfassender Genius, etwa von Goetheschem Typus, dieselben zu erfüllen vermöchte, wenn nicht die praktische Nothwendigkeit uns ermahnte, den Maßstab nicht in's Unmögliche zu verlängern. Ich will, um diese praktische Nothwendigkeit anzudeuten, nicht an die landläufigen Urtheile erinnern, die ein Volk über das andere fällt, denn das sind im besten Fall witzige Variationen über irgend einen Splitter von Wahrheit. Aber wenn man sieht, wie mitten in der Präcision des Ausdruckes und der Angaben über das Physische, das Geschichtliche, die Wirthschaft eines Volkes, welche man neuerdings in unseren besseren Handbüchern der Geographie zu finden gewohnt ist, willkürlich

*) Harriet Martineau, Society in America 1837. I. VII.

gewählte Citate aus manchmal schon Menschenalter hinter uns liegenden Reisewerken, Beobachtungen, die einseitig gefaßt sind, damit sie blendend oder pikant erscheinen u. dgl., als Beiträge zur Völkerbeurtheilung stehen, und wenn dies alles ist, was in solchen Werken über die Volkscharaktere gesagt wird, so erschrickt man über solche Leere. Es macht den Eindruck einer Brombeerhecke, welche man aus Caprice mitten in einem wohlgepflegten Feld hat stehen lassen, und man hat das Gefühl, als müsse man gleich Hand anlegen, um Ordnung zu schaffen. Und hier wäre es doch, wo man erwarten dürfte, Aufschluß zu finden über das innere Wesen der Völker, da ohne ihn die Schilderung, die ein solches Buch sich vorsetzt, nie vollständig sein kann. Aber was man gibt, sind im besten Falle Charakterzüge ohne Zusammenhang. Wer hat, um ein Beispiel zu nennen, je in einem solchen Werke auch nur den Versuch einer Erklärung des Widerspruches gefunden, den die Oberfläche des englischen Lebens mit seiner Freiheit in vielen und seiner unerklärlichen Gebundenheit in nicht wenigen Dingen bietet?

Es ist möglich, daß die Furcht vor der Größe der Aufgabe diese Unvollkommenheit der Anläufe zur Völkerbeurtheilung zu einem guten Theile verschuldet. Man hat Beispiele genug von der retardirenden Wirkung, welche eine gewisse Zaghaftigkeit im Anfassen der Dinge auf den Fortschritt der Erkenntniß übt. Jedenfalls würde es, da eine gewisse Entschlossenheit des Anfassens auch der schwierigsten Aufgaben mit zu den Vorbedingungen der Gewinnung von Erkenntniß gehört, weit gefehlt sein, wenn man sich nur und immer wieder die Schwierigkeiten der Sache vorstellen wollte, um so mehr gefehlt, als dann diese Probleme dennoch nicht immer vollständig bei Seite liegen gelassen, sondern wenigstens betrachtet und besprochen, aber im Gefühl, daß sie doch nie zu lösen seien, wahrscheinlich mit einer Oberflächlichkeit betrachtet und besprochen werden, welche schlimmer ist als der ungeschickteste Versuch eines ernstgemeinten Nähertretens. Man kann sogar sagen, daß in manchen Beziehungen die Menschen in Masse wieder leichter zu fassen sind als die Einzelnen. Ein Volk ist vor allem nie verschlossen und bietet in der großartigen Unmittelbarkeit seiner Aeußerungen viel mehr Punkte, an denen man ihm nahekommen kann. In die weit offenen Bücher seines literarischen und wissenschaftlichen Lebens und auf die weit sichtbaren Gedenksteine seiner Geschichte zeichnet es mit der möglichsten Unbefangenheit das Wesen seines Geistes und auf den Allen zugänglichen Märkten seines öffentlichen Lebens zeigen die Helden und die Massen ohne Maske, was sie wollen und können. Die Schwierigkeit liegt nur im Lesen jener Schrift und im Schätzen dieser Handlungen. Der bedrängende Erscheinungsreichthum eines Volkslebens erleichtert auch wiederum sein Studium darin, daß die eine Thatsache oft laut ausspricht, was die andere verschweigt, und daß das Licht, welches von einer ausstrahlt, vielleicht ganze Gruppen erhellt, welche für

sich im Schatten stehen würden. Dem Einzelnen ist mit der Statistik nicht beizukommen, wol aber einer Gesammtheit. Auch ist nicht selten die Völkergeschichte leichter zu erforschen als die eines Einzelnen und die Weltgeschichte minder vorgefaßt und einseitig überliefert als die Biographie.

II.

Die Bethätigungen der Völker scheinen sich am natürlichsten in zwei Gruppen theilen zu lassen: in innere und äußere. Die inneren sind auf Erhaltung und Fortbildung, die äußeren auf Wechselwirkung mit anderen gerichtet. Diese Unterscheidung entspricht derjenigen in vegetative und animalische Thätigkeiten, die wir in jedem organischen Körper als eine von selbst sich ergebende treffen. Wir handeln animalisch, wenn wir schreiten und es handelt in uns vegetativ, wenn wir verdauen oder wenn unser Herz schlägt. Beiderlei Thätigkeiten sind innig mit einander verbunden und bedingen einander. Von der Gesundheit des Innern hängt die äußere Thätigkeit ab bei Völkern wie bei Einzelnen. Nur zum praktischen Zweck der Uebersichtlichkeit kann es gestattet sein, sie von einander zu trennen.

Und wer sind die Träger dieser Thätigkeiten? Die Einzelnen und die Familien: die ersteren vorzüglich der äußeren, die letzteren mehr der inneren. An jenen nimmt ein Geschlecht, das der Männer, fast ausschließlich Theil, an diesen ist die Gesammtheit des Volkes betheiligt. Das Innenleben des Volkes wurzelt in der Familie, in welcher dem größten Theil jeder Bevölkerung, den Frauen und den Kindern, ihre natürliche Stellung angewiesen ist. Die Familie ist die letzte Einheit des inneren Lebens der Völker. Man hat sie jenen lebendigen Elementarorganismen der Zellen verglichen, aus denen unser Körper und überhaupt der aller organischen Wesen besteht. Lebensmittelpunkte für sich sind diese Zellen gleichzeitig Träger des Lebens im Gesammtorganismus. Indem jede einzelne von ihnen ihre eigene Entwickelung, ihr Leben, ihr Wachsthum fördert, trägt und fördert sie Leben und Wachsthum des Ganzen. Je vollkommener die einzelne Zelle, das einzelne Klümpchen Protoplasma seine Aufgabe erfüllt, desto vollkommener wird das Leben des Organismus sein. Je thätiger sich das Leben im Innern der Zellen regt, desto rascher pulsirt es im Gesammtorganismus. Die Vermehrung der Zellen ist sein Wachsthum, die Ablösung junger Zellen seine Vermehrung, die Ausstoßung alter Zellen bedingt seine Erneuerung und das Absterben der Zellen bedeutet seinen Tod.

Die Familien sind für ein Volk, was die Zellen für den Organismus, die Centren des Lebens, und zwar sind sie es in mehrfachem Sinn: Sie sind die Mittelpunkte, von denen die Erneuerung und Vermehrung des Volkes ausgeht, sie sind die Sammelpunkte seines wirthschaftlichen Lebens und die Stätten des wichtigsten Theiles seiner Erziehung. Auf

wessen Wunsch und Bedürfniß aber als der Frauen beruht die Familie? Wer anders als sie hat das Wesentlichste an ihr geschaffen und trägt das Meiste zu ihrer Erhaltung bei? Mit größerem Rechte als den Männern gebührt ihnen der Ruhm, mit der Gründung der Familie am meisten zu den Fundamenten unserer Cultur beigetragen zu haben. Und wahrscheinlich darf die Bedeutung der Wirksamkeit der Frauen in den Anfängen der Cultur höher angeschlagen werden als in den späteren fortgeschritteneren Zeiten. Man ist gewöhnlich der entgegengesetzten Meinung, weil der Wirkungskreis der Frauen sich mit dem Fortschreiten der Civilisation immer mehr erweitert hat. Aber hier kommt es nur auf die verhältnißmäßige, nicht auf die absolute Größe der Leistung an, und vielleicht war kein Wendepunkt entscheidender für das Schicksal der menschlichen Cultur, als jener glückliche Augenblick, in welchem das Weib zum ersten Mal erkannte, daß sie als Hüterin der Hütte oder Höhle und als Bewahrerin des Feuers besser an ihrem Platze sei denn als Jägerin oder Fischerin.

Mit vollem Recht wird gefordert, daß die Stellung der Frau immer in erster Linie betrachtet werde, wenn man ein Volk beurtheilt. In weitem Sinne ist es wahr, daß wie die Frau, so die Familie, und wie die Familie, so das Volk geartet sei. Ein Volk, das seine Frauen achtet, wird ein inniges Familienleben haben und was der Familie zu Gute kommt, nützt unfehlbar der inneren Gesundheit, der guten Erziehung und dem wirthschaftlichen Gedeihen. Die niedere Stellung der Frau rächt sich im Verfall der Familie und des Volkes. Nirgends stehen die Männer selbst tiefer als da, wo sie ihre Frauen tief stellen, diese ziehen sie mit sich herab. Es ist unbezweifelt, daß die Männer aller jener Völker, bei denen die Frauen gedrückt oder zurückgedrängt leben, Charakterzüge an sich tragen, die man nicht anders als weibisch nennen kann. In Europa sind die Spanier dasjenige Volk, das seine Frauen in der größten Abgeschlossenheit hält und seine Männer sind, was man auch von ihrem Stolze fabeln mag, die weibischsten mit ihrer Süßlichkeit und Geziertheit, ihrem Mangel an Tiefe, ihrer kurzathmigen Logik, die gegen gehätschelte Leidenschaften nicht Stich hält. Die Orientalen sind selten männlich im höheren Sinn. Kraft, Muth, Großmuth mögen viele Bessere unter ihnen hegen, aber nur das innige Familienleben vermag die Selbstbeschränkung zu erzeugen, welche das Kennzeichen des wahrhaft männlichen Charakters ist und welche jenem sehr feinen Begriffe der Selbstachtung Ursprung gibt, den wir als Maßstab der Charakterbildung nur bei den sittlichsten Völkern des Abendlandes anlegen können. Es ist, beiläufig gesagt, merkwürdig, wie viel seltener man dieses Wort von Deutschen oder Franzosen als von Engländern anwenden hört; mag auch Gewohnheit mit unterlaufen, es ist doch Thatsache, daß der Gentleman, das Product eines auf das Kleinste sich erstreckenden self-respect, hier weitaus häufiger ist als überall dort.

Von der wirthschaftlichen Bedeutung der Familie braucht man kaum zu reden, denn sie ist offenkundig und wol nirgends mehr als in Deutschland, wo die wirthschaftliche Hauptfunction derselben, nämlich das Zusammenhalten, das Sparen, bis auf die neueste Zeit eine fast größere Rolle spielte als das Erwerben. Es liegt indessen auf der Hand, daß auch für den Erwerb die Familiengründung einen der hauptsächlichsten Antriebe bildet.

Mit der Innigkeit des Familienlebens hängen noch zwei Punkte zusammen, welche für die Völkerbeurtheilung wichtig sind und welche man doch, wenigstens in diesem Zusammenhange, wenig beachtet. Ohne Zweifel wird der große Unterschied im Gemüthsleben der Frau und des Mannes da am schärfsten hervortreten, wo die Familie beide nur locker zusammenknüpft, und ebendort wird die für ein Volk in seiner Gesammtheit nie heilsame Sonderung der männlichen und weiblichen Interessen und Tendenzen am tiefsten gehen. So ist es gewiß kein Zufall, daß wir den Frauen als mächtigen Factoren in der inneren und äußeren Politik, als Werkzeugen von Parteien, welche sie zu nützen wissen vorzüglich da begegnen, wo das Familienleben auf niedriger Stufe steht, wo der häusliche Herd am wenigsten heilig gehalten und der Frau die geringste Achtung gezollt wird. Findet nicht die Haremspolitik des Orients ihr Gegenstück in der Beichtstuhlpolitik Spaniens, Frankreichs und anderer uns noch näher gelegener Länder?

Aber die weitest hinausgreifende und gleichzeitig augenfälligste Wirkung übt das Familienleben auf die Coloniengründung. Man hat in überseeischen Ländern blühende und dauerhafte Colonien nur solche Völker anlegen sehen, welche ein inniges Familienleben pflegen. Ursache und Wirkung liegen da näher beisammen als es vielleicht den Anschein hat. Das Auswandern reißt den Menschen mit sammt den Wurzeln gemüthlicher und geistiger Beziehungen und Bedingungen aus seiner Muttererde heraus und die Zeit zwischen diesem Ausgerissenwerden und neuerlichem Wurzelschlagen ist eine gefährliche Prüfungszeit für seinen Charakter, über die dem Durchschnittsmenschen — und die Coloniengründer sind in der Regel keine sittlichen Helden — nur der Halt der Familie glücklich wegzuhelfen vermag. Der Verleitung zur Zügellosigkeit, den wirthschaftlichen Schwierigkeiten, der Reue des Heimwehes, denen die meisten jungen Colonien verfallen, widersteht der Einzelne selten, die Familie in der Regel. Darum ist es von weltgeschichtlicher Bedeutung und hat das Schicksal eines ganzen Erdtheiles bestimmt, daß die Engländer und Deutschen in Nordamerika von Anfang an in Familien einwanderten, während in Mittel- und Südamerika die Spanier und Portugiesen vorwiegend als Einzelne, als glücksuchende junge Männer herüberkamen. Jene nördlichen Colonien sind gediehen, die spanischen und portugiesischen sind zurückgeblieben trotz all ihrer natürlichen Vortheile und sind auf dem sicheren Wege, Denen,

die sie gegründet, nicht blos politisch, sondern auch wirthschaftlich und den Cultureinflüssen nach verloren zu gehen.

In der Innigkeit des Familienlebens finden wir auch einen Maßstab, aber allerdings einen sehr vorsichtig anzulegenden, für die Beurtheilung der Sittlichkeit in einem Volke. Keine Eigenschaft wird so leicht falsch taxirt wie diese, in keiner liegt die Möglichkeit der Täuschung so nahe. Wenn schon der moralische Werth des Einzelnen oft selbst von seinen Nächsten nicht richtig abgeschätzt werden kann, wie schwer muß er bei ganzen Völkern zu wägen sein! Die Heuchelei spielt hier eine Rolle, welche oft der schärfsten Analyse spottet, und eine Stimmung, die sich in jedem Fall auf das Schlimmste gefaßt hält, scheint die zu sein, welche sich am Ende noch am wenigsten der Enttäuschung ausgesetzt sehen dürfte. Und dennoch sind gerade jene landläufigen pessimistischen Urtheile über den Sittenzustand von Völkern, die zufällig anders denken, fühlen oder handeln als wir, fast immer unrichtig. Wer unter fremden Völkern sich bewegte, kennt die Neigung der Zugewanderten, die Moral des Volkes, in dessen Schooße sie leben, so dunkel wie möglich zu malen, und solche Urtheile, die auf möglichst geringer Welt- und Menschenkenntniß basiren, haben oft genug Curs erhalten; bei Licht betrachtet, erheben sie sich aber selten über das Niveau philisterhaften Skandalklatsches. Dem Beobachter, der über Tact verfügt, wird vielleicht etwas, das ich „öffentliches Schamgefühl" nennen möchte, nämlich die feine Empfindung für das, was erlaubt sein darf und was nicht, der sicherste Leitfaden auf diesem dornigsten Abschnitte der Völkerbeurtheilung scheinen. Aber der Stand des öffentlichen Gewissens ist mit Tact allein nicht zu ermessen, und wenn es auch einem Feinsinnigen in weiter Ausdehnung gelingt, durch die Schale täuschender Oberflächenerscheinungen nach dem Kerne hin vorzutasten, so läßt die Formulirung des Urtheils um so mehr an Deutlichkeit zu wünschen übrig, je größer das vollständig berechtigte Bestreben ist, die Abstufungen zwischen Licht und Schatten in ihrer naturgemäßen Vermitteltheit wiederzugeben. Am meisten ist vor der verfrühten Anwendung statistischer Methoden zu warnen. Nächst der Unwissenheit hat nichts auf der Welt eine so große Macht, Vorurtheile zu befestigen, als die Zahlen der Statistik. Die Gefahr, in Vorurtheile zu verfallen, ist bei der Sittenstatistik noch größer als die Aussicht auf Erfolglosigkeit. Die Statistik verfährt gegenüber den Thatsachen, die in das Gebiet der Sittenstatistik fallen, in der Regel umgekehrt wie Derjenige verfahren müßte, der aus denselben Schlüsse zur Völkerbeurtheilung zu ziehen wünscht: sie faßt die Resultate einer Anzahl von Ursachen zusammen, während wir darnach streben müssen, sie möglichst auseinanderzuhalten. Ein tieferer Blick in das Familienleben auch nur einer einzigen Classe eines Volkes ist für den Völkerbeurtheiler gewiß wichtiger als Bände von Ehen- oder Geburts- oder Prostitutionsstatistiken; freilich muß er dann

etwas mehr verstehen als Zahlen sammeln, addiren und dividiren. Es ist übrigens schon sehr charakteristisch, daß die Resultate der Statistik eine außerordentlich große Verschiedenheit unter den Völkern hinsichtlich der Erscheinungen aufweisen, die mit der Sittlichkeit in näherem Zusammenhange stehen, während es umgekehrt immer das letzte Resultat der Betrachtungen der genialsten vergleichenden Beobachter gewesen ist und voraussichtlich auch bleiben wird, daß die Völker sich in dieser Beziehung viel mehr gleichen als mancher äußere Schein vermuthen läßt. Gewiß führen manche scheinbar große Unterschiede in der Sittlichkeit unserer modernen Culturvölker mehr auf Verschiedenheiten des Gefühls für Sitte oder des öffentlichen Schamgefühls als des wirklichen Betrages der sittlichen oder unsittlichen Handlungen zurück.

Der Einfluß der Familie auf die Erziehung des Volkes ist für Jeden klar, der unter den Früchten der Jugendbildung die Bildung des Charakters höher stellt als die Aneignung von Kenntnissen. Es ist allerdings von Werth, wenn fast jeder vernünftige Mensch lesen, rechnen und schreiben kann, wie es heute in Deutschland der Fall. Das bedarf gar keiner Erwähnung. Aber beim Vergleich eines derartig durchgeschulten Volkes mit anderen, die der allgemeinen Schulpflicht sich nicht erfreuen, will doch oft der Werth derselben erheblich geringer scheinen, als man bei uns selbstgefällig glaubt. Die Bildung des Geistes wird nur da einen tieferen Einfluß auf die Handlungen der Menschen üben, wo sie Zeit und Mittel findet, eine Durchbildung zu werden; ohne diese tiefere Aneignung sind Kenntnisse nützliche Werkzeuge und weiter nichts. Vom Standpunkt einer vergleichenden Abschätzung finden wir ein fest eingeprägtes Moralprincip, dessen Keime nur die Familie oder das Leben tief genug in die Seele senken kann, eine ganz zu eigen gemachte Maxime, werthvoller als den gesammten Elementarunterricht, aus dessen Früchten der gemeine Mann doch herzlich wenig zu machen weiß. Wenn man in New York oder in Sydney deutsche und englische Auswanderer zusammen ankommen sieht, merkt man nur zu wenig von dem Schulzwang, dem die einen unterworfen, und dem Mangel an allem Schulunterricht, dem die anderen ausgesetzt waren; der Deutsche hat eine Linkischkeit, Unselbständigkeit und Ungeschicktheit, welche ihm die Schulung nicht nehmen konnte, und den Engländer verhindert die mangelnde Schulbildung nicht an der Entfaltung eines Selbstgefühles, eines praktischen Blickes, einer Sicherheit, welche nicht blos in dieser kritischen Lage ihm zu Statten kommen, sondern von früh an ihn durch's Leben begleiten.

Ich behaupte, wir haben überhaupt einen viel geringeren Werth in der Beurtheilung der Völker auf Wissen, Wissenschaft, Geistesbildung zu legen als man gewöhnlich glaubt. Vom professionell Wissenden, vorzüglich vom Gelehrten abgesehen, nehmen wir im gewöhnlichen Leben nicht das Maß des Wissens als Dasjenige, nach dem wir die Tüchtigkeit eines

Menschen beurtheilen. Wir sehen viel mehr nach der Art, wie er sein Wissen anwendet; dies entscheidet unser Urtheil und dasselbe muß uns auch bei den Völkern bestimmen. Für uns Deutsche ist das eine besonders wichtige Frage, denn kein Volk legt solchen Werth auf das Wissen an und für sich. Man merkt uns noch immer an, daß wir Jahrhunderte der politischen und wissenschaftlichen Schwäche hindurch den Trost für die Achtung, welche damals andere Völker uns versagten, in der Pflege der Kunst und vorzüglich der Wissenschaften zu suchen hatten. Man muß in dieser Beziehung etwas immer im Auge behalten, was überhaupt als allgemeine Regel der Völkerbeurtheilung gelten kann, daß ein Volk immer am meisten durch jene Leistungen gewinnen wird, deren Früchte es nicht mit anderen zu theilen braucht. An dem Nutzen dessen, was ein Volk weiß und was es durch Wissenschaftspflege schafft, nimmt die ganze Welt Theil. Ein einzelnes Volk, das, wie das deutsche, vorzüglich den Wissenschaften sich widmet, hat hauptsächlich nur den idealen Nutzen der Ehre davon. Erst wo unsere Gelehrten Lehrer werden, gereicht ihre Thätigkeit dem eigenen Volke zu praktischem Nutzen. Es ist ganz so mit Literatur und Kunst. Ihr Werth für die Menschheit kann ein außerordentlicher sein, aber ihr Werth für das Volk, das sie pflegt, beruht in der Zahl von Ideen, Principien u. dgl., die aus ihnen sich in's praktische Leben übersetzen lassen, kurz gesagt in ihrer Anwendung. Die Dichtungen unserer Minnesänger haben wahrscheinlich das deutsche Volk in keiner Hinsicht erheblich weitergebracht, weil sie großentheils Eigenthum einer Classe, eines Theiles des Volkes blieben. Hingegen wird man wichtige Ereignisse in unserem neueren nationalen und nicht blos geistigen Leben nicht richtig beurtheilen, wenn man nicht die in weiteste Kreise sich erstreckenden Wirkungen einiger unserer neueren Dichter beachtet, und vielleicht hat kein Volk für sein Leben so viel wirklichen Nutzen gezogen, wie das deutsche aus seinem Schiller. Prüfen wir also ein Volk auf den Werth seiner geistigen Besitzthümer, so fragen wir nicht in erster Reihe: Wie viel große Gelehrte, wie viel hervorragende Dichter und Künstler hat es erzeugt, sondern: Wie viel von seinen Geistesschätzen ist in cursirfähige Münze umgesetzt? Wie viel der schönen Schöpfungen haben wahre Volksthümlichkeit erlangt? Merkt man es den Ideen und Handlungen dieses Volkes an, daß ein Schiller und Goethe in seiner Mitte gewandelt sind? Trägt jenes die Spuren eines Dante, eines Cervantes noch in seinen Zügen?

Von den geistigen Schätzen eines Volkes, finde ich, dringt außerordentlich wenig in tiefere Schichten. Die Sonnenwärme dringt nur wenige Fuß tief in die Erde hinein, nur so tief nehmen die Schichten der Erdrinde an den Schwankungen des Sommers und Winters Theil; die täglichen Wärmeschwankungen gehen noch weniger tief. Für alles, was über eine gewisse Tiefe hinaus liegt, gibt es weder Sommer noch

Tages- noch Jahreszeiten. So dringen auch die Wärmestrahlen der geistigen Sonnen nur wenig tief in die Masse. Nur eine dünne Schicht folgt ihren Bahnen, empfindet ihre Peripetieen mit. Tiefer folgt eine Schicht, die nur die großen Epochen mitmacht und in der Regel um eine Generation im geistigen Leben zurück ist. Darüber hinaus ist's finster und leer. Wie gering wäre, wenn man sie zählen könnte, die Zahl der Deutschen, die an den Schätzen unserer Literatur und Kunst, wie viel geringer noch die, welche an den Errungenschaften unserer Forscher theilzunehmen vermögen?

Wo sich aber auch die Fähigkeit findet, Literatur und Kunst mit zu genießen, da genießt man eben nur. Haben jedoch nicht die Genüsse alle das Eigene an sich, daß sie meist keine dauernden Früchte tragen und daß ihren Früchten, wenn sie welche tragen, doch nur eine geringe praktische Anwendbarkeit und Verbreitungsfähigkeit innewohnt? Was mich Schönes beglückt, was Großes mich entzückt, wie kann ich es Anderen mittheilen, die nicht ebenfalls genießen und nachempfinden wollen? Das Beste und Verwerthbarste, was ein Mensch in sich trägt, das muß er sich erarbeiten und was darin vom Einzelnen gilt, läßt sich auch von einem Volke im Ganzen sagen.

Nach alledem darf man der Meinung sein, daß auf das geistige Leben eines Volkes nicht der Ton bei der Beurtheilung zu legen sei, wie auf andere Aeußerungen seines inneren Lebens. Es ist jedenfalls geradezu falsch, darauf, wie es oft geschieht, das Urtheil allein gründen zu wollen. Die Schöpfungen großer Geister sind Blüthen, die ein Stamm nicht alle Jahre treibt und die erst dann hervorkommen, wenn außer anderen günstigen Bedingungen auch die der Ansammlung einer gewissen inneren, verfügbaren Kraft durch längerdauerndes, blüthenloses Wachsthum erfüllt ist. Oft verrathen Stengel und Blätter mehr vom eigentlichen Wesen der Pflanze als diese flüchtige Erscheinung einer Blüthe, die leicht täuschen kann. Es bleibt immer das Sicherste, zunächst diejenigen Aeußerungen eines Volkes mit auf die Wage zu legen, denen Arbeit zu Grunde liegt. Ein Beispiel: Spanien macht seit 50 Jahren mitten im Verlauf einer Geschichte, die man nicht unglücklicher denken kann, erhebliche Anstrengungen, um aus der geistigen Verdumpfung herauszukommen, in die frühere Jahrhunderte es versenkt hatten. Es ist seit 30 Jahren geistig regsamer als es je seit der Zeit des Cervantes und Calderon gewesen, aber den Stempel großer Genien tragen seine Producte nicht an sich. Weil für diese die Stunde noch nicht geschlagen hat, erkühnte man sich zu sagen, Spanien sei geistig todt. Vor einiger Zeit blickte ich statt in die kärglichen Bände neuspanischer Lyrik und Erzählungskunst, welche in Madrid gedruckt werden, einmal in die Spalten der letzten Handelsberichte, wo ich finde, daß Spaniens Ausfuhr in den letzten 50 Jahren sich verachtfacht hat. Hier ist es, wo ich eine Hoffnung an-

knüpfe. Mögen die höheren, literarisch gebildeten und regsamen Classen immerhin geistig todt sein, das Volk arbeitet und steigert seine Arbeit, daran ist kein Zweifel, die Zahlen lehren es. Wenn es arbeitet, so daß es erst wieder materiell vorwärts geht, wenn auch langsam, so ist es nicht verloren und auch die Höheren werden sicher wieder einmal aus ihrem Schlafe erwachen, wenn das Blut aus den arbeitenden Lungen frischer und reicher nach Kopf und Herz der Nation strömen wird. Dieses ist freilich nur ein Beispiel. Aber wie weit sowol wir als die Italiener, zwei der in Wissenschaft und Kunst thätigsten Völker von Europa, bei all unserem geistigen Erzeugen zurückgekommen waren, hat die Geschichte nur zu deutlich gelehrt und es ist wahrscheinlich dann kein Zufall gewesen, daß es gerade die wirthschaftlichen Fragen waren, welche in beider nationaler Erneuerung eine so große Rolle spielten.

Auf die wirthschaftliche Arbeit eines Volkes ist schon darum bei der Beurtheilung so großes Gewicht zu legen, weil eben an dieser Arbeit Alle theilnehmen. Wenn es sicher ist, was wol nicht bestritten werden kann, daß Lebens- oder Schaffensäußerungen eines Volkes um so geeigneter sind zur Grundlage unseres Urtheiles zu dienen, von je mehr Gliedern eines Volkes sie getragen werden, so steht die wirthschaftliche Thätigkeit, welche mehr als jede andere das ganze Volk in Anspruch nimmt, in erster Reihe und tritt an Gewicht in der Wage, in der man die Völker wägt, nur hinter der Familie zurück. Freilich ist dabei nicht die Handelsstatistik nach dem + oder — der Bilanz nachzusehen, sondern die Sparcassenstatistik, die Wohn- und Arbeitsweise, die Tabellen über den Consum der geistigen Getränke und manches andere der Art wäre hier aufmerksamst zu betrachten. Man dürfte sich auch eine Frage erlauben, die merkwürdig selten gestellt wird, nämlich: Welcher Schätzung erfreut sich die Arbeit bei denjenigen Ständen, die nicht zu arbeiten brauchen? Diese Schätzung bildet einen sehr wichtigen Theil der Achtung, welche der Arbeit gezollt wird, den Adel der Arbeit. Die Adelung der Arbeit aber kittet die auseinanderstrebenden Classen inniger zusammen als alle Gemeinsamkeit der Geschichte und der Gesetze. Immer werden die socialen Conflicte innerhalb der Völker um so schwerer sein, je weniger die höheren Classen an ihrem Theil, in ihrer Sphäre sich an der Arbeit betheiligen, deren Last auf das ganze Volk gelegt ist, die aber von den niedrigen Classen am härtesten empfunden wird.

Wo finden aber dann die großen Geisteshelden eines Volkes ihren Platz? Die großen Dichter, Denker und Künstler? Und auch die großen Staatsmänner? Ist nicht ein Volk, das viele große Männer hervorbringt, höher zu stellen als eines, das arm an denselben ist? Wird nicht ein Volk außerordentlich gefördert durch seine großen Männer? Und ist nicht der Maßstab, den ein Volk an seine Größen legt, auch gleichzeitig ein Maßstab für den Geist, der dieses Volk beseelt? Das

Letztere ist unbedingt zuzugeben, denn das alte Sprichwort „Unter Blinden ist der Einäugige König" ist nirgends wahrer als hier. Was dagegen das Gewicht betrifft, das die großen Männer in die Wagschale der Völkerbeurtheilung werfen, so sollte man gewiß vorsichtiger damit umgehen als man pflegt, denn immer wird die Häufigkeit der großen Männer in einem Volke abhängig sein von den Umständen, unter denen dieses lebt. Es gibt Völker, wo die großen Staatsmänner Handwerk oder Handel treiben, weil man sie am Steuerruder nicht nöthig hat oder weil sie nicht bis zu demselben gelangen können, und wo die großen Denker hinter dem Pfluge gehen oder die Axt schwingen, weil es an den Strahlen fehlt, die ihren Gedankenkeimen zur Blüthe verhelfen könnten. Auch finden wir, daß alle Völker zu gewissen Zeiten mehr Größen hervorbringen als zu anderen und daß meistens das Hervortreten Einer Größe das anderer bedingt. Man sieht jeden großen Herrscher von großen Männern umgeben, jede große Zeit gebiert große Männer, selten leuchtet ein großes Gestirn allein, fast immer ruft es Constellationen hervor. Nur da, wo Völker so große Aufgaben zu erfüllen haben, daß sie jederzeit bedeutender Kräfte benöthigt sind, da sehen wir, wenn ich mich so prosaisch ausdrücken darf, daß beständig das Angebot der Nachfrage entspricht, und so hat es z. B. in Großbritannien seit 100 Jahren fast nie an Staatsmännern gefehlt, welche den Stempel wahrer Größe trugen und der großartigen Aufgabe der Regierung eines freien Landes, das gleichzeitig Weltreich ist, Genüge zu leisten vermochten. Warum gab es sie hier, während andere ebenso große und nicht minder begabte Völker vergeblich nach ihnen seufzten? Warum? Weil die großen Aufgaben sich ohne Unterlaß in dem mächtigen, an mannichfaltigen Interessen reichen Lande stellten und weil die Wege zum Commando und zum Steuer jedwedem offenstanden, der Kraft und Fähigkeit bewies, diese Wege zu beschreiten. Wenn bei uns in Deutschland die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts eine ganze Schaar wunderbarer Geistesheroen erstehen sahen, so kann ich schwer glauben, daß in den 250 Jahren zwischen der Geburt Luthers und dem Auftreten Lessings eine so unerfreuliche Unfruchtbarkeit auf geistigen Gebieten geherrscht haben soll, wie die Geringfügigkeit der Leistungen zu beweisen scheint. Man wird nicht anders denken können, als daß die Größen da waren, daß sie aber latent blieben, weil nichts sie aufrief, nichts sie förderte. Ich kann mir vorstellen, daß ein Goethe des 16. Jahrhunderts seine Geisteskraft als lutherischer Dorfprediger verpuffte oder daß der Lessing des 17. als Kriegsknecht durch's Land zog oder daß der Bismarck des 18. einen Duodezstaat verwaltete. Wenn man die Art des Auftretens der geistigen Heroen betrachtet, ist es unmöglich, sich nicht zu sagen, daß ein Volk immer eine ziemlich gleichbleibende Zahl derselben umschließt, die aber je nach den Umständen entweder sich entwickeln oder im Keime verharren.

Es wird dadurch schwer, auf dieselben sehr großes Gewicht zu legen bei der Völkerbeurtheilung. Die Heroen des geistigen Lebens gehören auch nicht einem Volke allein, sondern alle Völker, die zu einer bestimmten Zeit den geistig regen Theil der Menschheit bilden, nehmen Theil an ihnen. Aristoteles hat auf die mittelalterliche Cultur vielleicht einen viel größeren Einfluß geübt als auf die Griechen, denen er angehört, und für die englische Literatur ist Shakespeare zu keiner Zeit so bestimmend gewesen wie für die deutsche in unserer klassischen Zeit. Aber Niemand verkennt, daß allein schon der Besitz zahlreicher Größen auf den Gebieten idealer Thätigkeit der Geschichte eines Volkes im Allgemeinen einen edeln und großen Charakter aufprägt; die hohe Zier, die sie dem Ruhme eines Volkes zufügen, darf nicht unterschätzt werden und ihren realen Werth zu verkennen ist heute weniger als je erlaubt. Es ist Phrase, wenn man von der Undankbarkeit als einem Grundzug in den großen Beziehungen der Völker spricht. Es sind mit die idealsten, reinsten Züge in der geschichtlichen Physiognomie unseres Zeitalters jene Beispiele von Dankbarkeit, die nicht blos in Mitgefühlen, sondern in vollwichtigen Thaten den Neugriechen und Italienern Zoll der Anerkennung abzutragen suchte für das, was das alte Griechenland und das alte Rom der gebildeten Menschheit gewesen sind. Es ist in der That nicht ohne Werth für ein Volk, und ich rede hier nicht blos von schwachen Nationen, von den Edelsten und Besten anderer Völker geachtet zu sein. Wie rein leuchtet die Flamme solcher Anerkennung durch die Trübe der Verkennung und Unkenntniß, welche die internationalen Beziehungen der Massen charakterisirt! Gerade wir müßten das wissen, denn es ist noch nicht lange her, daß es uns wohlthat, wenn unsere großen Dichter und Forscher jenseits des Rheines und des Canales die offene Schätzung fanden, welche unserer praktischen Thätigkeit in Politik und Wirthschaft versagt blieb. Solche Vereinigungen Gebildeter verschiedenster Völker in Einer Bewunderung und Verehrung, Völkerallianzen der schönsten Art, sind freilich ebenso zart und vergänglich wie sie herzerfreuend sind. Zu leicht dorren sie im Gluthhauch des Völkerhasses ab. Doch bleiben ihre Wurzeln und es scheinen ihre Triebe die ersten zu sein, welche sich frühlingverkündigend wieder hervorwagen in den Wüsten, zu welchen oft schwere Stürme der Weltgeschichte die Völkerbeziehungen umpflügen.

Vom directesten Nutzen für ein Volk sind von allen Größen, die es erzeugt, ohne Zweifel die großen Staatsmänner, welche seine Geschicke nach außen hin bestimmen. Was aber die politische Wirkung der großen Männer im Inneren eines fertigen Volkes betrifft, so glaube ich, daß die Völkerbeurtheilung sich ohne Weiteres auf den Standpunkt des republikanischen Grundsatzes stellen wird, daß dasjenige Volk am glücklichsten ist und die beste Gewähr einer gedeihlichen Zukunft birgt, welches gewaltiger Männer in seinen inneren Angelegenheiten nicht bedarf, weil in seinen Massen Hin=

gabe und Geschick genug wohnt, um auf's Beste zu besorgen, was hierin nöthig ist. Die innere Entwickelung eines Volkes verlangt Ungestörtheit und ruhiges Tempo, — beides Dinge, die sich schwer vereinigen mit der Sprunghaftigkeit und der Ungeduld genialer Naturen.

III.

Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, welches aus Einzelmenschen Völker macht, ist nicht bei allen Völkern gleich innig. Es ist bei manchen eine erstarrte Form ohne Leben, während es bei anderen den ganzen Volkskörper mit jener nationalen Lebenslust durchdringt, jenem gesunden Behagen, welche den großen Leistungen der Völker zu Grunde liegen. Je inniger und kräftiger dieses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in einem Volke lebendig ist, um so fester zusammengefaßt werden seine Kräfte, um so leistungsfähiger wird es sein und um so mehr von jenen festwurzelnden Sitten, Anschauungen und Institutionen wird es entwickeln, welche man das Knochengerüst eines solchen Körpers nennen möchte und welche allerdings das Zusammenhaltende in einem Organismus, derjenige Theil desselben sind, welcher es ebensowol zur Ertragung großer historischer Schicksale als auch zur Lösung großer Aufgaben befähigt. Schon in diesem Bewußtsein finden wir daher einen Maßstab, mit welchem Dauer und Werth eines Volkes zu messen sind. Je lockerer ein Volk zusammenhängt, um so weniger wird es als Volk leisten und um so weniger Dauer ist ihm vorherzusagen; je stärker dagegen jenes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das Nationalbewußtsein es zusammenkittet, um so leistungsfähiger wird es sich erweisen und um so längere Dauer scheint ihm beschieden.

Manche Völker sind so glücklich, schon durch ihre geographische Lage auf die Entwickelung dieses Zusammenhangsbewußtseins hingewiesen zu werden. In erster Reihe sind das die Inselvölker, weiterhin aber auch diejenigen, deren Wohnsitze von der Natur mit den Mauern und Wällen guter Naturgrenzen geschützt sind. Die Briten, die Norweger, die Spanier und Portugiesen, in minderem Grade die Holländer und Schweizer, sind Völker, an deren Zusammenkittung die Natur selber mitarbeitet. Die Natur ihrer Lage weist solche Völker ebenso entschieden aufeinander an, als sie dieselben nach außen hin abschließt. Es kann nicht fehlen, daß unter solchen Umständen sich ein lebhaftes Nationalbewußtsein entwickelt, denn während die Störungen von außen abgehalten werden, machen sich die inneren Beziehungen mit um so größerer Kraft geltend und von zwei Richtungen her wird dergestalt übereinstimmend der Zusammenhalt gefördert. Nur in so günstiger Lage konnte ein Völkergemisch, wie es z. B. in England und Schottland zusammengeweht war, zu einem der in sich abgeschlossensten Völker erwachsen, und nur im Umkreis der Naturwälle der Alpen und des Jura konnte das ungewohnte, aber hocherfreuliche

Experiment gelingen, vier verschiedensprachige Völker friedlich zu Einem Staatswesen zu vereinigen. Wie tief solche glückliche Naturgaben auf die Volksentwickelung zurückwirken, lehrt auch schon die einzige Thatsache, daß von allen unseren germanischen Brudervölkern nur die von Natur wohlumgrenzten, wie Schweizer, Norweger, Isländer, Niederländer sich im Vollbesitz ihrer politischen Freiheit zu erhalten vermochten.

Wo diese äußeren Förderungen fehlen, müssen die inneren, aus dem Volke selbst herauswachsenden um so stärker sein, wenn sie dasselbe Resultat erzielen wollen. Man hat bei politisch so vollkommen unselbständigen Völkern wie Juden und Armeniern die Religionsgemeinschaft ihre zusammenhaltende Kraft sogar über die weiteste Zerstreuung und über Bedrückungen aller Art hinaus entfalten sehen. Geschichtliche Erinnerungen großer Art, gemeinsame Sprache und Sitte und das erst in engen, dann immer weiteren Kreisen gepflegte Gefühl der Nothwendigkeit festen Zusammenhalts in einem Nationalstaat hat aus den großen, aber tiefzerklüfteten Völkern der Deutschen und Italiener Nationen von starkem Bewußtsein und festem Zusammenhalt gemacht. Die verzweifelte Aussicht völliger Vernichtung hält nach den schwersten Schicksalen noch immer die zusammenschmelzenden Reste des Polenvolkes bei einander und ein an Zahl so kleines Volk wie die Magyaren hat in den letzten Jahren unerwartete und von unerwarteten Erfolgen gekrönte Anstrengungen gemacht, um seinem Volksthum, gegenüber den ringsum wohnenden Völkern, von denen es in seinen zersplitterten Wohnsitzen wie Inseln umschlossen ist, einen festen Halt zu geben.

Bei solchen kämpfenden Völkern, sei es nun, daß sie kämpfen, um drohenden Untergang abzuwenden, oder daß sie nach Aufstreben und Ausbreitung ringen, spielt immer die Muttersprache eine große Rolle. In der Regel bringt sich bei ihnen durch die Pflege ihrer Sprache und einer nationalen Literatur das Nationalbewußtsein zuerst zu deutlicher Ausprägung. In der Entwickelung der kleinen Nationalitäten, die sich seit einigen Jahrzehnten aus dem bunten Völkergemisch der unteren Donauländer schärfer gesondert haben, der schon früher selbständigen Magyaren, der Serben, Kroaten, Rumänen, macht die Gründung von Anstalten zur Pflege des nationalen Idioms, der wissenschaftlichen und literarischen Akademien, der Nationaltheater, das Auftreten von Dichtern und Schriftstellern, die dieser Sprache sich bedienen u. dgl. nicht weniger Epoche, als in der Entwickelung größerer Völker es die großen politischen Veränderungen oder die Feuertaufe siegreicher Kriege thun. Es ist natürlich. Bei diesen kleinen aufstrebenden Nationalitäten kommt es vor allem darauf an, sich zusammenzuschließen, ihre Reihen zu mustern, einen Begriff von ihrer Stärke zu bekommen. Wer ihre Sprache spricht, ist gewissermaßen mit ihrem Stempel geprägt. Können sie sich nicht politisch oder wirthschaftlich unabhängig machen von den Völkern, von welchen sie umwohnt

sind, so wollen sie es wenigstens auf dem Gebiete des geistigen Lebens versuchen. Und wenn selbst im Kreise eines großen Volkes die Bewohner einer Provinz oder irgend eines kleineren Abschnittes einen anheimelnden Reiz darin finden, ihren Dialekt zu pflegen, der die heimatlichen Erinnerungen am lebhaftesten verkörpert, so begreift man dasselbe Streben noch leichter, wenn es, wie bei diesen jungen Nationalitäten, sich auf eigenthümliche Sprachen richtet, welche oft nicht unbedeutende geschichtliche Erinnerungen umschließen und bereits die Anfänge von Nationalliteraturen aufzuweisen haben. In einem großen Volke ist aber das Bedürfniß der Sprachgemeinschaft kein ebenso gebieterisches. Außer in Oesterreich-Ungarn und der Türkei sehen wir zwar heute in Europa bei allen großen Völkern die Sprache einer imposanten Majorität zur Nationalsprache erhoben, in der die Sprachen kleinerer Völkerbruchstücke verschwinden. In Frankreich ist die Zahl Derjenigen, die nicht französisch sprechen, nach der Abtrennung unseres Reichslandes, eine verschwindende, denn die Millionen, welche provençalisch sprechen, verstehen wenigstens und schreiben auch sehr häufig das Hoch- oder Schriftfranzösische, wenn sie sich seiner auch nicht im täglichen Leben bedienen; in Großbritannien und Irland kann man kaum 2% der Bevölkerung als des Englischen unkundig bezeichnen; im Deutschen Reich sprechen höchstens 6% nicht deutsch; das europäische Rußland wird von 52 Millionen echter Russen bewohnt, welche 70% der Gesammtbevölkerung ausmachen und daneben spricht die Mehrzahl der Deutschen und zahlreiche Finnen, Polen, Lithauer u. a. russisch fließend; Italien ist im Wesentlichen ein wohlabgerundetes Sprachgebiet und mit der geringen Ausnahme der Catalanen und Basken, die wol zur Hälfte auch spanisch verstehen, kann man dasselbe von Spanien sagen.

Wenn nun bei solchen entschieden überwiegenden Mehrheiten das Bedürfniß, auch den Minderheiten die Mehrheitssprache aufzudrängen, dieselben sprachlich zu assimiliren, sich nicht so stark geltend macht wie bei den kleineren Nationalitäten, so legt man doch auch bei ihnen einen gewissen Werth auf die Spracheinheit, weil ohne sie jener leichte und damit regere Gedankenaustausch, jene Gemeinschaft der historischen Erinnerungen und jene Gleichartigkeit der Bildung nicht erreichbar sind, ohne die wir uns ein compaktes, durchaus nationalbewußtes Volk nicht vorstellen können. Schon die praktische Nothwendigkeit eines glatten Ganges der Verwaltungsmaschinerie muß übrigens den Wunsch nach Spracheinheit hervorrufen. Wo die Mehrheit einem begabten, regsamen, tüchtigen Volke angehört, wird nun — und das ist sehr bemerkenswerth — diese vielgewünschte Assimilirung der kleinen Völkerbruchtheile ganz von selbst sich vollziehen. Im nordöstlichen Deutschland, in Großbritannien, vor allem aber in den Vereinigten Staaten von Amerika hat man dies in großer Ausdehnung geschehen sehen. Entschieden gehört diese Verdauungsfähigkeit für fremde Elemente zu den Merkmalen eines gesunden und kräftigen Volkes und

daher gehört es auch zu den Merkmalen eines eben solchen Volkes, daß es nicht ängstlich darauf bedacht zu sein braucht, die fremden Elemente als solche auszurotten, sondern daß es das Vertrauen in seine eigene Ueberlegenheit hat, es werde ihm gelingen, sie unmerklich aufzusaugen. Der Kampf eines mächtigen Volkes wie z. B. der Russen gegen die Deutschen der Ostseeprovinzen oder gegen die Polen ist ein hierher gehöriger Fall, welcher zum mindesten einen hohen Grad von Culturschwäche im Bewußtsein des unterdrückenden Theiles voraussehen läßt, wogegen die Toleranz der großen Mehrheit des in den Vereinigten Staaten dominirenden englisch sprechenden Volkes gegenüber den zahlreichen anderen Nationalitäten, die die Auswanderung in jenem großen Lande zusammengeschwemmt hat, uns einen vortrefflichen Begriff von dem Selbstvertrauen und der Einsicht dieser Mehrheit gibt. Daß ein wirklich tüchtiges und kräftiges Volk sich zu solchen ängstlichen Unterdrückungsversuchen in keiner Weise gezwungen sehen wird, ist eine der besten Früchte der Erziehung, die es sich selbst und die ihm die Geschichte hat angedeihen lassen, denn immer werden solche erbitternde Bemühungen Kräfte lähmen, die nach anderen Richtungen besser zu verwerthen wären. Oft genug bringen derartige Unterdrückungsversuche, die aus mangelndem Kraftbewußtsein entspringen, directe Schwächungen hervor und rächen sich dadurch in einer Weise, die manchmal jedes Gutmachen ausschließt, und so datirt z. B. der wirthschaftliche Verfall Mexikos, der dieses schöne Land heute um vieles ärmer sein läßt als es vor sechzig Jahren war, von der wiederholten Austreibung der Spanier, die nationale Eifersucht dictirte. Uebrigens ist es eine ganz allgemeine Regel, daß große Völker, die gesund und tüchtig sind, eine natürliche Anziehung auf kleinere ausüben und eine natürliche Fähigkeit besitzen, kleine Völkersplitter ohne Zwang in sich aufzunehmen.

Uebrigens würden solche Reibereien der verschiedenen Nationalitäten innerhalb eines Volkes überhaupt schon minder heftig auftreten, wenn diese nicht vollständig übertriebene Begriffe von der Reinheit ihrer Abstammung hätten. Die Rassenlehre ist im Verlauf ihrer Untersuchungen immer mehr dem Grundsatze zugeführt worden: Es gibt keine reinen Rassen, alle Rassen sind Mischungen. Auch von den Völkern kann man es als eine allgemeine Regel aussprechen, daß sie viel verschiedenere Elemente in sich einschließen, als sie selber anzunehmen geneigt sind. Die Bedeutung, welche das nationale Element in ihrer Geschichte, soweit sie ihnen offenliegt, und in ihrer Gegenwart hat, verleitet sie zu einer Ueberschätzung desselben auch für die längst vergangenen Zeiten. Man kann es begreifen, daß es so ist, aber es ist wenig logisch. In dem Bestreben, ihre Abstammung soweit wie möglich hinaufzuführen und ihren Stammbaum so rein darzustellen wie möglich, knüpfen sie gern bei den ältesten Bewohnern ihres Landes an, von denen die Geschichte Kunde gibt, während auf den eigentlichen Bestand, das äußere und innere Wesen des Volkes

oft spätere Einflüsse, und zwar besonders Mischungen mit anderen Völkern, viel mächtiger gewirkt haben. Die Franzosen, eines der gemischtesten Völker, die es gibt, erklären sich am liebsten für Abkömmlinge der Gallier. Die Italiener sind sehr wenig gewillt, die keltische, germanische und sogar slavische Blutmischung anzuerkennen, die in Oberitalien, und andere, welche im Süden stattgefunden haben, wiewol es dem unparteiischen Beobachter scheinen will, als ob wenigstens die ersteren gar nicht so unvortheilhaft gewirkt hätten; der Italiener will aber ein Nachkomme des Römers sein. Bei uns in Deutschland kann man Leute, deren Gesichtsschnitt einen Irländer oder Russen beschämt, sich der Abstammung von den blonden Söhnen Teuts rühmen hören und die ehrenvollen Schilderungen des Tacitus wendet der halbslavische Mecklenburger oder Schlesier mit nicht weniger Selbstgefühl auf sich an als der halbkeltische Pfälzer oder Badenser. Selbst in England, wo die Thatsache der Mischung so klar auf der Hand liegt, streiten sich die Volkskundigen noch heute darum, ob das keltische Blut der Ureinwohner einen starken Einfluß auf Charakter und Entwickelung der eingewanderten Germanen geübt habe oder nicht.

Nicht blos die Geschichte widerspricht dieser Vorliebe der Völker für reine und alte Abstammung, sondern es ruht dieselbe auch an und für sich auf einer ganz falschen Schätzung des Unterschiedes zwischen Völkern reiner und gemischter Rasse. Gewiß ist es gut, wenn ein Volk in seiner Vergangenheit Dinge hat, auf welche es ein Recht besitzt, stolz zu sein. Eine große Vergangenheit ist das Schönste und Edelste, was ein Volk haben kann und sie ist unentwendbar. Auch praktisch ist es nicht bedeutungslos, wenn der Ruhm vergangener Zeiten die Ideale hoher Ziele auf die leere Wand der Zukunft vorauswirft. Man wird das nie verkennen dürfen. Aber zu diesen wünschenswerthen Dingen ist doch nie die Rasseneinheit zu rechnen. So wenig wir bei den Familien die Inzucht d. h. die fortgesetzte Vermischung von Blutsverwandten gutheißen dürfen, die wir von Folgen begleitet sehen, welche für Geist und Körper gleich verderblich sind, so wenig können wir sie bei Völkern billigen und aus mehr als einem Grunde dürfen wir es nicht. Einseitige Anlagen, die die Völker so gut wie die Einzelnen von der Natur mitbekommen, können durch Inzucht bis zur Krankhaftigkeit gesteigert, durch Mischung aber abgeschwächt oder vernichtet werden. Aber einen anderen und wahrscheinlich, wenigstens für unsere kurzzeitige Beobachtung, viel bedeutsameren Vortheil erreicht die Mischung durch Steigerung der Zahl und Mannichfaltigkeit der Anlagen. Wir sehen fast bei jedem Volke Europas diese Vortheile ausgeprägt. Ich erinnere an die Rolle, welche die deutschen Elsässer und Lothringer in Frankreich spielten. Als Nichtfranzosen ergänzten sie die Franzosen an so vielen Punkten, daß ihr Verlust, wie wir Alle wissen, für Frankreich viel mehr bedeutet, als wenn es ebenso viel Auvergnaten oder Gascogner verloren hätte. Frankreich ist durch diesen

Verlust nicht blos volksärmer, sondern auch einseitiger geworden. Daß die große wirthschaftliche Blüthe Belgiens eine ihrer Hauptursachen in der vortrefflichen Mischung der Bevölkerung hat, ist schon längst anerkannt; der schifffahrts- und handelskundige Fläme und der industrielle und nüchterne Wallone haben sich vortrefflich in die Arbeit getheilt. Jener würde nie ein so guter Eisenarbeiter sein wie dieser und auf der andern Seite würde dieser am Meer und am Getriebe des Welthandels nicht dasselbe Gefallen finden wie jener. In ähnlicher Vertheilung ist in England der Angelsachse mit Vorliebe Seefahrer und Handelsmann, während der Kelte der Mann des Eisens und der Kohle bleibt. Wie einseitig, wie viel weniger bewegt und beweglich sind im Vergleich zu diesen Mischvölkern die rein germanischen Skandinavier und Niederländer. Und hat nicht auch in der Geschichte Deutschlands sich der Contrast des halbslavischen Ostens mit dem germanischen Westen und Norden fruchtbar genug gezeigt an heilsamen Wirkungen? Wie sehr haben diese Wechselwirkungen die beschränkten Träume jener fanatischen Urteutonen beschämt, welche das Volk jenseits der Elbe für tief unter Schwaben und Baiern stehend erklärten, weil in seinen Adern slavisches Blut fließe! Am deutlichsten tritt übrigens der Vortheil der Völkermischung wahrscheinlich in jüngeren Staatswesen hervor, wo dieselbe noch stärker im Gange ist. Sehen wir nach Rußland, so finden wir einen deutschen Bevölkerungsbestandtheil, der zwar klein an Zahl, aber groß an Bedeutung für die Verwaltung und besonders die wirthschaftliche Entwickelung des Landes ist. In den Vereinigten Staaten ist es vielleicht klarer als irgendwo zu sehen, wie das Volk im Stande ist, verschiedene Functionen an verschiedene Rassen oder Nationalitäten zu vertheilen, die sich nun gerade am besten für dieselben eignen. Der Deutsche mit seiner Stabilität, seinem Haften an der Scholle, seinem Fleiß und seiner Sparsamkeit ist die Stütze des Landbaues, während keiner so gut wie der Irländer sich für die niedrigen Fabriks- und Taglöhnerarbeiten eignet. Es ist oft genug von Amerikanern selbst anerkannt, daß ohne diese beiden Ackerbau und Industrie in den Vereinigten Staaten noch weit von der Stufe der Ausbildung entfernt sein würden, auf welcher sie heute stehen. Was wäre das wirthschaftliche Leben Polens oder Rumäniens ohne die Juden? Und das Kleinasiens und der Pontusländer ohne Armenier und Griechen? Bis in die Spitze und Krone unserer modernen Culturentwickelung, bis in die Metropole der modernen Welt können wir diese große Bedeutung der Völkermischung verfolgen, wo wir in der City von London, diesem Mittelpunkt des Welthandels, dem Juden und dem Deutschen als einem nicht mehr zu entbehrenden Element der großhandeltreibenden Bevölkerung und besonders des in Geldgeschäften thätigen Theiles derselben begegnen.

Man kann die Vortheile der Mischungen anerkennen, ohne darum jedwede beliebige Rassenvermengung für vortheilhaft zu halten. Wenn

sich ein weißes Volk durch unbeschränkte Mischung mit Negern, Malayen &c. so degradirt, wie es die Portugiesen in allen ihren überseeischen Besitzungen gethan, so ist das einfach ein Herabsteigen von einer einmal erreichten höheren Stufe und als solches bedauerlich. Auch ein so buntes und disparates Völkergemisch wie das der europäischen Türkei oder der österreichisch-ungarischen Monarchie ist gewiß nichts Wünschenswerthes. Hingegen dürften unsere Paar Millionen Slaven, Dänen und Franzosen im Deutschen Reiche mit der Zeit als gar keine so ganz unwillkommene Zugabe zu unseren reindeutschen Elementen erscheinen, da sie auf der einen Seite nicht zahlreich genug sind, um den wesentlich deutschen Charakter unseres Reiches zu stören, sofern wir unsere innere Gesundheit bewahren, und da sie auf der anderen dazu helfen, diesen Charakter vor Einförmigkeit und Erstarrung zu bewahren. Sie können sogar sehr nützlich werden, wenn ihre Opposition uns daran erinnert, daß es mit dem starken Nationalgefühl allein auf die Dauer nicht gethan ist, sondern daß nur unsere eigene Tüchtigkeit und die zunehmende Vortrefflichkeit unserer Staatseinrichtungen im Stande ist, dieselben immer fester mit uns zusammenzuschmieden.

Das wird man freilich nicht leugnen, daß die Zufügung eines erheblichen Bruchtheils fremden Volkes zu einer schon vorhandenen, fertigen Nation ein gefährliches Experiment ist, das nur in der Atmosphäre der größten Freiheit, in der Schweiz oder in den Vereinigten Staaten mit Glück versucht wird. Für uns andere, die ein großes Gewicht legen müssen auf unseren ungefährdeten inneren Zusammenhang, ist in neuerer Zeit schon durch den regen Verkehr von Volk zu Volk für die Einfuhr einer nicht geringen Menge frischen Blutes in die Adern unseres Organismus Sorge getragen. Wenn wir heute auf der Grundlage eines gesunden Staatswesens jene schon immer zum Weltbürgerthum hinneigenden Gedanken unserer besten Geister weiterspinnen, scheint diese Mengung, Mischung und hülfreiche Arbeitsvertheilung der Völker die einzige Form zu sein, unter der wir uns den Kosmopolitismus praktisch möglich denken können. Nicht an ein schrankenloses, an Pflichten und Neigungen armes Weltbürgerthum denken wir, wenn wir uns das Gute vorzustellen suchen, was die Zukunft den Völkern bringen mag, sondern an diese langsame, aber beständige Aufnahme fremder Volkselemente, die in jedem noch so abgeschlossenen Volksthum sich vollzieht und an den damit Hand in Hand gehenden Wechselverkehr und die wechselseitige Schätzung der Völker. Dies sind Güter unserer Zeit, welche sie vor allen vorhergegangenen voraus hat und dieselben haben in den letzten hundert Jahren schon außerordentlich viel für die Annäherung der Völker geleistet und werden ihren mildernden, humanisirenden Einfluß auch fernerhin zur Geltung bringen. Sie bereichern und verjüngen uns im Inneren, ohne daß sie den Geist und die Formen unseres Volkes mehr und rascher verändern als das Interesse unseres

harmonischen Wachsthums es erheischt. Um ihre Wirkungen zu ermessen, muß man freilich z. B. nicht die oft gehörte müßige Frage aufwerfen: Werden die Kriege seltener? Hören sie nicht endlich einmal gänzlich auf? Die Kriege hängen nicht ab von den Bevölkerungsclassen, die hier vorzüglich in Frage kommen und man kann sie wie Anfälle von Jähzorn betrachten, welche als Rückfälle auch die schönste Charakterentwickelung durchbrechen können, den Gesammtwerth derselben aber nicht erheblich zu stören vermögen. Wenn wir aber fragen: Ist nicht der Völkerverkehr außerhalb der Kriegszeiten viel menschlicher, inniger, verständnißvoller und damit toleranter geworden, so muß man entschieden antworten: „Ja". Und in dieser Richtung liegt gewiß noch manches zu Erstrebende.

Betrachtet man die vielverketzerte und jedenfalls sehr viel mißverstandene Völkermischung aus diesen erfreulicheren Gesichtspunkten, so muß man sicher zugeben, daß auch unser Urtheil, das geneigt ist, sehr tiefgehende Unterschiede zwischen den Völkern anzunehmen, dieselbe zu berücksichtigen hat. Die Frage liegt nahe, ob denn überhaupt die Völker so verschieden sein können, wenn durch Mischung so zahlreiche Bestandtheile ihnen gemeinsam zugefallen sind? Es ist sicher, daß der Fehler, eine tiefere Verschiedenheit der Völker anzunehmen, als wirklich vorhanden ist, sehr häufig begangen wird: man läßt die Aeußerlichkeiten zu stark hervortreten, Sprachverschiedenheiten, Abweichungen im Körperlichen, in der Sitte u. dgl. Aber gehört nicht so vieles von diesen Unterschieden zu dem, was ein Volk während seiner Geschichte erwirbt und zu den Wirkungen der Lage, in welcher es sich monentan befindet? Und sind nicht andere fast ohne allen merklichen Einfluß auf das innere Wesen und die bedeutenderen Aeußerungen eines Volkes? Es fällt auf, daß die Geschichte gemischter Völker bald von diesem, bald von jenem Charakterzug bestimmt erscheint, je nachdem dieses oder jenes Mischungselement an die Oberfläche tritt. Die alte Geschichte Britanniens war eine keltische, sie war ein Stück Völkerwanderungsgeschichte nach der Einwirkung der Sachsen und Angeln, sie erhielt einen romanischen Anstrich in den ersten Jahrhunderten nach der Eroberung durch die Normannen, sie hatte vielleicht den germanischsten Typus zur Zeit der Elisabeth und in der Revolution und nahm seitdem einen eigenthümlichen Charakter an, der der heutigen britischen Nation, diesem immer mehr in sich verschmelzenden und in immer größerer Zahl fremde Elemente absorbirenden Producte einer der bemerkenswerthesten Völkermischungen entspricht. In jenen Staaten, wo die einzelnen Völker noch gesondert zu erkennen sind, nehmen wir keinen Anstand, ihre verschiedenen Einflüsse anzuerkennen und es leugnet z. B. Niemand, daß die österreichische Politik italienisch-spanische, deutsche, slavische, magyarische Episoden gehabt hat. Das russische Staatswesen hat gegenwärtig einen deutscheren Charakter als es wahrscheinlich in 50 Jahren haben wird, aber vor 300 Jahren war es sogar mongolisch angehaucht. Warum soll

nun nicht dasselbe anzunehmen sein bei Völkern, in denen die Ungleichartigkeit der Elemente nur verdeckt ist durch das übergeworfene Gewand der gemeinsamen Sprache, Geschichte und Staatszugehörigkeit? Ein Volk verliert mit seiner Sprache mancherlei und vorzüglich sein Sonderbewußtsein, aber nicht auch seine Charaktereigenthümlichkeiten und es wird dieselben besonders da, wo es compakt wohnt, noch langehin zur Geltung bringen. Hat man nicht selbst in den Kämpfen der Nordspanier für ihre Fueros noch Reste alter gothischer Unbeugsamkeit erkennen wollen?

Wir dürfen über dieser starken Betonung der Einflüsse der Mischung nicht die sehr bemerkenswerthen Wirkungen vergessen, welche das Gegentheil der Vermischung, nämlich die Absonderung von Volksbruchtheilen auf das Ganze übt. Uebersehen wir einmal die Verkleinerung des letzteren, welche mit dem Moment der Ablösung eintritt, so werden wir finden, daß diese Bruchtheile in den meisten Fällen das Muttervolk erheblich bereichern und ich meine, gerade wir Deutsche dürften uns freuen, daß selbständig thätige und productive Glieder unseres Volkskörpers in der Schweiz, in Oesterreich, in den russischen Ostseeprovinzen uns erhalten sind. Diese politisch abgelösten, geistig aber im Zusammenhang gebliebenen Glieder leben unter anderen Verhältnissen, denken und fühlen in manchen Beziehungen ganz anders als wir. Während es fraglich ist, ob ihre politische Wiederanfügung uns stärken würde, ist es sicher, daß dieselbe unser deutsches Geistesleben nicht bereichern, sondern nur einförmiger gestalten würde. Auch sollte man nie vergessen, daß durch Wechselfälle der Geschichte oft genug solchen Bruchstücken eine große Bedeutung für das Volksganze verliehen worden ist. Es ist doch noch nicht lange her, daß die deutsche Schweiz das Asyl unserer politischen Flüchtlinge war. Der Tyroler Freiheitskampf von 1809 wurde außerhalb der damaligen und heutigen Grenze Deutschlands ausgefochten und war doch ein hochwichtiges Stück deutscher Geschichte. Muß man daran erinnern, was die französische Schweiz, und besonders Genf, dieser merkwürdige Mittelpunkt internationalen geistigen Verkehres für Frankreich gewesen ist? Vernünftige Franzosen haben immer erkannt, daß das Geistesleben der Franzosen nicht gewinnen würde, wenn man diese halbe Million französisch Sprechender mit Frankreich vereinigte. Mit der Zeit wird unzweifelhaft das rasche Wachsthum europäischer Colonialstaaten in Amerika und Australien solchen abgelösten Völkerbruchstücken eine viel großartigere Bedeutung verleihen; stützt sich doch heute schon die erste Rolle, welche englische Sprache und theilweise sogar englische Sitte im größten Theile der außereuropäischen Welt spielen, nicht blos auf das Mutterland vieler Colonien, Großbritannien selbst, sondern bald ebenso sehr auf die Vereinigten Staaten, dieses abgelöste Stück des britischen Colonialreiches, und in Australien, Neuseeland, Südafrika wachsen ähnliche Glieder eines englisch redenden und bis zu einem gewissen Grade auch englisch denkenden außereuropäischen Colonialvolkes empor. Bei einem

großen Ueberblick der heutigen Weltlage scheint dadurch die englische Sprache und was in ihr niedergelegt ist, scheinen englische Gesetze, Gebräuche und Sitten sicherer vor dem Untergang gewahrt als die irgend einer anderen Nation. Wir anderen Völker mögen noch so kräftige Bäume sein, aber wir stützen unsere Entfaltung auf Einen Stamm, während England einem indischen Riesenfeigenbaum gleich auf zahlreichen, in neue Erde gesenkten Säulen ruht.

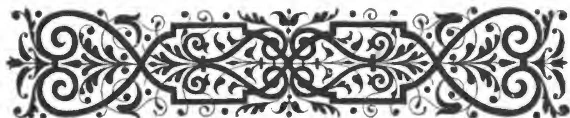
Freilich muß ein Volk starkes Wachsthum haben, um solchen Tochtervölkern Ursprung zu geben und außerdem muß es die Fähigkeit der Coloniengründung besitzen. Wie verschieden aber gerade hinsichtlich des Wachsthums die großen europäischen Völker seien, wird selten genügend beachtet, wiewol es doch einer der bedeutendsten Factoren in einem Volksleben ist. Daß die durchschnittliche jährliche Zunahme der Bevölkerung in Frankreich blos etwa ein Dritttheil von der in Preußen beträgt, so daß, wie ein deutscher Statistiker berechnet hat, im Jahre 2000 Deutschland mehr als doppelt so volkreich sein könnte als Frankreich, ist in dem letzteren Lande bekanntlich in neuester Zeit viel erörtert worden; früher beachtet und zur Selbstbeurtheilung angewandt, hätte diese Thatsache vielleicht die kriegerischen Tendenzen und die gewagte Politik Frankreichs in den letztverflossenen Jahrzehnten erheblich dämpfen können.

Man spricht viel von Wachsthum, von der Vermehrung der Völker, es gibt aber auch ein Absterben, einen Völkertod. Es will freilich scheinen, wenn man blos die großen Völker in Betracht zieht, daß ein Volk weder durch Alter noch durch die härtesten Schicksale völlig getödtet werden könne. Leben nicht die Römer in den Italienern, die Griechen in den Neugriechen, die Inder in den Hindus, die Aegypter in den Kopten fort? Und bieten nicht die Chinesen ein sehr merkwürdiges Bild hohen Alters, indem sie, wiewol älter als alle unsere europäischen Völker, noch rüstig genug sind, um mit ihrer enormen Zahl den Abendländern sogar den gelben Schrecken einer chinesischen Ueberschwemmung einzuflößen? Doch gibt es genug Erinnerungen an verstorbene, völlig untergegangene Völker, die diesen gegenüberzustellen sind. Auf den britischen Inseln sind die keltischen Stämme fast ausgestorben, in Nordostdeutschland das Volk der Preußen, in Kurland die Kuren. Die Basken in den Pyrenäen gehen zurück. Einige von diesen Völkern sind in früheren Jahrhunderten geradezu ausgerottet, an Leib und Seele getödtet worden. Neuerdings sterben sie in der Weise aus, daß sie ihre Seele, und zunächst deren Hauptausdruck, die Sprache, dann auch andere besondere Merkmale verlieren, um dann allmählich in die umwohnenden Völker sich zu verlieren. Oft klingt noch die Tracht nach, die Sitte, das Märchen geben noch Kunde von den Verschollenen, ähnlich wie eigene Pflanzen auf den Stätten aufsprießen, wo einst Menschen wohnten. Zuletzt sind aber ihre Spuren höchstens noch in den Büchereien zu suchen.

Indessen ist das Einzige wenigstens tröstlich, daß dies Alles minder zahlreiche Völker waren, die auch keine beträchtliche Culturhöhe aus eigener Kraft erklommen hatten. Es waren mehr Stämme als Völker. Wir haben zwar auch Beispiele von kleinen Völkern, welche sich selbständig erhielten und manchmal unter den allerschwierigsten Verhältnissen, wie die Juden, die Schweizer, einige christliche Völker der europäischen Türkei u. a. Aber es bleibt trotzdem die Regel bestehen, daß man numerisch große Völker bis jetzt in der Weltgeschichte nicht hat sterben sehen, und daß die an Zahl bedeutendsten Völker, die wir heute kennen, in den meisten Beziehungen die größte Gewähr des Fortlebens zu bieten scheinen.

Mit dem Vegetiren, dem bloßen Nichtsterbenkönnen ist es freilich nicht gethan; Kraft und Macht gehören zum gedeihlichen Leben eines Volkes. Und in vielen Fällen sind sie es, die die schwersten Gewichte in die Wage der Völkerbeurtheilung werfen, denn wenn auch manches Gute von einem Volke zu sagen ist, so werden doch alle Anerkennungen und Belobungen nicht eher gegen allzu leicht eintretende Schwankungen des Urtheiles geschützt sein und ihm selbst nicht früher zum Nutzen gereichen, als bis sie sich auf der Granitbasis einer achtunggebietenden Stellung erheben, die nur erarbeitet und erkämpft werden kann.





Das goldene Vließ und die Argonauten.

Von

P. W. Forchhammer.

— Kiel. —

I. Das goldene Vließ.

Die jüngst am Berliner Hofe gefeierte Verleihung des Ordens des goldenen Vließes an den Großherzog von Baden führte bei einer Tischgesellschaft auf die Frage nach der Entstehung dieses Ordens und weiter zurück nach der Entstehung und der Bedeutung des goldenen Vließes. Darüber war man einig, daß Pierre de Sainct Julien in seinen Originibus Burgundicis sich irre, wenn er den Namen des Jason auf die fünf Anfangsbuchstaben der Monate Juli, August, September, October und November deutete, in welchen Monaten die Erde die Nahrung und den Unterhalt aller lebenden Wesen hervorbrächte. Und doch war ein Körnchen Wahrheit in dem Wort. Die Sage von dem goldenen Vließ ist kurz diese. Athamas war Herrscher eines Theils des niedrigen Ufers des kopaischen Sees im Gebiet des böotischen Orchomenos, vermählt auf Befehl der Hera mit der Nephele, welche ihm zwei Kinder, den Phrixos und die Helle gebar. Heimlich aber vermählte sich Athamas mit der Ino, mit der er zwei Söhne erzeugte. Nephele verließ erzürnt den Athamas und flog in den Himmel. Ino haßte die Kinder der Nephele; um sie zu verderben, veranlaßte sie einen Orakelspruch, der dem Athamas befahl, seinen Sohn Phrixos dem schlürfenden Zeus zu opfern. Als er den Phrixos vom Felde holen läßt, befiehlt diesem ein redender Widder, er solle sich mit seiner Schwester auf seinen, des Widders, Rücken setzen, und machte nun mit beiden die Fahrt durch die Lüfte. Als sie über die Wasserstraße zwischen Europa und Asien kamen, fiel Helle bei der Stadt Paktyä in's Wasser, daher der Name Hellespont. Phrixos schwebte weiter über Kleinasien dem Kaukasos zu und opferte in Kolchis den Widder dem Zeus;

das Fell desselben hing er auf an den Bäumen des Hains des Ares. Dieses Vließ war ursprünglich weiß, aber Hermes machte es golden.

Der, wie sich ergeben wird, sehr einfachen Erklärung dieses Mythos mag eine kurze Beschreibung der räumlichen und klimatischen Verhältnisse jener Gegend vorausgehen. Der aus Phokis herabkommende Fluß Kephissos findet wegen der hemmenden Gebirge keinen directen Abfluß in's Meer. Daher bildet er unterhalb Orchomenos den großen kopaischen See, dessen Ufer und Ausdehnung nach der Verschiedenheit der Jahreszeiten sehr wechseln. Doch beruht die Verminderung der winterlichen Gewässer nicht blos auf der Verdampfung und dem Eindringen in die immer trockener werdende Erde, sondern auch auf dem unsichtbaren Abfließen durch die großen unter dem Gebirge verborgenen natürlichen Abzugscanäle, die sog. Katabothras. Erst nachdem schon ein großer Theil der winterlichen Ueberschwemmung im Frühling verdampft ist, tritt das Abfließen durch die weiten Oeffnungen der Katabothras zu Tage. Die aufsteigenden Dünste werden durch die im Frühling herrschenden Westwinde dem Hellespont zugetragen, verwandeln sich über den aus dem kalten Norden durch Donau, Borysthenes, Tanais, Hypanis und durch das schwarze Meer und den Bosporos herabströmenden Gewässern der Straße der Dardanellen zum Theil in Regen, während die Masse der Wolken weiter nach Nordost zieht, wo sie sich um den die Hälfte des Jahres in Nebel gehüllten Kaukasos lagern.

Nach diesen Bemerkungen brauchen wir nur mit Uebersetzung einiger Namen und Wörter den Mythos zu wiederholen, um seinen Sinn klarzulegen. Athamas ist die mythische Personification einer Anzahl „Athamantischer Ebenen", welche jährlicher Ueberschwemmung ausgesetzt sind und nur langsam ihr Wasser verlieren. Athamas heißt der Nichtsauger (θάω), dessen Reich die Nässe nicht einsaugt. Wenn sich ihm auf Geheiß der Wolkengöttin Hera, die ja selbst dem Ixion und dem Endymion als eine Wolke erschien, die Nephele, d. h. die Wolke, vermählt, dann entsteht ein Helos oder Hellos, d. h. eine wasserreiche Niederung und eine durch Gras und Wellen rauhe unebene Fläche, Helle und Phrixos (von φρίσσω). Erhebt sich die Nephele durch die Luft, dann verdampft die Nässe wieder. Die Athamas-Nässe vermindert sich auch durch die verborgen ableitenden Katabothras. Daher sagte der Mythos, Athamas habe sich heimlich mit der Ino, der Heroine der Ausleerung durch Abfließen (ἰνέω leeren), vermählt. Diese war natürlich den Kindern der Nephele feind. Sofern die durch Helle und Phrixos personificirte Nässe die Katabothras nicht erreichte, konnte sie nur durch Verdampfung beseitigt werden, d. h. durch ein dem schlürfenden Zeus gebrachtes Rauchopfer, und obgleich dieses Opfer nicht gebracht wurde, geschah doch durch die Luftfahrt des Phrixos und der Helle dasselbe. Was aber fangen wir mit dem sprechenden Widder an? In dem Reich des Athamas war ein

fließendes „vorwärtsgehendes" Bächlein Probatia. Die Gewässer waren schon so weit gesunken, daß sie an den Kieseln (λάλλαι) des Flußbettes rauschten, und in der That war das Sprechen des Widders nur ein Lallen (λαλῆσαι τὸν κριόν heißt es). So bedeutet also der Widder, der sich mit seiner doppelten Last durch die Lüfte erhebt, nichts anderes als die Wolke, welche sich im Frühling mit der überfließenden und nun überflüssigen Näſſe entfernt. Aufdaß Leben und Wohlsein in der Natur gedeihe und das Dasein des Menschengeschlechts überhaupt möglich sei, muß das Wasser nicht nur kommen, sondern auch wieder gehen.

Warum Helle in den Hellespont fiel und fallen mußte, ist schon oben durch das Erkalten der Wolke erklärt. Der Dichter des Mythos wußte auch, warum es so geschehen mußte. Darum ließ er die Helle bei „Paktyä", der Stadt der Kälte, des Gefrierens, von dem Rücken des Widders hinabgleiten.

Kein Reisender, der den Kaukasos besuchte, der nicht von den dichten Nebeln und Wolken zu erzählen wüßte, welche dieses gewaltige Gebirge umschweben, zuweilen auf Augenblicke ihn in hellem Licht erscheinen lassen, dann aber schnell wieder ihn umhüllen, so daß er 6 bis 8 Monate des Jahres nur momentan sich den Blicken darstellt. Das goldene Vließ ist Symbol aller jener Wolken und Nebel, die aus Griechenland und den angrenzenden Ländern jährlich im Frühling die winterliche Näſſe forttragen. Aber wehe, wenn es nicht zurückgebracht würde, wenn es nicht mit den Argonauten im Anfang des nächsten Winters zurückkehrte. Nicht aber kehrt es zurück als weißes, sondern als goldenes Vließ, als Reichthum und segenbringender Regen. Denn Hermes, der Regengott, der Bote der Götter zu den Menschen und zur Unterwelt, hat es in ein goldenes verwandelt, d. h. in fließenden Regen. Denn fließend nannten jene alten primitiven Naturdichter golden. Darum erscheint Zeus der Danaë im goldenen Regen, und nach Pindar beregnete Zeus aus goldener Wolke die Insel Rhodos. Die Argonauten sollten das goldene Vließ zurückholen und so thun sie noch jedes Jahr.

2. Die Argonauten.

Die Tischgesellschaft zeigte sich geneigt, die gegebene Erklärung des goldenen Vließes gelten zu lassen, und verlangte nun einmüthig — es waren keine philologische und linguistische Stubengelehrte darunter — zu hören, wer die Argonauten seien, und wie sie das goldene Vließ nach Hellas zurückbringen. Der Redende fuhr also fort, er müßte sich ein wenig mehr Zeit ausbitten, um diesem Wunsche zu genügen, da die Erzählungen aus dem Alterthum in drei epischen Gedichten und in vielen andern Mittheilungen über die Argonautenfahrt viel reichhaltiger und ausführlicher seien, als die über den Ursprung des goldenen Vließes,

auch hin und wieder auf die griechischen Worte der Erzählung Rücksicht zu nehmen sei. Letzteres solle jedoch so sehr als möglich beschränkt bleiben.

Die Befreiung der Erde von dem Ueberfluß der winterlichen Nässe, die ja oft genug in den nördlichen Gegenden Europas die rechtzeitige Bearbeitung des Bodens verzögert, geschieht, wie Jeder weiß, keineswegs allein durch die Verdampfung, durch die Luftfahrt des Wolken-Widders mit dem Phrixos und der Helle. Ein viel stärker wirkendes Mittel zur Erreichung dieses Zweckes hat sich die Natur durch das Abfließen der Gewässer von Berg und Thal geschaffen. Gleichwol gibt es kaum ein Thal an der Mündung eines Flusses oder Baches, wo sich nicht durch die allmähliche Abdachung eine Niederung bildet, in der die Gewässer sich länger halten und den Boden so sehr mit Nässe durchdringen, daß er erst sehr spät, zuweilen gar nicht dem Pflug zugänglich wird. Namentlich ist dies in den meisten Thalebenen Griechenlands der Fall, wo es fast keine Thalmündung gibt, die nicht am Rande des Meeres auf eine Zeitlang sich in ein unbebaubares sumpfiges „Helos" verwandelt. Aber auch das ganze Thal würde unbaubar werden, wenn sich nicht zu der Verdampfung das Abfließen rechtzeitig einstellte. Wie am Nil und in tropischen Gegenden das Ausbleiben des Regens oder der Ueberschwemmung des Flusses Unheil und Hungersnoth verkündet, so sind die mehr nördlichen Gegenden im Frühling durch das Verharren der Nässe bedroht.

In Griechenland nannte man einen durch übermäßige Nässe „unbaubar" gewordenen Boden „Argos" (ἀργός, ἀεργός). Pausanias berichtet ausdrücklich, daß die „Argos-Ebene" von Nestane ihren Namen davon habe, daß das vom Himmel herabkommende Wasser die Ebene unbaubar mache, und die Ebene in einen See verwandeln würde, wenn dasselbe nicht durch einen Erdschlund verschwände, worauf es jenseits der Berge im argolischen Meerbusen als eine Süßwasserquelle mitten im Meer wieder erscheine. Von einer ähnlichen unbaubaren Niederung im Niveau mit dem Meer, worin sich der Inachos und der Charadros verlieren, hat die Stadt und die Provinz Argos ihren Namen, — und schließlich gibt es in Griechenland unzählige Gebiete, auf welche im Anfang des Frühlings derselbe Beiname ebenso gut passen würde, und welche alle erst fruchtbar werden, wenn die Argosnässe sich entfernt hat. Die Argo, das Schiff, ist das Symbol jener Nässe, Argos ist der Baumeister, und die Argonauten sind die Heroen, welche jene abfließende Nässe vertreten.

Pelias, König von Iolkos, hatte dem Vater des Jason das Reich geraubt. Um sich von der Gefahr, die ihm vom Jason drohte, zu befreien, befahl er diesem, der zur Zeit der Ueberschwemmung durch den Fluß Anauros vor ihm erschien, er solle das goldene Vließ aus Kolchis holen. Jason ist der „Heiler", der Heilsheros, der von der Argosnässe in Folge der Ueberschwemmung des „Anauros" (ein Name, mit dem man überhaupt ausgetretene Flüsse bezeichnete) heilte, indem er sie entfernte.

Jason versammelt nun die Heroen aus allen Gebieten, aus denen die Argosnässe in's Meer fließt, oder auf andere Weise sich entfernt. Denn außerhalb des kopaischen Sees gab es noch andere Argosniederungen im Binnenlande, deren Nässe zwar durch Bäche und Nebenflüsse, zum Theil aber nur durch Verdampfung entfernt werden konnte, daher auch Heroen der Verdampfung die Argo mit bestiegen, wie Herakles. Und selbstverständlich verlor sich auch bei den abfließenden Gewässern ein Theil durch Verdampfung, wie insonderheit Jason durch jedes Mittel der Entwässerung ein Heilsheros war, vor allem seitdem er die Medeia unter den Argofahrern aufgenommen hatte.

Wenn es nun auch zunächst nur das Bestreben des um sein Reich besorgten Pelias war, daß Jason sich entfernte, so war es doch zugleich das Interesse aller griechischen Staaten, daß die Argo die Reise in's Meer und über's Meer antrete. Die Argohelden kamen daher auf die Aufforderung des Jason von allen Seiten herbei, und heißen als Argonauten sämmtlich Minyer d. h. Regen- oder Wasserminderer.

Die Argo lag am Strande zur Abfahrt bereit, allein der Sand des Ufers und angeschwemmter trockener Tang hinderten das Auslaufen in's Meer. Da griff Orpheus in die Leier und gleich wurde die Argo flott. Das geschah nach dem Scholion zu Theokrit (13, 34) im Anfang des Frühlings, als die Heerden auf die Weide getrieben wurden. Orpheus war der Sohn des Flusses Oiagros und der Muse Kalliope. Aber der Sohn des Oiagros war auch der Fluß Hebros, und Orpheus der Sänger ist nur ein anderer Name dieses mächtigen vom Hämos und Rhodope mit lautem Rauschen herabströmenden Flusses, dessen Gewalt Baumstämme und Felsblöcke mit sich fortreißt, daher die Sage, daß der Gesang des Orpheus Bäume und Felsen herbeigelockt habe. Wo nun ein Fluß Aehnliches wirkte, da war Orpheus. So konnte er also auch vom Pelion-Gebirge herabrauschend die Argo durch seinen Gesang in Bewegung setzen.

Die Argonauten fuhren also in See und auf der weiten Reise durch die Propontis und das schwarze Meer, wo immer eine Argos-Niederung war, da landeten sie, und wo sie landeten, da erlebten sie irgend ein Abenteuer, welches mit der Oertlichkeit und der klimatischen Eigenthümlichkeit in nächster Verbindung stand und steht. Es würde zu weit führen, diese alle zu erzählen und zu erklären, was überdies ohne eine genaue Naturbeschreibung der einzelnen Orte und ohne eine genaue mythologische Kenntniß nicht thunlich sein würde; und wenn auch eine solche Erklärung die Bedeutung der Argonautenfahrt vollständig bestätigen würde, so wäre sie doch für das Verständniß des Mythos in der Hauptsache, wie sich hoffentlich zeigen wird, nicht nothwendig.

Wir wollen nur Eins besonders hervorheben. Es ist oben bemerkt, daß Herakles sich auf der Argo mit einschiffte. Herakles ist der Heros der hellen wolkenleeren Luft, daher vor allem im hohen Sommer thätig,

weshalb man ihn auch für eine Sonnen-Incarnation gehalten hat. Seine s. g. zwölf Arbeiten beziehen sich alle auf den Sieg der Wärme über die Nässe, welche durch mythische Thiere vertreten ist. Vor allem erscheint er in seiner wahren Natur als Gründer der Olympischen Spiele um die Zeit des Sommersolstiz. Daß dieser Luftklärer (Ἡρα-κλης) von der Wolkengöttin Hera angefeindet wurde, versteht sich von selbst. Er hatte daher auch das Obercommando abgelehnt und veranlaßt, daß dasselbe dem Jason übertragen wurde; denn er wußte, daß die Argonauten zur Gewinnung des Bließes des Beistandes der Hera bedurften, und daß Jason in ihrer Gunst stand. Je mehr sich die Argo dem schwarzen Meer mit seiner starken Ausdünstung näherte, desto weniger war für den Herakles des Bleibens. In Mysien beim Arganthonios-Gebirge war er an's Land gestiegen und kehrte nicht zurück, sondern begab sich nach Hellas, wo bereits der Sommer nahte und die Zeit, da Herakles seine zwölf Arbeiten für den Eurystheus anzufangen hatte. Die Argonauten fuhren weiter auf Befehl des Steuermanns Tiphys aus Tiphä, welches von dem dortigen kleinen Binnenwasser (τῖφος) seinen Namen hatte. Nachdem sie die kyanischen Felsen (ursprünglich die Felsen des Bosporos) hinter sich hatten, fuhren sie längs dem südlichen Ufer des Euxeinos mit der fortwährenden Strömung nach Kolchis an die Mündung des Phasis.

Zum Verständniß der Erzählung von dem, was hier geschah, wird man sich, in Uebereinstimmung mit den Berichten der vielen bedeutenden Reisenden, eine genaue Vorstellung von dem Phasisgebiet unter dem Kaukasos und neben dem Euxeinos machen müssen. Während des Winters und des Frühlings und zum Theil bis in den Sommer hinein haben sich durch Niederschlag aus der Luft und durch schmelzenden Schnee die Zuflüsse zum schwarzen Meer aus vielen kleinen Flüssen und besonders aus den mächtigen Strömen des Nordens, der Donau, dem Dniester, Dnieper, Don und Kuban außerordentlich gemehrt; und selbst in der wasserärmsten Zeit sind diese Zuflüsse so stark, daß der meistens nur vier Stadien breite Bosporos nicht im Stande ist, die Gewässer des Euxeinos abzuleiten, trotzdem daß diese Ableitung ununterbrochen dauert. Unter diesen Umständen müßte das Wasser des Euxeinos immerfort steigen und die Uferländer an allen Seiten überschwemmen. Daß dies nicht geschieht, hat allein seinen Grund in der starken Verdampfung der großen Fläche des Euxeinos, deren Nebel- und Wolkenbildung nicht nur die Luft der nördlichen Küsten, wie schon Ovid klagt, mit „Bergen" von Wasser erfüllt, sondern auch bei den meistens herrschenden Westwinden vorzugsweise den Kaukasos während der größeren Hälfte des Jahres in Wolken und Nebel einhüllt. Die natürliche Folge ist, daß sich vom Kaukasos eine große Zahl reißender Bergströme ergießen, die sich an jeder Seite zu zwei mächtigen Flüssen vereinigen, die sich westlich und östlich in das schwarze und kaspische Meer ergießen, an der Nordseite der Kuban (Saranges

oder Hypanis) und der Terek (Hybristes), an der Südseite der Phasis und der Kur (Kyros). Unter diesen ist der Phasis zwar der kleinste, aber er hat seine Quellen hauptsächlich zwischen den höchsten Spitzen des Kaukasos, dem Elbros und dem Kasbek. Von hier stürzen die Gewässer in steilen Betten herab und führen eine Menge der verschiedensten Gesteine und bunter Kiesel bis an die Mündung des Phasis, denen sich dann am Strande noch Muschelschalen zugesellen. Von diesen Kieseln und Muscheln (κόχλος, κόχλαξ) hat Kolchis seinen Namen.

Da die ganze Gegend von Wald bedeckt ist „wie Germanien zur Zeit des Tacitus", so bringen die Flüsse natürlich nach einem Regensturm eine Menge Holz mit herab, so daß die Schiffe ihren nöthigen Holzvorrath aus dem Meere auffischen. Es treibt nämlich das durch die Flüsse und namentlich durch den Phasis herabgebrachte Holz vermittelst einer unabänderlichen Strömung von Süden nach Norden an der Küste entlang. Diese Beobachtung Gambas bestätigt Taitbon de Morigny in seinem Pilot de la mer noire et de la mer d'Assow: „die Strömungen im schwarzen Meer (sagt er) gehen vom Bosporos östlich bis Kertsch immer stärker an der Küste rückwärts. Der Khopi und der Phasis und alle andern Flüsse werfen eine Menge Holz in's Meer, welches der Strom nach Norden mit sich fortnimmt. Vor den Mündungen der beiden Flüsse bilden sich Ablagerungen von Erde und Kieseln, welche das Einlaufen von großen Schiffen unthunlich machen." Diese Strömung erklärt sich leicht aus der Ueberfüllung der westlichen Hälfte des Euxeinos durch die Flüsse und dem Streben derselben nach dem Eingang des Bosporos. Das nicht durchgelassene Wasser wird genöthigt, seinen Weg an der Küste entlang nach der östlichen Hälfte zu nehmen, bis die Strömung die Meerenge von Assow erreicht. Von hier wird sie durch die Fluthen des Don und Kuban unter die Ufer der Taurischen Halbinsel und von da weiter nach Westen gedrängt.

Während nun Zufluß, Abfluß und Verdampfung des Euxeinos sich in schönster Harmonie befinden, erzeugen die um den Kaukasos sich häufenden Dünste in den höheren Regionen den furchtbarsten Streit der Elemente, welche von jeher das schwarze Meer in den böseten Ruf gebracht haben. Es möge genügen zur Schilderung der heftigen Winde und Gewitterstürme an den Schluß von Aeschylos Prometheus zu erinnern, wo sich die Drohung des Zeus erfüllt:

„Schon wird es zur That! kein nichtiges Wort!
Es wanket der Grund, es empört sich die See,
Und Donnergebrüll dumpfbrausend erschallt
Herrollend, es zuckt in geschlängeltem Strahl
Lohglühender Blitz, und der Windstoß jagt
Dunstwirbel empor; in verworrenem Streit
Wild toben die Wind' an einander gehetzt
Allseitig im Aufruhr rasender Wuth.
In einander gepeitscht stürzt Himmel und Meer!"

Es ist also wol kein Wunder, daß der Mythos dem Lande Kolchis am Fuße des Kaukasos einen König gab, der vom Winde seinen Namen hatte, Aietes (Αἰήτης von ἄημι wie αἰετός = ἀετός), und daß dieser König eine Tochter hatte, deren Name Medeia eine Heroine des Nebels, bezeichnet von μάω in der Bedeutung von „aufstreben", ähnlich wie Metis, die dem Zeus im Himmel vermählte Tochter des Okeanos. Wer sich nun des Anfangs der Sophokleischen Tragödie erinnert, wo Deianeira sich beklagt, daß der Fluß Acheloos um sie freie bald in Gestalt eines mächtig einher schreitenden Stiers, bald in Gestalt eines sich schlängelnden Drachen, der wird es auch begreiflich finden, daß der Mythos dasselbe Bild vom Phasis gebrauchte, der bald als ein mächtiger Stier vom Gebirg herabstürmte, bald durch die flache Ebene in Schlangenwindungen dahin floß.

Die Argonauten landen also an der großen Argos-Ebene der Mündung des Phasis. Sie gewahrten den Kranz der mächtigen Mauern des Aietes d. i. die Berge um Kolchis, und den Hain, die Waldungen des Ares, in denen das goldene Vließ hing, „gleich einer Wolke" (nach Apollonios) an „schlossenumreifter Buche". Auf Anstiften der Hera erschien nun Aietes mit seinen Töchtern, der Chalkiope, der Gemahlin des auf dem Rücken des Widders hergetragenen, aber bereits verstorbenen Phrixos und der Nebelheroine Medeia. Im Wechselgespräch mit dem Jason wuchs dem Aietes der Zorn „wie ein Sturmwind": sie möchten den Besten der Ihrigen auswählen, wenn dieser die Kämpfe, welche er aufgeben werde, bestände, möchten sie das Vließ nehmen. Jason besteht diese Kämpfe mit Hülfe der Medeia, welche sogleich in Liebe für ihn entbrannte. Die Stiere, welche durch die aufsteigenden Dämpfe als „feuerschnaubend" erschienen, jochte er ein und säete die Drachenzähne, welche einst Phrixos mitgebracht hatte. Den Drachen, der sich in gewaltigen Windungen um die Buche schlängelte und seine Augen unverwandt auf das Vließ richtete, schläferte er mit Zaubermitteln der Medeia ein. Darauf nahm er das Vließ vom Baum und brachte es auf das Schiff. Mit diesem, mit der Wolke und mit der Medeia traten die Argonauten die Rückreise an.

Mit dem weichenden Winter hatten die Minyer Hellas verlassen; die winterliche Nässe hatte angefangen sich zu mindern, je weiter gegen Norden, desto später. Als die Minyer sich anschickten, mit der Wolke d. h. mit den Wolken den Phasis zu verlassen, war Herakles mit den Arbeiten, die Eurystheus, der sich vor ihm in den Brunnen verkroch, aufgegeben, wol meistens schon fertig, und es nahte sich die Zeit, da er um das Sommersolstiz die Olympischen Spiele einsetzte oder erneuerte. Hin und wieder mochte ein Gewitter die durstende Erde erquicken; aber die dauernde Bewässerung aus der goldenen Wolke konnte erst im Monat des Erdbeneters, im Poseideon (December) oder im Hochzeitsmonat des Uranos und der Ge, im Gamelion (Januar) zurückkehren. Die Argonauten

hatten also Zeit zu einer weiten Reise, deren Drangsale ihnen der Mythos nicht erspart hat.

Daß die winterliche Nässe nach dem in Wolken gehüllten Kaukasos hindrängte, konnte den Griechen in Europa und Kleinasien nicht verborgen bleiben, und sie haben dieser Natur-Erfahrung und Anschauung auch in andern epischen Gedichten Ausdruck gegeben. Wer aber vermochte den Wolken einen bestimmten eng begrenzten Weg zur Rückkehr vorzuschreiben? Das mußte Jeder sich sagen, daß jenes Wasser aus dem „redenden" Gießbach bei Orchomenos und alles Wasser, welches irgendwo in's Meer abfließend als „Argosnässe" das Land verlassen hatte, nie auf demselben Wege zurückkehren konnte. Dagegen mußte Jeder im Anfang des nächsten Winters, des gießenden Cheimon, die Erfahrung machen: das den Regen herabsendende Wolkenvließ kommt mit dem Regen sendenden Südwind, dem Notos oder dem Römischen Auster, von dem Vergil spricht (Aen. 5, 696) ruit aethere toto turbidus imber aqua densisque nigerrimus austris. Dieser Wind wehte von Afrika her, und welchen Weg ein Dichter die Argonauten mit der Medeia auf der Fahrt nach der Heimat nehmen ließ, immer mußte er die Argo, sei es auf Flüssen und Meeren, sei es über Land, so leiten, daß sie an der Nordküste Afrikas ankam und von dort nach Hellas zurückkehrte. So haben auch alle Dichter gethan, und wenn auch die verschiedenen auf den verschiedensten Wegen die Argo abwechselnd bald auf dem Wasser schwimmend bald über Land getragen heimführen, immer geht der Weg über die Nordküste Afrikas. Es wird uns jetzt noch obliegen, alle diese Wege nach den uns erhaltenen Sagen nachzuweisen. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß jetzt auch die Medeia, die Heroine der aufsteigenden Dämpfe, die Argo bestiegen und mit ihrer Hülfe Jason das Vließ, die Wolke, auf das Schiff gebracht hatte.

Welchen Weg Homer die „allen am Herzen liegende Argo vom Aietes" zurückkehren ließ (Od. 12, 66), läßt sich nicht genau bestimmen. Hesiod ließ sie den Phasis stromaufwärts fahren, dann den östlichen Ocean durchschiffen und an der Ostküste Libyens landen; von hier wird die Argo mit dem Vließ von den Argonauten durch die Wüste bis an das Mittelmeer getragen, von wo die Fahrt bei Kreta vorbei nach Jolkos geht. Denselben Weg nahmen Pindar und Antimachos an. Pindar bezeichnet denselben noch näher durch die Durchschiffung des Erythräischen Meers; außerdem aber hebt er besonders hervor, daß die Argonauten auf den Rath der Medeia das Schiff während zwölf Tage durch die Wüste auf ihren Schultern getragen hätten. Wenn er unterließ, dieselbe Bemerkung rücksichtlich der Reise von den Quellen des Phasis bis zum Ocean zu machen, so geschah dies wol nicht aus geographischer Unkunde, sondern weil es die Aufgabe des Mythos war, Wahres zu erzählen, aber scheinbar Wunderbares, Unglaubliches. Hekatäos der

Milesier ließ die Argo denselben Weg nehmen und aus dem Ocean zum Nil kommen.

Auf einem andern Wege führten Timagetos, Kallimachos, Apollonios und andere die Argo zurück. Nach ihnen ging die Argo von der Mündung des Phasis durch den Euxeinos an den Istros (Donau), fuhr den Fluß hinauf bis an zwei Arme, welche die Sage in's Jonische Meer sich ergießen ließ. Apollonios läßt sie diesen Weg nehmen, dann den Eridanos (Po) hinauffahren und über die Gebirge hinüber in den Rhodanos (Rhone). Von hier geht die Fahrt durch das Tyrrhenische Meer, zwischen der Scylla und Charybdis hindurch nach Kerkyra, dem Reich des Alkinoos. Indem sie weiterfahren, wirft ein Sturm sie in die Syrte an der Libyschen Küste, aus der sie keinen Ausweg finden, bis sie die Argo auf ihren Schultern und auf ihren Speeren zum See Triton tragen. Triton zeigt ihnen den Weg zum Meer und so kehren sie wohlbehalten heim. Auch Sophokles scheint die Argo von der Mündung des Phasis durch den Euxeinos nach dem Istros geführt zu haben.

Einen dritten Weg wählen die Argonautika des Orpheus. Auch sie führen den Jason und seine Begleiter über die Nordküste Libyens nach Hellas zurück, auf einem Wege, der von dem bisher erwähnten sehr abweicht, jedoch mit dem übereinstimmt, der (nach Diodor 4, 56) von vielen alten und späteren Schriftstellern, unter denen auch Timäos, angenommen war. Die Argonauten fahren den Phasis stromaufwärts, gelangen aber nicht in den östlichen Ocean, sondern über den Kaukasos hinüber in den Saranges (Kuban), der sich in die Mäotische See ergießt. Wer bedenkt, daß es die Argosnässe ist, welche die Wolken trägt, der wird leicht begreifen, daß diese Argo jetzt mit Leichtigkeit vom oberen Lauf des Phasis über das Gebirge hinweg zu den Quellen des Saranges an der Nordseite des Elbros ihren Weg nimmt.

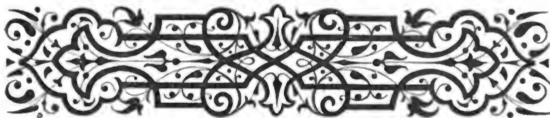
Wie heute haben auch schon im Alterthum diejenigen Gelehrten, welche die Mythen nicht verstanden, diese und ähnliche Sagen, deren wir schon mehrere erwähnt haben, als Beweise großer geographischer Unwissenheit angesehen. Man ist nur gar zu geneigt, zu meinen, daß die Alten in Dingen, worin wir unwissend sind, auch unwissend gewesen seien. Jeden Augenblick treffen wir im Homer und andern epischen Gedichten Unglaubliches, Widersinniges, und vergessen, daß Aristoteles uns belehrt, daß es die Aufgabe des epischen Gedichtes ist, „Wirkliches zu erzählen in einer Form und Wortfassung, daß es unglaublich und wie ein Wunder erscheine". Wer die Argonautensage verstand, für den brauchte der Dichter nicht zu sagen, wie die Fahrt der Argo mit dem Vließ von den Quellen des Phasis zu den Quellen des Saranges durchaus mit der Wirklichkeit übereinstimme; und für den, der den Mythos nicht verstand, wollte er es nicht sagen; ja, hätte er es gesagt, hätte er gerade seinen Zweck verfehlt.

Unser Dichter führt nun die Argo den Saranges hinab in die Mäotische See. Er hütet sich wohl, dieselbe durch den Kimmerischen Bosporos zu leiten, weil er wußte, daß das winterliche Naß immer weiter nach Norden zieht. Freilich kommt die Argo in unbekannte Gegenden, dem Dichter ist gar nicht darum zu thun, Geographie und Völkerkunde zu lehren. Manche Namen, die das Epos erfand, sind später in die Geographie übergegangen. Nach Umschiffung der Mäotis scheint der Dichter zu sagen, die Argo habe das Wasser des Meeres mit den flachen Hügeln und den brausenden endlosen Waldungen vertauscht und habe sich nun durch die arktischen Grenzlande nach dem nördlichen Ocean bewegt. Er läßt aber nicht durchblicken, was Skymnos erzählt, daß die Argonauten (wie nach jener andern Sage in Libyen) ihr Schiff auf ihren Speeren (ἐπὶ σαυρωτήρων) getragen hatten. Sie fanden an den Ufern eines Flusses das Volk der Pakter und die Arkteier d. h. des „nordischen Eises". Aus den Thalebenen der Rhipäen kamen sie durch eine enge Strömung in den Ocean, den die Menschen die hyperboräische See und das stumme Meer nennen. Hier wandten sie sich links, zur Rechten des Ufers. An der Nordseite des Oceans zogen sie das Schiff, bis sie wieder unter den Westwind gelangten. Sie fahren nun an der Westküste Europas entlang, erhalten hier von der Kirke Weisungen zur Sühne wegen der Ermordung des Apsyrtos, des Bruders der Medeia, und passiren dann die Säulen des Herakles, dann das Sardoische Meer, die Scylla und Charybdis. Nach einem Aufenthalt auf Kerkyra, wo Jason und Medeia Hochzeit feiern, werden sie durch Stürme in die Syrten verschlagen. Von hier kehren sie zurück nach Hellas.

Die Rückfahrt von der afrikanischen Küste nach Hellas, worin also alle übereinstimmen, erzählten die Epiker kurz. Die Aufgabe war gelöst, das goldene Vließ war zurückgebracht — freilich nicht zum Glück des Pelias. Er, der Heros des Flusses im Kiesbett (πέλα Kiesel, πελιας), wurde durch die Zauberkünste der Heroine der aufsteigenden Dämpfe in einem heißen Kessel gekocht, und fand seinen Tod zwar nicht durch den Jason, aber durch die von ihm mitgebrachte Medeia, welche noch die Heldin einer Anzahl Mythen wurde, schließlich ihre Nebenbuhlerin durch ein vergiftetes Gewand verbrannte, ihre eigenen Kinder tödtete und ihrem Wesen entsprechend auf einem von der Sonne empfangenen Wagen sich in die Lüfte erhob. Die Argo aber ankerte schließlich vor der oben erwähnten kleinen Stadt Tiphä, der Heimat des Steuermanns Tipheus. — So war der Kreislauf der Argofahrt beendet, um im nächsten Frühjahr wieder von vorn anzufangen. Der religiöse Mythos stellte das stets Wiederkehrende als Ein Mal geschehen dar, die Bewegung in der Natur als gewollte Handlung. Nur in den Festen während des Jahres feierte man die Wiederkehr. Wir aber im Norden erfahren jeden Sommer mehr oder weniger den Durchzug der Argonauten mit dem goldenen Vließ, während

sie von Hellas fern bleiben, bis die Nephele sich wieder dem Athamas vermählt. Ohne die Rückkehr des goldenen Vließes und der Argosnässe hört alle Vegetation und alles Leben auf, und Alle sind dem Hungertode preisgegeben. Der Mythos und seine Symbole haben einen würdigen und wahren Inhalt, und mit Recht sang Homer (Odyss. 12, 70): „Argo die allen ersehnte, die heimwärts fuhr vom Aietes".





Theodor von Schön.

Von

Franz Rühl.

— Königsberg. —



Immer und immer wieder wendet sich die öffentliche Aufmerksamkeit jenen traurigen Tagen zu, wo die napoleonische Zwingherrschaft auf Deutschland lastete, wo es schien, als ob der Name der Deutschen aus der Zahl der lebenden Nationen weggestrichen werden sollte. Beständig mehren sich die Veröffentlichungen, welche uns neue Aufschlüsse über jene denkwürdige Epoche und die handelnden Persönlichkeiten darbieten, aber weder das Interesse der Forscher, noch das des größeren Publikums zeigt auch nur die geringste Spur von Ermattung. Im Gegentheil, es scheint fast, als ob alles Neue, das wir erfahren, das Verlangen nach weiterer Kunde nur noch vermehre. Begreiflicherweise ist es die preußische Geschichte, welcher am meisten Antheil entgegengebracht wird. Denn — von allem Anderen abgesehen — so merkwürdig auch die großen inneren Umwälzungen sind, welche sich damals in dem übrigen Deutschland vollzogen, so müssen sie doch sowol dem Sinne nach, in dem sie ausgeführt wurden, als der Wirkung nach, die sie hervorbrachten, weit hinter der gleichzeitigen Reformbewegung in Preußen zurücktreten. Es wird nicht zu viel behauptet sein, wenn man es ausspricht, daß jene unglücklichste Zeit des preußischen Staats zugleich die glorreichste in seiner Geschichte gewesen ist. Welche tiefeinschneidenden Wandlungen wurden damals vollzogen, welche Aufgaben gelöst, welche Ziele gesteckt! Die Bestrebungen von damals sind auch heute noch nicht veraltet und bei dem langsamen Gange, welchen seitdem unsere Entwicklung genommen hat, so rasch sich auch in unseren Tagen die äußeren Ereignisse gefolgt zu sein scheinen, wird wol noch ein volles Menschenalter vergehen müssen, ehe Alles verwirklicht ist, was damals Einsicht und Vaterlandsliebe geplant. Ob aber mit der wachsenden Erkenntniß

der Thatsachen aus jener Epoche und ihres allgemeinen Zusammenhanges auch die Einsicht in das Wesen der handelnden Personen gleichmäßig fortgeschritten sei, darüber ließe sich streiten. Werden doch die Ansichten und Urtheile darüber stets eine gewisse individuelle Färbung tragen müssen und werden Liebe und Haß hier doch noch viel eher das Auge selbst Desjenigen zu blenden vermögen, welcher sich bewußt ist, nur nach der reinen Wahrheit zu streben, als bei der Feststellung der nackten Thatsache, dessen, was geschehen ist. So wird denn vielleicht der Versuch nicht unwillkommen sein, hier das Andenken eines Mannes zu erneuern, der in den Bewegungen jener großen Zeit mitten inne gestanden und später durch eine lange und reich gesegnete Wirksamkeit seinen Namen mit der Geschichte der größten Provinz des preußischen Staates auf das Innigste verbunden hat, Theodor von Schöns.

Zwar das Leben Schöns historisch zu erfassen, alle Seiten seiner Thätigkeit genau festzustellen und zu begrenzen, dazu reicht das Material, welches der Oeffentlichkeit vorliegt, nicht aus. Aber um das Wesen des Mannes zu erkennen, dazu genügt es. Die vier Bände, welche bis jetzt von seinem schriftlichen Nachlaß dem Druck übergeben worden sind, gestatten, von Wenigem und Geringfügigem abgesehen, auch dem, welchem nicht mehr das Glück zu Theil geworden ist, ihn persönlich zu kennen, einen vollen und tiefen Einblick in seinen Charakter. Die Publication entspricht freilich nicht allen Anforderungen, die man billiger Weise stellen könnte, wir haben jedoch allen Grund, dem Herausgeber dankbar zu sein, daß er uns gegeben hat, was er zu geben vermochte, statt uns noch länger auf die Veröffentlichung so kostbarer Aufzeichnungen harren zu lassen. Es gibt allerdings, wie ja wol auch dem größeren Publikum bekannt ist, verschiedene Ansichten über den historischen Werth dieser Papiere. Es hat sich ein lebhafter Streit darüber entsponnen; für mich persönlich einer der unerquicklichsten, denen ich begegnet bin. Mir wenigstens haben diese Verhandlungen stets einen ähnlichen Eindruck gemacht wie die zwischen Sachwaltern vor Gericht; man sehnt sich hinweg aus dieser schwülen Atmosphäre nach der reinen Luft unbefangener historischer Betrachtung. Aber ich möchte doch — um meinen Standpunkt von vornherein zu bezeichnen — nicht verhehlen, daß mir überall, wo ich in der Lage war, nachzuprüfen, die Vertheidigung stärker erschienen ist, als der Angriff. Andere Betrachtungen, zu denen diese Polemik Veranlassung geben könnte, scheint es an diesem Orte angemessener, zu unterdrücken. Nur einen Punkt ist es vielleicht zweckmäßig, noch besonders hervorzuheben. Wer eine wichtige Epoche in der Geschichte eines Staates zuerst im Zusammenhange darstellt, der wird als Historiker vielfach gegen die Späteren im Nachtheil sein, denn die Quellen werden ihm in der Regel weniger reichlich fließen, als seinen Nachfolgern. Aber Eines hat er vor ihnen voraus. Er schafft die populäre Tradition; das Bild, welches sich ihm ergab, so einseitig und

individuell gefärbt es auch sein mag, wird das herrschende. Man wird daher zunächst immer geneigt sein, später zu Tage kommenden Quellen und Auffassungen, welche seiner Darstellung widersprechen, das lebhafteste Mißtrauen entgegen zu bringen, während es doch nicht immer ein ungünstiges Zeichen für den Werth einer historischen Quelle ist, wenn sie mit der gemeinen Ueberlieferung nicht übereinstimmt.

Indessen die Leser brauchen nicht zu befürchten, daß sie in diese Fehden verwickelt werden sollen. Nur in wenig Fällen wird es für unsern Zweck nöthig sein, bestrittene Thatsachen heranzuziehen. Eine unbefangene Charakterzeichnung Schöns kann aber vielleicht wieder ihrerseits nach ihrem bescheidenen Theil dazu beitragen, die Anschauungen über den Werth dessen zu klären, was man als Schöns Memoiren bezeichnet hat.

Bestimmend für den Charakter Schöns als Mensch wie als Staatsmann sind zwei Dinge gewesen: seine Königsberger Studienzeit und seine große Reise. Er hat sich im Einzelnen nachher noch weiter entwickelt, er hat nie aufgehört, Neues zu lernen, er ist klarer, einsichtiger, reifer geworden, aber er war im Wesentlichen mit seiner Bildung fertig, als er aus England zurückkehrte. Die Einsichten und Anschauungen, die er bis dahin gewonnen, sie haben ihn durch's Leben geleitet. Wie umfassend, wie erhaben und andererseits wie tief eindringend mußten sie sein, wenn das möglich war, ohne daß er jemals hinter den Aufgaben der Zeit, hinter den höchsten Ideen, die sie beherrschten, zurückblieb! Es war freilich eine Bildung, die er genossen, wie sie wenigen Staatsmännern überhaupt, keinem seiner Zeit zu Theil geworden ist.

„Mein Vater war ein gebildeter Mann", sagt er bezeichnend genug im Eingang seiner ersten Selbstbiographie, aber er war mehr als das, er war ein Freund Kants. Der große Weise übernahm die Leitung der Studien des frühreifen Jünglings, und Schön wurde, nach einem Ausdruck Rankes, zwar nicht wissenschaftlich, aber praktisch sein größter Schüler. Es ist zunächst seine tiefe philosophische und allgemein wissenschaftliche, nicht blos auf die Gegenstände seines Fachs gerichtete Bildung, welche er Kant verdankt. Das weitgehende Interesse an jedem Fortschritt menschlicher Erkenntniß, die hohe Achtung vor der Wissenschaft als solcher und das innige Verständniß, das er ihr entgegenbrachte, die beständige Beschäftigung mit der schönen Literatur, was Alles bei ihm weit tiefer ging, als gemeiniglich in seinen Kreisen, wo man dergleichen vielfach zu treiben pflegt nicht aus innerem Bedürfniß, sondern als eine Art von Zierrath an dem Ernste des Daseins, das Alles dürfen wir wol auf den Einfluß Kants zurückführen. Die letzten und höchsten Fragen, zu denen alle Philosophie führt, sie haben Schön all sein Lebelang beschäftigt. Der Referendar bei der Königsberger Kammer verhandelte mit seinem Freunde Fichte über den Offenbarungsbegriff und die Beweise für das Dasein Gottes, der Greis studirte Feuerbachs Wesen des Christen-

thums. Und ebenso geht auf Kant zurück, wenn es auch durch den Verkehr mit Fichte gefestigt und ihm selbst wol erst zum Bewußtsein gebracht wurde, die Art, wie er die Dinge und das Leben anschaute, das Ausgehen von Ideen, die Erhabenheit über den „Notizenkram", das Regeln jeder Sache nach Principien, ohne sich durch zufällige oder vorübergehende Aeußerlichkeiten, wie sie den Kern der Sache zu verhüllen pflegen, irre machen zu lassen. Die Weisheit, stets das zu thun, was der Augenblick erfordert, war nicht seine Weisheit; es war sein Bestreben, „nicht dem Augenblick zu leben, sondern der Idee", und zu dieser suchte er überall vorzudringen. Ich glaube, kein Substantiv kommt in seinen Aufzeichnungen so häufig vor, als das Wort Idee. Es war ihm das eigentliche Hauptwort. Es war ihm aber auch die Hauptsache. Nichts ist ihm widerwärtiger, als Ideenlosigkeit, das Kramen in historischen Reminiscenzen, statt auf die Sache selbst zu sehen, sein heutiges Handeln nicht durch das bestimmen zu lassen, was gut und zweckmäßig ist, sondern durch das, was man selbst oder ein Anderer gestern gethan hat. „Wo Gedanken fehlen, da greift man immer nach Erfahrung," meint er einmal. Aber es galt ihm nicht nur selbst der Idee zu leben, sondern auch der Gemeinheit zu trotzen. „Das Wesen meines Lebens ist ein Sturm auf Ideenlosigkeit und Gemeinheit gewesen," schrieb er in späten Jahren an Varnhagen von Ense, und es ist die lautere Wahrheit. Er war kein Mann der Compromisse, weder im Leben noch in der Wissenschaft. „Man muß A und non A sagen können," war seine Ueberzeugung. Die stolze Antwort, die er Friedrich Wilhelm IV. geben ließ, Se. Majestät könne über seinen Kopf disponiren, aber nicht über seinen Charakter, sie ist Nichts als der correcte Ausdruck seines ganzen Bewußtseins.

Aber er hatte auch Vertrauen auf die Idee. Ihre Macht war ihm unendlich, und er war überzeugt, wenn man nur etwas unbedingt Gutes, welches zeitgemäß sei, vorhabe, so könne man gewiß auf Beistand von allen Seiten rechnen. Und sein Vertrauen hat sich oft und glänzend bewährt. Er führt als ein Beispiel die Wiederherstellung von Marienburg an; kaum eines erscheint aber wol so schlagend, als jenes Gespräch mit dem polnischen Edelmann aus Westpreußen, der zu Schön kam, um sich zu beschweren, daß er seinen Bauern eine Schule bauen solle, während er doch ein Edelmann sei, und der von ihm fortging mit dem Entschlusse, die Schule zu bauen, weil er ein Edelmann sei.

Kantisch ist auch die Ethik Schöns, wieder freilich stark beeinflußt durch Fichte. „Du mußt, weil Du sollst," bekennt er als Grundsatz. Und kantisch scheinen seine religiösen Anschauungen sein ganzes Leben hindurch geblieben zu sein. Er hielt es für eine Aufgabe des Staates, Gottesfurcht im Volke zu nähren, aber nicht, wie wol Andere gethan haben, als ein Machtmittel für die herrschenden Classen. Die Aufklärung der Nation deshalb weniger zu befördern, weil dadurch der Geist des Zwei-

fels geweckt würde, lag ihm fern. Er scheint einen vernünftigen Volksglauben für einen Ersatz der Philosophie gehalten zu haben, welche doch nicht Allen zugänglich ist. Von ihm selbst darf man wol sagen, daß er in dieser Rücksicht ein Kantianer stricter Observanz war. In den Verdacht, ein Atheist zu sein, ist er nie gekommen. Für ihn waren die Antinomien der reinen Vernunft kein Hinterpförtchen, sondern das große Prachtthor, das zu seines Vaters Hause führte. Die Kirche dagegen dürfte er als eine äußere Form betrachtet haben, entstanden in der Zeit, wandelbar und vergänglich in der Zeit, ohne eigenen und eigenthümlichen Werth. Vor Allem, was an Frömmelei streifte, hatte er einen gründlichen Abscheu und nicht minder vor aller Theologie, die sich aufdringlich in den Vordergrund drängt und womöglich gar Leben und Staat mit ihrem Firniß überziehen will.

Und nun erwäge man noch den Einfluß der Staatslehre Kants. Es hat allezeit eine Richtung gegeben, der sie außerordentlich unbequem war, und noch ganz neuerdings hat sie Jemand dadurch herabsetzen zu können geglaubt, daß er sie als einen Ausfluß Rousseauscher Theorien bezeichnete. Es ist das nur ein Beweis davon, was unsere Zeit zu ertragen vermag. Welche politische Gedankenatmosphäre Kant in Königsberg verbreitet, zeigt nichts deutlicher, als die neulich wieder hervorgezogene Schrift eines so loyalen Mannes wie Morgenbesser. Zu dem Fridericianischen Preußen mußte diese Königsberger Richtung theoretisch im schroffsten Gegensatz stehen, wenn sie gleich praktisch zugeben mußte, daß unter den gegebenen Verhältnissen eine andere Regierungsform unmöglich und fast undenkbar sei. Was Schön hier ergriff, war vor Allem die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, die Idee der persönlichen Freiheit zu verwirklichen, eine Ueberzeugung gegründet auf die Achtung vor der Würde des Menschen, wie auf die Einsicht in ihre Unentbehrlichkeit für einen wirklichen Staat. Ein glühender Haß gegen alle Sclaverei, gegen Alles, was die angeborenen und unveräußerlichen Rechte des Menschen verletzte, lebte in seiner Brust; wenn er sich der Herrlichkeit Griechenlands ganz hingab, so vermochte er doch nie über den schwarzen Schatten hinwegzukommen „der Sclave ist ein lebendiger Hausrath" oder wie er es weniger correct ausdrückte: „Servus est res." Schon Kant — und er kaum als der erste — hatte die Erbunterthänigkeit als einen Schandfleck des preußischen Staates bezeichnet, Schön selbst trat sie nachher in Schlesien in ihrer schlimmsten Gestalt vor Augen. Ihre Beseitigung war seitdem ein Hauptziel, das er sich gesteckt, aber er schien nach seinem eigenen Ausdruck Arabisch zu den Leuten zu sprechen, die Nichts davon verstanden noch davon verstehen wollten. Erst nach dem Tilsiter Frieden erlebte er den Triumph seiner Idee, und auf Nichts ist er mehr stolz gewesen, als daß er hier als eine Art Sprachrohr für die bei allen Bessern allgemein verbreitete Meinung auftreten konnte. Mehr aber als

ein solches Sprachrohr gewesen zu sein, hat er in dieser Frage niemals in Anspruch genommen.

Neben Kant preist Schön als seinen „herrlichen Lehrer" Kraus. Kraus ist der erste Lehrer der Staatswissenschaften in Deutschland gewesen, der sie von einem höheren, als dem cameralistischen Gesichtspunkte aus auffaßte. Er hat das System von Adam Smith in Deutschland eingebürgert, mit unübertroffener Klarheit dargestellt und aus dem Schatz seines Wissens und seiner Einsicht in vielen Punkten erläutert, modificirt und verbessert. Auch er war ein Mann der Ideen und zugleich wie Wenige geeignet, zu erkennen, wie diese Ideen auf das Leben anzuwenden und den gegebenen Zuständen mit möglichst großer Schonung anzupassen seien. Von Kraus stammt die staatswirthschaftliche Bildung Schöns, und die Größe des Lehrers zeigte sich auch in diesem Falle namentlich darin, daß er den Schüler nicht an seine Lehren festbannte, sondern daß er ihm als werthvollste Gabe den Trieb und das Bedürfniß einflößte, selbständig weiter zu denken und weiter zu lernen. Die nationalökonomischen Grundsätze Schöns zu erörtern, die Art zu kennzeichnen, wie er sie anwandte, ist hier nicht der Ort; er ist bekanntlich auch als Schriftsteller auf diesem Gebiete aufgetreten. Daß er durch seine Ansichten vielfach in Gegensatz zu andern Staatsmännern gerieth, denen er sonst nahe stand, ließe sich erwarten, auch wenn man es nicht wüßte. Nichts kann in dieser Hinsicht bezeichnender sein, als seine Bemerkungen über den Hardenbergschen Finanzplan von 1810, daß der Staatskanzler „gleich Anfangs von Geldmangel und anderen unwissenschaftlichen Dingen" ausgegangen sei. Nur die Auffassung mag es hier gestattet sein zurückzuweisen, welche Schön die Grundsätze der sogenannten Manchesterschule zuschreibt. Es läßt sich im Gegentheil nachweisen, daß er z. B. Zoll- und Verkehrspolitik nicht blos vom wirthschaftlichen Gesichtspunkte aus betrachtete, sondern sie in Zusammenhang stellte mit allen andern Aufgaben des Staats, wie er denn, obwol selbst ein Freihändler, sogar das russische Prohibitivsystem billigte, insofern es danach strebe, den fehlenden Mittelstand zu erzeugen.

Mit dieser theoretischen Ausbildung trat der junge Mann in den Staatsdienst; daß ihm der herrschende Schlendrian nicht behagte, wer möchte sich darüber wundern? So reifte der Entschluß zu einer großen Reise, anfangs ohne daß ein bestimmterer Zweck damit verbunden war, als der, die Welt kennen zu lernen. Schön besuchte die westlicheren preußischen Provinzen, Hannover, Hessen, Sachsen und Schlesien. Seine Anschauungen wuchsen, der Verkehr mit ausgezeichneten Männern eröffnete ihm neue Gesichtspunkte, er lernte Vieles praktisch kennen, von dem er bis dahin nur theoretisch gewußt hatte. Die fruchtbarsten Vergleiche drängten sich in Menge auf. Aber entscheidend wurde sein zwölfmonatlicher Aufenthalt in England. Sein Freund Weiß hatte die Idee dazu

angeregt; er schlug Schön vor, zusammen dorthin zu reisen, weil dort Richtungen und Meinungen vorwalteten, welche von denen im größten Theil der civilisirten Welt abwichen. Die Vorbereitungen zu dieser Reise leitete Lichtenberg. Wer mehr von Lichtenberg weiß, als daß er Professor der Physik in Göttingen und einer der glänzendsten humoristischen Schriftsteller war, wird das zu würdigen wissen. England und sein öffentliches Leben haben in dem Deutschland des 18. Jahrhunderts, welches ein öffentliches Leben nicht kannte, zwei große Apostel gehabt, Georg Forster und Lichtenberg, beide verwandt in ihren Anschauungen, aber Jeder eine andere Seite in den Vordergrund stellend, der Eine mehr die politische Freiheit betonend, der Andere die großartige Bewegung des socialen Körpers. Und wie Forster eingewirkt hat auf Alexander von Humboldt, so Lichtenberg auf Schön. „Es gibt viele Leute, die Postpferde nehmen," hat ein geistreicher Franzose gesagt, „aber wenige, die reisen," eine Erfahrung, welche sich im Zeitalter der Eisenbahnen nur noch schneidender aufdrängt. Schön verstand zu reisen und die Reise machte so zu sagen einen neuen Menschen aus ihm. Hören wir ihn selbst! „England stellte mir," sagt er in seiner ersten Selbstbiographie, „in Beziehung auf Staat, Theilung der Gewalten, Staatseinrichtungen, Justiz und Finanzwesen größtentheils das vor Augen, was die Wissenschaft bis dahin mir gezeigt hatte. Durch England wurde ich erst ein Staatsmann. Wo der Mann, den wir als Bauer bezeichnen würden, über die gesetzgebende und vollziehende Gewalt klar spricht und die Nothwendigkeit der Trennung derselben einsieht, wo der Arbeiter, welcher die Rüben behackt, mir mit Freude zurief, daß er gelesen habe, mein König würde nun auch mit England verbunden der Coalition gegen Frankreich beitreten, da ist im vollkommensten Sinne des Worts: öffentliches Leben. ... In keinem Lande von Europa ist die Achtung gegen den Menschen und dessen Rechte so groß, als in England ... und die Privatmeinung hilft hier den öffentlichen Gesetzen zur Sicherung der unveräußerlichen Menschenrechte noch nach. Die Gleichheit vor dem Gesetze hemmt alle Anmaßung der höheren Stände und die Theilnahme an der Rechtsverwaltung veranlaßt nicht allein Selbständigkeit und Stärke des Charakters, sondern verbreitet auch eine Gesetzkenntniß und eine Kenntniß der gerichtlichen Formel, wie sie in keinem Lande Europas anzutreffen ist." Die Reise machte Schön „klar über Staat und Volk". Nicht am Wenigsten über die Stellung des Königthums. Das monarchische Princip verstand sich für den Preußen von selbst, aber erst in England lernte Schön es philosophisch begreifen. Der König ist ihm eine hohe Idee, aber er weiß ihn abzusondern von der Person des Menschen, der die Krone trägt. Und diese Idee des Königs kann in einem großen Staate nur verwirklicht werden, wenn ihn ein in Einheit handelndes und dem Geiste, der Bildung und dem Charakter der Mitglieder nach in Achtung stehendes

Ministerium umgibt und eine Repräsentation des Volkes ihm zur Seite steht. „Der Satz: der König kann thun, was er will, ist der feindseligste für einen Souverain, der gedacht werden kann. Im rohen Zustande übersehen die Völker Willkür, ja Grausamkeit, wird es aber im Volke Tag, so werden jene beiden Institutionen aus dem Interesse des Monarchen und aus dem intellectuellen und moralischen Standpunkte des Volkes von selbst hervorgehen und keine Macht der Erde kann ihre Entstehung verhindern." Wie ihm das englische Königthum als ein Ideal erschien, so auch die englische Aristokratie und zwar wegen der bedeutsamen Stellung, die sie zwischen König und Volk einnimmt und wegen der untrennbaren und sich immer erneuernden Verbindung, in welcher sie mit dem letzteren steht. Schön gab sehr wenig auf den Adel, er war ihm ein nothwendiges Product des niedern Culturstandes des Volkes und schien ihm in der Gegenwart nur noch Bedeutung zu haben, wenn er als Kern des öffentlichen Lebens und als Bewahrer wie der Rechte des Thrones, so der Freiheit des Volkes dastehe. Die künstlichen Galvanisirungsversuche abgelebter Institutionen fand er mehr als lächerlich. Das Werthvollste aber, was Schön von seiner englischen Reise mitbrachte, blieb immer die Anschauung eines freien Volkes, das sich selbst regiert, mit einer einflußlosen Bureaukratie, wo durch die freie Bewegung aller Kräfte das Gute gleichsam von selbst zum Durchbruch kommt, gefördert sogar durch den Widerstand, den es findet.

Es war ein furchtbarer Contrast, dem sich Schön ausgesetzt sah, als er unmittelbar nach seiner Rückkehr von London als Kriegsrath in das verkommene Nest Bialystok versetzt ward. Aber für seine Entwicklung war es nicht ohne Werth. Er war ja rein theoretisch gebildet und seine langjährige Reise hatte ihn erst recht „auf die allgemeinen Verhältnisse gestellt". Lebensklugheit hatte er, seinem eigenen Geständniß zufolge, aus Cicero de officiis gelernt, einem Buche freilich wie geschaffen für einen Staatsmann, der lernen will, die Anforderungen der Ethik mit dem Handeln in der Welt zu vereinigen. Selbständig thätig war er im Staatsleben noch nie gewesen. Der Minister von Schrötter verstand es, in die Entwicklung des werdenden Staatsmannes mit richtigem Blicke einzugreifen; wie er ihn früher eine Weile auf's Land geschickt hatte, um sich eine praktische Kenntniß bäuerlicher Verhältnisse zu verschaffen, so versetzte er ihn jetzt in diese kleinen und kleinlichen Zustände, wo er zu den ersten Grundlagen des Staatslebens zurückgeführt wurde. Es war eine Zeit der Contemplation und nicht von langer Dauer. Bereits 1802 ward Schön in das Generaldirectorium in Berlin berufen und nun „ging ihm das Leben in der Staatskunst praktisch auf". Aber eine Wirksamkeit im Großen ward ihm doch erst nach der Katastrophe von Jena zu Theil. Die Jahre 1807 und 1808 sind ihm allezeit als der Glanzpunkt seines Lebens erschienen, weil es damals wirklich möglich war, von Ideen

auszugehen und weil von den höchsten Begriffen des Staatslebens in der That ausgegangen wurde. Der Antheil Schöns an der Gesetzgebung jener Jahre ist ein höchst bedeutender, in manchen Punkten entscheidender gewesen; es ist indessen nicht meine Aufgabe, auf die Fragen, welche sich hier aufdrängen, näher einzugehen. In den Hauptsachen waren die leitenden Staatsmänner wesentlich einig, im Einzelnen gingen sie vielfach auseinander und auch die Gründe waren verschieden, welche einen jeden dieselbe Maßregel als nothwendig erkennen ließen. Schön selbst hat später bemerkt, bei der Betrachtung dieser Epoche nehme der Preuße mit Stolz wahr, wie hier alle Ideen der französischen Nationalversammlung durchgeführt seien, nur mit dem Unterschiede, daß in Frankreich Empörung und Aufruhr und Verbrechen aller Art die Entwicklung begleiteten, weil man dem Verstande dabei sein Recht nicht zugestanden hatte, bei uns aber die Idee unmittelbar und allein durch ihre Macht und Herrlichkeit in's Leben treten konnte, weil dabei dem Verstande die ihm gebührende Ehre gegeben war. Denn von oben sollte nach seiner Meinung in Preußen die Revolution kommen, vom König sollte der Umschwung ausgehen; nicht zerbrechend, sondern auflösend sollte gewirkt werden. Daß nicht Alles erreicht wurde, was Schön erstrebte, ist bekannt; ich möchte namentlich darauf hinweisen, daß seine Vorstellungen, wie Heer und Volk mit einander in Verbindung gebracht werden sollten, niemals verwirklicht worden sind. Altenstein äußert in einem Briefe an Hardenberg vom Jahre 1808, Schön habe kein Attachement an den König, wohl aber die Idee der Gewalt des Volkes. Das ist eine Auffassung, die vielleicht nur der augenblicklichen Stimmung entsprungen, jedenfalls einer unbefangenen Betrachtung gegenüber nicht haltbar ist. Altenstein hatte eben von der Stellung des Königs zum Staate und zum Volke andere Anschauungen, als Schön und eine geringere Meinung von der Leistungsfähigkeit eines freien und patriotischen Volkes, als dieser. Und nicht minder unhaltbar ist die neuerdings hervorgetretene Ansicht, als habe Schön die historischen Grundlagen des Staates mißachtet, als sei er unfähig gewesen, das historisch Gewordene in seiner Bedeutung zu verstehen. Im Gegentheil, er ist eher ein historischer Grübler zu nennen, er sucht die Charaktere aus ihrem Entwicklungsgange, die Zustände der Staaten aus ihrer Geschichte zu begreifen; überall geht er darauf aus, die Gegenwart „in den Gang der Weltordnung einzuordnen". Was er aber allerdings nicht konnte, das war zu begreifen, daß etwas erhalten werden müsse, weil es historisch erwachsen sei, daß etwas gut sei, weil es lange bestehe. Als sein eigentliches politisches Programm hat er immer das sog. politische Testament Steins festgehalten. Diese Staatsschrift ist unzweifelhaft von Schön verfaßt, es sind seine Ideen, die sich darin aussprechen, er hat sich als Verfasser in einem Moment und auf eine Weise bekannt, die jeden Gedanken an Popularitätshascherei ausschließen: es ist kein Grund vorhanden,

seine Mittheilungen über die Entstehung derselben zu bezweifeln. Stein hat sie unterzeichnet und dadurch mit zu seinem Eigenthum gemacht, das gehört mit zu seinem Ruhm. Es sind drei Texte dieses Aktenstückes bekannt, vielleicht gibt es noch mehr. Die Abweichungen sind unbedeutend, blos redactioneller Art; es wird schwer festzustellen sein und ist im Grunde gleichgültig, ob wir eigene Correcturen Steins in einer der beiden erhaltenen Reinschriften vor uns haben. Aber wie war überhaupt das Verhältniß Schöns zu Stein? Liegt eine Veranlassung für die Verehrer Steins vor, ihn gegenüber den Urtheilen zu vertheidigen, die Schön über ihn gefällt hat? Man wird doch kaum umhin können zu sagen: Schön ist dem großen Manne nicht vollkommen gerecht geworden. Es ist freilich kein bewußt ungerechtes Urtheil, das er fällt, am Wenigsten ein vom Neid dictirtes, und faßt man Alles zusammen, was Schön zu verschiedenen Zeiten über Stein geäußert hat, so ist er ihm ein genialischer Mann von eigenthümlicher und bewundernswerther Größe. Aber es ist nicht das Auge der Liebe, mit dem er ihn anschaut. Selten mag es auch in der That zwei Naturen gegeben haben, die sich antipathischer waren, während sie doch zusammen nach demselben Ziele hinwirkten, und diese Antipathie mußte bei Schön um so klarer zum Bewußtsein kommen, je weiter die Jahre gemeinsamen Wirkens zurücklagen. Der Reichsfreiherr vom und zum Stein war stolz auf den Adel und wollte ihm eine leitende Rolle bewahren, Schön war ein Politiker des dritten Standes; Steins Staatsideal war stark mittelalterlich gefärbt, Schön lebte in den Ideen der neuen Zeit; der Eine hatte ein Christenthum, das er angenommen auf die Autorität früherer Jahrhunderte hin, und einen starken Hang zur Mystik, der Andere war ein Kantianer; jener handelte aus Instinkt, sein Geist erfaßte und entzündete blitzartig, dieser ging vom Begriff aus, ruhige Klarheit war sein Wesen; Stein war historisch, Schön war philosophisch gebildet. Und auch den kleinen Zug wollen wir nicht vergessen, daß Stein 1808 noch nichts von Goethe kannte und als man ihn dazu brachte, den Faust zu lesen, im Grunde weiter nichts davon zu sagen wußte, als daß dies ein unanständiges Buch sei, was ihn freilich nicht verhinderte, sich den damals noch nicht erschienenen zweiten Theil auszubitten.

Und dazu kam noch etwas Anderes. Schön ist ein Preuße durch und durch, auch die deutschen Dinge immer wesentlich vom preußischen Standpunkte aus ansehend, mit einer gewissen Abneigung gegen die Ausländer, welche, wie er meinte, „unser Volk nicht verstehen", von anerzogener und nie verleugneter Anhänglichkeit an das königliche Haus. Stein ist ein Mann ohne jede Ader specifisch preußischer Gesinnung, er fühlt sich als Deutscher schlechtweg; er ist in den preußischen Staatsdienst getreten, weil Preußen die Interessen Deutschlands, wie er sie auffaßte, in die Hand genommen; alle deutschen Dynastien, die preußische miteingeschlossen, sind ihm zwar nicht praktisch, aber im Princip gleichgültig.

Dieser letzte Gegensatz ist einmal ganz schroff zu Tage getreten, im Januar 1813. Stein hatte nur das deutsche und das allgemein europäische Interesse im Auge, aber er übersah, wie die Art seines Auftretens das specifisch russische befördern mußte; indem Schön ihm vom preußischen Standpunkte aus entgegentrat, war der Conflict da. Die Art aber, wie er sich löste, gehört zu den schönsten Ruhmestiteln beider Männer. Schön setzt nun die Größe Steins darin, daß er „mit einem eminenten Geiste einer mit dem Herzen aufgefaßten Idee gelebt habe, nämlich der des Vaterlandes, und dieser mit ganzer Seele und mit vollem Gemüthe und unbedingt, mit gänzlicher Verleugnung seiner Person." „Dies," so sagt er, „ist seine Größe, vor der ich mich beuge." Allein dabei hat er ein Moment vielleicht gefühlt, aber nicht völlig begriffen, das Titanische in Stein, die rücksichtslose Energie seines Charakters. Man kann Schön Recht geben, wenn er sagt, daß die Ursache zu Steins erster Entlassung ein kleinlicher Streit gewesen sei; aber hätte Stein ebenso gedacht, so wären die Pläne der Immediatcommission vielleicht niemals zur Ausführung gekommen, und es ist nicht, wie man gesagt hat, ein politischer Fehler Schöns gewesen, daß er 1807 nicht selbst die Leitung des Staates übernahm, sondern der Entschluß ging hervor aus einer klaren Würdigung dessen, was die Lage forderte.

Denn Schöns Energie war doch zum guten Theil eine Energie der Resignation. Er harrte der guten Zeit, er war der Mann, sie vorzubereiten und sie zu erfassen, sobald sie gekommen war oder gekommen zu sein schien, aber er war kein Stürmer und Dränger, der das Alte über den Haufen wirft. Das hängt zusammen mit der trüben Grundstimmung seines Gemüths. Er war ein Optimist, aber nicht aus angebornem Gefühl, sondern aus Erwägungen des Verstandes, von Natur war er der ausgesprochenste Schwarzseher, Dingen wie Menschen gegenüber. In seinen späteren Jahren hat er diese Neigung zur Hypochondrie richtig erkannt und redlich mit Kantischer Philosophie und Sauerkraut bekämpft, aber sie läßt sich bis in die früheste Zeit seiner amtlichen Wirksamkeit zurückverfolgen. Die schlimme Seite fiel ihm leicht zuerst in's Auge, und das Ideenlose in den Dienst der Idee zu zwingen, ward ihm schwer. Er hatte in seinem Verkehr nicht ganz den sittlichen Rigorismus Niebuhrs, aber es war nicht leicht für ihn, in Kreisen zu verkehren und zu wirken, die er für frivol und verderbt hielt. In solchem Falle zog er es vor, sich zurückzuziehen. Er mochte nichts von seiner sittlichen Persönlichkeit auch nur zeitweise opfern, um seine Zwecke, und wären es die edelsten gewesen, zu erreichen. Den inneren Kampf zwischen „Weltmann und Dichter" hat er nie gekämpft. Er war allerdings weit entfernt davon, das für einen Vorzug zu halten. Er bewunderte Wilhelm von Humboldt, dem es möglich war, sich in jede Gesellschaft hinein zu begeben, mit jeder und in jeder zu wirken, ohne innerlich von ihr be-

rührt zu werden. Nichts kann diesen Grundzug seines Temperaments besser erläutern, als seine Tagebücher von 1808 und 1813. Die Urtheile über einzelne Personen, wie sie sich dort finden, eingegeben von den Eindrücken des Augenblicks und von der Information, wie sie der Augenblick bringt, sind schwerlich härter, als Andere sie in derselben Zeit gefällt; man braucht blos an die Stimmung zu denken, der York so oft gegenüber dem Blücherschen Hauptquartier Ausdruck verliehen hat. Bezeichnend für Schön aber ist die düstere Auffassung des Ganges der Dinge überhaupt, das beständige Betonen des Gegensatzes, welcher zwischen den Anschauungen und dem Charakter so vieler der maßgebenden Persönlichkeiten und den Anforderungen der neuen Zeit bestand. Man müßte mit der Geschichte der Folgezeit ganz unbekannt sein, wenn man im Ernst die wenigstens theilweise Berechtigung dieses Standpunktes leugnen wollte, aber es verdient beachtet zu werden, wie Schön selbst diese Stimmungsbilder nachher als solche betrachtete, wie er seine damalige Auffassung milderte und in das rechte Licht rückte, und mir wenigstens will es scheinen, — denn ein vollkommen ausreichendes Material liegt nicht vor, — als ob er mit den Jahren in seinen Urtheilen über Menschen und Dinge immer edler und klarer und objectiver geworden sei.

Beeinflußt mag seine Stimmung auch dadurch sein, daß er mit seiner Bildung, ich will nicht sagen über, aber außerhalb des Niveaus stand, welches der damaligen Entwicklungsstufe des preußischen Staates entsprach. Man braucht sich nur an seine Ansichten über das Militairwesen und an seine geringe Achtung vor den Aufgaben der auswärtigen Politik und vollends vor den Diplomaten zu erinnern. Er wäre ein großer Minister in einem constitutionellen Staate geworden, oder auch unter der Herrschaft eines aufgeklärten Absolutismus im Stile Karls III., aber er war nicht der gegebene Mann für das Preußen Friedrich Wilhelms III. Es lag das freilich nicht zum wenigsten an dem Könige selbst. Ungemessenes Vertrauen hat er Schön entgegengebracht, in den zartesten Angelegenheiten seines Herzens unterwarf er sich seiner Entscheidung; aber ihm einen leitenden Einfluß auf den Staat zu geben, hat dem Könige immer widerstrebt. Er liebte es nicht, Männer dauernd in seiner Umgebung zu haben, deren geistige Ueberlegenheit ihm drückend werden konnte. Und so hoch Schön den König auch stellte, das hat er gefühlt und das empfand er schmerzlich.

Denn ein verzehrender Ehrgeiz oder, wenn man lieber will, ein grenzenloser Thatendrang lebte in dem Manne. Er war sich seines Werthes vollkommen bewußt und auch von gelegentlichen Anwandlungen von Eitelkeit ist er nicht ganz freizusprechen. Aber nicht die Macht, geschweige denn Titel und Rang war es, was er erstrebte. Er war verschiedene Male in der Lage, Minister werden zu können, er hat jedesmal

abgelehnt, weil man sein Programm nicht annahm. Er fürchtete, es werde Alles zu nichts führen, als daß er selbst sinke und das wollte er verhüten. So nahm er mit einer bescheidenen provinziellen Wirksamkeit vorlieb, weil er hier nach seinen Ideen verwalten konnte. Es ist merkwürdig, was er als Grund angibt, warum er sich 1809 gerade den Gumbinner Regierungsbezirk zuweisen ließ. Dort sei doch noch die wenigste Verbildung gewesen und er habe mit Recht von den einfachen Menschen die meiste Klarheit erwartet. Das ist keine Rousseausche Ansicht von der Civilisation, sondern einfach die Einsicht, daß es leichter war, dort die Ideen der neuen Zeit zu pflanzen, wo die der alten noch nicht recht Wurzel geschlagen. Ich muß es mir versagen, hier darzulegen, was er für Litthauen, was er später als Oberpräsident für Westpreußen und dann für die ganze Provinz Preußen gethan hat, es erscheint auch kaum nöthig zu einer Zeit, wo die Erinnerung an diese Wirksamkeit Schöns noch nicht erloschen sein kann. Nur die Art, wie er wirkte, lohnt es sich wol in kurzen Zügen zu charakterisiren. Er faßte den Oberpräsidenten als einen Beamten, der ebenso wie der Minister die Verwaltung im Ganzen und im Großen und nur so handhaben müsse, doch von dem Standpunkte der Provinz aus. Seine Hauptbestimmung müsse die Verwaltung des „Departements des guten Geistes" sein, die Controle der Administrativbehörde erscheine daneben als untergeordnet. Zum Gift aber werde der Oberpräsident für die Provinz, wenn er es unterlasse, Ministerialanordnungen, die für die Provinz nicht passen, entgegenzutreten und in jedem solchen Falle seine politische Existenz einzusetzen. „Persönliche Unselbständigkeit," so sagt Schön in seiner zweiten Autobiographie, die eigentlich mehr eine Staatsschrift zur Lehre ist, „steht keinem Beamten wohl an und kann für den Souverain niemals gute Früchte tragen, aber bei dem Oberpräsidenten ist sie die Sünde wider den heiligen Geist, welche weder in diesem noch in jenem Leben verziehen werden kann." Und da ihm Preußen als ein Staat mit protestantischen Unterthanen nur in der Intelligenz seine Basis zu haben schien, so war es die Hebung der Intelligenz, die er in erster Linie verfolgte. Er hat sich in der verschiedensten Weise der Aufklärung des Volkes angenommen; die Gründung einer Bibliothek und einer Zeitung gehörten zu seinen ersten Handlungen in Litthauen. Mit Stolz konnte er auf die 400 neuen Schulen in Westpreußen hinweisen, die unter seiner Verwaltung entstanden waren, auf die Blüthe der Universität und der Gymnasien, auf die Anfänge der Realschulen, auf die politische und humane Bildung, durch die sich die Provinz auszeichnete. Diese Seite seiner Thätigkeit war ihm geradezu Herzensbedürfniß. Denn ein allgemein wissenschaftlicher, polyhistorischer Trieb war immer in ihm rege. Er lebte mit allen Ständen; seit er Arnau erworben, war er ein rechter Landwirth geworden; der Umgang mit dem gebildeten Kaufmann war ihm vorzugsweise angenehm: aber am liebsten war ihm doch der

Verkehr mit Gelehrten. Er sah es gern, wenn er in die Probleme auch solcher Wissenschaften eingeführt wurde, welche ihm an und für sich fern lagen; um Lebende nicht zu nennen, sei es gestattet, nur auf seinen Verkehr mit Meineke, Bessel und dem Mathematiker Jacobi hinzuweisen. Seine Beziehungen zur Universität waren ihm über Alles theuer und es wird behauptet, daß es wesentlich mit an der Persönlichkeit Schöns gelegen habe, daß von den großen Gelehrten, welche damals die Zierde der Königsberger Hochschule ausmachten, keiner einem Rufe nach auswärts, so lockend sie auch oft waren, gefolgt ist. Aber Schön vergaß doch auch niemals, daß er Staatsmann sei und kein Gelehrter. Er hatte zu viel Achtung vor der Wissenschaft, um sich ihr gegenüber eine Competenz zuzuschreiben, die ihm nicht zukam und er wußte auch zu würdigen, warum jener alte König seinem Sohn zurief: „Schämst Du Dich nicht, so gut die Flöte zu blasen?" Systematische Studien hat er auf Gebieten, die ihm fern lagen, nicht gemacht. Die Gegenstände mußten ihm entgegengebracht werden, er verlangte Anregung. So hat ihn Meineke zum Studium der Baukunst der Alten geführt, so weckte Grote seine Beschäftigung mit griechischer Geschichte. Aber wie empfänglich er für alles Große war, das bezeugen mehr als Anderes jene fast rührend zu nennenden Worte kurze Zeit vor seinem Tode: „Soll ich denn wirklich sterben, ohne den 12. Band von Grotes „History of Greece" gelesen zu haben?" Das Verständniß für die bildende Kunst ist ihm spät aufgegangen, wie so oft im Norden, aber einmal erweckt, hat es die herrlichsten Früchte getragen; Zeugen deß die Malerakademie in Königsberg und Marienburg.

Es dürfte gegenwärtig ein besonderes Interesse gewähren, zu sehen, wie sich Schön als Verwaltungsbeamter zur katholischen Kirche gestellt und wie er die preußische Politik insbesondere in dem Kölner Kirchenstreite beurtheilt hat. Bei seiner ganzen Richtung konnte ihm das Verfahren des Ministeriums in dieser Angelegenheit von Anfang bis zu Ende nur als eine Kette von Fehlern erscheinen, die schließlich zu einer Verwirrung geführt, aus der eine Rettung nicht mehr zu hoffen war. Er mußte sich durch eine himmelweite Kluft von einer Betrachtungsweise, wie etwa die Bunsens, getrennt fühlen und er hat diesem Gegensatz lebhaften Ausdruck verliehen. Was konnten auch diese beiden Männer mit einander gemein haben, deren ganze Art zu empfinden ebenso verschieden war wie ihre Ziele? Ob Droste-Vischering moralisch berechtigt war, in Sachen der gemischten Ehen anders zu verfahren, als sein Vorgänger, war für Schön eine sehr untergeordnete Frage. Er hielt es für den Grundfehler der preußischen Politik, überhaupt mit dem Papste oder gar mit einem Erzbischof wie mit einem coordinirten Souverain verhandelt zu haben. Ganz dieselben Mißhelligkeiten würden sich herausgestellt haben, so meint er, wenn man etwa mit dem hohen Rath der Herrnhuter oder dem Ober-Ermahner der Mennoniten verhandelt hätte. Das einzig Richtige in der Kölner

Frage wäre gewesen, vor allen Dingen festzustellen, ob man den Erzbischof gerichtlich zwingen könne, einer Anordnung des Papstes entgegen, gemischte Ehe einsegnen zu lassen, ohne daß eine Verpflichtung zur katholischen Erziehung der Kinder eingegangen wurde. Im Falle diese Frage bejaht wurde, hätte eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet und als Folge derselben mit Geldstrafe, Arrest und Cassation durch Zurücknahme des königlichen Placets vorgegangen werden müssen. Erschien aber das gerichtliche Urtheil zweifelhaft oder wollte man der politischen Folgen wegen eine Strafe bis zur Entsetzung vermeiden, so hätte man einfach die Civilehe allgemein einführen sollen. Dem letzteren Verfahren wurden aber schon damals dieselben Gründe entgegengehalten, wie in unseren Tagen. „Theils konnte man sich," bemerkt Schön, „von dem Gedanken, daß die Trauung die Ehe constituire, nicht lossagen, theils wollte man aus Pietät die Wichtigkeit der Kirche dabei erhalten." Hatte man sich doch in Berlin Rom gegenüber sogar bereit erklärt, die Civilehe auf dem linken Rheinufer abzuschaffen! Daß freilich damals Jemand der Regierung als eine mögliche Maßregel empfohlen habe, was ein protestantischer Professor der Theologie noch 1868 für zweckmäßig zu erklären sich nicht entblödet hat, nämlich den Brautleuten verschiedener Confession zu rathen, auf die Verbindung mit einander zu verzichten, wollen wir vorläufig für unmöglich halten. Den kirchenrechtlichen Theil des allgemeinen Landrechts hielt Schön gerade darum für vorzüglich, weil von der Kirche als solcher darin gar keine Notiz genommen, sondern nur von der Kirchengesellschaft, wie sie im Staate besteht, geredet wird. Dieses Princip habe man nur festhalten und die einzelnen Bestimmungen vervollständigen sollen. „Die katholische Kirche," so führt er aus, „gibt niemals ein Princip auf, und jedes Negotiiren ist zwecklos. Findet es statt, so kann es nur gute Folgen für die Kirche haben. Nimmt man aber von der katholischen Kirche und deren Oberhaupte gar keine Notiz und kennt von Seiten des Staats nur die katholische Kirchengesellschaft, welche im Staate ist, und setzt dieser Principe mit der Forderung des unbedingten Gehorsams entgegen, so glaubt sich die Kirchengesellschaft im Zustande des Zwanges, läßt ihr kirchliches Princip .... auf sich beruhen und sucht selbst Ausgleichung auszumitteln, wozu die katholische Kirche an sich und vorzugsweise der Jesuitismus ganz geeignet ist." Schön selbst ist, seinem eigenen Zeugniß zufolge, mit acht katholischen Bischöfen ganz gut ausgekommen; einige Anstöße, die sich ergaben, seien sehr bald wieder ausgeglichen worden. Es sei nur darauf angekommen, die Bischöfe zu der Ueberzeugung zu bringen, daß, wie sie auf jeden zulässigen Beistand im Voraus rechnen konnten, auch nicht entfernt ein Uebergriff von Seiten der Geistlichkeit geduldet werden würde, auf der andern Seite aber auch sie nicht mit Zumuthungen zu behelligen, auf welche ein katholischer Geistlicher einzugehen außer Stande ist. Das Festhalten an diesen Grundsätzen hat denn auch bewirkt, daß

der kirchliche Friede in der Provinz Preußen während der Schönschen Verwaltung niemals gestört worden ist.

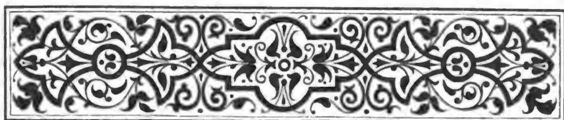
Ueber der Förderung der geistigen vergaß Schön indeß nicht die der materiellen Bedürfnisse der Provinz. Sie verdankt ihm u. A. den Chausseebau und die erste Anwendung des Systems Mac Adam in Deutschland, die Einführung der feinen Schafzucht, vor Allem die Erwirkung und die einsichtige und uneigennützige Durchführung der allgemeinen Landesunterstützung. Und dabei ist es bezeichnend, wie er verfuhr. Er liebte die Bureaukratie nicht, das Berliner Beamtenthum war ihm speciell ein Greuel, er suchte mit wenig Beamten, mit der Heranziehung möglichst vieler bürgerlicher Kräfte zu wirken. Er ging überhaupt nicht darauf aus, Alles von sich aus thun zu wollen, es handelte sich für ihn im Grunde nur um die Anregung, in der Ueberzeugung, daß sich vermöge der Macht der Idee nachher Alles von selber machen werde. Und so ließ er denn auch Männer, die einmal sein Vertrauen erworben hatten, wie Dinter, schalten und walten nach Gefallen, während es im Allgemeinen nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehört haben kann, unter ihm zu dienen. Denn während er im vollen Besitz der feinsten Umgangsformen war und höfliche Beziehungen, wenn auch mit einer gewissen Ironie, mit Männern zu unterhalten vermochte, welche ihm so antipathisch waren wie Kamptz; während er in Bezug auf eine wichtige Episode seines Lebens allen Anfeindungen gegenüber einen Zartsinn bewiesen hat, welcher nicht allseitig genügend gewürdigt zu werden scheint: so lag doch andererseits in seiner Natur eine gewisse Derbheit und wurde bei seinem ungeduldigen und galligen Temperament nicht blos von Beamten der älteren Schule öfters geklagt, daß amtlich nicht mit ihm auszukommen sei. Daß man das in Berlin, wo sich aus anderen Gründen ein gründlicher Haß gegen ihn ansammelte, doppelt empfand, versteht sich von selbst. Der glänzendste Moment der Schönschen Verwaltung ist bekanntlich die Zeit der Choleraepidemie von 1831. Ich möchte nicht so viel Gewicht auf die Scene legen, wie er von Arnau in die Stadt hereinkommt und, der furchtbaren Seuche Trotz bietend, während die Zahl seiner Begleiter immer mehr zusammenschmilzt, an das Lager der Kranken und Sterbenden tritt; es ist das des höchsten Lobes würdig, aber es war das doch nur ein physischer Muth, wie er ihn auch schon früher gezeigt, und wie er vielen Anderen auch inne wohnte. Bedeutsamer scheint mir der moralische Muth zu sein, den er bewies, als er die sämmtlichen königlichen Verordnungen in Bezug auf die Krankheit ohne Weiteres von sich aus außer Kraft setzte. Und hierbei zeigte sich auch auf das Glänzendste, wie seine ganze Erscheinung selbst einem Manne wie Friedrich Wilhelm III. imponirte. Der König, der sonst so eifersüchtig auf seine Macht und auf die Vollziehung seiner Anordnungen war, sagte der Commission, die zur Untersuchung des eigenmächtigen Verfahrens des Oberpräsidenten nach Königsberg gesandt wurde,

beim Abgange: „Wird nicht viel dabei herauskommen; Schön immer Recht haben." Wie es sich denn auch herausstellte.

So verwuchs Schön immer mehr mit der Provinz, er sah den Samen gedeihen, den er ausgestreut, er war stolz auf die Provinz und sie auf ihn. Allein es wäre irrig, ihn in irgend einer Periode seines Lebens als einen vorzugsweise provinziellen Staatsmann zu betrachten. Die Gesammtverhältnisse des Staates, selbst die allgemeinen europäischen Angelegenheiten behielt er immer im Auge. Er harrte der Zeit, wo wieder Ideen würden wirksam sein können; trotz der trüben Erfahrungen, die er von der Wirkung des herrschenden Systems machte, zweifelte er nicht, daß sie kommen würde. Mit der Regierung Friedrich Wilhelms IV. schien sie angebrochen. Schön hatte eine außerordentlich hohe Meinung von dem Kronprinzen, insbesondere von der Reinheit und Idealität seines Gemüths. Er stand ihm persönlich nahe, und der Kronprinz gab seiner Verehrung für ihn oft den innigsten Ausdruck. Nach jenem Besuch in den Choleralazarethen z. B. machte er ihm brieflich die zärtlichsten Vorwürfe, daß er sich so offenbarer Lebensgefahr aussetze, er müsse darauf bedacht sein, sich seinen Freunden, dem Vaterlande und ihm selbst zu erhalten. „Aber," so fügte er am Schlusse hinzu, „Sie werden antworten, was der Grünschnabel sagt, dem lege ich keinen Werth bei, ich thue doch, was recht ist." So glaubte denn Schön das Beste von dem Prinzen hoffen zu dürfen, obwol er in den letzten Jahren mit Schmerz bemerkt hatte, daß, insbesondere seit dem Tode Niebuhrs, die „Männer der früheren finsteren Zeit" großen Einfluß auf ihn erlangt hatten. Er hielt das nur für Schatten, die wieder vorüberziehen würden, wenn auch einen Andern gewisse hyperromantische Ideen, die schon damals zu Tage traten, in seinem Vertrauen hätten wankend machen müssen. Jetzt, nach der Thronbesteigung, suchte er direct auf den König zu wirken, in „Woher und Wohin?" entwickelte er ihm sein Programm. Wie das Alles gescheitert ist, habe ich hier nicht auszuführen. Die Tage König Friedrich Wilhelms IV. harren noch des taciteischen Griffels, der sie den Nachgebornen vorführe zum unverlierbaren Gedächtniß, denen aber, die sie durchlebt, im Zusammenhange deute. Nur Eins habe ich noch zu erörtern, die oft gehörte Behauptung, Schön habe in Ostpreußen die Opposition groß gezogen. Es haben sich gar seltsame Mythen daran geknüpft; es ist sogar behauptet worden, er sei bei der Abfassung der „Vier Fragen" betheiligt gewesen und habe Jacoby bei seinen verschiedenen Rechtfertigungsschriften unterstützt. Das bedarf wol kaum noch der Widerlegung. Denn wenn jemals Jemand geistig auf eigenen Füßen gestanden hat, so war es, darüber sind wir wol Alle einig, Johann Jacoby. Ueberhaupt ist die kürzlich wie eine allgemein bekannte Thatsache keck in die Welt geschleuderte Erfindung von einer innigen Verbindung der beiden Männer ohne jeden historischen Kern, so wenig man auch etwas Auffallendes darin finden

könnte, wenn sie wahr wäre. Vor dem Erscheinen der „Vier Fragen“ bestand zwischen ihnen, wie Schön an den König schrieb, auch nicht die geringste gesellschaftliche Beziehung; später haben sie, wie Jacoby kurze Zeit vor seinem Tode auf Befragen erklärte, einige wenige Male mit einander verkehrt, wie es natürlich ist bei Männern, die eine hervorragende politische Stellung einnehmen, ohne sich jedoch jemals persönlich näher getreten zu sein. Die jetzt veröffentlichten Briefe Schöns aus dem Anfang der 40er Jahre gestatten nicht einmal, ihn so ganz eigentlich als den Führer der ständischen Opposition zu betrachten. Seine damalige politische Stellung ist überhaupt schwer zu definiren; er läßt sich in den politischen Parteien seiner Zeit fast so wenig unterbringen, als in denen der unsrigen. Und ein Parteimann war er gewiß nicht. Jeder müsse in dieser Zeit auf sich selbst stehen, schrieb er 1847 an Gervinus, als er die Widmung von dessen Pamphlet über das Patent vom 3. Februar ablehnte, obwol er mit dem Inhalt der Schrift ganz einverstanden war. Aber jene Ansicht ist doch nicht ganz unbegründet. Den Geist, der in der ständischen Opposition hervortrat, hatte Schön geweckt, ihre Forderungen waren nach seinem Sinn und er war stolz auf die Haltung Preußens. Daß man in Berlin ihn für den Landtag nahm, hat ihm geschmeichelt. Die Gewährung jener Forderungen, die Erfüllung des Versprechens von 1815 hielt er zudem für ein Gebot politischer Nothwendigkeit, und schwere Katastrophen wären dem Vaterland erspart geblieben, wenn man seine treuen Warnungen nicht überhört hätte. Die ganze Schwere dessen, was da kommen sollte, hat er freilich selbst 1844 noch nicht vorausgesehen; er meinte damals noch, das preußische Volk sei zu gesetzlich und zu treu, als daß das Bemühen, gewaltsam seinen Culturzustand zurückzustellen, zu Gewalthandlungen führen sollte.

Es gäbe noch manche Seite in dem Charakter Schöns, welche Stoff zu fruchtbaren Erörterungen darböte; ich könnte noch auf sein Privatleben eingehen, ich könnte — ein gar nicht unwichtiges Moment! — seine Urtheile über Zeitgenossen analysiren, die von anderen Auffassungen ja oft so weit abstehen, ich könnte — doch was ließe sich nicht noch Alles über Schön sagen! Das Ausschlaggebende hoffe ich in dem Vorstehenden zusammengefaßt zu haben und ich würde hocherfreut sein, wenn kundige Beurtheiler finden sollten, daß es mir gelungen sei, wenigstens die Hauptzüge in dem Wesen Schöns richtig zu erfassen. Glücklich aber wird der zu preisen sein, dem es vergönnt sein wird, im vollen Besitz und mit voller Beherrschung des Stoffes der Nachwelt ein ganzes und in sich geschlossenes Lebensbild des großen Mannes zu entwerfen.



Mediciniſche Gloſſen zum Hamlet.*)

Von

Carl Thierſch.

— Leipzig. —

Für einen Profeſſor der Chirurgie iſt es ſchwer, ein Thema zu finden, mit dem er vertraut iſt und das ſich zugleich für eine Gelegenheit, wie die heutige, eignet. Hält er ſich innerhalb der Schranken ſeines Berufs, bleibt er bei ſeinem Leiſten, ſpricht er z. B. über Hoſpitäler, über weibliche Krankenpflege, oder wie wir es ſo herrlich weit in der Chirurgie gebracht, ſo mag das recht belehrend ſein, aber trotz all' ſeines Bemühens wird ſich nach kurzer Zeit die unerfreuliche Wolke der Langenweile auf die hochanſehnliche Verſammlung herabſenken.

Wählt er dagegen ein Thema von allgemeinem Intereſſe, dem er jedoch ferner ſteht, ſo iſt er der Gefahr ausgeſetzt ein, wenn auch wohlwollendes, doch geringſchätziges Lächeln bei ſeinen Zuhörern hervorzurufen. Alles dies und noch einiges habe ich dem Herrn Director Dr. Wachsmuth entgegengehalten, als er mir die ehrenvolle Aufforderung brachte, mich an dieſen „monumentalen" Vorleſungen zu betheiligen, indeſſen, wer kann ſeiner liebenswürdigen Energie widerſtehen, und ſo habe ich mich entſchloſſen, mein Lichtſtümpſchen an dem Sonnenfeuer Shakeſpeares anzuzünden und vor Ihnen als Dilettant zu erſcheinen, denn am Ende iſt es doch beſſer ein lächelndes, als ein gähnendes Publikum vor ſich zu haben.

Daß ich auf Shakeſpeare und Hamlet kam, war ein Zufall; nach langer Pauſe hatte der Theaterzettel einmal wieder „Hamlet" angekündigt, und da es für einen Vater immer ein feſtlicher Tag iſt, wenn er Ge-

*) Vortrag, gehalten zum Beſten des Leipziger Siegesdenkmals am 1. März 1878 im Gewandhausſaale zu Leipzig.

legenheit findet, seinen Kindern zur rechten Zeit die persönliche Bekanntschaft der Meisterwerke aller Zeiten zu vermitteln, so war ich veranlaßt, die Vorstellung zu besuchen. Sie werden von mir keine Kritik der Vorstellung erwarten, für Kritik ist in unserem Leipzig hinreichend gesorgt, auch gehöre ich weder zu den „Theaterfreunden"[1]) noch zu den Theaterfeinden, bin ein Mann des Friedens, halte es mit einer vorsichtigen Neutralität, erfreue mich des Guten, laß mich vom Besten überraschen, dem Geringen geh' ich aus dem Wege — und befinde mich wohl dabei.

Da ich die ganze Zeit mich mit der Sorge trug, ob sich wol ein geeignetes Thema für meinen Vortrag finden würde, da ich bereits anfing als Redner, der ein Thema sucht, meinen Freunden gefährlich zu werden, da mich die graue Sorge auch in's Theater begleitete, so ist es nur natürlich, daß ich in dem Bericht des alten Hamlet, wie er im Schlaf um's Leben gekommen, sofort ein geeignetes Thema erblickte. Gleichzeitig gruppirte sich vor meinem inneren Auge der ganze übrige medicinische Stoff, welcher im Hamlet zu Tage liegt: die Tödtung des Polonius, — der wirkliche Wahnsinn der Ophelia und ihr Tod, — der verstellte Wahnsinn Hamlets, — der Tod des Hamlet und des Laertes durch vergiftete Waffen, — der Tod der Königin durch den Giftbecher, des Königs durch Gift und Degen zugleich, und wenn auch die Auflösung der Perle im Wein mehr in's Pharmaceutische schlägt, so haben hinwieder die Ansichten Hamlets und der Todtengräber über Verwesung und Stoffwechsel entschieden einen medicinischen Beigeschmack; kurz Stoff genug, um einen Folianten mit medicinischen Commentarien zu füllen, aber fürchten Sie nichts, ich werde mich auf eine kleine Auswahl beschränken und mit der vorgeschriebenen Zeit auskommen, die Todesart des alten Hamlet, Ophelias wirklichen und Hamlets verstellten Wahnsinn werde ich mir erlauben vom ärztlichen Standpunkt zu erläutern.

Meine Kenntniß Shakespeares, als ich an die Arbeit ging, etwas für Sie zurecht zu machen, überstieg nicht den gewöhnlichen Durchschnitt. Ich wußte beiläufig, was Lichtenberg, Lessing, Goethe, Gervinus und einige andere über ihn geschrieben, nun aber befand ich mich plötzlich in einer zahlreichen Gesellschaft, zusammengesetzt aus vielen hundert Personen fast aller Völker und Berufsklassen. Merkwürdig gingen in dieser Gesellschaft die Meinungen über unsern Dichter auseinander: den Einen war er der höchste Genius der Menschheit von umfassender Bildung, den Andern ein unwissender Schauspieler von mittelmäßiger Begabung; den Einen der Typus männlicher Unabhängigkeit und makelloser Lebensführung, den Andern ein serviler Schmeichler ohne jeden moralischen

[1]) Eine tiefgehende und weitverbreitete Verstimmung der Leipziger über ihre Theaterzustände hat den „Verein der Theaterfreunde" in's Leben gerufen, der zur Erreichung seiner Zwecke auch vor starken Mitteln nicht zurückscheut.

Halt, den Einen ein planvoller und tiefsinniger Dichter, den Andern ein leichtfertiger Zusammenflicker von Dramen aus gestohlenen Fetzen. Dabei bemerkte ich, wie die Vertreter der verschiedensten Geistesrichtungen und Lebensthätigkeiten ihn zu dem Ihrigen rechneten. Die orthodoxen Protestanten, die eifrigen Katholiken, die Deisten, die Pantheisten, Atheisten, Pessimisten und Nihilisten erklärten ihn für den Ihrigen, die Juristen und die Mediciner, die Philosophen, die Botaniker, die Stallmeister, die Jäger, die Landwirthe, Seefahrer und Andere — alle meinten, er müsse sich gerade mit ihrem Fache, nicht blos theoretisch sondern auch praktisch, besonders beschäftigt haben. Kein Wunder, denn —

„Im Spiegel, der Natur vom Dichter vorgehalten,
Mag dem Beschauer sich sein liebes Ich gestalten."

Auch über Hamlet als Kunstwerk, und über Hamlet als Charakter, fand ich große Meinungsverschiedenheit. Die alte Goethesche Auffassung, daß Hamlet zu Grunde gehe, weil er von „des Gedankens Blässe angekränkelt", zu schwach sei für die ihm gewordene Aufgabe, hat die verschiedensten Einschränkungen und Entgegnungen erfahren; ja einer der neuesten Kritiker findet, daß Hamlet ein durchaus thatkräftiger und energischer Charakter ist, der nur deswegen mit der Rache zögert, um vorher die Schuld des Mörders vor aller Welt zu enthüllen und so bei der Ausführung der Rache vor der öffentlichen Meinung gerechtfertigt zu erscheinen. Während die Einen in Hamlet das tiefsinnigste und kunstvollste Product des menschlichen Geistes erblicken, sehen die Andern in ihm ein Stück voller Widersprüche, in welchem die Katastrophe mühsam bis zum fünften Akt hinausgeschoben wird, weil mit der Ermordung des Königs im ersten Akt das Stück sofort zu Ende wäre, und bekannt ist Voltaires Urtheil, daß Hamlet trotz mancher Schönheiten der Traum eines betrunkenen Wilden sei, „l'imagination d'un sauvage ivre". Leider fand ich nicht Zeit, mich bei allen Shakespearekundigen Raths zu erholen, und so muß ich auf Ihre Nachsicht rechnen, wenn ich ein oder das Andere übersehen haben sollte.[2])

2) Sehr erleichtert wird das Hamletstudium durch die Hamletausgabe von Furneß, Lond. und Philad. 1877 (III. und IV. Band der „New variorum edition of Shakespeare"). Diese Furneßsche Ausgabe gibt den Text mit allen Varianten und kritischen Bemerkungen, daneben u. A. ausführliche Auszüge von Schriften und Aufsätzen über Hamlet, anfangend mit Anthony earl of Shaftesbury, 1710, „Characteristics, advice to an author" bis auf Dr. H. Baumgart, 1877, „Die Hamlettragödie und ihre Kritik". — William Shakespeare von C. Elze, Halle 1876, Shakespeares Hamlet von demselben, Leipzig 1857, Shakespeares Hamlet von Tzschischwitz, Halle 1869, Shakespeare in Germany von Albert Cohn, Lond. 1865, sind die Bücher, denen ich neben dem Furneßschen Hamlet am meisten Belehrung verdanke. Auch sind mir auf mein Ersuchen von verschiedenen Seiten namentlich über „Hebenon" brieflich Nachweise zugegangen, für die ich zu Dank verpflichtet bin.

I.

Machen wir den Anfang mit der Todesart des alten Hamlet.

Den Text dazu haben Sie in Händen und zwar in zwei englischen und zwei deutschen Lesarten.

1.

Nach dem ältesten Druck, Quartausgabe v. J. 1603.

Ghost: . . . . but soft, me thinkes
I sent the mornings ayre, briefe let me be,
Sleeping within my Orchard,' my custome alwayes
In the after noone, upon my secure houre
Thy uncle came, with iuyce of Hebona
In a viall, and through the porches of my eares
Did powre the leaprous distilment, whose effect
Hold such an enmitie with blood of man,
That swift as quickesiluer, it posteth through
The naturall gates and allies of the body,
And turnes the thinne and wholesome blood
Like eager dropings into milke.
And all my smoothe body, barked, and tettered ouer.
Thus was I sleeping by a brothers hand
Of Crowne, of Queene, of life, of dignitie
At once depriued, ...

2.

Gegenwärtiger nach späteren Ausgaben festgestellter Text.

Ghost: But, soft! Methinks I scent the morning air;
Brief let me be. — Sleeping within my orchard
My custom always in the afternoon,
Upon my secure hour thy uncle stole,
With juice of cursed hebenon in a vial,
And in the porches of my ears did pour
The leperous distilment; whose effect
Holds such an enmity with blood of man,
That swift as quicksilver, it courses through
The natural gates and alleys of the body;
And, with a sudden vigour, it doth posset
And curd like eager droppings into milk
The thin and wholesome blood: so did it mine
And a most instant tetter barked about,
Most lazarlike with vile and loathsome crust
All my smooth body.
Thus was I sleeping, by a brothers hand
Of life, of crown, of queen, at once dispatched;

3.

A. W. Schlegels Uebersetzung.

Geist: Doch still, mich dünkt, ich witt're Morgenluft:
Kurz laß mich sein. — Da ich im Garten schlief,
Wie immer meine Sitte Nachmittags,
Beschlich Dein Oheim meine sich're Stunde,
Mit Saft verfluchten Bilsenkrauts*) im Fläschchen,
Und träufelt in den Eingang meines Ohr's
Das schwärende Getränk, wovon die Wirkung
So mit des Menschen Blut in Feindschaft steht,
Daß es durch die natürlichen Kanäle
Des Körpers hurtig, wie Quecksilber läuft;
Und wie ein saures Laab, in Milch getropft,
Mit plötzlicher Gewalt gerinnen macht
Das leichte, reine Blut. So that es meinem,
Und Aussatz schuppte sich mir augenblicklich
Wie einem Lazarus, mit ekler Rinde
Ganz um den glatten Leib.
So ward ich schlafend und durch Bruderhand
Beschnellt um Leben, Krone und Gemahl. . . . .

4.

Die entsprechende Stelle aus der Tragödie „der bestrafte Brudermord oder Prinz Hamlet aus Dännemark". Manuscript mit dem Datum „Pretz 27 October 1710".

[Dieses MS. ist als die modernisirte Copie einer viel älteren Redaction zu betrachten. Es war eine Zeitlang im Besitz des berühmten Schauspielers Conrad Eckhof (geb. in Hamburg 1720, gest. in Gotha 1778) und wurde 1781 von H. A. O. Reichard in seiner Zeitschrift „Olla Potrida" gedruckt. A. Cohns Shakespeare in Germany. London 1865, p. 236.]

Geist: Höre mich, Hamlet, denn die Zeit kommt bald, daß ich mich wieder an denselben Ort begeben muß, wo ich hergekommen; höre, und gieb wohl Achtung, was ich dir erzählen werde.

Hamlet: Rede, du seliger Schatten meines Königlichen Herrn Vaters.

Geist: So höre, mein Sohn Hamlet, was ich dir erzählen will von deines Vaters unnatürlichem Tode.

Hamlet: Was? Unnatürlichem Tode?

Geist: Ja, unnatürlichem Tode! Wisse, daß ich den Gebrauch hatte, welchen mir die Natur angewöhnet, daß ich täglich nach der Mahlzeit zu Mittage in meinem Königlichen Lustgarten zu gehen pflegte um allda mich eine Stunde der Ruhe zu bedienen. Als ich denn eines Tages auch also thät, siehe, da kommt mein Kronsüchtiger Bruder zu mir, und hatte einen subtilen Saft von Ebeno genannt bei sich; dieses Oel oder Saft hat diese Wirkung, daß, sobald etliche Tropfen von diesen unter das menschliche Geblüt kommen, sie alsobald

*) verfluchten Bilsenkrauts] in Bodenstedts Uebersetzung „giftigen Eibensaftes".

alle Lebensadern verstopfen, und ihm das Leben nehmen. Diesen Saft goß er mir, als ich schlief, in meine Ohren, sobald dasselbe in den Kopf kam, mußte ich augenblicklich sterben, hernach gab man vor, ich hätte einen starken Schlagfluß bekommen. Also bin ich meines Reichs, meines Weibes, und meines Lebens von diesem Tyrannen beraubt.

Unter 1 finden Sie den ältesten englischen Text, wie ihn die Quarto I vom Jahre 1603 gibt. Diese Quarto I ist eine sogenannte Raubausgabe, ein illegitimes Kind des Buchhandels. Sie wird von Manchen für eine Verstümmelung des echten Textes gehalten, ich glaube aber, daß diejenigen recht haben, welche in ihr eine frühere Redaction, die wol bis in die 80er Jahre zurückreicht, erblicken.

Sie ist allerdings bedeutend kürzer als der spätere Text, sie zählt 2143 Zeilen, Quarto II um etwa 576 Zeilen mehr, und es ist richtig, daß derartige Verkürzungen gewöhnlich dann stattfinden, wenn das Stück bei der ersten Aufführung Längen zeigte, ja Schiller mußte seine Stücke schon vor den ersten Aufführungen kürzen. Mit Shakespeares Dramen mag es sich jedoch anders verhalten haben. Shakespeare war kein studirter Dichter, seine Dramen entstanden gleichsam auf der Bühne, wuchsen, entwickelten und veredelten sich mit dem Dichter; von mehreren Stücken ist dies nachgewiesen, während Titus Andronicus in seiner ersten Fassung stehen blieb, in seiner Entwickelung gehemmt wurde.

Der Charakter der Königin ist in dieser Quarto I weniger ungünstig dargestellt, der Wahnsinn Hamlets tritt mehr hervor, den scenischen Aufbau fanden die beiden Devrient wirksamer und legten ihn deshalb ihrer Bühnenbearbeitung zu Grunde. Sie werden bemerken, daß die Orthographie dieses ältesten Textes mangelhaft ist, und Sie glauben vielleicht, dies rühre daher, weil die Ausgabe eine unrechtmäßige war, indessen auch die späteren legitimen Ausgaben zu Shakespeares Lebzeiten sind kaum besser beschaffen. Die Orthographie war noch nicht festgestellt, von einer sachverständigen Revision des Druckes war keine Rede, und Shakespeare selbst bekümmerte sich nicht darum. Ein auffallender Umstand, da er redlichem Erwerb nicht abgeneigt und sich des Werthes seiner Werke wohl bewußt war. Vielleicht waren seine Dramen in den Besitz seiner Theatergesellschaft übergegangen, so daß er an ihrer Herausgabe kein Geldinteresse hatte, aber auch so sollte man denken, daß es ihm nicht gleichgültig sein konnte, in welcher Gestalt seine Werke auf die Nachwelt kommen würden. So kam es, daß der Text aller Shakespeareschen dramatischen Werke ein, durch die Schuld von Abschreibern und Setzern durchaus verdorbener ist und die Text-Kritik besitzt in ihnen eine nie versiegende Quelle. Shakespeare zog sich beim Anwachsen seines wohlerworbenen Besitzes mehr und mehr vom Theater zurück, und als er wenige Jahre vor seinem Tode ganz nach Stratford übersiedelte, um als wohlhabender Haus- und Grund-Besitzer sich unabhängiger Muße zu erfreuen,

hegte er vielleicht die Absicht, eine correcte Ausgabe seiner Werke zu veranstalten; allein schon 1616 starb er, erst 52 Jahre alt, wahrscheinlich an einem rasch verlaufenden typhösen Fieber.

Für Freunde alter Drucke diene die Notiz, daß von Quarto I zwei Exemplare bekannt sind. Das eine wurde in ganz verdorbenem Zustande 1823 in Barton aufgefunden und ist für 230 £ in den Besitz des Herzogs von Devonshire übergegangen; das andere Exemplar wurde 1856 einem Studenten vom Trinity College in Dublin von einem Antiquar für einen Shilling abgekauft, ging für 120 Lstr. in den Besitz von Halliwell über und befindet sich jetzt im „British Museum". Dem ersten Exemplar fehlt das letzte, dem zweiten das erste Blatt.

Der 2. englische Text ist der gewöhnliche, nach den späteren Ausgaben festgestellte.

3. ist die Ihnen allen geläufige Schlegelsche Uebersetzung mit einer Bodenstedt'schen Variante, welche das Gift als „Eibensaft" bezeichnet.

Unter 4 habe ich den Text eines altmodischen deutschen Hamlet abdrucken lassen, in welchem Hamlet den Geist als den „seligen Schatten seines Königlichen Herrn Vaters" anredet. Schon zu Lebzeiten Shakespeares bereisten englische Schauspielergesellschaften Deutschland, gaben in Braunschweig, Cassel, Dresden und andern Orten Vorstellungen, erst in englischer Sprache, später auch in deutscher Uebersetzung. Unter ihren Stücken waren mehrere Shakespearesche, 1611 wurde Hamlet in Halle an der Saale aufgeführt. Die Bühnenmanuscripte dieser Gesellschaften haben sich in einigen späteren Abschriften erhalten. Unsere Abschrift ist vom Jahre 1710, hat also eine hundertjährige Vorgeschichte. Daß in der Barbarei des 30jährigen Krieges und während der darauf folgenden geistigen Verödung Deutschlands eine Verderbniß dieser, von einer Hand in die andere wandernden Handschriften eintrat, ist ja nur natürlich. Zusätze und Auslassungen im Geschmack der Zeit waren unvermeidlich, und so wie dieser deutsche Hamlet uns jetzt vorliegt, hat man den Eindruck, als ob ein Hanswurst in den Ruinen eines prunkenden Renaissance-Palastes seine Bühne aufgeschlagen. Wenn es wahr ist, daß der Mensch wirklich von einem affenartigen Vater abstamme, angesichts dieses deutschen Hamlets, dieser Carricatur eines hohen Menschenwerkes, beschleicht einen der Gedanke, ob nicht der Mensch durch Jahrhunderte von Barbarei der entgegengesetzten Metamorphose verfallen könnte. Ein Beispiel: Hamlet soll auf einer Insel von „zwei redenden Banditen", die der König gedungen, ermordet werden. Er legt sich auf's Bitten, es hilft nichts, zuletzt wird ihm noch ein Gebet gestattet; er veranlaßt die beiden Banditen, zwischen denen er steht, ihre Pistolen rechts und links auf seine Brust aufzusetzen, wenn er mit seinem Gebet fertig sei, werde er die Hände erheben und dann sollten sie schießen. Er erhebt die Hände, stürzt sich zugleich nach vorwärts, so daß die beiden Banditen sich gegenseitig

erschießen. Die noch zuckenden Leichen durchbohrt er wiederholt mit dem Degen.

Indessen trotz aller Verderbniß dieses deutschen Hamlet ist er von großem Werthe, denn es sind Merkmale vorhanden, die vermuthen lassen, daß er auf eine noch ältere Redaction als die der Qu. I zurückreicht, ja wenn es einen vorshakespeareschen Hamlet gegeben, der von Manchen dem Dichter Kyd zugeschrieben wird, so schließt er sich vielleicht an diesen an.

Beschäftigen wir uns nun mit der medicinischen Seite des vorliegenden Meuchelmordes. Das Gift, welches Shakespeare als Saft von Hebona (Qu. I) oder Hebenon (spätere Lesart) bezeichnet, gehört jedenfalls wie das Morphium zu den narcotischen. Ein derartiges Gift von solcher Stärke, daß einige Tropfen in's Ohr gebracht sofort den Tod bewirken, gab es zu Shakespeares Zeit nicht, ob es ein solches unter den modernen Giften gibt, lasse ich dahingestellt. Welches Gift hatte der Dichter im Sinn? Das Wort Hebenon findet sich bei ihm nur an dieser Stelle. Sie wundern sich vielleicht über meine Belesenheit, — es ist nicht weit her damit. Wir haben ein Wörterbuch, worin alle Worte Shakespeares mit ihren Standorten aufgeführt sind, ein mühsames Werk deutschen Fleißes.[3]) Ein Blick in dieses Lexikon belehrt, daß Hebenon nur an dieser Stelle vorkommt.

Gelegentlich bemerke ich, daß Shakespeare über einen Vorrath von 15,000 Worten verfügt, Milton über 8000, im alten Testament hat man 5642 Worte gezählt, auf einen Operntext rechnet man 6—700 Worte ohne die „Wagala-Weia-Formationen". Da wir nur in Worten denken, so läßt dies Zahlenverhältniß auf Shakespeares Gedankenreichthum schließen.

Bei Marlowe kommt das Gift als „Hebon" vor, bei Gower wird „Hebenus" als der schlafmachende Baum erwähnt, und damit sind die Parallelstellen bereits erschöpft. Schlegel übersetzt das Wort mit „Bilsenkraut", indem er der Vermuthung des Dr. Grey folgt. Dieser meint, aus „Hebenon" ergebe sich durch Metathesis „Henebon", Henebon sei eine Corruption von „Henbane", Hen-bane heißt „Bilsenkraut". Dagegen ist zweierlei zu erinnern, einmal, wenn an dieser Stelle ursprünglich „Henbane" gestanden hätte, so wäre ein Mißverständniß nicht denkbar, denn Jedermann, auch jeder Zuhörer, Schreiber und Nachschreiber hätte vom Bilsenkraut gewußt und daß es giftig, dann: „Henbane" paßt nicht in das Versmaß; und so hat man diese Uebersetzung aufgegeben, obwol Plinius behauptet, daß Bilsenkrautöl — nebenbei gesagt ein ganz unschädliches Präparat — in's Ohr geträufelt toll mache.

Zum „Eibensaft" gelangt man auf einer andern Fährte. Die dänische Sage des Saxogrammaticus vom Prinz Amlet, welche unserm Trauerspiel zu Grunde liegt, weiß nichts von einem heimlichen Giftmorde des

3) Alexander Schmidt, Shakespeare-Lexikon. Berlin 1874.

alten Dänenkönigs Horvendil, er wird von seinem Schwager Fengo offenkundig erschlagen; es ist daher wahrscheinlich, daß Shakespeare für die von ihm eingesetzte Todesart eine andere Quelle benutzt habe. In dem „Stück im Stück", durch welches Hamlet den Mörder entlarvt, wird dieser Giftmord dargestellt, und da die Namen dieses „Stückes im Stück" zum Theil italienisch sind, so ist es wahrscheinlich, daß eine italienische Quelle zu Grunde liegt, und so mochte denn der Name des Giftes ebendaher entnommen sein. Wir bekommen ein italienisches Wort, wenn wir von „Hebenon" das initiale „H" und das Schluß-„n" entfernen, wir haben dann „ebeno". Diese Veränderung bietet keine Schwierigkeit, denn wie die Engländer aus dem „Amlet" einen „Hamlet", so werden sie aus „ebenon" „hebenon" gemacht haben — besonders die Londoner sind durch ihren Sprachmechanismus veranlaßt, die initialen Vocale mit einem rauhen Hauch zu versehen, während der, dem Weichen und Bequemen geneigte, Italiener die initialen „H" abstößt, den Hamlet in „Amleto", Horatio in „Orazio" verwandelt. Das n am Schluß von hebenon ist eingesetzt zur Vermeidung des Hiatus: „Hebeno in a vial" wäre hart. Die Qu. I, wo das Wort am Ende des Satzes steht, bedurfte keines Schluß-n's für Hebona. Hebona verwandelt sich durch Vocalversetzung in „Ebano" und ebano ist im Italienischen synonym mit „ebeno".[4]) Nun trifft es sich, daß in unserm altdeutschen Hamlet das Gift als „Ebeno" bezeichnet wird, und das ist wol als das ursprüngliche Wort zu betrachten. Es war von dem deutschen Uebersetzer gewiß sehr klug, es bei dem räthselhaften Worte „Ebeno" zu belassen, statt sich mit Bilsenkraut, Eibensaft oder anderen Uebersetzungsversuchen zu bemühen. Indessen ist mit „Ebeno" noch nicht viel gewonnen, „ebeno" heißt Ebenholz, Ebenholz ist aber kein Gift, wurde auch nie für Gift gehalten. Es ist zwar im Papyros Ebers unter dem Namen „Hebni" als ein Mittel für Augen-

4) Tzschischwitz, Hamlet S. 45, hat, soviel ich finden konnte, zuerst die Vermuthung aufgestellt, daß „ebona" der Qu. I durch Umsetzung aus dem italienisch-spanischen „ebano" entstanden sei. Der erste Hinweis auf eine italienische Quelle für das Stück im Stück rührt, wie ich glaube, von Delius her. Die gesuchte Novelle hat sich noch nicht gefunden. Dunlops Geschichte der Prosadichtungen, übersetzt von Liebrecht, Berlin 1851, Giraldi Cinthios Ecatommiti enthalten nichts. Ser. Giovannis Il Pecorone und Massuccios di Salerno Novellensammlung, die mir beide gleichfalls zur Durchsicht von Prof. Ebert empfohlen wurden, waren nicht zur Hand, indeß sind sie gewiß schon von Andern vergeblich durchsucht worden. Daß Elliot Brown 1876 im Athenäum auf den Herzog Maria Francesco d'Urbino die Aufmerksamkeit gelenkt, erfuhr ich durch Herrn Bibliothekar R. Köhler. Vgl. Furneß Hamlet II, S. 241.

Meine Anfragen in Italien bei Carducci, Barbieri und Rusconi, ob vielleicht eine, noch im Volksmunde lebende, aus Shakespearescher Zeit stammende Erzählung von einem derartigen Giftmord bekannt sei, ergaben nichts Positives.

krankheit bezeichnet, aber nirgends und auch später nicht tritt es als Gift auf. Das Ebenholz war wie Gold und Elfenbein ein Exportartikel Afrikas, kam durch den ägyptischen Handel nach Griechenland, vielleicht brachte es seinen Namen mit, der dann bei den Griechen zu ἔβενος und ἐβένη wurde. Es ist ein Holz von außerordentlicher Dichtigkeit und bekanntlich von schwarzer Färbung. Mit der Zeit erhielten auch andere dichte Hölzer, die schwarze Farbe besaßen oder annahmen, die Bezeichnung „Ebenholz", und während Ebenholz ursprünglich ein botanischer Einzelname war, wurde es nun zu einer Bezeichnung für Hölzer verschiedenartiger Herkunft. So haben wir auch ein deutsches Ebenholz, und dieses deutsche Ebenholz ist die Eibe, eine schöne, langsam wachsende Conifere mit rothen Beeren; es wäre aber gewagt, in dem Wort „Eibe" einen Abkömmling des ägyptischen „Hebni" zu sehen, da es einer altgermanischen Wurzel angehören soll. Diese Eibe wird in den Recepten alter Kräuterbücher ausdrücklich als ein Substitut des Ebenholzes bezeichnet, z. B. als Ingredienz einer Latwerge, die gegen Wasserscheu angewandt wurde. Heut zu Tage ist die Eibe aus dem Arzneischatz verschwunden, und obwol ihr gewisse arzneiliche Wirkungen nicht abzusprechen sind, so gehört sie doch keineswegs zu den narcotischen Substanzen im engeren Sinne. Gerade narcotische Kräfte schrieb man ihr aber zu Shakespeares Zeit zu. Schon Dioscorides führt an, daß der Eibenbaum den in seinem Schatten Schlafenden tödtlich werde. Diese Angabe pflanzt sich durch alle späteren Schriften fort und in altdeutschen Kräuterbüchern heißt es, daß dieser Baum dem Menschen, der unter seinen Zweigen ruhe, „ein schlaffend end bereite".

Concentriren Sie den schlafmachenden Hauch der Eibe, des „sleepie tree", in ein Destillat, so haben Sie das Shakespearesche Gift. Die Erklärung hat jedoch noch einen Haken, es fehlt noch ein Glied in der Kette; die Eibe, taxus baccata, heißt im Italienischen tasso, tasso mortifero, libo und livo, ich konnte aber nicht finden, daß sie auch den Namen ebeno, ebbo führt. Es fehlt somit der Nachweis, daß in der vermutheten italienischen Quelle „ebeno" für Eibe gebraucht war, und auch dafür, daß etwa in Italien das Ebenholz selbst für ein Gift gegolten habe, fehlen die Belege; im Gegentheil, giftwidrige Eigenschaften wurden ihm zugeschrieben. Mit ihrem englischen Namen — yew — kommt die Eibe im Macbeth vor, wo Eibenzweige unter den 25 Ingredienzien des Hexentrankes, einer Art concentrirter Fleischbrühe, neben Judenlebern, Türkennasen und Tartarenlippen figuriren.

Nach der italienischen Quelle wurde bisher vergeblich gesucht. Im Jahre 1538 starb der Herzog von Urbino Maria Francesco, ein namhafter Feldherr aus dem Hause der Rovere. Seine Frau war eine Gonzaga, der Herzog des „Stücks im Stück" heißt Gonzago. Nach dem Tode des Herzogs Maria Francesco ging das Gerücht, daß sein Barbier ihn durch Einträufeln von Gift in das Ohr getödtet habe. Das Gift finde ich nicht

genannt. Dieser Barbier wurde auch in der That verurtheilt und in den Straßen von Pesaro mit glühenden Zangen gezwickt und lebendig geviertheilt. Er war sicher unschuldig. Ich habe die zeitgenössischen Nachrichten nachgesehen, Maria Francesco befand sich unwohl, stieg trotzdem zu Pferde, wurde krank, verlor, vom Schlage gerührt, die Sprache, nach einigen Tagen das Bewußtsein und starb.[5]) Man kann mit großer Wahrscheinlichkeit sagen, daß er an einem Bluterguß in das Gehirn gestorben, und daß dieser Bluterguß sich auf der linken Seite an der dritten Windung des Großhirn befunden, eine Todesart, die mit einer Vergiftung nicht das Geringste zu thun hat.

Eine andere Spur führt auf König Franz II. von Frankreich.[6]) Dieser kam 17jährig 1559 auf den Thron. Auch Franz II. sollte durch's Ohr vergiftet worden sein, und zwar von keinem Geringeren, als von dem berühmten Ambroise Paré, dem ersten Chirurgen des Jahrhunderts, dem Leibarzte dreier Könige von Frankreich, dem einzigen Hugenotten, der auf Befehl des Königs, nach Brantome, in der Bartholomäusnacht verschont wurde. Ich habe vergeblich nach Spuren dieses Gerüchtes in den zeitgenössischen Schriftstellern gesucht, es wird erzählt, daß der junge König seit

---

5) Ugolini, Storia dei conti e Duchi d'Urbino, Fir. 1859. t. II. p. 254. Dennistoun, Memoirs of the Dukes of Urbino, Lond. 1851. t. III. p. 66 u. 67. Daselbst wird wegen des Näheren u. A. verwiesen auf Vat. Urb. Mss. Nr. 992 und Gozzis Chronicle, Oliveriana Mss. Nr. 324. Vielleicht findet sich in diesen Mss. der Name des Giftes genannt, dessen sich der Barbier bedient haben soll.

6) Die Notiz Caldecotts, daß Ambr. Paré im Verdacht gestanden, König Franz II., dessen Leibarzt er gewesen, durch Einträufeln von Gift in's Ohr ermordet zu haben, fand ich in Furneß, Hamlet I, S. 102 ohne Quellenangabe. Ohne Zweifel wurden dem König, der Krankheit wegen, Einspritzungen in's Ohr gemacht, und da die Krankheit tödtlich endete, so mag daraus das Gerücht der Vergiftung durch's Ohr entstanden sein. — Das post hoc ergo propter hoc schlägt nicht selten auch zum Nachtheil der Aerzte aus. — In Schlossers Weltgeschichte, 2. Aufl., Bd. X, S. 268, heißt es, Franz habe an einem Uebel gelitten, das boshafter Weise Aussatz genannt worden. Die Quelle ist leider nicht angegeben. Sonderbarerweise träfe also Franz II. betr. Vergiftung mit Aussatz zusammen, wie in der Erzählung des alten Hamlet über seine eigene Todesart. In: Louis, Negociations, lettres et pièces diverses relatives au regne de François II, Paris 1871, und in Regnier de la Planche, Mémoires du maréchal de Vieilleville, Paris 1757, geschieht weder einer Vergiftung noch einer aussatzartigen Krankheit Erwähnung. — J. Plumptre M. A. (1796) hat nachzuweisen gesucht, daß mit der Königin (Gertrud) Maria Stuart gemeint sei, die ja auch nach der kurzen Zeit von drei Monaten Bothwell, den Mörder Darnleys, ihres zweiten Gemahls, heirathete, und C. Silberschlag hat in diesem Jahrhundert (1860), ohne von seinem Vorgänger zu wissen, die gleiche Ansicht aufgestellt. — Furneß' Hamlet II, S. 236 u. f. — Durch die angebliche Vergiftung und den Aussatz Franz II. eröffnet sich für Freunde der Plumptreschen Hypothese eine neue wenn auch trübe Quelle von Vermuthungen.

seiner Kindheit an einem Ausfluß aus dem Ohr gelitten, das Uebel verschlimmerte sich nach einem Jagdritt, es traten Bewußtlosigkeit und andere Gehirnsymptome ein, man diagnosticirte einen Absceß im Gehirn, die Aerzte versammelten sich, darunter auch Paré, zur Berathung; es wurde vorgeschlagen, in den Schädel ein Loch zu bohren, um dem Eiter Ausfluß zu verschaffen, es kam aber nicht dazu, wol aus Furcht vor der Verantwortung und der König starb nach 14tägiger Krankheit. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die seit Jahren bestehende Eiterung der tiefliegenden Theile des Gehörorgans sich zum Schluß dem Gehirn mittheilte, an eine Vergiftung ist jedoch nicht zu denken.

Franz II. gibt noch zu einer andern Erinnerung Veranlassung. Er hinterließ eine 18jährige Wittwe von bewunderter Schönheit, welche damals nicht ahnen konnte, daß sie 1587 nach 19jähriger Gefangenschaft das Schaffot besteigen werde. Es war Maria Stuart. Der erste Entwurf Hamlets fällt vielleicht in das Jahr dieser Hinrichtung, und auch sonst war die Zeit dazu angethan, den dunkeln Hintergrund zu Shakespeares Tragödien zu liefern. Politische und religiöse Gegner wurden mit Feuer und Schwert verfolgt, Krieg und Pest lösten sich ab, Essex, der Gönner Shakespeares, wurde im 33. Jahre seines Lebens enthauptet, Southampton, der Beschützer Shakespeares, kam in's Gefängniß, und schon fühlte man das Wehen des puritanischen Geistes, welches, zum Sturm angewachsen, dem „merry old England" ein Ende bereitete und England zu einer Stätte für Fanatiker, Heuchler und Märtyrer machte.

Doch kehren wir zu unserem Hebenon zurück. Immerhin ist es wahrscheinlich, daß diese und ähnliche Märchen, wie sie von Maria Francesco und von Franz II. erzählt wurden, Shakespeare auf die Vergiftung durch's Ohr gebracht haben. Würden wir den „seligen Schatten unseres königlichen Herrn Shakespeare" befragen, was ja heut zu Tage keine Schwierigkeiten macht, so würde er vielleicht, wol etwas verdrießlich, antworten: ich habe das Wort Ebeno in irgend einer alten Scharteke gefunden, ich brauchte ein fabelhaftes Gift, der düstere Klang des Wortes gefiel mir und damit gut.

Wie nun die Wirkung des Giftes beschrieben wird, ist nicht ohne Interesse. Daß es vom Gehörgang aus durch Aufsaugung in das Blut gelangen könne, wenn auch nur in kleinster Dosis, unterliegt keinem Zweifel, daß es durch den Eintritt in das Blut seine tödtliche Wirkung erst entfalten kann, ist ganz correct. An eine Gerinnung des Blutes jedoch durch das Gift darf nicht gedacht werden. Allerdings würde eine solche Gerinnung des Blutes sofort tödten, denn das Blut muß in fortwährender Bewegung sein, aber narcotische Gifte bewirken keine derartige Gerinnung. Die Gerinnung des Blutes wird mit der Gerinnung der Milch durch Zusatz von Säure verglichen, die deutschen Uebersetzer jedoch lassen die Milch durch Laab gerinnen. Dies ist nicht ganz richtig, und

es scheint, daß Shakespeare die Milchwirthschaft besser verstand als seine Uebersetzer; er läßt die Milch durch Säure, die in Milch geträufelt wird, gerinnen. Laab ist keine Säure und keine Flüssigkeit, es ist die Schleimhaut des Laabmagens, wird in Stückchen geschnitten, in ein Säckchen gebunden, in die Milch hineingehängt und kann nicht hineingeträufelt werden, macht auch die Milch nicht sofort gerinnen. Wohl erfolgt aber sofortige Gerinnung beim Einträufeln von Säure, z. B. von Essig.

Wie Quecksilber durcheilt das Gift die natürlichen Canäle und Thore des Körpers. Daraus wurde geschlossen, daß Shakespeare den Kreislauf des Blutes bereits gekannt habe. Das ist zu weit gegangen. Sein Zeitgenosse Harvey trat erst im Jahre 1619 nach vieljährigen Beobachtungen und Versuchen mit seiner großen Entdeckung an die Oeffentlichkeit, und daß das Blut in fortwährender Bewegung sei, war ja schon vor Harvey bekannt.

Wir könnten uns also damit einverstanden erklären, daß der alte Hamlet durch ein narcotisches Gift, in's Ohr geträufelt, sein Leben verlor.

Nun ergibt sich noch eine besondere Schwierigkeit. Der Saft von Hebenon wird als ein Aussatz erzeugendes Präparat, leperous distilment, bezeichnet, so daß im Nu die ganze glatte Haut mit Krusten, Schorfen und Grinden sich bedeckte, gleich einem Lazarus. Ein Gift von derartiger Wirkung gibt es nicht, auch keines, dem man eine solche Wirkung zu Shakespeares Zeit zugeschrieben, auch liegt eine physiologische Unmöglichkeit vor. Schorfe u. s. w. sind die getrockneten Rückstände von Eiter und ähnlichem, zu ihrer Entstehung reicht die kurze Zeit eines Nachmittagsschlafes nicht aus, Tage, Wochen sind erforderlich. War aber der Leib des todten Königs wirklich in dieser ekelhaften Weise entstellt, wie konnte man einen Schlagfluß oder Schlangenbiß als Todesursache vermuthen, und warum geschieht dieser Entstellung später, wenn von der Unthat des Claudius die Rede ist, keine Erwähnung? Sie ist doch hinzugefügt, um diese Unthat in einem noch grelleren Lichte erscheinen zu lassen. Der deutsche Hamlet erwähnt des Aussatzes gar nicht, und doch hätte gerade er sich diese drastische Zugabe, wenn er sie in dem Original gefunden, sicher nicht entgehen lassen. Die Qu. I widmet dem Aussatz eine Zeile, der spätere Text drei und ich bin geneigt, diese Zugabe des Aussatzes für eine spätere Ausschmückung zu halten, bei der man allerdings zunächst an Shakespeare selbst denken muß, denn kaum ein Anderer hätte vermocht, mit wenigen kurzen Worten einen so starken sinnlichen Eindruck hervorzubringen. Sollte jedoch der Zusatz von einem Anderen stammen, so ließe sich vermuthen, daß durch Versehen, eines Ab- oder Nachschreibers vielleicht aus „treacherous distilment" „leperous distilment" entstanden sei, und hieran mag sich die Ausschmückung angeschlossen haben. Nöthig hatte Shakespeare diese lepröse Complication keinenfalls, denn wer hat je die tödtliche Wirkung narcotischer Gifte treuer und anschaulicher geschildert.

„Nimm dieses Fläschchen dann mit dir zu Bett,
Und trink den Kräutergeist, den es verwahrt.
Dann rinnt alsbald ein kalter matter Schauer
Durch deine Adern, und bemeistert sich
Der Lebensgeister; den gewohnten Gang
Hemmt jeder Puls und hört zu schlagen auf.
Kein Odem, keine Wärme zeugt von Leben;
Der Lippen und der Wangen Rosen schwinden
Zu bleicher Asche; deiner Augen Vorhang
Fällt, wie wenn Tod des Lebens Tag verschließt.
Ein jedes Glied, gelenker Kraft beraubt,
Soll steif und starr und kalt wie todt erscheinen."

So spricht der Mönch zu Julia, nur ist es nicht Scheintod, sondern der wirkliche Tod, den er schildert.

II.

Hiermit wollen wir uns von dem Geiste verabschieden und zu dem Wahnsinn der Ophelia übergehen. Die Schilderung desselben gilt auch bei Irrenärzten als ein Meisterstück wahrheitsgetreuer Nachbildung, doch ist das nicht so zu verstehen, als ob der poetisch verklärte Wahnsinn Ophelias in der nüchternen Wirklichkeit unserer Irrenanstalten zu finden sei.

Der Grundton ihrer Melancholie erklingt in der leisen, melodischen Klage um den geliebten Vater:

Er ist lange todt und hin,
Todt und hin, Fräulein!
Ihm zu Häupten ein Rasen grün,
Ihm zu Fuß ein Stein . . .

Sie trugen ihn auf der Bahre bloß
Leider, ach leider!
Und manche Thrän' fiel in Grabesschooß.

Und kommt er nicht mehr zurück?
Und kommt er nicht mehr zurück?
Nein, nein! er ist todt,
Ist gangen zu Gott,
Er kommt ja nimmer zurück.
Sein Bart war so weiß wie Schnee,
Sein Haupt dem Flachse gleich:
Er ist hin, er ist hin!
Und kein Leid bringt Gewinn!
Gott helf ihm in's Himmelreich!

Ihr grambeklemmtes Herz findet nirgends Ruhe und irrt von Ort zu Ort, Melancholia errabunda. Andere Melancholische verharren, in

ihren Gram versunken, an einen Ort gebannt, schlaflos und sprachlos in's Weite starrend, Melancholia attonita; ein Gegensatz, der sich auch findet, wenn geistig Gesunde von schwerem Unglück heimgesucht werden, wo dann die einen rastlos umherirren, während die andern in apathische Ruhe versinken.

Neben dem Kummer um den verlorenen Vater kommen Illusionen, Wahnvorstellungen und Anklänge an verlorenes Liebesglück zum Vorschein. Diese Anklänge haben eine erotische Färbung, und manche Kritiker, leider namentlich Deutsche, hielten sich dadurch für berechtigt, auf die Reinheit der unglücklichen Ophelia einen Schatten zu werfen, einen Schatten, der auf diese Kritiker zurückfällt; denn indem sie Shakespeares holde Blume geknickt, haben sie ihre Unkenntniß in Sachen des Wahnsinns gezeigt.

Freilich ist es ein weitverbreitetes Vorurtheil, daß im Wahnsinn die wahre Natur des Menschen zum Vorschein komme, — gerade das Gegentheil ist der Fall. Ophelia hat die lockeren Liebesverse, wol ohne ihr Zuthun, in Feld und Wald gehört, aber sie lagen tief im Grunde ihres Denkens verborgen, gebunden, erst der Wahnsinn bringt sie an die Oberfläche. So sind es z. B. meist religiös hoch entwickelte Naturen, welche, einmal dem Wahnsinn verfallen, in Gotteslästerungen ausbrechen, vor denen sie in gesunden Tagen entsetzt geflohen wären. Es liegt in der Natur des menschlichen Denkvermögens, daß jeder Gedanke seinen Gegensatz bei sich hat, neben: „es gibt einen Gott": „es gibt keinen Gott"; neben: „Gott ist gütig": „Gott ist grausam". In gesunden Tagen verhält sich das Ich diesen Gedanken gegenüber entschieden bejahend oder verneinend, die verneinten bilden nur in ihrer Verneinung einen Theil der geistigen Persönlichkeit. Diese geistige Persönlichkeit, das denkende bewußte Ich, welches nach Descartes einzig und allein unsere Existenz verbürgt, dieses einzig Sichere, von dem wir wissen und von dem wir zugleich sicher am wenigsten wissen, dieses Ich versinkt im Schlaf in die Tiefen der Bewußtlosigkeit, im Traum treiben Gedanken und Phantasmen ihr Spiel mit ihm, und der Wahnsinn ist der Traum eines Wachenden. Wie im Traum machen sich die gebundenen Gedanken und Vorstellungen frei, ja in jener Form, die man Besessenheit nennt, bemächtigen sie sich des gesammten Sprachmechanismus.

Dieser Sprachmechanismus hat seine Wurzeln, sein Centrum im Gehirn und endet nach außen in den Sprachwerkzeugen; einmal in Gang gesetzt, besorgt er die Mittheilung fertig gestellter Gedankengänge mit derselben Zuverlässigkeit, mit der uns unsere Gehwerkzeuge einen gewohnten Weg ohne weiteres Zuthun zurücklegen lassen. Manchem älteren Professor gehen seine Vorlesungen in dieser Art vom Munde, während sein Ich nebenbei anderweit beschäftigt ist, z. B. mit dem Entwurf eines Experimentes, das eine lang gefühlte Schwierigkeit lösen soll, oder mit etwas

Wichtigem, was seine Familie betrifft. Sind diese Thätigkeiten seines Geistes lebhaft, so kommt es vor, daß fremdartige Worte oder Sätze, zu allgemeiner Heiterkeit, seinen Vortrag durchbrechen. Wenn der im Gehirn gelegene Theil des Sprachapparates verletzt wird, geht plötzlich die Sprache verloren, wie bei dem Herzog Maria Francesco von Urbino, ganz oder bis auf wenige Worte, manchmal ohne die geringste Trübung der Intelligenz; je nach der getroffenen Stelle kann der Verletzte die Worte noch schriftlich mittheilen, ein anderes Mal ist die ganze Wortbildung untergegangen.[7])

Wenn nun beim religiösen Wahnsinn gotteslästerliche Vorstellungsreihen sich von ihrer Gebundenheit frei machen, sich auf den Sprachmechanismus stürzen und mit rauher fremdartiger Stimme ihre Blasphemien aus dem Kehlkopf jugendlicher Mädchen herausbrüllen, so kann man es verzeihlich finden, daß Laien, namentlich Geistliche, den Wahn hegen, ein fremdartiges Wesen habe von dem Kranken Besitz ergriffen. Worte setzen sich leicht in Thaten um, psychische Affectionen sind ansteckend, und so kam es vor einigen Jahren in einem savoyischen Dorfe vor, daß die Regierung einschreiten mußte, weil der Pfarrer am Altar vor seinen weiblichen Pfarrkindern seines Lebens nicht mehr sicher war.

Mußte Ophelia wahnsinnig werden? Ich weiß es nicht, indeß scheint mir, daß die Katastrophe, welche in ihr bis dahin ruhig dahinfließendes Leben einbrach, Lossagung und vermeintlicher Wahnsinn des Geliebten, der Tod des Vaters durch des Geliebten Hand, hinreichend war, um auch eine stärkere Natur als die der zarten Ophelia aus dem Gleichgewicht zu bringen. Freilich meint ein Kritiker, die Sache sei gar nicht so schlimm gewesen, die Tödtung des Polonius habe ja nur auf einem Mißverständnisse beruht, der Wahnsinn des Hamlet sei ein verstellter gewesen und eine Heirath hätte Alles in's Gleiche gebracht. Ja wohl, warum nicht, auf eine Perle mehr oder weniger kommt es in der Krone Shakespeares nicht an, begleiten wir Ophelia auf das Standesamt und statt uns in Trauer über ihren Wahnsinn zu versenken, laden wir uns auf ihrer Hochzeit zu Gast, vom praktischen Standpunkte läßt sich nichts dagegen einwenden.

---

7) Das von Gall ausgehende Bestreben, das Sprachvermögen im Gehirn zu localisiren, hat namentlich durch die Bemühungen französischer Forscher, Bouillaud, die beiden Dax und Broca, zu thatsächlichen Resultaten der merkwürdigsten Art geführt. Z. B. ist es zur Zeit festgestellt — Broca —, daß im menschlichen Gehirn zwei Sprachcentra vorhanden sind, eines rechts und eines links an gleichnamigen Stellen der Großhirn-Hemisphären, und zwar an der dritten Stirnwindung. Für gewöhnlich wird nur das eine Sprachcentrum eingeübt und zwar von Rechtshändigen das links gelegene und umgekehrt. Wird das eingeübte Centrum zerstört, so kann die Sprache nach und nach wiedergewonnen werden durch Einübung des bis dahin unbenützten Centrums, ähnlich wie ein Rechtshändiger bei Verlust der rechten Hand den Gebrauch der linken einübt.

Erwähnt muß noch werden, daß Shakespeare mit seiner menschlichen Auffassung des Wahnsinns um Jahrhunderte seinen Zeitgenossen voraus war. Wer gelesen hat, wie damals Geisteskranke verhöhnt, gehetzt, mißhandelt wurden, wie sie in dunkeln Verließen schmachteten, wer sich erinnert, daß noch in diesem Jahrhundert Geisteskranke in käfigartigen Zellen an Ketten der öffentlichen Neugierde bloßgestellt waren[8]), z. B. in dem „Narrenthurm" zu Wien, der muß es als eine der größten Thaten des Shakespeareschen Genius preisen, daß er seinen Zeitgenossen das humane Verständniß psychischer Krankheiten zu eröffnen suchte, wie im Hamlet, so im Lear und Macbeth, und daß er zugleich auf eine schonende psychische Behandlung mit den Worten hinwies: „die beste Wärt'rin der Natur ist Ruhe."

III.

Wir kommen zum Schluß, zu der Frage, war Hamlet geistig vollkommen gesund, war er wahnsinnig, stand er an der Grenze des Wahnsinns?

Von diesen drei Ansichten, von welchen jede ihre Vertreter hat, schließe ich mich der letzten an. Wegen Kürze der Zeit kann ich aber nur die Hauptgründe hervorheben, die mich hierzu bestimmen, und muß auf eine ausführliche Analyse des psychologischen Problems verzichten.

Hamlet gehört zu den zweifelnden Naturen, er verhält sich intellectuellen und moralischen Fragen gegenüber unentschieden, seine Gedanken, Gedanken der tiefsinnigsten Art, strömen ihm zu und beleuchten beide Seiten eines Themas, mit dem er sich beschäftigt, gleichmäßig; solche Naturen sind nicht geeignet zu raschem Entschluß, zu rascher Handlung. Das Mißtrauen in die Mittel des menschlichen Geistes, die Wahrheit zu erkennen, die Unsicherheit darüber, was für gut, was für bös zu halten sei, lähmen die Thatkraft; in ein schweres Geschick verflochten, verhalten sich solche Naturen mehr leidend als handelnd, wie denn auch im Hamlet die Katastrophe hereinbricht ohne daß es zum Handeln gekommen ist. Als eine weitere Eigenschaft Hamlets muß eine außerordentlich lebhafte Phantasie bezeichnet werden. Beim ersten Begegnen des Horatio am Hofe des neuen Königs Akt I, Scene 2 ruft er aus: „Mein Vater, mich dünkt, ich sehe meinen Vater!", also zu einer Zeit, wo nur erst Trauer über den Tod des Vaters und Widerwillen über die rasche Heirath der Mutter sein Gemüth bewegt, erscheint ihm bereits seines Vaters Gestalt in Art einer Vision.[9])

---

8) Noch 1828 sah Dr. E. W. Güntz im Ospedale S. Spirito zu Rom einen Geisteskranken mit der Kette um den Hals, fast nackt, an eine Säule des Hofcorridors angeschlossen. — Don Pietro Baron Pisani von Dr. E. W. Güntz sen. Leipzig 1878.

9) Diese Stelle wird, soviel ich mich erinnere, von deutschen Hamletdarstellern nicht hervorgehoben, sondern wie eine gleichgültige Redensart gesprochen. In der

Was die Gedankengänge betrifft, die in den berühmten Monologen sich wiederspiegeln, so kann man wol sagen, daß Hamlet sich ihnen gegenüber beobachtend, zuwartend verhält. Er gibt im wahren Sinne des Worts seinen Gedanken Audienz und verschiebt die entscheidende That. Seine Gedanken gehen wol auch ihre eigenen Wege, so daß die Persönlichkeit und was sie am meisten bewegen sollte, zurücktritt.

Für besonders merkwürdig in dieser Beziehung halte ich die bekannte Stelle über die tadelnswerthe Trunkfälligkeit der Dänen. Hamlet hat von Horatio die Nachricht bekommen, daß ein Geist in Gestalt seines Vaters den wachehabenden Officieren in winterlicher Nacht erschienen sei; in höchster Spannung erwartet er in der nächsten Nacht das Gespenst. Mitternacht hat geschlagen und alle sind auf das sofortige Erscheinen des Geistes gespannt; nun sollte man glauben, in diesem Zustande höchster Erregung hätte kein anderer Gedanke als an den verstorbenen Vater Raum gehabt in dem bewußten Denken Hamlets. Keineswegs. Man hört aus der Ferne einen Trompetentusch, Horatio fragt, was das bedeute, Hamlet sagt: „der König wacht die Nacht durch, zecht vollauf, hält Schmaus" ꝛc., und nun kommt eine Vorlesung von 26 Versen über die Nachtheile der Trunksucht im Allgemeinen und speciell für seine Landsleute.

Man hat diese Stelle für eingeschoben gehalten, weil sie so gar nicht in die Situation zu passen scheint, und auch in der Satzconstruction, in der Wahl der Ausdrücke wollte man Schwächen finden, die sie Shakespeares unwürdig erscheinen lassen. In der That fehlt sie auch in einigen Ausgaben, um später wieder aufzutauchen. Es wurde vermuthet, sie sei eine Zeit lang weggelassen worden, weil Jacob I., der 1603 den Thron bestieg, eine dänische Prinzessin zur Frau hatte; mir scheint aber, daß nichts geeigneter ist, als dieses Abirren, um die Ideenflucht zu bezeichnen, die sich so oft bei Personen findet, welche für Geisteskrankheit prädisponirt sind. Gerade an dieser Stelle und in der getadelten syntactischen Form macht sie den Eindruck, daß Hamlet nicht der Mann ist, um im gegebenen Augenblick den starken Willen und seine ganze Kraft auf einen Zweck zu vereinigen. Wäre es Shakespeare blos um die Einflechtung eines Tadels der Trunksucht gewesen, so hätte er leicht einen geeigneteren Ort finden können; da, wo sie steht, beweist sie, daß er Hamlet als geistig belastet darstellen wollte.

Nachdem der Geist abgegangen, kündigt Hamlet an, daß es ihm

That ist es auch eine gewöhnliche Ausdrucksweise, zu sagen: „Mich dünkt, ich sehe ihn noch vor mir, wie er leibt und lebt." Hier aber ist es, wie ich glaube, mehr als Redensart, hier wird der künftige Geisterseher angekündigt, es ist das Wetterleuchten des Wahnsinns. Die Stelle sollte deshalb mimisch markirt werden. Wie käme sonst Horatio dazu, erstaunt zu fragen: „Wo seht Ihr ihn, mein Prinz?"

vielleicht in Zukunft dienlich scheinen werde, ein wunderliches Wesen anzulegen, und daraus wurde geschlossen, daß alles Auffallende in seinem Benehmen nur auf Verstellung beruhe, aber für Hamlet war es gefährlich, mit dem Wahnsinn zu spielen. Zwar in der Scene, welche Ophelia schildert, wo er sich schweigend von ihr lossagt „und einen solchen Seufzer holt, als sollte er seinen ganzen Bau zertrümmern und endigen sein Dasein", kann weder von wirklichem noch verstelltem Wahnsinn die Rede sein. Erschüttert von der Aufgabe, die ihm geworden, reißt er sich, im Zustande tiefsten melancholischen Druckes, von seiner Geliebten los, um ganz der Rache sich zu widmen.

Verstellter Wahnsinn ist in der harten Scene, wo er nach dem Monolog „Sein oder nicht Sein" die reizende Ophelia erblickt; die Härte seiner sarkastischen Bemerkungen ist jedoch zu entschuldigen durch die Wahrnehmung, daß sich Ophelia, wenn auch in guter Absicht, hergegeben, ihn auszuforschen. Verstellter Wahnsinn ist in allen Scenen mit dem König, Polonius, Rosenkranz, Güldenstern, Osrik. Bedenklich ist dagegen der jubelnde Aufschrei, nachdem die List mit dem Zwischenspiel gelungen und der König entlarvt ist, denn dieser Aufschrei mit seinen tollen Versen ist ganz geeignet, Hamlets Pläne zu vereiteln.[10]) Unmittelbar darauf findet

10) In Deutschland wird es mehr und mehr üblich, in der Rolle Hamlets die Anklänge an Geistesstörung abzuschwächen oder ganz zu streichen; wie mir scheint, nicht zum Vortheil der Rolle; denn wenn wir in Hamlet nichts sehen, als den skeptischen, unschlüssigen Spötter, so schwindet unsere Theilnahme an seinem Schicksal. Selbst in seinen Sarkasmen und wunderlichen Reden sollten die Zeichen eines unwiderstehlichen Antriebes, unter dessen Zwang er steht, nicht fehlen; kommen sie wohlüberlegt mit dem kalten, selbstgefälligen Lächeln des hochgebornen, hochmüthigen Prinzen zum Vorschein, oder mit der gesteiften trockenen Breite des pedantischen Magisters, so thun sie nur die halbe Wirkung. Freilich vermindert sich mit dem Hervortreten der pathologischen Gemüthsverfassung die Schuld Hamlets, indessen unser gewöhnliches Verfahren, den Helden auf die moralische Anklagebank zu setzen, um ihn nach den Paragraphen des dramatischen Strafgesetzbuches abzuurtheilen, reicht bei Hamlet so wie so nicht aus, bei Hamlet so wenig als bei Ophelia. Mit der herrschenden Auffassung stimmt es, die Scene am Grabe der Ophelia wegzulassen oder zu kürzen, den unheimlichen Ausbruch bei Entlarvung des Claudius zu mildern u. s. w. — Irving, der für den ersten lebenden Hamletdarsteller Englands gilt, sieht die Sache anders an. Nach den vorliegenden Schilderungen muß seine Darstellung den Eindruck hervorbringen, daß Hamlet mehr und mehr in Geisteszerrüttung verfällt und durch verschiedene Paroxysmen momentaner Störungen hindurchgeht. Z. B.: In der Scene, während des „Stückes im Stück", erhebt sich der König, verwirrt und bestürzt, und verläßt eilig den Saal. Bei der jetzt hie und da herrschenden Bühneneinrichtung kommt der Zuschauer höchstens zu der schwachen Empfindung, daß die List gelungen, wie das ohnedem vorauszusehen war, denn der Zuschauer hat nie an der Schuld des Claudius gezweifelt. Die Hauptsache, der Eindruck, den die Ueberführung des Königs auf Hamlet macht,

er den König im Gebet. Die sentenzenschweren Hammerschläge des Zwischenspiels haben das erzgepanzerte Herz des Schuldigen erschüttert, der nun vergeblich nach Reue ringt. Nun kann ihn Hamlet tödten, er verschiebt die Rache, denn er will ihn nicht betend zum Himmel, sondern als Sünder zur Hölle schicken. Von Wahnsinn ist hier nicht die Rede.

---

kommt nicht zur Geltung. Bekanntlich kommt auch Uebertreibung in der entgegengesetzten Richtung vor, deshalb war es mir interessant, eine Notiz zu finden, wie Irving die Scene spielt. In Edward J. Russels Irving und Hamlet, London 1875, — Furneß Hamlet II, S. 259 — wird das Spiel beiläufig folgendermaßen geschildert: „So lange er mit Horatio allein, drückt sich gespannte Erwartung und düstere Stimmung in seinem Wesen aus. Man sieht ihm an, was auf dem Wurfe steht, mehr als sein Leben. Sowie der König mit dem Hof eingetreten, zeigt er sich heiter und sorglos, wie er es mit Horatio verabredet. Zu den Füßen Ophelias, spielt er mit ihrem Fächer von Pfauenfedern. Bei den Worten: „Ew. Majestät und wir haben gute Gewissen", klopft er sich mit dem Fächer auf die Brust und seine Stimmung scheint so leicht beschwingt, wie der Pfauenwedel. In seinen doppelsinnigen Antworten, die er dem König gibt, ist nichts von der boshaften Betonung, mit der Hamletdarsteller gewöhnlich den Triumph ihrer List im Voraus escomptiren. Das: „Nicht das geringste Aergerniß von der Welt" kommt trocken heraus, und damit gut. Seine Ueberwachung des Königs ist nicht auffällig, er kriecht nicht über die Bühne, faßt den König nicht am Kleid. Seine Aufregung steigt, aber seine Stimmung hält sich bis hart zur Krisis, beinahe scherzhaft. Sowie jedoch der König plötzlich den Saal verläßt, springt er mit einem Satze in die Höhe und wirft sich mit grellem Schrei in den eben vom König verlassenen Stuhl, von körperlicher und geistiger Aufregung überwältigt, wiegt er sich hin und her und spricht, obgleich der Sturm des Beifalls die Worte fast unhörbar macht, die bekannten Reime: „Why, let the stricken deer go limp!" (sic.) Eine noch stärkere Wirkung von wilder und absonderlicher Art erfolgt, als Hamlet den Stuhl verläßt und in übermüthig närrischer Weise die meist gestrichenen Zeilen singt:

For thou dost know, o Damon dear,
This realm dismanteled was
Of Jove himself, and now reigns here
A very very — peacock.

O Damon lieb, Dir ist bekannt,
Todt liegt in seiner Gruft
Der wie ein Zeus beherrscht das Land,
Jetzt herrscht ein schnöder — Pfau.

Während der Pause nach very very — wo „ass" kommen sollte, sieht er Ophelias Fächer an, stößt das Wort „peacock" heraus und schleudert den Fächer, der ihm das fehlende Wort geliefert, von sich. Dieser anscheinend kindische Streich ist so charakteristisch, daß er von dem Publikum mit Enthusiasmus aufgenommen wird. Er wird als eine vollkommen folgerichtige Steigerung aufgefaßt." Da nur Horatio zugegen, handelt es sich in dieser Scene um wirkliche, nicht um verstellte Ueberreizung, die durch die Wahl der Verse noch an pathologischer Färbung gewinnt.

Es folgt die Scene mit der Mutter, in welcher Polonius als Opfer seines Diensteifers an Stelle des Königs umkommt. Der gleichgültige Hohn, den Hamlet darüber kundgibt, kann wol als ein Zeichen augenblicklicher geistiger Zerrüttung gelten. Nachdem der Paroxysmus sein Ende erreicht, kommt mit den Worten „für diesen Herrn thut es mir leid", noch stärker im Original „for this same Lord i do repent" die natürliche und wahre Empfindung Hamlets zum Durchbruch.

Von der Reise nach England, die ihm den Tod bringen soll, zurückgekehrt, durch eigene List gerettet, finden wir ihn auf dem Kirchhof zuerst im Gespräch mit den Todtengräber-Clowns, dann erleben wir den Wuthanfall am Grabe der Ophelia. Wir bekommen den Eindruck eines Tobsüchtigen, denn für einen geistig Gesunden ist die Wuth gegen Laertes nicht hinreichend motivirt, indeß er findet sich wieder und es bleibt bei einem Ausbruch in Worten.

In der letzten Scene, vor dem Waffengang mit Laertes, entschuldigt er diesem gegenüber sein Benehmen mit schwerem Trübsinn, der ihn in der letzten Zeit geplagt, sein Wahnsinn, nicht er selbst sei es gewesen, der ihn gekränkt. Dies ist keine Redensart, denn diese Erklärung wird in einem feierlichen Augenblick gegeben, im Gefühle des hereinbrechenden Verhängnisses. Unmittelbar vorher sagt er zu Horatio: „Du kannst Dir nicht vorstellen, wie übel es mir hier um's Herz ist und geschieht es jetzt nicht, so geschieht es doch einmal in Zukunft. In Bereitschaft sein ist Alles. Da kein Mensch weiß, was er verläßt, was kommt darauf an, frühzeitig zu verlassen? Mag sein!" Kein Zweifel, er fühlt sich krank und zwar geistig krank, nur der Tod kam dem Ausbruch des Wahnsinns zuvor.

Das Abirren der Gedanken unmittelbar vor der mit höchster Spannung erwarteten Erscheinung des Geistes, der leidenschaftliche Jubel nach Entlarvung des Königs, der gleichgültige Hohn beim Tode des Polonius, der Wuthausbruch am Grabe der Ophelia, das eigene Bekenntniß Hamlets, alles dies sind, wie mir scheint, starke Gründe für die Annahme, daß Hamlets geistiger Zustand von Anfang an krankhaft erscheinen soll und sich mehr und mehr verdüsterte.

Ich gehe einen Schritt weiter, ich meine, es ist ein objectives Merkmal dafür vorhanden, daß Shakespeare Hamlet an die Schwelle des Wahnsinns gestellt haben wollte, und zwar finde ich dieses Merkmal in der schon erwähnten großen Scene mit der Mutter. Polonius ist gefallen, immer eindringlicher redet Hamlet zum Gewissen seiner Mutter, er vergleicht den Gemordeten mit dem Mörder, sein Affect steigert sich zur Wuth, — plötzlich versagt ihm die Stimme, der Geist schreitet durch das Zimmer.

Wie kommt es, daß die Königin den Geist nicht sieht? Wir kennen ihn doch schon aus dem ersten Akt, da wurde er von Allen gesehen, nicht

blos von Hamlet, es ist ein „ehrliches Gespenst", wie Hamlet sagt, hält seine Zeiten ein, kömmt mit Mitternacht, geht mit dem Hahnschrei, spricht mit hohler Stimme, kann mehr als auf Schiefertafeln schreiben, denn er steht Red' und Antwort, ja im deutschen Hamlet gibt er der Schildwache eine Ohrfeige, schlägt ihr die Muskete aus der Hand, und ehe er Hamlet anredet, heißt es: „Der Geist sperrt dreimal das Maul auf." Kann man mehr verlangen?

Jeder mag über Gespenster denken, wie er will, und vielleicht interessirt es Sie, an die Meinung eines berühmten Verehrers Shakespeares erinnert zu werden, seine Worte sind: „Wir glauben jetzt keine Gespenster, kann also nur so viel heißen: In dieser Sache, über die sich fast eben so viel dafür als dawider sagen läßt, die nicht entschieden ist und nicht entschieden werden kann, hat die gegenwärtig herrschende Art zu denken den Gründen dawider das Uebergewicht gegeben; einige Wenige haben diese Art zu denken, und Viele wollen sie zu haben scheinen; diese machen das Geschrei und geben den Ton; der große Haufe schweigt und verhält sich gleichgültig, und denkt bald so, bald anders, hört am hellen Tage mit Vergnügen über die Gespenster spotten und bei dunkler Nacht mit Grausen davon erzählen."

Dies sind die vorsichtigen Worte Lessings und wir können deshalb, wie ich glaube, dem Geiste des ersten Aktes, welcher der Hebel des ganzen Dramas ist, immerhin noch eine Stätte auf unserer Bühne gewähren.

Ganz anders verhält es sich mit dem Geist im Zimmer der Königin. Er macht einen befremdenden Eindruck, weil er vom Publikum, von Hamlet, aber nicht von der Königin gesehen wird. Als die Quartausgabe I im Jahre 1823 gefunden wurde, fand sich die Regie-Anmerkung: „Der Geist erscheint im Schlafrock" (night-gown), und Goethe sprach sich 1825 für Schlafrock oder Nachtkleid gegen die Rüstung aus. Ich habe den Geist in einer Art Schlafrock gesehen, aber die Sache wurde dadurch nicht besser. Das Befremdende der Scene liegt nicht in der Rüstung, sondern darin, daß wir es mit einer Hallucination Hamlets zu thun haben, bei der die Erscheinung nur Hamlet selbst sichtbar sein sollte.

Sicher hatte Shakespeare eine Hallucination im Sinne, denn warum sieht die Königin den Geist nicht? Ein Kritiker meint, der Anblick werde ihr aus Schonung erspart, in unserem altdeutschen Hamlet wird ihre Verschuldung als Grund angeführt, gewiß schwache Gründe, und die Königin hat ganz recht, ihren Sohn für wahnsinnig zu halten, da er sich trotz seiner hoch entwickelten Intelligenz nicht von der subjectiven Täuschung, welcher er unterliegt, überzeugen will. Wenn eine Nonne oder ein Bauernmädchen eine Madonnenvision für wirklich hält, so ist sie deshalb nicht wahnsinnig, es fehlen ihr die Mittel, die Vision auf ihre Objectivität zu prüfen, wenn aber ein Hamlet der Täuschung unterliegt, so steht er an der Schwelle des Wahnsinns.

Wir haben manches Beispiel von hochbegabten Männern, welche ihre Hallucinationen als solche erkannten; ich erinnere an die widerwärtige Negergestalt, welche Spinoza belästigte, an das Doppelgesicht Goethes, als er nach dem Abschiede von Friederike Brion auf dem Heimwege sich selbst begegnete, Moses Mendelssohn wurde längere Zeit die Nächte hindurch von gellenden Gehörshallucinationen gepeinigt, der berühmte Physiologe Johannes Müller hat, ausgehend von seinen eigenen, beim Einschlafen eintretenden Gesichtsvisionen, eine grundlegende Arbeit über diese Phantasmen geliefert[11]) und Goethe konnte gewisse Visionen bei geschlossenen Augen willkürlich hervorrufen.

Bekannt sind die Visionen des Berliner Buchhändlers und Philosophen Nicolai; Monate lang befand er sich bei Tag und bei Nacht in Gesellschaft von hunderten von ein- und ausgehenden Gestalten, Bekannten und Unbekannten, Lebenden und Verstorbenen, die auch zeitweilig mit ihm Gespräche führten. Es war ein eigener Zufall, daß gerade ihm, dem personificirten gesunden Menschenverstand, dem nüchternsten Vertreter der Aufklärung, dem selbst Kant zu phantastisch war, diese Visionen zu Theil werden mußten. Er machte übrigens dabei eine feinsinnige Bemerkung, die ihm zu Gute geschrieben werden muß: Jederzeit sei er im Stande gewesen, auch die redenden Gestalten von wirklichen zu unterscheiden, denn der Stimme hätten jene Nebengeräusche gefehlt, die in Mund und Nase entstehen.[12])

Shakespeare kannte sicher den Unterschied, der zwischen wirklichen Geistererscheinungen und Hallucinationen zu machen, vielleicht aus eigener Erfahrung, aber die Lehre von den Hallucinationen gehört der neueren Wissenschaft an und Shakespeare konnte seinen Zuschauern nicht zumuthen, an eine solche Sinnestäuschung zu glauben.

Heut zu Tage würde es kein Wagniß sein, wenn es nicht gegen die Pietät verstieße, die Scene ohne Gespenst zu spielen. Die Worte des Geistes können Hamlet als scheinbar gehörte und von ihm nachgeflüsterte in den Mund gelegt werden, während er der Vision mit starren Augen folgt.

Nach meiner Erfahrung, die ich aus Beobachtungen an Geisteskranken

---

11) Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen von Dr. Johannes Müller, Coblenz 1876. Joh. Müller war 1826 angehender Professor in Bonn; Philipp Franz v. Walther, der berühmte, später nach München berufene Chirurg, stand ihm als älterer Freund unter schwierigen Umständen nahe. Aus Walthers Mund weiß ich, daß Joh. Müller nahe daran war, durch seine Hallucinationen geistig gestört zu werden und daß er diese Gefahr gewissermaßen durch wissenschaftliche Erforschung seines krankhaften Zustandes überwunden habe.

12) Die Visionen verschwanden auf Blutegel, die an einen gewissen Körpertheil gesetzt wurden, und Goethe, der es ihm bekanntlich nicht recht machen konnte, hat diesen medicinischen Erfolg im Faust verewigt.

schöpfe, würde die Wirkung eine außerordentliche sein. Während jetzt der Geist Mühe hat, wenn er auch wie bei uns in den besten Händen ist, mit Anstand aus dem Zimmer zu kommen, würde uns Alle jenes Entsetzen ergreifen, welches nie ausbleibt, wenn wir mit einem Schlage die Vernunft eines geistig hochstehenden Mannes dem Wahnsinn verfallen glauben.





Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



Karl Gutzkow

Nord und Süd.

Paul Lindau.

NW. 32. Louisenstraße.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VI. Band. — September 1878. — 18. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Karl Gutzkow.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 32. Louisenstraße.



Der Mitschuldige.

Novelle

von

Adolf Wilbrandt.

I.

Ach, gehn Sie doch noch nicht fort! sagte Fräulein Amélie zu Herrn Wenzel, der nach seinem Hut griff. Was wollen Sie zu Hause in dem kalten Zimmer. Gehn Sie doch noch nicht fort!

Herr Wenzel stand, den abgeschabten, schwarzen, hohen Hut in der Hand, neben dem braunen, runden Kachelofen, in einer hellblauen Stube, und sah durch das Fenster in den Nachthimmel und auf die Schiffe hinaus, die im Rostocker Hafen lagen. Warum sollte ich noch nicht fortgehn, antwortete er, ohne Fräulein Amélie anzusehn. Unsere Stunde ist ja aus. Ich habe ja das Vergnügen gehabt, Ihren Aufsatz zu lesen. Ich habe darunter geschrieben: „Sehr befriedigt". Warum sollte ich nun nicht gehn. Gute Nacht, Fräulein Amalie.

Ach, warum sagen Sie immer „Amalie", erwiderte das Mädchen. „Amélie" ist doch hübscher! musikalischer! — Ich hab' einmal eine Schulfreundin gehabt, die mich „Male" nannte; die hab' ich zuletzt gehaßt; wahrhaftig . . . Gehn Sie doch noch nicht fort.

Warum sollt' ich nicht fortgehn, wiederholte er. Ich habe ja schon das Vergnügen gehabt, in Ihrem Aufsatz zu lesen, daß die Liebe das Höchste und Schönste in diesem Jammerthal ist. Ich habe schon mehr als einmal die Ehre gehabt, Fräulein Amalie, von Ihren Empfindungen für diesen unbekannten Jüngling aus der Fremde zu hören. Sie wollen mir wieder davon erzählen. Wozu sollt' ich das hören. Wer weiß, ob es mich ebenso glücklich macht, wie Sie. Also gute Nacht!

O du frommer Gott! sagte das Mädchen und seufzte. Wollen Sie mich nicht einmal ansehn?

Der arme Herr Wenzel sah sie also an. Er warf einen unfreiwilligen Blick auf die hohe, volle Gestalt in dem dunkelgrünen Hauskleid, das sich so angenehm an die Formen schmiegte. Fräulein Amélie stand, die Hände hinter sich, an die Kommode gelehnt, und schaute ihm mit ihren etwas übergroßen, flachliegenden, leuchtenden blauen Augen kokett vorwurfsvoll in das blasse Gesicht. Sie war fast zu groß, und was man von Knochen an ihr sah, war nichts weniger als zerbrechlich; aber die Natur hatte dieses beinerne Gerüst so anmuthig mit Fleisch und Blut bekleidet, daß es für Wenzel besser gewesen wäre, die Betrachtung der Schiffsmasten im Strom nicht aufzugeben. Fräulein Amélie's Thusnelden-Gestalt war in diesem Zustand völliger, üppiger Reife angelangt, die sich nicht immer mit der nöthigen Kaltblütigkeit betrachten läßt; ihr rundliches Gesicht war wie eine Apfelblüthe, und selbst ein gewisses dümmlich holdes Lächeln stand ihr gut. Der arme Herr Wenzel sah sie also an. Er ließ seine hohe Gestalt so zusammensinken, daß er kleiner erschien als sie; was er doch nicht war. Haben Sie noch etwas zu befehlen? murmelte er dann und versuchte es mit einem matten Lächeln.

Jesus, Gottes Sohn! wie Sie immer reden! — Ich hab' Ihnen noch nie etwas befohlen; ich bin Ihre dankbare, dankbare Schülerin; ich verehre Sie; ach, das wissen Sie ja. Stellen Sie doch den Hut wieder auf den Stuhl! — Ihnen verdank' ich ja Alles! — Wie Sie das erste Mal zu uns kamen, als ich ja noch so ungebildet war, daß es Gott im Himmel jammern konnte — und Sie mir sagten: „Bildung macht frei" — und „Freiheit macht uns zu Menschen" — das hat mich so gehoben, so gehoben, ich kann's Ihnen nicht sagen. Nehmen Sie doch wieder Platz! — Und Sie haben viel Geduld mit mir gehabt; und nie, nie werd' ich's Ihnen vergessen. Und es passirt mir wol noch manchesmal, daß ich ein ungebildetes Wort gebrauche, weil ich's so gelernt habe; ich bedarf noch manchmal einer Reparatur — (er wollte sie unterbrechen, aber sie sprach fort:) doch was kann ich dafür, Herr Wenzel, daß mein Vater ein Gastwirth am Hafen, für die Seeleute, ist, und keine Bildung gelernt hat; und wär' ich immer mit Ihnen, dann sollte mir nichts mehr passiren — das weiß ich gewiß! — — Ach Gott ne ja, warum sehen Sie mich so an. Sie wollen mir durch die Blume sagen: ich könnte ja immer mit Ihnen sein, wenn ich wollte; wenn ich Sie heirathen wollte —

Ich will gar nichts sagen, fiel er ihr in's Wort; doch so kalt und ruhig, wie er sich's gedacht hatte, kam es ihm nicht über die Lippen. Wie könnte ich mir herausnehmen wollen, Sie zu heirathen, Fräulein Amalie. Ihr Vater hat ein gutes Geschäft und ein hübsches Vermögen; ich habe kein Geschäft und kein Vermögen. Sie sind jung, ich bin alt!

Ach, vom Alter wollen wir nur nicht reden! antwortete sie treuherzig. So ein junger Krabauter bin ich ja auch nicht mehr — — Aber „Krabauter" ist ja wol kein gebildetes Wort. Wie kommt mir das in den Mund! — Wir Plattdeutschen haben so viele unpassende Wörter — — — Wovon sprachen wir. Zeigen Sie doch nicht mit dem Finger auf Ihre hohe Stirn! Sie sagen „Kahlkopf" dazu; ich sage, das ist nur eine hohe Stirn; eine „Denkerstirn". Und „phantasievolle" Menschen bleiben ja immer jung, wie ich in einem von Ihren Klassikern gelesen habe; und Sie sind gewiß ein phantasievoller Mensch! Sie haben nur viel, viel zu viel Phantasie; das ist Ihr Unglück, Herr Wenzel! — Und haben Sie nicht einen schönen, herrlichen Beruf: zu unterrichten — Bildung zu verbreiten —

Und abzuschreiben —

Ja, Sie schreiben sich todt; blos damit Sie Ihre kleinen Nichten ernähren können — — ach, Sie sind ja so ein guter, guter Mensch! — Stehn Sie doch nicht auf. Sie sollten sich noch ein bischen verpusten — — Sie sollten noch ein bischen ausruhen! berichtigte sie sich und ward roth. Es wäre mir ja eine hohe Ehre, Ihre Frau zu sein; — nein, wahrhaftig und Gott! — Aber ich werde nie heirathen; nie, nie, nie —

Also auch nicht den Gastwirth zum „Cap der guten Hoffnung"? fragte Herr Wenzel.

Mit was für einem sonderbaren Ton Sie das aussprechen! antwortete sie und ward wieder roth. Dann ereiferte sie sich plötzlich: Den sollt' ich heirathen? So eine Quadux? So ein tralliges, appeldwatsches Gestell?

Herr Wenzel lächelte.

Ach Gott, ich war ja wol wieder gar zu ungebildet! unterbrach sie sich und legte sich die großen, vollen Hände einen Augenblick vor's Gesicht. Verzeihen Sie —

Bitte sehr! Thun Sie sich keinen Zwang an. Für diesen Wirth zum Cap der guten Hoffnung sind diese alten Kernworte sehr gut —

Warum müssen Sie denn das vom Cap und so weiter noch einmal sagen! fiel sie ihm in's Wort. Und Sie thun's auch nur aus Eifersucht; — aber wie Sie auf diesen Jammerlappen eifersüchtig sein können, das muß mich doch von Ihnen wundern, Herr Wenzel. Ich Den heirathen! O Gott! — Er kann sich was prosten lassen! Lieber gehe ich in die Warnow, wo sie am tiefsten ist!

Herr Wenzel murmelte hierauf etwas, das sie nicht verstand. Was sagen Sie? fragte Fräulein Amélie. Das darf man wol nicht sagen, Herr Wenzel: „er kann sich was prosten lassen"?

In einem deutschen Aufsatz müssen Sie's nicht schreiben, antwortete er sanft; aber für diesen Wirth zum Cap der — — für den war es

gut! — — Uebrigens was hilft das. Sie wollen nicht heirathen, sagen Sie. Aber für den Jüngling da aus der Fremde, den jungen Schweden, für den schlägt Ihr Herz. Heirathen wollen Sie ihn also nicht; — also was wollen Sie thun?

Ach Gott! ach Gott! wie Sie fragen. Ach, wie schlecht Sie sind; — und Sie sind doch so gut. Was kann ich dafür, Herr Wenzel, daß diese unglückliche Liebe so über mich gekommen ist, wie in den Romanen und in den Trauerspielen; — ja, eine unglückliche Liebe — sehn Sie mich doch nicht so von der Seite an — — Eine unglückliche Liebe, denn so ein feiner, vornehmer, reicher junger Mensch, und so ein Adonix, ach der heirathet mich nicht! — Aber ein rechtschaffenes Mädchen bleib' ich doch, Herr Wenzel; ja, und wenn Sie auch die Stirn zwischen Ihren Augenbrauen zehnmal zusammenziehn — gut bleib' ich doch; — ja und wenn Sie auch — —

Sie hörte plötzlich auf zu reden, denn sie fing an zu weinen. Sie zog ihr Taschentuch, das sie ganz zusammengedrückt hatte, auseinander, legte es sich vor die Augen und schluchzte.

Hm! murmelte Herr Wenzel, der ihr gegenüber saß, und starrte sie, durch diesen Ausbruch etwas geängstigt, an. Er beugte sich vor, als müsse er ihr irgendwie zu Hülfe kommen; sein Gesicht verzog sich, weil er selber weich wurde; denn für lautes Weinen hatte er eine unglückselige Empfindlichkeit, und wie sollte er nun gar Fräulein Amalie ruhig schluchzen hören. Dazu war sein Gemüth ohnehin in trauriger Verfassung... Er schwieg, aber er bewegte sich unruhig auf seinem Stuhl hin und her; doch als er dieses alte, wackelige Gestell knarren hörte, saß er wieder still. Fräulein Amélie weinte fort, hinter ihrem Tuch. Darüber erwachte seine Phantasie, denn es bedurfte immer nur wenig, sie zu wecken. Er sah in die Zukunft hinaus ... Er sah diesen verhaßten „Jüngling aus der Fremde" vor sich; er kannte ihn nicht, aber er stellte ihn sich vor: schlank, blond, unverschämt jung, in einem feinen Pelz, mit einem kalten Lächeln um den mädchenhaft kleinen Mund. Amalie lag vor ihm auf den Knieen: heirathe mich! heirathe mich! stöhnte sie; du hast mich rechtschaffenes Mädchen in die Schande gebracht! — Doch der infame junge Schwede lächelte dazu, bewegte nur abwehrend seinen rechten Pelzärmel, und trat von der Brücke auf's Schiff: denn den Herrn Wenzel hatte seine rasche Phantasie plötzlich in den Hafen, an den Fluß, zur Schnickmannsbrücke geführt. Die Brigg „Gustav Adolf", mit der schwedischen Flagge, stieß ab. Der Verführer stand an Bord und lächelte. Mit einem fürchterlichen Schrei hob die verlassene Amalie ihre Hände und sprang in den Fluß ... Da schwimmt ja auch schon ihre Leiche hinter dem Schiffe her. Wer schwimmt denn da neben ihr? Das ist er selbst — Gottlieb Wenzel. Er lebt; er schwimmt wie ein Fisch; er knirscht mit den Zähnen, denn er lechzt nach Rache. Das Schiff segelt wie der

Teufel den Fluß hinab, aber Gottlieb Wenzel ist schneller. Er holt es ein, er klettert hinauf, er steht auf dem Verdeck. Hab' ich dich, Verführer! ruft er dem zusammenbrechenden jungen Schweden zu; Elender! sieh hin, wer dort hinten schwimmt! — Und sein geöffnetes Taschenmesser schwingend, stößt er es dem stöhnenden Jüngling aus der Fremde in die Brust …

Jesus, Gottes Sohn! was machen Sie? rief das Mädchen aus und fuhr in die Höhe. Sie schlagen mir ja wol den ganzen Tisch in den Grund! — Herr Wenzel, was haben Sie — Gott soll mich bewahren —

Herr Wenzel stand auf, starrte auf den Tisch, den er mit der gehobenen Faust getroffen hatte, dann im Zimmer umher und auf Fräulein Amalie. Er sah, daß sie sich die letzte Thräne von der Wange wischte … Bitte sehr um Vergebung! stammelte er.

Sie schien nun zu begreifen, was ihm geschehen war; denn sie fing an zu lächeln. Endlich lachte sie laut.

Es war also noch nicht so schlimm: sie schwamm nicht steif und kalt hinter dem davonsegelnden „Gustav Adolf" her, sondern in all' ihrer blühenden Ueppigkeit stand sie da und lachte. Sie lachte noch so, wie nur die Unschuld lacht … Er hatte nur geträumt, wie gewöhnlich. Es ward ihm etwas leichter um's Herz. Doch was nützte es, daß sie noch so dastand? — Nicht für ihn war sie so blühend, so hübsch. Diesen Andern liebt sie, der sie nicht heirathen wird. Und wie rechtschaffen sie auch ist, — wie wird's eines Tages enden … Er nahm wieder seinen alten, abgenutzten, hochstämmigen Hut. Bitte nochmals um Vergebung, sagte er mit einem unsicheren, getrübten Lächeln. Ich habe phantasirt; meine alte Schwäche. Das nimmt bei mir überhand. Fräulein Amalie, eine wohlschlafende Nacht!

Warum wollen Sie plötzlich wieder gehn? Weil ich eben gehojahnt habe — gegähnt, wollte ich sagen —?

Nicht weil Sie gehojahnt, auch nicht weil Sie gegähnt haben, antwortete Herr Wenzel. Aber wir haben uns ja ausgesprochen, Fräulein Amalie. Wir haben uns über Ihre unglückliche Liebe ausgesprochen; — was könnte uns nun noch interessiren, Fräulein Amalie. Ich will mit meinen Nichten zu Nacht essen. Gott segne Sie, und so weiter!

Sie wollen fort, wirklich und wahrhaftig? — Und Sie haben noch nicht einmal — seine Photographie gesehn; Sie wissen noch nicht, wie ich Denjenigen denn eigentlich kennen gelernt habe — wie er heißt — was er ist —

Herr Wenzel richtete seine lange breitschultrige Gestalt, die er gewöhnlich etwas nach vorne neigte, steif und störrig auf. Ich wünsch' es auch nicht zu wissen, Fräulein Amalie, sagte er, ohne sie anzusehn. Ich habe kein Interesse für seine Photographie. Ich — — hasse ihn, setzte er hinzu.

Ach Gott! seufzte das Mädchen.

Sie waren beide still. Sie nahm eine Stricknadel vom Tisch und rieb sich damit die Stirn. Er ging langsam zur Thür.

Ach, ich bin ja auch nicht glücklich! sagte sie endlich, wie um ihn zu trösten. Sie gehn also wirklich fort ... Ich hab' noch was in Petto, Herr Wenzel: diese Knallbonbons für die Zwillinge, für die kleinen Nichten. Der Kapitän von der „Pommerania" hat sie mir geschenkt. Ach, diese lieben kleinen Zwillinge, diese Waisenkinder, die immer so mager sind — aber immer so putzlustig, so vergnügt. Ach, Herr Wenzel, nehmen Sie doch diese kleine Tüte, und küssen Sie die Zwillinge von mir!

So langsam, wie er gegangen war, kam er zu ihr zurück. Fräulein Amalie, Sie sind ein gutes Mädchen, sagte er gerührt. Ich danke Ihnen für die Düte. Lassen Sie mich nun gehn!

Ja, nun sollen Sie gehn; aber wie sehn Sie leeg aus — — schlecht, wollt' ich sagen. Auch so mager, Herr Wenzel — — Nun hören Sie einmal da unten den Hopphei in den Gastzimmern; wie Die wieder marachen! Dieses Juchen und Hucheln; — wie wenn es auf der Welt keinen Kummer gäbe, Herr Wenzel; wie wenn Alles auf der Welt so wäre wie es müßte; — ach, geben Sie mir wenigstens die Hand. Ich möchte Ihnen so gern viele Freude machen; ich verehre Sie; — — aber hören Sie einmal dieses Takelzeug! Dies Geraster da unten — — — Ist das ein Schriftwort, Herr Wenzel?

Nein, es ist kein Schriftwort; und lassen Sie meine Hand!

Sie sind so blaß, Herr Wenzel; und so mager, wie die Zwillinge; — Sie leben wol auch von Naphta und Ambrosia, wie die alten Götter! — Und ich dagegen, ich werde so pummelig ... Wie viel Ungerechtigkeit gibt es auf dieser Welt! — — Sie müssen sich stärken, Herr Wenzel; — übrigens, das hätt' ich doch gleich in den Tod vergessen: Sie bekommen ja noch Ihr — Ihr Honorar für die letzten Stunden. Mein Papa hat mir's heut gegeben. Für sechzehn Stunden, nicht wahr. Bitte, nehmen Sie!

Herr Wenzel runzelte die Stirn, um nachzudenken, und schüttelte dann den Kopf. Sie sind im Irrthum, Fräulein Amalie. Was reden Sie von sechzehn Stunden; es sind nur noch zehn. Alles Frühere hab' ich schon bekommen —

Das weiß ich besser, erwiderte sie keck, während sie sich abwendete, um ihm nicht in die Augen zu sehn. Sie sind ja ein so gescheiter und so gebildeter Mann; aber jeder Tütendreher kann besser rechnen als Sie. Und Sie haben ein schlechtes Gedächtniß für Geldsachen, weil Sie so viel Andres im Kopf haben; und ich weiß, was ich weiß. Ach Gott ne ja, nehmen Sie doch Ihr Geld; stehn Sie doch nicht so da!

Aber Sie irren wirklich — —

Machen Sie mich nicht böse! fiel ihm das Mädchen in's Wort und hob die Stricknadel, wie um ihn damit anzugreifen. Sie wollen mir wol was schenken, wie ich merke. Ich soll mich wol umsonst von Ihnen bilden lassen; damit Sie verhungern können — und die armen Zwillinge dazu. Wenn ich drei gezählt habe, Herr Wenzel, und Sie haben dann noch nicht genommen, was Ihnen zukommt, — dann stoß' ich Ihnen dieses Schwert der Rache in die Brust!

Herr Wenzel lächelte; wehmüthig und froh zugleich. Hab' ich mich wirklich verrechnet? fragte er dann unschuldig. Ich dachte doch —

Aber ich weiß! — Eins — zwei —

Er nahm das kleine Packet mit dem Geld, eh sie Drei sagte, und hielt es in die Höhe. Was fang' ich damit an, sagte er; auf eine so gewaltige Summe hatt' ich nicht gerechnet —

Ich will Ihnen sagen, was Sie damit anfangen, fiel das Mädchen ein: Sie gehn zunächst in das warme Gastzimmer hinunter und vergönnen sich endlich einmal einen guten Trunk, und eine Cigarre dazu; denn Ihre Nichten sind bei der alten Frau Schwäbke gut aufgehoben, und Sie, Sie leben nicht besser als ein Hund, und sehn aus wie Waddik und Wehdag'! Und zuerst aber lassen Sie sich ein englisches Beefsteak geben, mit oder ohne Zwiebeln, wie Sie wollen; und wenn Sie satt sind, dann denken Sie einmal an mich, aber freundlich; und bei dem Aufsatz zur nächsten Stunde, über „die weiblichen Tugenden", will ich mir alle, alle Mühe geben; — — nun, so gehn Sie, Herr Wenzel! Aber Sie kommen nicht erst am Mittwoch wieder, sondern morgen, oder übermorgen; Ansehn thut gedenken! Und trinken Sie von dem dunklen Bier, das geht Ihnen besser in's Blut; — und bedenken Sie nur, setzte sie leiser hinzu: ich bin auch nicht glücklich! — — Ach du mein Gott! — Gute Nacht. Fallen Sie nicht auf der Treppe, Herr Wenzel, gehn Sie sachting hinunter. Unsre alte Treppe ist so successive!

II.

Herr Wenzel folgte der Weisung, die Fräulein Amalie ihm gegeben hatte: er stieg mit Vorsicht hinab und trat dann in das vordere, größere der beiden Gastzimmer ein, in denen der Wirth zur „Stadt London", der Vater Amaliens, warme und kalte Speisen, milde und strenge Getränke an die seefahrende Bevölkerung verkaufte. Doch Kajütenjungen, Halbmatrosen und Vollmatrosen pflegten (zur Zeit, da diese Geschichte sich begab) die Gastzimmer der „Stadt London" nicht zu entwürdigen; hier erschollen die Flüche der Schiffskapitäne und Steuerleute, und Schiffsbaumeister, Segel- und Kompaßmacher, alte ehrwürdige Seefahrer im Ruhestand holten sich hier ihre Sonntagsräusche. Als Wenzel die Thür zögernd öffnete und der Tabaksqualm ihm gleichsam seine bläulichen

Wolken-Arme entgegenstreckte, war ihm danach zu Muth, wieder umzukehren; denn was sollte er hier, die Landratte unter den Wasserratten. Doch Amaliens freundliche Worte fielen ihm wieder ein; und es war ihm doch ein wehmüthig wohliger Gedanke, sein Glas Bier unter ihrem Zimmer und bei ihrem Vater zu trinken. Er rieb sich die Augen, die an diesen beißenden Qualm nicht mehr gewöhnt, die durch das nächtliche Abschreiben angegriffen und geröthet waren, hängte seinen Hut an die Wand und suchte sich einen Platz.

Beide Zimmer waren gefüllt; an langen Tischen saßen sie, Mann an Mann, wie die Krähen, oder um kleinere Tische zu Dreien und zu Vieren, Karten auf dem Tisch und in der Hand, lange und kurze Pfeifen im Munde. Alte Invaliden mit unzähligen Runzeln in so gedörrten Gesichtern, als hätten sie Jahre lang in der Sonne gelegen; junge Kapitäne mit fast eleganten Backenbärten, mit fester, blühender Haut, und gewählt gekleidet. Grobe Fuhrmannsgesichter mit kleinen, blinzelnden Augen, die nie ein größeres Wasser als die Ostsee gesehen, mit kupferfesten Nasen, die nie etwas Besseres als russische Talglichter und grüne Seife gerochen hatten; dunkel verbrannte, magere, scharfäugige „Gallionen", die aus „der Atlantik" oder sonst von „langer Fahrt" nach Hause kamen, die der Passatwind erfrischt und der Teifun gepeitscht hatte. Rothwein von „Burdanks", Rum aus „der Batavia", dunkles, schäumendes Doppelbier und „steifer" Grog schwammen in den Gläsern. Lustige Geschichten aus allen Welttheilen, Durcheinanderschelten der Spieler, Nothrufe von Durstigen, deren Gläser leer waren, durchschwirrten die tabakschwere Luft. Dann fuhr einmal wie eine frische Bö dröhnendes Lachen über einen fürchterlichen Seemannswitz dazwischen; dann wieder ward es still. Herr Wenzel blieb stehn, blickte umher und horchte. Niemand gab auf ihn Acht. Endlich sah er hinter sich, nahe bei der Thür, den einzigen leeren Tisch, der dort einsam stand. Er nahm einen ausgesessenen Rohrstuhl aus der Ecke, rückte ihn an den Tisch, und ohne Geräusch setzte er sich nieder.

Herr Berring, der Wirth, kam heran; Amalie Berrings Vater, groß und blond wie sie, doch zu sehr in die Runde gewachsen. Er schwitzte stark, denn seine Gäste ließen ihm keine Ruhe; aber Behagen und Zufriedenheit leuchteten aus dem blühenden, backenbärtigen, lächelnden Gesicht. Gott soll mir 'nen Thaler schenken: Sie mal wieder bei mir! rief er aus, und machte eine Art von Verbeugung, um seine besondere Ehrerbietung auszudrücken; denn vor Herrn Wenzel, dem „schriftgelehrten" Mann, hatte er einen dunklen, feierlichen Respekt. Seltene Ehre, Herr Wenzel! Womit kann ich dienen, wonach steht Ihnen der Gusto? — Beefsteak; Doppelbier. Sehr wohl, sehr wohl; haben wir alles, Herr Wenzel. Ist mir ein sehr angenehmes Rankonter; — mit Zwiebeln, sehr wohl, sehr wohl. Bildung muß sein, das weiß ich; und

Sie machen ja aus meiner Tochter eine ordentliche Feine, Hochdeutsche, wie sich das jetzt gehört; — nicht durchgebraten; sehr wohl. Was meine selige Frau war, die war nicht für Bildung; und da mußte ich mich wol geben: und davon haben wir's nun, daß das Kind sich nicht so belernt hat, wie sie sollte und wollte. Aber da sitzt ja nun der Schriftgelehrte, unser Herr Wenzel, der den Schaden ausflickt. Von dem dunklen Bier; ganz, wie Sie befehlen! — Ich machte mich gerne auch noch an die Wissenschaften; aber Sie wissen ja: was Hänschen nicht gelernt hat, und so weiter; der alte Kopf ist zu wedderdänsch; und aus einem Schweineschwanz läßt sich kein seidenes Halstuch machen. Karl, einen doppelten Kümmel für den Herrn Kapitän! Ahoy! Ahoy! — Mit Ihrem gütigen Wohlnehmen, Herr Wenzel: ich muß in die Küche. Englisch, mit Zwiebeln; sehr wohl!

Herr Wenzel saß wieder allein, stützte den großen, haarbuschigen Kopf in beide Hände, und versank in seine Gedanken. Da oben sitzt sie nun, dachte er, über dieser Decke, und seufzt nach ihrem „Adonix". Wie in aller Welt ist's nur möglich, daß ein ehemaliger Candidat der Theologie sich in ein Mädchen vernarrt, das von „successiven Treppen" und „Adonixen" spricht, und einen Andern gern hat! — Und sie sagt mir's noch in's Gesicht: diesen Andern lieb' ich. Und ich alter Kindskopf — — — Ehrlich wenigstens ist sie! Treuherzig; und so gut; ach, so lächerlich gut. Und diese Gestalt; diese frischen Wangen — — Wär' ich nie in dies Haus gekommen! Für die paar Thaler, die ich mehr verdiene, ist meine Seelenruhe hin. Ach, ein schlechter Handel! — Da sitzt nun so ein alter „schriftgelehrter" Narr, einsam und gottserbärmlich — — — Recht hat sie: dieses Doppelbier ist gut. Und diese braune Farbe; dieser Glanz darin, wenn das Licht hindurchscheint. Wie der dunkle Bernstein, den ich als Junge am Seestrand bei der Rostocker Haide fand; — ferne, ferne Zeiten! — Wie die Blasen aufsteigen; diese wilde Jagd, als kämen sie sonst zu spät. Seid ihr auch was, ihr kleinen Luftperlen, die ihr's so eilig habt; die ihr's nicht erwarten könnt, bis ihr da oben zerplatzt? Und wenn ihr nicht gleich zerplatzt, stürzt ihr auf einander zu, wie ein paar Liebende, und aus Zweien wird Eine — hast du mich nicht gesehn. Sachte, sachte, sachte, Jungfer Bläschen; ja, du da — — Weg ist sie. Mit Herrn Bläschen vereinigt; — und nun platzen sie; gemeinsamer Sprung in's Nichts: nicht in's Wasser, aber in die Luft. Und da sitzt so ein sechs Schuh langer Kerl, Namens Gottlieb Wenzel, und sieht euch zu, wie es euch ergeht. Sitzt denn irgendwo Einer, den ich nicht sehe, und sieht ebenso auf die Luftblase Gottlieb Wenzel herab? und macht seine Glossen über diese ruppige alte Blase, die auch immer steigen, immer steigen wollte, und immer die Sehnsucht hatte, sich mit einem Jungfer Bläschen zu vereinigen — und endlich zerplatzen wird? Und dann fragt vielleicht noch irgend ein perlendes Bläschen: „wo ist

Gottlieb Wenzel geblieben?" — und indem sie das fragt, ist sie auch dahin — —

Er sah von seinem Glase auf, da ein großer Schatten es verdunkelte, und starrte den Schatten an. Ein junger Mensch war herangetreten, dem ein Zweiter folgte. Beide nahmen ihre modischen kleinen Hüte vom Kopf, machten eine leichte grüßende Bewegung und setzten sich an den Tisch. Herr Wenzel erwiderte den Gruß. Unwillkürlich rückte er dann ein wenig mit seinem Stuhl; denn es gefiel ihm nicht, daß er nicht allein blieb. Der eine junge Mensch bemerkte dies und fing an zu lächeln.

Es ist eben nirgends mehr Platz, sagte er mit einem leisen ausländischen Accent.

Ich habe auch diesen Tisch nicht gepachtet, erwiderte Wenzel höflich. Dann erröthete er, weil er gern etwas Besseres, Artigeres gesagt hätte; doch es war zu spät.

Die jungen Männer forderten eine Flasche Wein; sie hatten brennende Cigarren in der Hand und fuhren fort zu rauchen. Herr Wenzel betrachtete sie; flüchtig und bescheiden. Der, welcher gesprochen hatte, war ein hübscher Mensch, eher klein als groß, äußerst zierlich gebaut. Er hatte ein feines Näschen, lichtbraune Rehaugen, die, wie bei einem neugierigen Vogel, lebhaft hin und her blickten, und leicht gekräuseltes kastanienbraunes Haar, in das er von Zeit zu Zeit seine unruhigen Hände vergrub. Der Andere war größer, etwas aschfarben und überhaupt unscheinbar. Auch war von seinen blassen Brauen und Wimpern kaum etwas zu sehn, so daß man auf den ersten Blick gezwungen ward, sie zu suchen. Dies that denn auch Wenzel; doch nachdem er's gethan, sah er wieder in sein Glas, nahm es und trank es aus.

Die beiden jungen Leute begannen mit einander zu sprechen; aber in einer fremden Sprache, die er nicht verstand. Einzelne Worte klangen fast wie deutsch; er horchte eifriger hin. Dann war wieder Alles fremd. Endlich schien ihm gewiß, daß sie entweder Dänisch oder Schwedisch sprächen; entscheiden konnte er's nicht, da er sich um diese beiden Sprachen nie bekümmert hatte . . . Wie! sollte Einer von ihnen unser „Adonix" sein? fuhr ihm auf einmal durch den Kopf. Es lief ihm heiß über das Gesicht. Er betrachtete die Beiden von Neuem. Sie waren nicht seemännisch, sondern eher modisch gekleidet; ein dunkelblaues, feines, durchscheinendes Halstuch fiel dem Kastanienbraunen, nachlässig geschlungen, über das blendend weiße Hemd. Kostbare Ringe trug er an den Fingern; wenigstens schien der große Stein in dem einen Ring ein Rubin zu sein. Davon könnt' ich ja wol ein Jahr leben, dachte Wenzel; ich mit meinen Nichten . . . Wär' etwa das dieser Jüngling aus der Fremde? — — Er sah noch einmal hin, dann schüttelte er den Kopf. Wie ganz anders stellte er sich „Denjenigen" vor: groß, schlank, blond, mit einem kalten

Lächeln, kalte Siegesgewißheit in den blauen Augen. Und dieser Kastanienbraune hier war ein halber Knabe, der so herzlich lachte, wenn der Andere sprach; der so lustig schwatzte; der den Flaum über seiner Oberlippe strich, wie ein Vogel sein Gefieder putzt. Der Andere aber, der Aschgraue — weniger Adonis, als der, konnte man nicht sein.

Nun, so mögen sie Dänen oder Schweden oder auch Lappländer sein, wie es ihnen beliebt! dachte Wenzel beruhigt, da eben sein Beefsteak kam; forderte ein neues Glas Bier, und mit der Begierde eines Menschen, der an diesem Mittag nur Kartoffeln auf seinem Teller hatte, fing er an zu essen.

Also bei Deiner Abreise bleibt es, alter Junge? fragte der Kastanienbraune, in seiner nordischen Sprache weitersprechend, während Wenzel aß. Nicht Einen Tag gibst Du mehr zu?

Axel, es muß sein! antwortete der Andre. Morgen mit dem ersten Zug fahre ich nach Stettin; von da mit dem Dampfer nach Malmö. Denn es erwarten mich die liebenden Eltern, und so weiter ... Neulich sagtest Du mir: „wenn Du gehst, geh' ich mit!" Warum willst Du nun nicht?

Ach, ich wollte wohl! Lund, ich wollte wohl! In dieser verdammten alten Hansestadt ist kein Leben, Lund; ich langweile mich wie ein alter Seehund; Gott der Herr mag wissen, warum mein Vater mich in dieses Nest geschickt hat, um Deutsch parliren zu lernen! — Gut, nun bin ich hier gewesen, und ich hab's gelernt —

Von den schönen Töchtern Deines Pensionsvaters —

Das ist vorüber, Lund! Dieser zarte, lyrische Bund der Herzen ist zu Ende!

Und Emma, die „holde Kleine"?

Vorüber, Lund, vorüber!

Wie dieser kleine Don Juan spricht! sagte der Aschgraue und betrachtete ihn ironisch durch seine halbgeschlossenen, wimperlosen Augen. „Vorüber, Lund, vorüber!" — Da hat unser schönes Axelchen einmal gelesen, daß wir Schweden die „Franzosen des Nordens" sind, und hält nun für seine Pflicht, die Wahrheit dieses Satzes zu beweisen! — Laß Deinen sogenannten „Bart", kleiner Don Juan; dieser braune Weizen will Zeit haben; mit den Fingern herausziehen läßt er sich nicht, ich gebe Dir mein Wort. — Du hattest Dir ja vorgenommen, Deinem Pensionsvater durchzugehen, wenn Du ein halbes Dutzend dieser freundlichen kleinen Mädchen hinlänglich unglücklich gemacht hättest —

Das sagte ich damals, aus Unsinn, als ich zu viel von diesem höllischen Grog getrunken hatte. Du alter Satiriker! so ein gewissenloser Rattenfänger und Seelenverderber bin ich nicht; auf Ehr' und Seligkeit! Aber was kann ich dafür, daß die deutschen Mädchen mir so freundliche Augen machen, statt meinen Freund Lund zu beehren; und daß sie in

Verzückung gerathen, wenn ich ihnen mit meinem hohen Tenor schwedische Lieder singe —

Und daß ihnen das Herz bricht, fiel der Andere ein, wenn das schwedische Nachtigallenmännchen auf achtundvierzig Stunden in den Käfig muß, weil es mit einem Nachtwächter kämpfte —

Das vergeſſ' ich ihnen nicht! rief der Kastanienbraune aus, zog seine Hand aus dem lockigen Haar und ballte sie zur Faust. Diesem Nachtwächter zu glauben, diesem Schuft, der behauptete, ich hätte ihn geohrfeigt — — Eine Lüge, Lund! Ich wollte mich nur von dem schmutzigen alten Kerl nicht berühren lassen, und ich machte mich los. Dafür mich einzusperren! Das war ungerecht! Dieser Polizei-Senator, dieser Rechtsverdreher, dieser eitle Geck hört noch von mir, Lund; dem thu' ich noch einen Possen an, daß die Wickelkinder in der Wiege drüber lachen sollen; darauf kannst Du Gift nehmen, Lund!

Ich will's nehmen, Axel; aber undankbar bist Du: denn dieser Polizei-Senator hat Dir ja vollends die Mädchen toll gemacht. Mit Deinem Gesichtchen und Gestellchen fing's an, dann kam Dein Tenor dazu, dann wurdest Du Märtyrer und mußtest hinter Schloß und Riegel: da waren die Herzen verloren! — Schone Deinen Bart; seine Jugend, Axel, sei Dir heilig. Du willst also nicht mit?

Lund, ich wollte wohl —

Nun, wer will denn nicht? Irgend eine neue blauäugige Thusnelda —

Lund! fuhr Axel auf. Wir sind nicht allein, Lund!

Lund zog die Brauen in die Höhe, daß ihre blassen Linien deutlich sichtbar wurden, legte den Kopf auf die Seite und fing an zu pfeifen. Also eine große Blauäugige ist es! sagte er dann mit einem schlauen Lächeln. Nicht so aufgeregt, Axel; der Mann da mit dem Beefsteak und den Nachtwandler-Augen versteht uns ja nicht; denkt auch gar nicht an uns. Meinst Du, ich hätte nicht gemerkt, daß es wieder brennt? Warum hast Du mich in diese Seemannskneipe gelockt? Warum hat der Wirth eine hübsche, große, blauäugige Tochter? Warum summtest Du unterwegs das Lied vom blonden Wirthstöchterlein? — Du, nimm Dich in Acht. Wenn irgend ein Seefahrer diesem Wirthstöchterlein den Hof macht — mit so 'ner Wasserratte ist dann nicht zu spaßen —

Ich fürchte mich nicht so viel! rief der junge Mensch mit einer wegwerfenden, stolzen Geberde aus. Seine Augen blitzten; ein hinreißender Ausdruck männlicher Schönheit kam in sein unbärtiges Gesicht. Von Fürchten und Sorgen mußt Du mir nicht reden —

Gut; ich sage nichts! — Mit der Wirthstochter aber hat es also seine Richtigkeit. Wieder ein Bund der Herzen —

Sie muß mein werden, Lund! rief der Jüngling mit plötzlichem Feuer aus.

Es fehlt nicht mehr viel daran, setzte er dann, die Stimme dämpfend, hinzu.

Er wollte noch etwas sagen; doch er setzte die weißen Zähne auf die Unterlippe und blickte stumm in sein Glas. Endlich nahm er's und leerte es auf Einen Zug.

Hm! murmelte Lund. Du „Franzose des Nordens" — —

Er brach ab, denn der dritte Mann am Tisch fiel ihm wieder in's Auge und fesselte auf einmal seine Aufmerksamkeit. Herr Wenzel hatte den hochstirnigen Kopf über seinen Teller geneigt, von dem der letzte Rest des Beefsteaks verschwunden war; der Haarbusch über seiner Stirn stand wie gesträubt in die Höhe, und die weitaufgerissenen Augen, deren bläuliches Weiß überall an den gerötheten Rändern sichtbar ward, starrten schräg auf den Tisch. Mit den unruhigen Händen zerrte er seinen Schnurrbart, so daß ihm rechts und links einige lange Haare zwischen den Fingern blieben. Dann bewegte er die gespannten Lippen, wie wenn er flüsterte. Dann durchfuhr er wieder den Bart, wie wenn er zwei Seile daraus machen wollte, und bewegte die Brauen auf und nieder. Endlich flüsterte er wieder und schüttelte den Kopf.

Der Schwede lächelte. Er gab dem Kastanienbraunen einen Wink; nun blickte auch dieser auf Wenzel. Der sonderbare Anblick weckte sofort seine Neugier. Die hellen Rehaugen des Jünglings thaten sich weit auf und folgten jeder Bewegung, die der Mann da machte; als sähen sie ein interessantes Wunderthier, das man studiren muß. So beobachteten sie ihn Beide, äußerst aufmerksam, ohne sich zu rühren.

Herr Wenzel sah nichts davon; er träumte. Das Beefsteak und das Doppelbier hatten sein Gehirn erwärmt und belebt; die tabakdicke Luft umwölkte es. Er war wieder auf dem „Gustav Adolf", auf der schwedischen Brigg, und der ermordete Jüngling aus der Fremde lag zu seinen Füßen. Da lag er an der Reling, die Pelzärmel über der Brust gekreuzt, und rührte sich nicht mehr. Wenzel stand und sah auf ihn herab; ein dumpfes Gefühl der Reue legte sich ihm auf die Brust; und doch that's ihm sonderbar wohl, daß er etwas Ungeheures, Unmenschliches, nie wieder gut zu Machendes vollbracht hatte ... Was haben Sie gethan? fragte ihn eine geschäftsmäßig strenge, kurz abbrechende Stimme. Der Polizei-Senator, Herr Ludwig Grotius, stand vor ihm da (Gott mag wissen, wie der so schnell an Bord kam). Das wohlbekannte kleine Gesicht mit dem kurzen, schwärzlichen Bärtchen unter der Nase und den klugen Augen blickte über die dicke goldene Uhrkette, die auf dem sanft gewölbten Bauch lag, auf den Mörder herab; denn dieser kniete auf einmal neben seinem Opfer. Was haben Sie gethan? wiederholte die scharfe Stimme

Ich habe Amalie Berring gerächt! antwortete Wenzel mit fürchterlicher Ruhe. Thun Sie mit mir, Herr Senator, was Ihres Amtes ist; ich habe Amalie Berring gerächt, und ich mußte es thun!

Nehmt ihn fest! sagte Herr Ludwig Grotius kurz; zwei bewaffnete Polizisten traten vor. Sie bereuen nicht, was Sie gethan haben? — Nein! antwortete Wenzel und schüttelte den Kopf. Dieser junge Schwede mußte sterben; er hat zwei Menschen um Glück und Leben gebracht! Und wenn das siebenmal geschähe, was Amalie Berring geschehen ist, siebenmal würde ich thun, was ich gethan habe — sieben, sieben Mal — —

In seiner finstern, verzweifelten Entschlossenheit schlug er auf den Tisch.

Ein Bierglas, zwei Weingläser und eine Flasche klirrten. Wenzel hörte es und verstört blickte er auf. Er sah die beiden lächelnden Gesichter der jungen Schweden, die ihn anstarrten. Sogleich ward er feuerroth.

Sie haben eine verteufelt lebhafte Phantasie, lieber Herr! sagte auf deutsch der Jüngere, der Schöne, den dieser ganze Vorgang außerordentlich erheiterte. Wem Sie da wol eben in Gedanken an's Leben gehn, daß Sie so grausam in den Tisch hineinschlagen! — Bitte, bitte, entschuldigen Sie sich nicht. Wir sind junge Leute; uns macht das Vergnügen, Herr; wir haben Humor, Herr. Ich hätte gar nicht gedacht, daß in dieser braven alten Stadt so feurige, phantastische Kerle — — Verzeihen Sie; so ein phantastischer Herr, wollt' ich sagen — — Ihr Wohl, lieber Herr! Ich trinke auf Ihr Wohl. Mein Freund Lund trinkt mit!

Ich trinke mit, sagte Lund.

Darf man einmal unbescheiden fragen? fuhr Axel fort, nachdem er sein Glas ausgetrunken hatte. Hätten Sie die Gewogenheit, uns mitzutheilen, mit welchem Hallunken Sie es eben zu thun hatten, als Sie auf den Tisch schlugen?

Herr Wenzel sah den Jüngling aufmerksamer und mit wachsendem Wohlgefallen an. Das heitere, zutrauliche, blühende Gesicht, dessen neugieriger Blick nicht beleidigte, weil er wie der Blick eines muntern Vogels war, der auf einem Ast einem fremden, bunten Wandervogel begegnet, — dieses Gesicht machte ihm Vergnügen; und die weiche, frische Tenorstimme klang ihm überaus angenehm im Ohr. Ich bitte um Entschuldigung, mein lieber Herr, sagte Wenzel, mit noch schüchterner Heiterkeit. Wie komme ich dazu, meine Herren, daß Sie so freundlich sind. Dieses braune Getränk ist mir wol zu Kopf gestiegen; ich habe phantasirt. Das ist meine Schwäche.

Das gefällt mir gerade an Ihnen; das amüsirt mich; das ist interessant! gab ihm Axel zurück. Wenn man nur wissen dürfte, worüber Sie phantasirten —

Ich muß Ihnen erklären, wie das kommt, fiel Wenzel ein und ward wieder roth. Da sind diese verwünschten Criminalgeschichten; — schon meine selige Schwester sagte mir zuweilen: Du übernimmst Dich darin, Du vertiefst Dich zu sehr in dieses Teufelszeng; — sie hatte übrigens

Recht. Menschen mit aufgeregter Phantasie sollten mehr Verstandesbücher lesen; nicht diese geheimnißvollen, blutigen, verbrecherischen Seelenkrankheitsgeschichten; denn Verbrechen sind Erkrankungen der Seele, meine Herren; oder meinen Sie nicht?

Gut gesagt! sehr gut definirt! antwortete Axel und nickte seinem Freund Lund zu, der dann gleichfalls nickte. Aber beantworten Sie mir gefälligst eine Frage: was haben die Criminalgeschichten mit Ihrem Phantasiren zu thun?

Ich habe zu viel davon genossen, gab Herr Wenzel zurück. Ich hab' mir die Phantasie damit vergiftet; — das ist meine Schwäche. Wenn mich nun irgend etwas aufregt — lassen wir bei Seite, was es ist — so wird mir gleich gewaltthätig zu Muth! Nicht in der Wirklichkeit: da verlass' ich nicht leicht den rechten Weg, da bin ich ein friedfertiger Mensch; — aber in der Phantasie stift' ich so viel Unglück an, daß es schrecklich ist. Da beginnt es allemal mit Schlechtigkeiten und endigt mit Mord und Tod; da kenn' ich keine Grenzen, Herr; da gibt's keine Schonung. Plötzlich kommt ein Blutdurst über mich, den ich sonst nicht kenne — — Blutdurst — — ich habe Durst. Herr Berring, noch ein Glas Bier —

Trinken Sie doch nicht mehr von dem braunen Bier da, fiel ihm Axel in's Wort. Trinken Sie ein Glas mit uns, von unserm Wein! — Karl, noch eine Flasche, und ein drittes Glas! — Sie werden doch nicht so ein Philister sein, sich zu widersetzen. Ich muß noch viel mit Ihnen reden, Herr; Sie sind ja die merkwürdigste Specialität, die ich in diesem alten Nest gefunden habe; — bitte, stoßen Sie an! Es kommt also ein Blutdurst über Sie — —

Herr Wenzel nickte; doch in diesem Augenblick — da er das Glas mit dem rothen Wein an den Mund gesetzt hatte — war etwas Anderes als Blutdurst über ihn gekommen. Sein blasses Antlitz leuchtete von Verständniß und Genuß, je mehr er schlürfte. Denn er trank nicht, er sog, langsam, tropfenweise, und jeden einzelnen Tropfen schien er mit herzlicher Freude zu begrüßen. Dann setzte er ab, hielt das Glas gegen das Licht, drückte die Unterlippe schmeckend gegen die Oberlippe, und machte ein wehmüthig beifälliges Gesicht.

Hm! murmelte er.

Es scheint, Sie haben ein feines Gefühl für so einen Tropfen, sagte Axel heiter.

Herr Wenzel nickte.

Aber es scheint, Sie genießen ihn nicht oft.

Kann's nicht, lieber Herr! antwortete Wenzel treuherzig. Ich habe keine Rubine an den Fingern, — sehen Sie; und die beiden kleinen Edelsteine, die ich zu Hause habe, sind ein fressendes Capital, wie man zu sagen pflegt.

Was für Edelsteine? fragte Lund, eine neue Cigarre in Brand setzend.

Ein paar Nichten, Herr. Die mir die schon erwähnte Schwester hinterlassen hat. — Wirklich ein guter Tropfen; mild und stark!

Und diese Nichten, die ernähren Sie auch?

So gut es geht! erwiderte Wenzel, mit sanft wehmüthigem Lächeln. Man thut eben, was man kann!

Und womit ernähren Sie das alles, wenn man fragen darf?

Bei richtiger Eintheilung der Zeit geht es, lieber Herr. Tags, wenn die Leute wachen, geb' ich ihnen Stunden: Deutsch, Französisch, Geschichte, Geographie. Nachts, wenn sie schlafen, schreib' ich für sie ab.

Und wann schlafen Sie? fragte Lund in ruhiger Logik weiter, die Augen halb schließend.

Wenzel lächelte. In der Zwischenzeit, antwortete er.

Aus welchem Stoff bildet sich diese Zwischenzeit, wenn ich fragen darf?

Aus dem Mangel an Beschäftigung. Dafür sorgen die Andern; daran fehlt es nicht! — Wenn ich zum Beispiel nichts abzuschreiben habe — wie jetzt — nun, dann kann ich ja schlafen, so viel ich will. Oder wenn ein Vater mir sagt: „mein Sohn ist jetzt mit das Deutsche fartig, incommodiren Sie sich nicht weiter, da haben Sie Ihr Salär" — dann hab' ich ja auch bei Tage Schlafenszeit; — und das ereignet sich oft. Also für meinen Schlaf brauchen wir nicht zu sorgen ... Schöne, purpurne Farbe! — Mild und stark!

Nun, so trinken Sie endlich einmal aus! sagte Lund.

Wenzel lächelte und trank aus.

Unterdessen rückte Axel auf seinem Stuhl unruhig hin und her: so bewegte ihn das Mitgefühl mit dem blassen Menschen, der nicht klagte, nicht seufzte, sondern zufrieden wie ein Kind „purpurnen" Wein genoß. Wie es den Nachtschmetterling zum Lichte zieht, mußte der Jüngling fort und fort auf diese träumerischen, gerötheten Augen schauen, die die Nachtarbeit entzündet hatte, und die nun vom Glück des Momentes strahlten. Und ein sechs Schuh langer Kerl! dachte er bei sich. Zweieinhalb Schuh zwischen den Schultern breit! Und ein Kerl voll Bildung und Verstand; und bei Nacht schreibt er ab! — — Der Rubin an seinem eigenen, wohlgepflegten Finger fiel ihm in die Augen. Er schämte sich, ihn zu sehen. Es zuckte ihm in der andern Hand, ihn abzustreifen und dem blassen Philosophen gegenüber in das Glas zu werfen; und dabei zu sagen: Herr, vermöbeln Sie das! Für die Nichten, Herr! — — Doch er schämte sich wieder dieser prahlerischen Großmuth. Es hatte sie ja Niemand begehrt ... Trinken wir einen kleinen Liqueur? sagte er endlich, um etwas zu sagen.

Ich wol nicht, entgegnete Herr Wenzel. So eine „Orgie" mit drei Getränken bin ich nicht mehr gewöhnt.

Auch nicht, wenn ich es Ihnen vormache? fragte Axel wieder. Er

rief nach einer Flasche vom feinsten Liqueur, und drei Gläsern dazu Dann füllte er sich ein Glas, stellte es auf den Tisch, faßte es rund umher mit den Lippen, ohne es mit den Händen zu berühren, hob es so in die Höhe und goß es sich kunstgerecht in die Kehle hinab.

Das hab' ich noch nie gesehen! sagte Wenzel mit aufrichtigem, kindlichem Erstaunen. Was der Mensch Alles kann; es ist wunderbar!

Und können Sie wenigstens immer ein Beefsteak zu Nacht essen? fragte Axel, dem durchaus sein Mitgefühl über die Lippen wollte.

Das nun wol gerade nicht! antwortete Wenzel mit bedächtigem Lächeln. Dies war eine Ausnahme, Herr; aus ganz besondern Gründen ... Er warf einen unwillkürlichen Blick zur Decke hinauf, über der „Diejenige" wohnte ... Sondern für gewöhnlich ess' ich nicht zu Nacht, setzte er dann hinzu.

Sie essen für gewöhnlich nicht zu Nacht, Herr?

Nein. Es bekommt mir besser. Wenn ich etwas hungrig zu Bett gehe — wann es nun auch ist — so schlafe ich wie ein Gott; oder wie ein Sack, wenn Sie lieber wollen. Dagegen, wenn ich gegessen habe, wird das Blut zu üppig und der Geist zu wach; dann kommen die Criminal-Phantasien, Herr. Dann lieg' ich da und verwickele mich in Processe, Herr. Da unten am Strand zum Beispiel liegt Jemand erschlagen; ich gehe ahnungslos meiner Wege, komme vorbei, sehe ihn mir an. Plötzlich ergreift man mich von hinten; — die Polizei. Der Mörder! Haltet ihn fest! Haltet ihn fest! — Ich fange an zu zittern, denn ich sage mir: wie willst Du nun beweisen, daß Du unschuldig bist — wie willst Du es beweisen — — Dieses Zittern spricht gegen mich; dieses Zittern wird mein Unglück. Woher dieses Blut an Ihren Fingern und an Ihrer Hose? fährt mich der Polizei-Senator an. Neues Unglück: fünf Minuten vorher hatt' ich Nasenbluten; hinter dem Bretterstapel, fünfzig Schritte davon; — Herr, wer glaubt mir das! — Ich bin der Mörder, natürlich — — — Und so lieg' ich da, phantasire weiter, verwickele mich, bis ich nicht mehr zu retten bin. Zuletzt bekenne ich Alles, was sie von mir wollen, nur damit die Sache zu Ende kommt und ich schlafen kann ... Aber dann im Schlaf erleb' ich gewöhnlich meine letzte Stunde — —

Tausend Schiffslasten Teufel! rief Axel aus, mit einem schwedischen Fluch, und fuhr von seinem Stuhl in die Höhe. Das ist teuflisch, Herr! — — Das ist ein Pechvogel, Lund! Das ist ein ausgesuchter Märtyrer! Die erbärmliche Wirklichkeit mit den beiden Nichten und ohne Beefsteak, die genügt ihm nicht: er träumt sich dieses schauderhafte Phantasieleben dazu; — das ist ein Abgrund, Lund!

Das ist, so zu sagen, Uebermuth, erwiderte Lund, mit den wimperlosen Augen zwinkernd.

Wenzel betrachtete die Beiden, Einen nach dem Andern. Langsam verklärte sich dann sein Gesicht zu einem rührenden Lächeln. Meine Herren!

sagte er, nichts auf dieser Welt ist ganz so schlimm, wie es scheint! Diese Phantasie, die mir schon manche letzte Stunde verschafft hat, — die ist ja auch mein Glück. Wenn ich so dasitze, während es vielleicht draußen regnet oder stürmt, und mir ein Leben ausmale, wie es noch werden könnte — oder wie es geworden wäre, wenn nur Dies und Das — — — Ich hab' drei Leben, meine liebe Herren. Ein mittelmäßiges: das ist die Wirklichkeit; ein schlechtes und ein gutes: das sind die geträumten. Dabei kann man bestehen . . . Und nun werd' ich zu all dem Genuß, den ich heute habe, auch noch eine Cigarre rauchen —

Er griff in seine Tasche, in der er eine in Papier gewickelte letzte Cigarre wußte. Doch Axel kam ihm zuvor. Sich über den Tisch lehnend griff er nach Wenzels Arm und hielt ihn fest. Das werden Sie doch nicht thun! sagte er mit seinem herzlichsten, wohlklingendsten Tenor. Eine von meinen Cigarren werden Sie doch rauchen! — Sehen Sie, diese da; sie ist klein, aber nicht schlecht. Herr, für einen Mann wie Sie wäre die beste gerade gut genug; Alles, was theuer und gut ist . . . Und nun geht's Ihnen so! — — Blasen Sie hinein, daß sie besser brennt. Sie können nicht blasen, Herr . . . Ich glaube, Sie waren ein Pechvogel, ein Märtyrer, so lange Sie auf der Welt sind. Ich glaube, Sie gehören zu Denen, die sich nicht zu helfen wissen; aber ich achte Sie; — — rauchen Sie nur zu!

Ich danke Ihnen, Herr; sowol für die Achtung, als auch für die Cigarre, sagte Wenzel und lächelte verbindlich. Dann rückte er zutraulich näher an den Tisch und stützte einen Arm auf: Darüber läßt sich Folgendes sagen! fuhr er langsam fort. Als ich ein kleiner Junge war, hatte ich einmal die Ehre, einer großen Hochzeit beizuwohnen; und ein Geschenk zu überreichen und dabei Verse zu sprechen; — dieses ging auch recht gut. Darauf kamen die Lohndiener, gingen in der Gesellschaft umher, boten Torte und Wein an; — ich war ein kleiner Kerl, über mich sahen sie weg; ich ward vergessen. Wie ich dann nach Hause komme — — eine feine Cigarre, Herr; bewundernswürdig! — — wie ich dann nach Hause komme, fragt mich meine Mutter, die im Bette lag: Nun, Gottlieb, wie war's? — Schön war's, Mutter; o wie schön war's! sag' ich. Und einmal, Mutter, kam die Torte ganz nah bei mir vorbei! . . . Das war damals, Herr. Und so ist's geblieben. Die Torte ist immer ganz, ganz nah bei mir vorbeigekommen; — sehen Sie, das ist meine Biographie.

Hm! murmelte Lund nach einer Weile, ohne sich zu äußern, ob er damit Geringschätzung oder Beileid auszudrücken wünsche. Axel aber gerieth wieder in körperliche Unruhe vor Mitgefühl. Er fuhr sich mit einer Hand durch das schöne Haar, biß ein Stück von seiner Cigarre ab, und murmelte etwas vor sich hin; seine Wangen glühten. Endlich sagte er, um seine weichen Gefühle zu verbergen: Sie sind — — Sie

sind ein richtiges Original. — — Kommt vielleicht noch anders; nicht verzagen, Herr!

Kommt nicht mehr anders! antwortete Wenzel ruhig. Sehen Sie, ich war einmal Candidat der Theologie; vor dem Examen lag ich. Eine junge Pfarrerswittwe, die ich kannte, war in der sonderbaren Gemüthsverfassung, daß sie mich geheirathet hätte, sobald ich die Pfarre hatte; und von hoher, hoher Seite war mir die Pfarre versprochen; — das war die Torte, sehn Sie. Da — während ich für's Examen studire — werd' ich irre an der Theologie. Ich studire mich aus ihr hinaus, Herr. Ich melde mich ab, sattle um, werde Philolog; ich verliere den Glauben, die Pfarre und die Wittwe — —

Warum thaten Sie das? unterbrach ihn Lund. Sie konnten ja den Glauben verlieren und die Pfarre nehmen — wie das oft geschieht —

Was vermag der Mensch gegen seine Ueberzeugung, erwiderte Wenzel unschuldig und schlicht. Ich konnte nicht, lieber Herr.

Axel stieß einen beifälligen Laut ohne Worte aus.

Herr, ich kann Ihnen nicht sagen wie Sie mir gefallen, setzte er dann hinzu, sich mit aufgestützten Armen zu ihm hinüberbeugend. Sie sind — — Ich habe für Sie — — — Weg mit dieser Wittwe, wenn sie am andern Ende von der Pfarre hing! — Aber kam denn die Torte nicht mehr wieder —

Doch; sie kam noch wieder, antwortete Wenzel, dem die Theilnahme dieses feinen Jünglings und der gute Wein sanft zu Kopfe stiegen. Er stieß mit vollem Behagen ein paar blaue, geringelte Wolken aus; es war ihm ein genußvolles Vergnügen, seine tragischen Erinnerungen aufzufrischen. Sehen Sie, da war ein Mädchen — lachen Sie mich nicht aus, daß ich davon rede — in dem Mädchen war viel beisammen: Schönheit, feine Manieren, Englisch und Französisch und was Sie wollen, und ein gutes Herz — nur zu empfindlich, Herr — und ein Berg voll Geld. Denn sie hatte einen Millionär zum Vater; — und was geschieht drei Tage nachdem ich gemerkt hatte, daß sie mich armen Burschen will und keinen Andern: ihr Vater, der mich nicht will, legt sich hin und stirbt. So weit ist ja Alles gut — — verzeihn Sie, daß ich es so ausdrücke — — Nun, mein Gott, so recht aufrichtig trauern über sein Ende, das konnt' ich nicht. Sie darf mich nun heirathen, das wußt' ich . . . Aber mein unglückseliges, heiteres Temperament; meine lebhafte Phantasie! — — Der Mann hatte eine Villa draußen an der Bahn, da wollt' er begraben sein; es wird also ein Extrazug genommen — denn das Geld war ja da — und wol ein Hundert Leidtragende fahren hinaus, ich mit. In der Villa ist für uns angerichtet, uns nach der Fahrt, am Wintertag, zu stärken, verstehn Sie; gute Speisen, gute, starke Weine. Wir sitzen beisammen, Herr, und stärken uns. Wir kommen in anregende, muntere Gespräche; mein Nachbar schenkt immer ein, und ich

trinke aus. Und da mir so leicht um's Herz war, weil mein elendes Leben nun endlich schön und lieblich werden sollte — und da ich den Himmel voller Geigen sehe — wird mir so festlich zu Muth, Herr; und der gute, starke Wein stimmt mich so dankbar, und ich sehe die muntere Gesellschaft an der langen Tafel — weiter seh' ich nichts mehr — und das volle Herz tritt mir auf die Zunge, ich stehe auf, kling' an's Glas: „Stoßen Sie mit mir an! Der edle Geber dieses Festes, er lebe hoch! hoch! hoch!"

Herr Wenzel schwieg einen Augenblick, dann wollte er weiter reden; doch er kam nicht dazu. Lund, der bis dahin stillgesessen hatte, brach in ein heftiges, anhaltendes Lachen aus. Axel aber, den die Heiterkeit vollends übermannte, sprang auf, lachte so überlaut, daß die Spieler und Trinker an den andern Tischen herüberhorchten, hielt sich die Seiten, lehnte sich an seinen Stuhl und dann gegen den Tisch, und die Thränen liefen ihm über beide Wangen.

Halte mich, Lund! sagte er zuletzt, mit erstickter Stimme. Lund! halte mich!

Wenzel sah diesem Ausbruch eine Weile mit elegischem Lächeln zu. Endlich packte es auch ihn, und er lachte mit.

Ein Prachtkerl, Lund! rief Axel aus, als er wieder reden konnte. Ein dämonischer Humor steckt in diesem alten — —

Er hatte ein allzu dreistes Wort auf der Zunge, das er noch zurückhielt. Dann aber ging er auf Gottlieb Wenzel zu, zog ihn vom Stuhl in die Höhe, und drückte ihn in jugendlichem Uebermuth an seine Brust. Ich muß Sie umarmen, Mann! sagte er, und that es sofort noch einmal. Solche Kerle lieb' ich; — verzeihen Sie mir das Wort. „Gott soll mir 'nen Thaler schenken", wie Herr Berring sagt, wenn ich Sie nicht liebe!

Mein verehrter Herr —! murmelte Wenzel verwirrt und lächelte; und warf einen Seitenblick auf Herrn Berring, der verwundert und neugierig näher getreten war. Darüber fiel ihm Amalie wieder ein, die er über diesem gemüthlichen Gespräch vergessen hatte. Er sah zur Decke hinauf. Das unsichere Lächeln auf seinem Gesicht verschwand. Amalie Berring — — das war die dritte Torte, die an ihm vorbei kam. Ja, sie war auch vorbei . . . Seine gutmüthigen Augen verfinsterten sich, und ihr Blick bohrte sich in den Tisch.

Er versuchte dem jungen Menschen noch einige freundliche Worte zu erwidern; doch es ward nur ein Murmeln, das man nicht verstand. Leise zog er seine Hand zurück, die Axel ergriffen hatte, und begann unruhig an seinen geflickten Rocklöchern zu knöpfen.

Was wollen Sie? fragte Axel. Was heißt das?

Gehn! antwortete Wenzel.

Plötzlich gehn? Warum?

Wenzel zog eine alte silberne Uhr hervor, tupfte auf das dicke Glas und murmelte: Es ist Zeit. War mir eine Ehre, meine Herren — —

Doch der junge Schwede drückte ihn, ohne viele Umstände zu machen, auf den Sessel nieder. Mann, was reden Sie da! sagte er und zog seinen Stuhl heran, neben ihm zu sitzen. Während ich Ihnen meine Liebe erkläre, wollen Sie gehn; — daraus wird nichts, Herr. Sie waren einmal Student, und wir sind es noch, — wenn auch nicht hier zu Lande; und unsre Seelen haben sich gefunden; und so müssen wir noch eine Flasche trinken. Stoßen Sie an; auf Ihr Wohl! Ich sage, wie Sie beim Begräbniß Ihres Schwiegervaters: „Er lebe hoch! hoch! hoch!"

Wozu soll ich noch leben, antwortete Wenzel, dem kein Lächeln mehr gelingen wollte. Ich für meine unbedeutende Person habe davon genug!

So dürfen Sie nicht reden; Alles kann noch kommen . . . Und nach dieser Tischrede nahm die Tochter Sie nicht mehr?

Hätten Sie's noch gethan? fragte Wenzel zurück.

Wirklich, es ging nicht mehr, sagte Lund mit seiner heiteren Ruhe.

Sie hat einen Andern geheirathet, setzte Wenzel hinzu.

Und es kam dann keine Torte mehr an Ihnen vorbei? fragte Axel weiter, indem er ihm eine Hand auf die Schulter legte.

So eine nicht mehr!

Nie geheirathet?

Nein.

Trinken Sie doch aus! — — Könnt' ich Ihnen Eine schaffen, Herr, thät ich's auf der Stelle. Ein Mann wie Sie — noch in so guten Jahren — — Herr, wie soll sie aussehn?

Wenzel gab keine Antwort. Aber er athmete einen leisen Seufzer aus.

Sie brauchen Eine, die Sie pflegt, die Sie zu schätzen weiß; die Ihnen das Phantasiren ab- und das Nachtessen angewöhnt. Ich möchte Ihnen helfen; auf Ehr' und Seligkeit! Wissen Sie Keine, Herr?

Warum sehn Sie da oben hinauf? fragte Axel weiter, da Wenzel stumm blieb.

Auf diese Frage ward Wenzel feuerroth. Es war eine seiner Schwächen, daß er sich auch das Erröthen nicht abgewöhnen konnte. Wie ein ertapptes Kind lächelte er verlegen und fingerte auf dem bis zur Fadenscheinigkeit abgebürsteten Aufschlag seines Rocks.

Mir ist nicht bewußt, daß ich hinaufsah, gab er dann zur Antwort. Uebrigens, ich muß gehn!

Vielleicht weiß er da oben Eine! warf Lund hin und blies den Rauch durch die Nase.

Wieder erröthete der arme Wenzel. Axel betrachtete ihn aufmerksamer, indem er die Hand von seiner Schulter fortnahm.

Sie werden ja abermals roth! sagte er betroffen.

In diesem Augenblick kam die majestätische Gestalt des Herrn Berring, die schon hundertmal gekommen und gegangen war, wieder zur Thür herein; diesmal hatte sie eine Düte in der Hand und segelte auf die drei „Landratten" zu. Nämlich diese Tüte haben Sie vergessen! sagte Herr Berring zu Wenzel. Die Tüte für Ihre kleinen Nichten-Twäschen; meine Amalie schickt sie Ihnen herunter. Und Sie sollten nur auch bald Koje angehn, läßt sie Ihnen sagen, — weil es schon so spät wäre und Sie so nüsterbleich aussehn; und ob das Beefsteak auch gut gewesen wäre; und Sie sollten auch nicht vergessen: „Ansehn thut gedenken!"

Uebrigens, nüsterbleich sehn Sie grade nicht aus, setzte der Wirth hinzu. Haben ja eine schöne rothe Farbe. Wol vom Wein, Herr Wenzel!

Ja, vom Wein, stammelte der verwirrte Wenzel, der aus dem Erröthen gar nicht mehr herauskam. Meinen ergebensten Dank, Herr Berring; — für die Düte, mein' ich. Richtig, ich hatte sie — oben liegen lassen. Was hab' ich zu zahlen, Herr Berring — — denn ich muß nun fort!

Eine Mark und fünfzehn Pfennige, wenn's gefällig ist, sagte der Wirth. Wenzel zog seine alte, sehr aus der Form gegangene Geldtasche hervor; zahlte und warf dabei auf die jungen Männer einen halben Blick. Die Gesichter der Beiden waren in sonderbarer Bewegung. Lund sah zu Axel über den Tisch hinüber, und dieser, auffallend erblaßt, starrte Herrn Wenzel und Herrn Berring an, und zur Decke hinauf.

Dieses unglückselige Rothwerden! dachte der arme Wenzel; denn er fühlte, daß er zum vierten Mal erröthete. Der Wirth ging. Im Zimmer ward es leer; die Gäste entfernten sich. Wenzel war aufgestanden und suchte sich so zu sammeln, daß er ein harmloses Abschiedswort hervorbringen könnte; doch „wär' ich nur erst so weit!" dachte er und schwieg.

Also die **Wirthstochter** ist es! sagte auf einmal Lund, scheinbar mit großer Ruhe.

Wenzel fuhr zusammen.

Wieder eine Torte? setzte Lund nach einer Pause mit derselben erbarmungslosen Ruhe hinzu, durch die zusammengedrückten Augen hinüberschielend.

Axel winkte ihm, zu schweigen, und biß sich auf die Lippe. Doch der Andere, ohne eine Miene zu verziehen, fuhr mit seiner kaltblütigen Baßstimme fort: Sie werden ein Pechvogel bleiben, Herr, so viel ich davon sehe. Sie haben kein Glück mit dem thörichten Weibervolk; Sie sollten's aufgeben, — wenn ich Ihnen rathen darf. Da säet der Teufel immer sein Unkraut hinein . . . Bleib doch sitzen, Axel. — Lassen Sie die Weiber gehn, wie ich, und erwerben Sie sich den Frieden Gottes!

Wenzel bewegte die Lippen, wie um etwas zu sagen. Aber von dieser altklugen Weisheit schien er kaum etwas gehört zu haben, denn er

legte die unglückselige Düte fester und fester zusammen, als beabsichtige irgend etwas Lebendiges herauszuspringen, und drückte sie dann heftig, wie um Dem da drinnen wehzuthun. Wo ist mein Hut, murmelte er endlich. Seine umherirrenden, tabaksrauchmüden Augen fanden ihn; er nahm ihn vom Riegel an der Wand. Er knöpfte den engen Rock über der Brust zusammen, und stand nun wieder in seiner elegischen, nach vorn geneigten Haltung, ein rührend hülfloses Bild der Entsagung, da. Uebrigens — — Uebrigens, Sie irren, meine Herren! brachte er jetzt hervor, indem er die Stimme dämpfte.

Worin irren wir? fragte Lund, ohne sich zu rühren.

In — in der Sache, von der Sie sprachen. Wozu hätte ich noch ein Herz; ich in meinen Jahren und in meinem Zustand; — das wäre ja lächerlich. Worauf könnte ich wol noch hoffen; bedenken Sie, meine Herren . . . Bitte, sagen Sie nichts mehr; lassen Sie mich gehn. An irgend einem Punkt ist der Mensch empfindlich . . . Sie sind junge Leute; Sie werden nun lachen über den alten Burschen, der mit Ihnen getrunken und so viel geschwatzt hat. Stillschweigen war besser! Aber wenn man oft Wochen lang schweigt — — wenn man zu keinem Menschen — — — Meinen ergebensten Dank für die Gastfreundschaft. Es war mir eine Ehre, meine Herren. Leben Sie wohl!

Er bewegte seinen Hut, wie zum Abschiedsgruß, und ging, leise schwankend, hinaus.

III.

Nun, was ist Dir, Axel? fragte Lund in seiner Muttersprache, nachdem sie sich eine Weile in dem verödeten Zimmer stumm gegenübergesessen hatten. Du kau'st ja an Deiner Cigarre, wie jenes grämliche Krokodil in dem deutschen Gedicht an seinem Lotosstiel kau't. Wenn ich vor der Abreise noch etwas schlafen will, sollte ich nun nach Hause gehn. Komm, Du Sieger über Frauenherzen; komm, brechen wir auf.

Um welche Stunde fährst Du ab? fragte Axel und sah plötzlich auf.

Morgen früh sechs Uhr und fünfundzwanzig Minuten. Nach Mittag bin ich in Stettin; von da sogleich weiter.

Mit dem Dampfer.

Ja.

Die kleinen, weißen Zähne Axels bissen die Cigarre mitten durch. — Ich reise mit, Lund.

Was?

Ja, ich reise mit.

Der überraschte Lund sah mit gekniffenen Augen und halb offenem Mund Axeln in's Gesicht; eine geraume Zeit. Der Jüngling blieb aber still und rührte sich nicht. Er blickte nur auf den Rubin an seinem Finger, mit einem sonderbaren Lächeln, das ihn sehr verschönte.

Das könnte mir ja gefallen, sagte Lund nach diesem Schweigen. Aber vorhin wolltest Du ja nicht. Warum willst Du jetzt?

Axel antwortete nicht. Er hatte offenbar mit sich selbst zu sprechen. Er bewegte sogar die Lippen. Dann zog er seine Brieftasche hervor; eine zierliche, rothe, juchtene, auf die man in Goldbuchstaben „Souvenir" gedruckt hatte. Langsam öffnete er sie und griff in eine ihrer Taschen, nach einer kleinen weiblichen Photographie. Doch es lag eine zweite daneben, und beide fielen zugleich auf den Tisch. Lund betrachtete sie forschend durch sein rechtes Auge, indem er das linke schloß. Er glaubte in der weiblichen — einer üppigen jungen Dame mit rundlichem Gesicht und großen, hellen, flachliegenden Augen — die „blonde Thusnelda", die Tochter dieses Hauses zu erkennen; und er irrte nicht. Auf der andern Photographie sah ein Mann in mittleren Jahren, ein kurz geschnittenes, schwärzliches Bärtchen auf der Oberlippe, mit kleinen, klugen Augen dem Beschauer entgegen. Das ist ja der Senator Ludwig Grotius! sagte Lund und lächelte erstaunt.

Axel wollte etwas erwidern; doch die andere Photographie fesselte ihn zu sehr. Seine schönen, zärtlichen Augen vertieften sich in das kleine Bild. Allerlei Erinnerungen schienen in ihm aufzuwachen. Seine langen Wimpern senkten sich; seine vollen Lippen drückten sich gegen einander, und rundeten sich, wie wenn man küssen will. Dies alles bemerkte Lund sehr wohl; aber er störte ihn nicht.

Ja, das ist der Senator; der Polizei-Senator! sagte Axel endlich, als Lund seine Frage von vorhin schon vergessen hatte. Das ist dieser angenehme Herr, der mich wegen des alten Lügners, des Nachtwächters, zwei Tage sitzen ließ. Sieh ihn Dir an, Lund!

Ja, ich seh' ihn schon an. Warum trägst Du seine Photographie in der Tasche?

Wegen der Rache, Lund! Damit ich ihn nicht vergesse. Damit ich mich immer wieder daran erinnere, daß ich ihm etwas schuldig bin ...

Plötzlich begannen die Rehaugen des jungen Schweden zu leuchten. Bist Du wirklich mein Freund? fragte er.

Ich glaube wohl.

Wollen wir noch einen letzten tollen Spaß mit einander machen? und ihm als Andenken zurücklassen? — Damals, im Polizei-Haus oder wie es heißt, hab' ich's geschworen, Lund! — — Morgen früh, noch eh der Morgen graut, fahren wir ab. Heute Nacht aber — —

Nun, was?

Da draußen am Hafen, beim Krahn, liegt ja noch das Schiff, das damals vom Stapel lief. „Ludwig Grotius" haben sie's getauft, diesem kleinen Senator zu Ehren, der sich so schön findet, Lund. Und in ganzer Figur haben sie ihn geschnitzt, mit weißen Hosen und niedlichen Vatermördern, damit er vorn unter dem Bugspriet, als „Gallion", mit durch

die Wellen kitscht, und den staunenden Hafenvölkern in Helsingör und Malmö und Stockholm und Bergen zeigt: so ein Kerl bin ich, Ludwig Grotius! — Heute Morgen brachten sie ihn hin, um ihn festzumachen; aber die ungeschickten Kerle haben ihn fallen lassen, daß von der Unterlage so ein Stück abgesprungen ist; — nun liegt der schöne Herr Ludwig Grotius in ganzer Figur auf dem Verdeck. Sollen sie ihn morgen ausbessern und an seinen Platz bringen, Lund? Geben wir das zu? — Nein! — Wenn morgen der wirkliche, lebendige Polizei-Senator kommt, um den geschnitzten Polizei-Senator zu besuchen, — dann soll er ihm nachpfeifen, Lund. Dann soll er sich seine sieben Barthärchen ausraufen und fragen: wo bin ich geblieben?

Und wie wolltest Du das anfangen?

Mit Deiner Hülfe, Lund! — Wenn 's gegen Mitternacht geht, und am Strand Todtenstille ist, dann steigen wir vom Bollwerk aus auf das Schiff. Wir binden dem geschnitzten Ludwig Grotius einen Strick um den Leib, ziehn ihn über Bord und an's Land; und führen ihn dann zwischen uns, Arm in Arm, durch die leeren Strandstraßen, bis an den stillen alten Ballast-Platz da hinten bei den Bretterstapeln. Da wünschen wir ihm dann gute Nacht und werfen ihn sanft, mit einem Stein um den Hals, in's Wasser —

Du verruchter Kerl! sagte Lund und lachte.

Darauf gehen wir heim, jeder in sein Quartier. Ich schleiche in mein Zimmer, packe mir nur eine Reisetasche, meine anderen Sachen lasse ich beim Pensionsvater stehn; — damit er nicht gleich am frühen Morgen merkt, daß ich ihm davongeflogen bin, und mir nachtelegraphirt! Sind wir erst drüben in Malmö, — das Herz meines Vaters werd' ich wol erweichen. Er ist sehr in der Uebung, Lund, mir zu verzeihn! . . . Unterdessen laufen sie hier am Strand umher, wie Ameisen, denen Du ein Loch in ihr Nest gestoßen: „wo ist unser großer Ludwig Grotius? wo ist der hölzerne Senator mit den weißen Hosen?" Und der Beschützer der Nachtwächter legt seine schöne Hand auf sein gekränktes Herz — — Warum siehst Du mich so an, Lund? Willst Du nicht?

Und wenn sie den geschnitzten Herrn dann nicht wiederfinden? fragte Lund zurück.

Von Schweden aus thun wir ihnen kund und zu wissen, wo sie ihn suchen können!

Lund sah den Jüngling mit durchdringendem Blick von der Seite an. Und warum willst Du auf einmal mit mir fort? fragte er wieder.

Axels Gesicht ward ernst. In den Muskeln seiner Wangen regte sich etwas, das eine weiche Empfindung seines Gemüths stärker verrieth, als er wollte. Ich will Dir etwas sagen, murmelte er dann; alter Satyr, lache mich nicht aus!

Nun, je nachdem!

Das ist dieselbe Amalie, die da oben wohnt, fuhr Axel mit halber Stimme fort, auf die Photographie deutend. 's ist dieselbe, Lund, die — der Andre zu gern hat; der rührende alte Kerl; — der Märtyrer mit der Torte. Ich bin einer von diesen „Franzosen' des Nordens", sagst Du . . . Lund, es mag sein! Ich will auch nur sagen: einem Andern hätt' ich sie wol nicht gelassen; aber dieser gute Mensch — dieser Götterkerl — — Jetzt nicht lachen, Lund. Sie wäre in acht Tagen mein geworden, wenn ich wollte; — aber ich reise ab. Ich möchte, daß sie eines Tages seine Frau würde, Lund; daß die Torte nicht wieder an ihm vorüberginge. Ich möchte, daß er endlich einmal gute Tage hätte; und er liebt sie; ich hab's gesehn. Das einzige Schaf des Armen! — Ich dagegen, der ich noch das ganze Leben vor mir habe; ich, der junge, reiche, hübsche — denn wir müssen zugeben, daß ich ein hübscher Kerl bin; warum das leugnen, Lund — — während Er — —

Mit einer plötzlichen Bewegung nahm Axel Amaliens Photographie vom Tisch, sah sie noch einmal an, und zerriß sie dann in viele Stücke. Nachdem dies geschehen war, sammelte er sie langsam und versenkte sie in seine Tasche. Ich bin wirklich nicht schlecht in sie verliebt, murmelte er mit verhaltener Bewegung. Und sie in mich . . . Aber eines Tages, hoff' ich, wird das alles anders; und sie macht ihn glücklich . . . Worüber lächelst Du?

Ich hab' nur so meine Freude, weiter nichts, antwortete Lund.

Darum also will ich mit Dir fort! — — Und Du, willst Du nun diese letzte Dummheit mit mir machen? Die mit dem hölzernen Ludwig Grotius? Willst Du, oder nicht?

Sonderbarer Narr Du! — Warum willst Du sie machen?

Axel sah vor sich hin; dann, mit einem aufgeregten Lächeln, zu dem Freund hinüber. Ich muß mich los werden, Lund! Ich muß mich ableiten; — lache nur, es macht nichts. Wir kleben uns Bärte an; für den Fall, daß uns Jemand dabei sehen sollte. Du bist ja auch ein „schenkelrascher Pelide": jedenfalls laufen wir diesen schwerbeinigen Seehunden davon . . . Ich muß mich austoben, Lund! — — Und dann noch Eins (er faßte ihn vorn an einem der Knöpfe seines Rocks, rieb und drehte daran, und strich mit der feinen Hand über das Tuch herunter): Lund, ich habe edle Regungen; aber Blut hab' ich auch! Wenn zum Beispiel mir das Mädchen nach Malmö schriebe: ich kann nicht ohne dich leben, komm wieder; ich thue dir ja Alles zu Liebe, Alles was du willst — — hübsch ist sie, Lund. Hab' ich aber diesen Streich gemacht, dann kann ich nicht wiederkommen. Das ist das Gute an der Sache, Lund! — Wir wollen zahlen und gehn!

IV.

Es war, für so winterliche Zeit, eine milde Nacht. Wenzel, den die Noth — nämlich der Mangel eines warmen Ueberrocks — abgehärtet hatte, fühlte sich bald zu warm bei seinem raschen Schritt. Er öffnete den Rock, lüftete das Halstuch und stand zuweilen, tief Athem holend, still. Sein Weg nach Hause hätte ihn am Strande entlang geführt; aber obgleich es so spät war, wandelte er in einem großen Bogen um die Stadt herum, auf den alten „Wällen", unter den Linden hin: denn wo hätte er jetzt schon Schlaf gefunden, bei dieser fiebernden Unruhe seines Hirns. Das Gespräch, der Wein, zuletzt die Enthüllung des geheimen Kummers, mit dem er zu kämpfen hatte, trieben ihm das Blut in heißen Wellen zum Kopf. Er bereute seine Geschwätzigkeit; dann freute er sich wieder, daß der Wein so gut war; dann blieb er wieder stehn und seufzte über Amalie und über sein Geschick. Die kahlen, schwarzen Aeste über ihm kletterten in krausen Linien durch die graue Luft. Fast unbewegliche Wolken standen hoch darüber und verhüllten das Sternenfeld; aber ein blasser Lichtschein durchdämmerte das Gewölk und verrieth die Wirkung des unsichtbaren Mondes, der im Osten aufstieg. Die dunklen Häuser und die braunen Gärten der Vorstadt lagen jenseits des breiten, tiefen Wallgrabens still wie in festem Schlaf; nur hier und da schimmerte eine helle Hausfront, von einer Laterne beleuchtet, aus dem farblosen Straßenzug herauf. Der Weg, auf dem Wenzel ging, krümmte sich wie ein Kreis; denn der Wall zog hier, als Bastion vorspringend, um die alte „Teufelsgrube" herum, einen tief eingebetteten Teich, auf den man wie auf einen halbgefüllten Trichter hinuntersah. Uralte, schwarze Kanonen standen oben auf der Höhe. Von da über die „Teufelsgrube" hinwegblickend starrte der einsame Träumer auf den Thurm des „Kröpeliner Thors", der wie ein mächtiges Wahrzeichen zum Gewölk emporstieg, und auf die Kirchen und Mauern dieser alten Stadt. Nahe und ferne Kirchen-Uhren schlugen. Wenzel horchte; es war Mitternacht.

Ist es möglich? dachte er. Geh' ich schon so lange? Und hatten wir so stundenlang in dieser Strandkneipe geschwatzt? — — Der Thürmer blies vom Jakobithurm seinen eintönigen, fast klanglos verflatternden Stundenruf in die Nacht hinein. Aus der Tiefe, vom Teufelsteich, kamen sonderbare Töne herauf, es war zuerst, wie wenn Frösche quakten. Bald aber erkannte Wenzel, daß einige der Enten schnatterten, die den Teich bewohnten. Sie mochten halb oder ganz aus dem Schlaf erwachen; sie schnatterten offenbar ohne Sinn und Verstand; ein widerliches, unheimlich-nüchternes Alteweiber-Geschwätz in der Geisterstunde. Plötzlich erhob sich aber, während dies verstummte, ein anderer, gespenstischerer Klang. Eine der unsichtbaren Krähen auf den fernen Dächern begann laut zu krächzen, wie aus dem Schlaf geschreckt. Es ertönte wie ein heiseres Wehgeschrei

durch die tiefe Stille. Sogleich erwachten, wie es schien, Hunderte von Krähen und Dohlen aus ihrem sonst so friedlichen Schlummer; von allen Dächern schienen sie zu rufen, zu fragen, zu schreien und zu jammern, so verwirrend erscholl dieses Durcheinanderkrächzen. Drüben aus der Vorstadt warfen die Häuserreihen den Wiederhall zurück; es klang, wie wenn auch dort ebenso viele Hunderte erwachten und Antwort gäben. In diesem Augenblick brach der späte Halbmond durch das auseinanderweichende Gewölk. Neben dem horchenden, leise schaudernden Wenzel, ihm zur Seite, zwischen den schwarzen Kanonen, ward etwas Dunkles, wie eine Menschengestalt, am Boden sichtbar. Wenzel schrak zusammen ... Er blickte hin; doch mit Scheu. Ihn durchfuhr plötzlich der Gedanke: dort liegt Das, warum die Krähen erwachten, und warum sie krächzen. Ein Erschlagener ...

Das Mondlicht ward heller, und Wenzel lächelte. Er athmete beruhigt auf. Was dort am Boden lag, war sein eigner Schatten; der Mond zeichnete ihn auf das vergilbte Gras. Doch nun fühlte er erst, wie seine Pulse schlugen. Er hatte eine Hand auf die schwer athmende Brust gelegt, ohne es zu wissen; ein Schauder, der ihm über den Rücken gelaufen war, saß ihm noch im Nacken, im Hinterhaupt, sodaß ihm war, als greife dort eine Faust in sein zusammengepreßtes Haar. Großer Gott! dachte er und schämte sich. Wessen Schatten ist das? Eines alten Narren, der noch immer ein Kind ist. Warum sollte hier ein todter Mann liegen; was sind das für Gedanken ... Mitternacht. Nun ja, warum denn nicht Mitternacht; — an Geister glaubt ja doch wol der alte Esel nicht mehr! — Was gehn die Krähen mich an; — — jetzt werden sie still. Dieses unglückselige Gespräch über meine Criminal-Phantasien, meine Mord- und Proceß-Gedanken; das geht mir nun nach ... Und das Bier, der Wein; — — doch der Wein war gut. Mild und stark! — Was für eine Gottesgabe! — — Geh nach Hause, Wenzel. Beruhige Dich, wasch Dir den heißen Kopf, und dann schlafe aus. Siehst Du, wenn Du gehst, geht auch der „todte Mann", der da unten lag. Siehst Du wol, wie er vor Dir her geht. Er ist gescheidter als Du, er geht Dir voran, nach Haus. Geh ihm nach; geh schlafen!

Wenzel ging seinem Schatten nach; den Weg zurück, den er gekommen war, und durch die Strandstraßen hin. Hier verschwand der Schatten; der Mond beleuchtete nur die Giebel und die Dächer, denn die Höhe des Himmels hatte er noch nicht erstiegen, und in diese einsamen, todten, engen Gassen, die mit dem Fluß in gleicher Richtung liefen, dämmerte nur sein Widerschein hinab. Von Zeit zu Zeit senkte sich, über Kreuz, eine hellere, breitere Straße aus der hügeligen Stadt herunter, lief auf den Hafen zu, und die im Mondlicht glänzenden Masten der Schiffe erschienen. Dann verschwanden sie wieder, und die alte

Strandgassen-Dämmerung legte sich dem Träumer vor's Gesicht. Er dachte an die kleinen Nichten, die nun friedlich schliefen; und an die Geschichte von der Torte, die den freundlichen jungen Fremden so gerührt hatte . . .

Du! es geht langsam mit dem alten Burschen! hörte er plötzlich eine Stimme sagen.

Eine andere Stimme antwortete, wie zur Ruhe verweisend; doch in einer Sprache, die Wenzel nicht verstand. Er sah nur auf und ging weiter. Drei männliche Gestalten befanden sich vor ihm auf der Straße; in dunklen Kleidern, nur die mittlere hatte helle Hosen, die in dem ungewissen Dunkel leuchteten. Der muß warmes Blut haben, dachte Wenzel, daß er in dieser Jahreszeit Sommerhosen trägt!

Einer der Männer flüsterte, als Wenzel näher herankam, und sie wichen aus. Zwei von ihnen führten den Dritten, den in den Sommerhosen; dieser Dritte schien nicht sehr sicher auf den Füßen zu sein, denn bei jedem Schritt schwankte er etwas, bald nach rechts, bald nach links, und willenlos schien er sich den Andern zu überlassen. Sie führten ihn von der Straße auf den Bürgersteig, wobei er strauchelte, und zogen ihn hinauf wie ein kleines Kind.

Kann er denn nicht die Beine selber heben! dachte Wenzel, der sonst in aller Gutmüthigkeit die Menschen gewähren ließ. Dieser Trunkenbold!

Er blieb unwillkürlich auf der Straße stehn.

Dies schien den Andern, den Nüchternen, etwas peinlich zu sein; denn sie flüsterten wieder, von ihm abgewandt, und der Eine von ihnen suchte den Elenden, der nicht stehen konnte, mit seinem ausgespannten Mantel zu verdecken. Auch drückte er ihm den hohen, weichen Filzhut fester auf den Kopf. Das gefällt mir an ihm, dachte Wenzel, daß er für den Schweinigel, den Betrunkenen, so viel Schamgefühl hat. Der aber steht wie ein Klotz; mit dem Kopf gegen die Wand . . . Was für ein Elend ist es doch, in der edlen Gottesgabe sich zu übernehmen! Wenn ich damals Friederikens todten Vater nicht hätte leben lassen — —

Nun, erbrich Dich einmal, alter Junge! sagte einer der Nüchternen mit heller Stimme zu Dem in den hellen Hosen, der sich gegen ein Haus lehnte. Vielleicht, alter Junge, daß Dir dann besser wird!

Der „alte Junge" erwiderte nichts; nur ein unterdrücktes Lachen, von dem Andern zur Rechten, ließ sich hören.

Wenzel stand nicht länger; aus Zartgefühl ging er seines Weges weiter. Sie sollten ihm eine Feder oder dergleichen in den Mund stecken! dachte er im Gehen. Diese helle Stimme war mir so bekannt; — doch wem sie gehört, könnte ich nicht sagen. Der „alte Junge" (er blickte einmal zurück) steht noch immer, ohne sich zu rühren. Ein Puppe von Holz kann nicht hülfloser, klotziger, willenloser sein, als dieses sogenannte

„Ebenbild Gottes" da. O Du „Krone der Schöpfung", was kann aus Dir werden!

Indem er das dachte, ließ er die Drei hinter sich, im Dunkel, und trat durch eines der Strandthore (zur Zeit dieser Geschichte standen sie noch) auf den „Strand" hinaus. Hier lag heller Mondschein auf den Ziegel- und Balkenhaufen, den am Ufer hingestreckten Ankern und Ketten, den hochragenden Schiffen, den Landungsbrücken und dem fast wie ein See ausgebreiteten Fluß. Links, hart am Wasser, erhob sich der „Krahn", mit dem man die Masten in die neugebauten Schiffe einläßt; er streckte seinen Hebearm wie einen ungeheuren Elephantenrüssel schräg in den Himmel hinaus. Mit fest eingerefften, kaum bemerkbaren Segeln auf den langen Raaen lagen die großen Fahrzeuge, dicht gedrängt, wie ein winterlicher Wald ohne Blätter da; die dunklen Rumpfe, die noch keine Fracht zu tragen hatten, stiegen hoch über dem Bollwerk auf. Alles war still und todt, wohin man sah. Auf den verlassenen Strickleitern kletterte nur das Mondlicht auf und ab. Die Schiffe rührten sich nicht, denn die Luft war leblos. Glatt lag die bleigraue Fläche des Wassers, bis zum niedrigen Ufer drüben; vorne aber am Bollwerk, an das Wenzel herantrat, schwärzte sie tiefer Schatten, der sich nicht bewegte. Nur ein leichter Wasserdunst schien heraufzusteigen; und dem schnobernden Wenzel war's, als rieche er sogar Meerluft, obwol die See noch mehr als eine Meile entfernt war. So still schlief die Nacht, daß er das klingende Platzen der Blasen im Wasser hörte. Auch das leise Schnalzen der kleinen Fische erklang; zuweilen erknarrte langsam eines der straffen Taue auf den Schiffen, oder am Bollwerk gluckſ'te, kaum vernehmbar, ein einziges, letztes, eingefangenes Wellchen, das in seinem Winkel zwischen Pfahl und Ufer sein müdes Dasein verhauchte.

Wenzel sah umher und begann zu träumen. Ueber ihm ragten die langen Bugspriete der dem Land zugekehrten Dreimaster wie riesige Kanonenläufe in die Luft hinein, über den Hafendamm weg. Die weißen Gestalten und Brustbilder am schwarzen Bug sahen ihn ernsthaft und gespenstisch an, wie Gefangene, Verzauberte, die sich nicht rühren können. Die beiden großen Löcher rechts und links im Bug, durch welche die Ketten liefen, erschienen ihm wie die Augen des Schiffsgesichts; die großen Anker hingen wie gewaltige Haarlocken über den Bord herab. Wenn mir vielleicht eines Tages — dachte Wenzel — so ein Ungeheuer Amalie Berring entführt, in's Meer hinaus! Ihr Jüngling steht dort an Bord und lockt sie; und sie springt ihm nach — — und das Schiff stößt ab! . . . Soll ich das dulden? Nein. Ich springe auch; klammere mich an — —

Sein Blut ward wieder wild; er bewegte die Finger, und mit großen Schritten ging er am Ufer fort, ohne aufzusehen, ohne zu wissen, wohin. An die Schiffsleiter, dachte er, klammere ich mich an; ich schwinge

mich über Bord ... Will er mir das Einzige, was ich habe, lassen, oder nicht? — Will er nicht? — Wie, Du schlägst nach mir? Vor den Augen Amaliens schlägst Du mir in's Gesicht — — Das ist zu viel. Das fordert Blut. Schurke, das wird Dein Tod! — Ich bin stark, siehst Du; ich hab' noch Kraft in den Armen; fühlst Du, wie ich Dich halte? Und wenn Du Dein Messer ziehst, drück' ich Dich zusammen, wie wenn Du von Gummi wärst, und werfe Dich über Bord ... Halte Dich nur an der Strickleiter fest; es hilft Dir nichts! So, so, so reiß' ich Dich los; hinunter in's Wasser mußt Du, elender Verführer Du — —

Plötzlich sah er auf. Da hinein mit Dir! hörte er Jemand sagen.

Am Bollwerk, nicht weit von ihm, standen zwei Männer, die einen dritten hielten. Sie waren ihm abgewandt, ihre Gesichter konnte er nicht sehen. Eh er noch „drei" hätte zählen können, zog Einer den Dritten näher bis zum Rand, gab ihm einen gewaltigen Stoß, und der Mensch sank wehrlos und lautlos in den Fluß hinab.

Herr mein Gott! rief Wenzel aus.

Im nächsten Augenblick sahen die beiden Uebelthäter ihn an; helle Gesichter mit schwarzen Bärten erschienen in dem ungewissen Mondlicht, das wieder durch Gewölk verschleiert war. Der Größere von den Beiden stieß einen kurzen, raschen Laut hervor, und lief dann mit solcher Geschwindigkeit davon, daß er sogleich hinter Bretterstapeln verschwand. Der Andere blieb — wie es schien, vor Ueberraschung — stehn. Vom Wasser her kam ein harter, dumpf klatschender Schall; doch kein Schrei, kein Stöhnen, kein Laut einer Menschenstimme; nichts mehr. Herr mein Gott! rief Wenzel noch einmal aus.

Nun schien auch der Andere, Kleinere an Flucht zu denken; er wandte sich und setzte sich in Bewegung. Indessen Wenzel, der sein erstes Entsetzen überwand, sprang mit langen Schritten auf ihn zu und ereilte ihn. Mörder! Mörder! sagte er mit zitternder Stimme und packte ihn am Arm.

Der Andere riß sich los. Er schien etwas erwidern zu wollen, während er seinem Verfolger scharf in das Gesicht sah. Doch er schloß den Mund wieder, und dem fassungslosen Wenzel war's, als ob dieses jugendliche, schwarzbärtige Ungeheuer lächelte. Fliehen Sie! Schweigen Sie! sagte endlich die Stimme dieses Ungeheuers in einem künstlichen, gezwungenen Baß. Nehmen Sie das da! Behalten Sie 's!

Damit zog der Mensch einen Ring vom Finger — wenigstens schien es so —, steckte ihn mit unglaublicher Geschwindigkeit an den kleinen Finger von Wenzels rechter Hand, und schlug dem noch immer Fassungslosen auf die rechte Schulter. Im nächsten Augenblick lief er davon, auch den Brettern zu. Fliehen Sie! Schweigen Sie! rief er noch zurück. Fliehen Sie!

V.

Die in der Phantasie so traumbildend, so ergiebig leben, sind selten die Geistesgegenwärtigsten in der Wirklichkeit; — wenigstens Herr Wenzel war in diesem Falle, und sein rasches Erwachen aus dem ersten Schreck hatte ihn selbst überrascht. Der zweite Schreck — den Mörder lächeln zu sehen, und so reden zu hören — verflog nicht so bald. Bewegungslos wie der Unglückliche, den das Wasser verschlungen hatte, starrte er dem Flüchtling nach, bis dieser hinter dem ersten, zweiten, dritten Bretterhaufen verschwunden war. Dann erst schüttelte er die Erstarrung von sich ab und lief hinterdrein.

Täuschte er sich, oder lief ihm selber Jemand aus der Ferne nach? — Er wußte nicht mehr, was er sah und hörte. Auch die Schatten hinter den Brettern verwirrten ihn, als er um die Ecke kam; mehr noch die Schatten der Bäume, die aus der angrenzenden Allee herüberfielen: bald schienen sie Menschen zu sein, die sich verbargen, bald auch wieder nicht. Endlich sah er einen andern, körperlicheren Schatten, der weit hinten in der Allee vorüberhuschte; darauf einen zweiten, der ebenso rasch verschwand. Das sind sie ja wieder! dachte er und seufzte. Athemlos — denn er war des Laufens nicht mehr gewohnt — stürzte er ihnen nach, bis er nicht mehr konnte. Wieder schien Jemand hinterdrein zu traben, aus der Ferne her. Dann erscholl ein Pfiff . . .

So war er bis zum Petrithor gekommen; erschöpft stand er hier still. Die Beiden, die er verfolgte, waren längst verschwunden; vielleicht in eine der Nebenstraßen geflohen; — wie sollte er wissen, wohin. Er ging noch durch das Thor hindurch, an dem der gemalte „Vogel Greif", das Wahrzeichen der Stadt, seinen Märchen-Schweif ringelte; ging ein paar Häuser weiter, die Slüter-Straße hinauf. Dann, da er in der öden Stille nichts mehr sah, nichts hörte, blieb er rathlos stehn.

Da wär' ich nun richtig vor meinem Haus! dachte er verwirrt. Links, eine grüne kleine Anhöhe hinauf, erhob sich die Petri-Kirche mit ihrem endlosen spitzen Thurm, dem höchsten der Stadt; rechts, in der Häuserreihe, stand das kleine, dürftige Gebäude, in dessen oberem Stock er mit Marthe und Grete Schmidt, seinen Nichten, wohnte. Denn in dieser armseligen Gegend ließ sich billig leben; und er hatte das unentgeltliche Vergnügen, von seinem Fenster aus den stillen, feierlichen Kirchenplatz und den zum Himmel hinaufweisenden Thurm zu sehn . . . Warum ist denn Licht in meinem Zimmer? fragte er sich verwundert. Oder seh' ich falsch? Träum' ich? Bin ich nicht recht bei Sinnen? Hab' ich auch dieses fürchterliche Ereigniß, und die Flucht, die Verfolgung, alles nur geträumt? — — Wenn ich wirklich bei Sinnen bin, seh' ich da oben Licht. Was bedeutet das? — — Er griff in die Tasche, zog mit zitternder Hand seinen Hausschlüssel hervor, und öffnete die Thür.

Mit drei Schritten war er bei der engen, hölzernen Treppe, die er im Dunkeln fand; er stolperte hinauf. Doch als er in sein Zimmer kam, stand er beruhigt still. In der That brannte die Lampe auf seinem Tisch; Frau Schwäbke hatte offenbar in der Schlaftrunkenheit vergessen, sie auszulöschen; aber sie selber schnarchte friedlich nebenan (die Thür war offen), und ebenso unversehrt und ungestört schliefen Marthe und Grete in ihrem gemeinsamen Bett. Neben dem seinen stand es an der Wand; denn „ich bin ihnen ja Onkel und Tante, Frau Schwäbke", pflegte er zu sagen. Die kleine Kammer nebenan war für Frau Schwäbke allein; in diesem „Salon" aber, oder dieser „besten Stube", wie Wenzel der Humorist sein einziges Zimmer nannte, lebte die „Familie" bei Tag und bei Nacht. Hier spielten die Kleinen, wenn er als Lehrer der Jugend in die Häuser der „Reichen" ging; hier schrieb er ab, wenn sie schliefen; hier wälzte er sich noch zuweilen phantasirend auf seinem Strohsack, wenn sie schon erwachten . . . Er trat an ihr Bett. Unter einer blau und weiß gestreiften, großen Decke lagen die Zwillinge, Nachtmützchen auf dem Kopf, so übereinstimmend da, als wären sie ein einziges Geschöpf mit zwei kleinen Köpfen und vier kleinen Armen. Je zwei dieser Arme — alle mager und fein — lagen mit ineinander gefalteten Händen auf der Decke. Die Köpfe hatten sich ein wenig auf die Seite geneigt, beide nach links. Ueber jede Stirn fielen ein paar Löckchen; darunter streckte sich je ein längliches Näschen, das schon jetzt verrieth, daß es einst der großen Nase des Onkels gleichen wolle. Dieses zweiköpfige Wesen schien nur Ein Lungenpaar zu haben: denn gleichmäßig hob und senkte sich die Decke hier und dort. Sogar die Lippen hatten sich hier und dort geöffnet; Beide schienen zu lächeln.

Hm! murmelte Wenzel. Wenn man sie so ansieht — und nicht ihr Onkel und ihre Tante ist — könnte man wol fragen: warum wurden Zwei daraus? — Wohlfeiler ließen sie sich ernähren, wenn die Natur die Sache vereinfacht hätte (er lächelte wehmüthig); wenn dieses Wesen nur Grete oder Marthe hieße — — Nichts für ungut, Grete — oder Marthe — je nachdem. Ich sage nur so. Ich meine es nicht so. Keiner von euch will ich zu nahe treten; ich will eine Grete und eine Marthe haben; und euch beide zu großen Frauenzimmern zu machen, dazu wird's ja noch reichen! — Ich bin ja gesund; dieser Schwindel hat nichts zu sagen — —

Indem er das murmelte, setzte er sich hin; denn die überreizten Nerven spielten plötzlich ein thörichtes Spiel mit seinem Blut, ließen es nicht zum Hirn, und das Bewußtsein drohte ihm zu entfliehen. Er griff nach der Lehne des Stuhls, in den er gesunken war, und hielt sich fest. Eine Weile war ihm, als wisse er nur noch von sich, daß er Wenzel heiße; — dann weckte ein lauter Pfiff, von der Straße her, ihn wieder auf. Schwere Tritte ertönten auf dem Pflaster. Eine Baßstimme ließ

sich vernehmen; bald darauf eine zweite, die nur flüsterte. Wenzel fuhr wieder empor.

Wird die Straße noch einmal lebendig, dachte er, in so tiefer Nacht? Pfiff nicht Jemand; ebenso wie vorhin? — — Vorhin — — Hatt' ich denn ganz vergessen, was vorhin geschehen ist. Warum steh' ich denn hier? Muß ich nicht zum Steinthor laufen, auf die Polizei — melden, was ich gesehen habe, ich mit meinen Augen — wie er in's Wasser fiel — — Lautlos, wie ein Stück Holz, fiel der Mensch hinein. War er denn schon todt? — — Und dieser Schwarzbärtige, der lächelte und mir sagte — —

In diesem Augenblick sah er auf seine Hand, und sah den Ring. Es war ein wirklicher, leibhaftiger Ring, den ihm der Mörder an den Finger gesteckt hatte. Von Neuem entsetzt nahm er ihn in die Hand. Ein großer Rubin leuchtete ihm entgegen ... Wie? Hatte er nicht so einen Rubin heute Nacht gesehn? bei dessen Anblick ihm der Gedanke kam: „Davon könnt' ich ja wol ein Jahr leben, ich mit meinen Nichten?" — Und dieser Rubin steckte an einer weißen Hand; an der Hand des hübschen jungen Fremden, der ihn so zärtlich umarmt hatte — —

Man polterte die Treppe herauf, und dieses Geräusch unterbrach seinen Gedankengang. Die Thür seines Zimmers ward geöffnet, ohne daß Jemand geklopft hätte. Ein Nachtwächter trat herein; dann ein Schutzmann in seiner Uniform, und ein alter Matrose — wie es schien — der sich keuchend den Schweiß von der Stirne wischte. Doch als diese alte „Theerjacke" den plötzlich erblassenden Wenzel in's Auge gefaßt und eine Weile scharf beobachtet hatte, keuchte er dem Schutzmann zu: Sehen Sie, da steht er! Das is er! Herr, varhaften Sie diesen Herrn; das is einer von die Varbrecher! warraftig und Gott!

VI.

In der „Schreiberei" saß der kleine Senator Ludwig Grotius, der Director des Polizei-Amts dieser alten Stadt, am Morgen nach dieser Nacht hinter seinem Tisch. Es war das Zimmer, in dem er die Feinde der öffentlichen Ordnung und des Gesetzes zu verhören pflegte; ein altes, einfaches, trauriges Gemach, wie es selbst Wenzels düstere Phantasie sich nicht einfacher und trauriger gedacht hätte. Mitten in diesem Zimmer stand er selbst, Gottlieb Wenzel, vor des Herrn Grotius Tisch. Die Feder des Polizei-Schreibers, der etwas zur Seite saß, knisterte mit mechanischer Geschäftigkeit über den großen Protokoll-Bogen hin, immer von links nach rechts. Wenzel hatte gesprochen, nun verstummte er. Er zog sein großes, buntes Schnupftuch aus der Tasche, um sich die „hohe Denkerstirn" zu trocknen; zog dabei auch eine Düte mit hervor, sah sie zu Boden fallen, bückte sich aber nicht, um sie aufzuheben, sondern mit finsterer Unbeweglichkeit sah er auf sie herab.

Was ist das? fragte der Senator Ludwig Grotius, scharf und streng.

Knallbonbons, antwortete Wenzel.

Warum hat man sie Ihnen nicht abgenommen? fragte der Senator.

Die Düte hatte sich in mein Taschentuch verwickelt, darum hat man sie vermuthlich nicht bemerkt, antwortete Wenzel gutmüthig, um den nachlässigen Schutzmann zu entschuldigen.

Und mit Ihrer Geschichte sind Sie nun zu Ende?

Ich habe sie erzählt, Herr Senator, wie sie sich zugetragen hat, erwiderte Wenzel; ganz der Wahrheit gemäß!

Der Polizei-Schreiber sah von seinem Bogen auf und lächelte.

Wir kennen diese Geschichte, sagte der kleine Senator selbstbewußt, indem er eines seiner kleinen, klugen Augen schloß und mit dem andern auf Wenzel zielte. Sie wird oft erzählt! Man kommt gerade von ungefähr dazu, während der Mord — oder was es nun ist — geschieht. Man ist ganz unbetheiligt. Man will sogar den Verbrecher festhalten — kommt ihm dabei zu nahe — er steckt Einem etwas in die Hand und läuft davon; — so erklärt sich dann sehr einfach, daß man das corpus delicti bei uns findet. Wie gesagt, diese Geschichte ist sehr beliebt; sie wird oft erzählt. Nur müssen Sie sich nicht wundern, daß ich sie nicht glaube.

Ich wundere mich auch nicht! erwiderte Wenzel mit düsterer, schwermüthiger Resignation, ohne zu widersprechen. Ich wußte, daß ich keinen Glauben finden würde. Ich habe es gewußt.

Woher haben Sie es gewußt?

Wenzel schwieg. Er machte nur eine Bewegung, wie wenn er dies alles schon vor Jahr und Tag erwartet hätte. Dann sah er mit verzweifelter Ruhe vor sich hin.

Es würde Ihnen auch nichts nützen, wenn Sie sich wunderten, fuhr der Senator selbstzufrieden und fast heiter fort. Ich will Ihnen nun sagen, was ich von der Sache denke. Für's Erste gefallen mir diese angeblichen „harmlosen Wanderer" nicht, die Jemand in's Wasser werfen sehn und nicht um Hülfe rufen —

Ich war so betäubt, Herr — —

Die dann selber davonlaufen, wenn ein Dritter kommt —

Ich lief ihm ja nach, Herr — —

Die dann einfach nach Hause gehen, statt die Polizei zu allarmiren —

Das Licht, das ich in meinem Zimmer sah — —

Und die man dann findet, während sie mit einem Rubinring liebäugeln, den ihnen Niemand geschenkt hat! — Für's Zweite aber will ich Ihnen sagen, was der Zeuge Jakob Russow, Matrose, von hier, vor mir ausgesagt hat. Er kommt eben von der Kosfelderstraße auf den Strand hinaus, und geht nach links, nach dem Wall zu; da hört er hinter sich, in der stillen Nacht, einen schweren Fall in's Wasser, wie wenn ein Mensch

hineinfällt. Wo, kann er nicht sagen, denn es kommt von fern; — aber er macht Kehrt, wie es die Schuldigkeit jedes ordentlichen Menschen ist, und geht auf die Richtung zu. Da sieht er zwei Männer davonlaufen, einen Kleinen und einen Großen. Der ist also nicht von selber hineingefallen! denkt er — wie es richtig war — und läuft ihnen nach. Doch weil er ein älterer Mann und etwas kurzathmig ist, holt er sie nicht ein. Er ruft aber den Nachtwächter an, den er die Grubenstraße herunterkommen hört; und dieser pfeift einem andern; und unterdessen eilen sie, so schnell sie können, dem Großen, dem Langen nach, der auch stehen bleibt und Athem holt; und behalten ihn im Auge bis zu seiner Thür. Und als hier ein Schutzmann zu ihnen stößt, dringen sie in's Haus durch die unverschlossene Thür —

Ich schloß nicht wieder zu — weil das Licht in meinem Zimmer mich so sehr verwirrte — —

Und diese Drei finden den Großen, und in seiner Hand diesen Ring; — und der Große sind Sie!

Ja, der Große bin ich, sagte Wenzel und sah resignirt an sich hinunter. Ich aber war's, der dem Kleinen nachlief — —

Unterbrechen Sie nicht. Ich bin nicht zu Ende. Für's Dritte will ich Ihnen sagen, was sich an diesem Morgen weiter begeben hat. Herr Schwan, Inhaber einer Pension für junge Ausländer, dahier, schickt heute Vormittag auf die Polizei: einer seiner Pensionäre, ein junger Schwede, Namens Axel Palmblad, sei in dieser Nacht nicht nach Hause gekommen; ob vielleicht die löbliche Polizei — wie schon einmal der Fall war — seinen gegenwärtigen, freiwilligen oder unfreiwilligen, Aufenthalt anzugeben wisse. Ich lasse darauf zurückmelden: bei uns befindet sich besagter Axel Palmblad diesmal nicht; den Herrn Schwan aber lasse ich ersuchen — und so weiter. Herr Schwan kommt zu mir, und ich zeige ihm den bei Ihnen gefundenen Ring. Er erkennt ihn sogleich . . . Warum werden Sie blaß. — Er erkennt ihn sogleich. Diesen Ring trug eben derselbe Axel Palmblad an der Hand, der heute Nacht nicht nach Hause kam; der noch bis zu diesem Augenblick, zwölf Uhr Mittags, vermißt wird; der verschwunden ist. Inculpat, sehen Sie mich an!

Wenzel sah den Senator an, ohne sich zu rühren. Diese Verwickelung der Sache betäubte, versteinerte ihn.

Ist Ihnen dieser Axel Palmblad bekannt?

Mir? — — Nein, Herr Senator. Das heißt, doch; — vermuthlich — —

Drei Aussagen für eine! „Nein; doch; vermuthlich!" — Wir werden ja bald ergründen, welche von den dreien die am wenigsten falsche ist — —

Der Schreiber sah wieder auf und lächelte.

Sehen Sie mich an, Inculpat; mich, den Inquirenten! — Diesen

Ring, dessen Eigenthümer spurlos verschwunden ist, steckte Ihnen also Jemand an den kleinen Finger, wie Sie sagen; und zwar ein Mann mit einem schwarzen Bart; und zwar eben derselbe, der, wie Sie versichern, den Andern in's Wasser stieß. Nehmen wir einmal an, dieser räthselhafte Mann mit dem schwarzen Bart, der die Ringe, die er raubt, an Vorübergehende verschenkt, der existire wirklich: wo geschah denn das? Wo warf man den Axel Palmblad — jenen Unbekannten, will ich einstweilen sagen — über das Bollwerk in's Wasser?

Ich weiß es nicht, Herr Senator, antwortete Wenzel, dem sich ein immer dunklerer Schleier vor die Augen legte. Mir ist es nicht bewußt.

Aber Sie werden zugeben, daß wir wünschen müssen, es zu erfahren; um diesen Menschen im Wasser aufzufinden! — Sie standen dabei, wie Sie sagen, und Sie wissen es nicht?

Es war irgendwo — — aber ich hatte kein Gefühl davon, wo es war. Ich ging so dahin, ohne zu wissen, wo. Ich war so tief in meinen Gedanken — —

Der Schreiber lächelte wieder.

In was für Gedanken? fragte der Senator.

Wenzels blasses Gesicht wurde dunkelroth. Er vergrub die Hände in sein großes Schnupftuch. Seine Gedanken in jenem verhängnißvollen Augenblick standen ihm plötzlich wieder vor der Seele: seine Mordgedanken. Er hatte das Schiff erklettert, auf dem der Entführer Amaliens eben davonsegeln wollte; er hatte ihn gepackt und riß ihn von der Schiffsleiter los: „hinunter in's Wasser mußt du, elender Verführer du" — —

In was für Gedanken? wiederholte der Senator.

Ich kann's nicht sagen, murmelte Wenzel.

Hm! Sie können's nicht sagen. Sie standen dabei, aber Sie wußten nicht, wo Sie sich befanden; Sie wußten es nicht, weil Sie so tief in Ihren Gedanken waren; aber diese Ihre Gedanken können Sie uns nicht sagen. Vielleicht sagen Sie sie uns ein andermal — —

Herr Grotius klingelte. Der Schutzmann erschien, der Wenzel verhaftet hatte.

Führen Sie die junge Dame herein, die sich als Zeugin gemeldet hat, sagte der Senator.

Wenzel, der tiefgebeugten Kopfes wie ein Verlorener dastand, horchte auf. Was für eine Dame? in seiner Sache? — Er wendete seinen schlaffen, hinfälligen Oberkörper und sah nach der Thür. Ein Laut der Ueberraschung entfuhr ihm, als, in schüchtern feierlicher Haltung und mit nassen Augen, Amalie Berring erschien.

Sie wünschen für diesen Angeklagten Zeugniß abzulegen, fragte der Senator.

Ja, sagte sie muthig, obwol sie zugleich stark erröthete. O Herr Senator — —

Herr Grotius unterbrach sie, um die üblichen Fragen an sie zu richten: nach Namen, Stand und so weiter. Fräulein Amalie antwortete mit Festigkeit, indem sie dem Senator starr in's Antlitz sah. Dann aber warf sie aus ihren großen, hervortretenden, leuchtenden blauen Augen einen so mitleidsvollen Blick auf den armen Wenzel, daß diesen plötzliche, tiefe Rührung ergriff, als wäre er ein Weib. Ein Gefühl des Glücks kam ihm mitten in seiner Noth. Nur daß ihn zugleich die Angst befiel, er könnte weinen; und um dieser Beschämung zu entgehn, drückte er die Hände und die Zähne zusammen, sah von Amalien hinweg und auf den Schreiber, dessen Benehmen ihn wohlthuend erbitterte und verhärtete, und erhob seinen Kopf.

Sie kennen diesen Herrn, fragte der Senator sanft, in dem ruhigen Gefühl seiner Unwiderstehlichkeit.

O ja, Herr Senator; o, ich kenne ihn, antwortete das Mädchen.

Und Sie wissen, warum er hier steht —

Jesus, Gottes Sohn! Wie ist es möglich, Herr Senator; ach, wie ist es möglich! — Ich steh' vor der Thür, da kommt Frau Schwäbke gelaufen: „der Herr Wenzel sitzt in der Schreiberei, er soll Einen umgebracht haben" — — Wie ich das höre, denk' ich doch, ich muß gleich in die Kniee sacken. Und mir wird so vor den Augen, Herr Senator — —

Es handelt sich hier nicht darum, wie Ihnen wurde, unterbrach sie Herr Grotius ruhig, aber bestimmt; sondern was Sie in dieser Sache zu bezeugen vermögen. Deshalb sind Sie hier —

Ja, Herr Senator, deshalb bin ich hier; und entschuldigen Sie nur, ich bin noch so perplex — — denn (sie blickte wieder auf Wenzel, voll Mitleid und voll Vertrauen) so ein Mann, Herr Senator! Eine Seele von einem Menschen, Herr Senator — und Dem sagen Sie nach, er hat Einen umgebracht! — — Aber ein Unglück war in der Luft; das fühlt' ich schon heute Nacht. Mich hat der Alp gedrückt — und schon vor Thau und Tag konnt' ich nicht mehr schlafen, und mir war so — ich weiß nicht; und ich verließ meinen Nachtplatz, Herr Senator, als es noch stickendunkel war —

Wollen Sie zur Sache kommen, oder nicht? fiel ihr jetzt der Senator streng und scharf in's Wort. Was haben Sie zu bezeugen —

Ach, daß er gewiß nicht schuldig ist! sagte sie mit weicher Stimme und einem rührenden Blick. Daß er eine Seele von einem Menschen ist; und er hat's nicht gethan! — Sehen Sie, Herr Senator, er hat nichts auf der Welt; außer ein paar Zwillinge — aber es sind nicht seine — aber er hat sie geerbt; und wie er sich abextert, um sie zu ernähren, können Sie nicht glauben! Und ihm ist immer Alles contre coeur gegangen, und er geht so mit der Hungerharke durch das Leben hin; — aber er ist wie ein Held, Herr Senator! er thut seine Pflicht! Und ich sagte mir gleich, als ich davon hörte: nun sitzt er verlassen da, denn er

hat ja Niemand! Aber Eine hat er, die für ihn sprechen will, — was auch die Leute darüber sagen mögen; — und wenn ich nun auch roth werde, es thut nichts. Darum bin ich gekommen, Herr Senator; daß ich für ihn rede. Und verzeihen Sie mir, wenn ich das Schluchzen kriege — — aber es ist mir so beweglich — — und glauben Sie's nicht! Er hat's nicht gethan!

Herr Grotius schwieg eine Weile. Er betrachtete dieses sonderbare Mädchen, das sich in so gemischter Redeweise so gefühlvoll ereiferte, und den Angeklagten, der nun auch vor Rührung leise schluckte. Sie gehören zum unjuristischen Geschlecht, sagte er endlich, mit so viel herablassender Milde, als ihm an diesem Ort und hinter diesem Tisch zulässig schien. Daher haben Sie denn auch nicht bedacht, daß es sich hier nicht um Ihre subjective Meinung über den Charakter des Angeklagten handelt, sondern daß wir den objectiven Thatbestand eruiren wollen. Die Armuth ist gewiß eine sehr bedauernswerthe Sache; aber wenn wir bei einem armen Menschen einen solchen Ring finden, der einem Andern gehört — —

Was haben Sie? unterbrach Herr Grotius sich selbst, da er das Mädchen erblassen und die großen Augen noch größer aufreißen sah. Er hatte den Ring in die Hand genommen und hielt ihn zwischen Zeigefinger und Daumen in der Luft. Warum starren Sie so . . . Was sehen Sie an dem Ring?

Ich kann nicht sprechen, sagte sie nach einer Pause wie flüsternd, mit erstickter Stimme. Ich bin aus der Pust! — — Diesen Ring — sagen Sie — fanden Sie bei Herrn Wenzel — —

Ja, diesen Ring! Der dem vermißten jungen Schweden gehört —

Dem Vermißten, sagen Sie! stammelte das Mädchen. Er wird also vermißt — —

Schutzmann, halten Sie das Fräulein aufrecht! sagte der Senator. Führen Sie sie an den Stuhl. Setzen Sie sie hin! — — Fassen Sie sich, mein Fräulein. Wir werden warten, bis Sie zu sich kommen —

O, ich bin ganz bei mir! sagte sie, stoßweise athmend und mit noch starren, verwilderten Augen um sich blickend. Herr Axel Palmblad, sagen Sie, wird vermißt — — Jesus, Gottes Sohn!

Sie kennen ihn, wie ich sehe. Sie kennen auch diesen Ring —

Amalie nickte stumm. Plötzlich ward sie roth; dann wieder blaß. Sie warf auf den armen Wenzel, der durch das Licht, das ihm aufging, wie vernichtet dastand, einen Blick voll Grauen, voll Entsetzen. Herr Wenzel, Sie zittern ja! sagte sie, wieder ohne Stimme.

Er hörte auf, zu zittern, aber er antwortete nicht.

Den Ring da hatten Sie — — den Ring mit dem rothen Stein — — Antworten Sie doch!

Sie haben ja gehört, sagte der Senator zu Amalien, da Wenzel

schwieg. Heute Nacht fand man ihn bei ihm. Nachdem er entflohen war — —

Herr du meines Lebens! rief das Mädchen aus; die Hand auf der Brust. Herr Wenzel! Herr Wenzel! Sehen Sie mich an. Sie sind ja ganz benau't; ganz von Gott verlassen. Sie haben ja wol das Leben nicht mehr . . . Was haben Sie ihm gethan?

Nichts, murmelte Wenzel.

Was haben Sie ihm gethan? wiederholte sie. Antworten Sie wie vor Gottes Thron: was haben Sie ihm gethan? — Sie hassen ihn, sagten Sie mir gestern. Und Sie brüteten so vor sich hin und schlugen dann auf den Tisch — und ich verfierte mich und entsetzte mich, so wild sahen Sie aus — und ich sagte noch: „was haben Sie — Gott soll mich bewahren!" — — Herr Wenzel! Sehen Sie mich an! Was haben Sie ihm gethan?

Wenn ich Ihnen antworte: „nichts", so glauben Sie mir ja nicht, sagte Wenzel mit der Ruhe der Verzweiflung, indem er sein Taschentuch durch die Finger zog. Ich wußte vorher, daß mir Niemand glauben würde. Ich hab's gewußt.

O Gott! O Gott! rief sie und stand auf. Herr Wenzel, Herr Wenzel, reden Sie die Wahrheit; seien Sie nicht steinpöttig und verstockt, denn Sie stehen vor Gott! — Sie sind dann hinuntergegangen, als Sie mich verließen, und unten im Gastzimmer haben Sie ihn gefunden — den Sie haßten, Herr Wenzel — und haben mit ihm gesessen und getrunken —

Hm! hat er das! fiel der Senator ein.

Ja, das hat er, ich weiß es! rief das Mädchen und schluchzte. Denn mein Vater kam noch hinauf und erzählte mir's —

Davon haben Sie mir ja nichts bekannt! sagte der Senator, sich zu Wenzel wendend. Sie versicherten mir ja auch, Sie kennten Herrn Palmblad nicht.

Ich kannte ihn auch nicht, murmelte Wenzel.

O Gott! O du großer Gott! rief Amalie aus, die vor krampfhaftem Schluchzen kaum mehr reden konnte. Und ich kam noch her, um für Sie zu reden — und geweint hab' ich um Sie, während ich da draußen warten mußte — — und da stehn Sie nun, von Gott verlassen! — Und Sie haben noch mit ihm gegessen und getrunken — und er war gestern Nachmittag noch so grell und grall — — und jetzt — — O mein Gott. Kain, Kain — — — Herr Senator, ich kann keine Luft mehr kriegen — —

Nachdem sie Dies noch gesagt hatte, fiel sie vom Stuhl. Herr Wenzel rührte sich mechanisch, um sie aufzuheben; doch er schwankte selbst. Er taumelte. Daß er dem Schutzmann in die Arme fiel, war ihm noch

bewußt; dann hatte er das Gefühl, in's Wasser und zu dem jungen Schweden auf den Grund zu sinken, und zu seiner großen Erleichterung verließen ihn die Sinne.

VII.

Die „Schreiberei" oder, wie das Volk sie nennt, das „Brummbärloch" — das Criminalgefängniß dieser ehemals freien Stadt, die noch immer einen Theil ihrer alten Gerichtsbarkeit über ihre Missethäter ausübte — sah mehr einem Kasten als einem Hause gleich. Sie lag mitten in der Stadt, aber am ödesten Theil des Marienplatzes. In die sichtbare Wand dieses Kastens, die der Rauch einer sonderbar tief angebrachten Schornsteinöffnung schwärzte, waren eine Thür, einige unregelmäßige Fenster, und oben unter dem Dach eine Reihe kleiner, viereckiger Löcher eingeschnitten: hinter diesen Löchern, die trübes Glas bedeckte, wohnten die angeklagten Missethäter, oder Die, welche man dafür hielt. Hinter dem letzten Loch, an der Ecke, wohnte Gottlieb Wenzel. Die Zelle an sich konnte ihm nicht mißfallen; denn sie entsprach dem Bild, das seine Verbrechen-dichtende Phantasie sich von einem Wohnraum dieser Art gemacht hatte. So leer wie die Tonne des Diogenes war sie nicht, auch konnte man sie aufrecht durchschreiten, wenn man sich müde gesessen oder munter geschlafen hatte („vielleicht schliefen hier Andere; ich nicht," dachte Gottlieb Wenzel); dagegen sah Diogenes durch die Oeffnung seiner Tonne mehr von Athen, als Wenzel durch das Loch da oben von seiner Vaterstadt sah. Denn das kleine Quadrat verengten noch dicke Eisenstäbe; dann legte sich von außen der hölzerne Fensterrahmen davor; und das dicke, hier und da fast erblindete Glas gab von dem reinen Licht, das es von draußen erhielt, nur einen Bruchtheil an den „Unreinen" da drinnen ab. Auch mußte man klettern, wenn man sein Gesicht an die Eisenstäbe bringen wollte, um den Pfarrhof mit seiner kleinen Spielschachtelmauer links, und gradeaus den riesigen, gothisch aufstrebenden Bau der Marienkirche zu sehn, der wie mit einem ausgebreiteten Mantel von Stein die Welt verdeckte. Himmelhoch stiegen die schmalen Fenster an den Seiten auf; höher noch der Vorbau über dem unsichtbaren Portal, der von Wenzels „Tonne" aus wie ein ungeheurer Thurm erschien, seinen spitzen Stachel in die Wolken bohrend und von Krähen umflattert. Unten aber am Fuß dieses backsteinernen Märchens schlief der öde Platz. Schubkarren und Handwagen standen umher, wie Schiffe im Winterhafen; Lebendiges bewegte sich hier nicht. Denn es war ein Wochentag, und die Kirche geschlossen. Und auch morgen wird ein Wochentag sein, dachte Gottlieb Wenzel. Und übermorgen; — und wie wird es enden ...

Er sah einen Mann vor sich, den er beneidete. Dieser Mann stand an einem fernen — geträumten — Fenster in der Slüter-Straße; er hatte seine Hände rechts und links auf die Zwillingsköpfe von kleinen

Mädchen gelegt, die, auf Stühle geklettert, ihre neugierigen Gesichter an die Scheiben drückten; und er blickte auf den Platz ihm gegenüber hinaus. Auch ein stiller Platz; auch ein Kirchenbau, der in die Wolken stieg. Nicht so edel gegliedert, wie die Marienkirche hier; nicht so vornehm in ein wechselndes Prunkgewand von glasirten und matten, grünlichen, gelblichen, röthlichen Backsteinen gekleidet; — aber auf den freien Platz davor sah ein freier Mann. Ein Mann, der seine Nichten und sich schlecht und recht ernährte. Ein Mann, an dem zwar die „Torte", aber auch das Verderben stets vorüberging. Ein Mann, der seinen Hausschlüssel in der Tasche hatte; und der mitten in der Nacht zu sich sagen konnte: wohin gehn wir, Gottlieb? Ein Mann, dem keine schluchzende Stimme „Kain, Kain" zurief; der nicht einem Schutzmann in die Arme fiel, weil Amalie Berring ihn als Mörder verwünschte; der nicht zu sich sagte: mitschuldig bist du, Gottlieb — —

Denn wie kann ich es leugnen, sagte Wenzel, wieder auf seinem Lager sitzend, dumpf vor sich hin. Wozu mich belügen; was hilft das. Mitschuldig bin ich; — das hat die Vorsehung wunderbar gefügt, daß nun ich hier sitze: gethan hat's ein Anderer, aber „vor Gottes Thron" mitschuldig bin ich! — Warum dachte ich mir diesen Jüngling aus der Fremde wie ein Ungeheuer, das man umbringen muß. Warum stellte ich ihm nach mit Mordgedanken. Warum verlockte ich ihn auf schwedische Briggs und in Schlechtigkeiten, und stieß ihm dann mein Messer in die Brust, oder warf ihn über Bord! — Und indem ich das thue, in dem nämlichen Augenblick thut's ein Andrer auch. Ich in Gedanken, er in Wirklichkeit. Er entwischt, mich ergreifen sie. Ich stehe als Mörder da ... Wenn das nicht ein feines Stück, ein Plan der Vorsehung ist, dann versteh' ich's nicht! — „Du Gedankensünder," sagt der Geist, der die Welt regiert; „Du denkst, Dir kann nichts geschehn; aber ich fasse Dich! Gottlieb Wenzel, die »Torte« des Glücks geht oft am Menschen vorbei; aber die Vorsehung nicht! Was hatte Dir dieser Jüngling gethan, der vielleicht unschuldiger, besser war als Du? der in seiner ahnungslosen Herzensgüte freundlicher zu Dir war, als Du's verdientest? Hatte ich Amalie Berring nur für Dich geschaffen? Hatte ich sie Dir übergeben, über sie zu wachen, und alle Die in Gedanken umzubringen, denen sie gefiele? — Du Gedanken-Kain! Ich habe Dich an den Ort gebracht, wohin Du gehörst. Sündige nicht wieder in Deinem Herzen: murre nicht gegen mich! Sei ganz still, Gottlieb Wenzel. Frage nicht, wie es enden wird. Ich weiß, wie es enden wird; Du nicht. Wart's ab; murre nicht!" — —

In solchen und ähnlichen Gedanken saß Wenzel da; so verging der Tag. Essen konnte er nicht; Schlafen war unmöglich. Dachte er an seine Nichten, so schwoll ihm das Herz; dachte er an Amalie, so lief er Gefahr, wie ein Kind zu weinen ... Doch dann richtete er sich wieder

steifer auf und sagte in sich hinein: „Sei ganz still! Murre nicht!" — — Es war endlich dunkel geworden, doch die Sterne schienen vom unbewölkten, stahlfarbigen Himmel herab. Er saß, vielleicht stundenlang, unter seinem Fenster und träumte zu ihnen hinauf, sich durch philosophische Betrachtungen zu erleichtern suchend; zuletzt erstaunte er über ein Gefühl, das sein Herz bewegte: tiefes Mitleid mit Amalie, daß sie ihren geliebten, schönen Jüngling verloren hatte. Diesen freundlichen, lebensfrohen, gütigen Jüngling; — dem er sein Herz ausgeschüttet, ohne es zu ahnen. Ihm entfuhr ein so schwerer, lauter Seufzer, daß er vor dem unerwarteten Ton in der tiefen Stille erschrak. Es war ihm auf einmal unerträglich, so allein zu sein. Indem er sein feuchtes Gesicht an die Eisenstäbe seines Fensters brachte, suchte er irgend etwas Lebendes zu entdecken ... Wer steht dort? dachte er.

Eine große, weibliche Gestalt, den Kopf durch ein dunkles Tuch bedeckt und das Gesicht verschleiert, stand nicht weit von der Kirchenthür und schien herüberzuschauen. Sie bewegte sich nicht.

Sie hat Amaliens Größe, dachte er. Doch warum denk' ich immer an Amalie! Die liegt zu Hause auf dem Sopha oder im Bett, weint um ihn und verwünscht mich. Vielleicht sitzt hier neben mir ein Andrer, der glücklicher ist als ich; der eine Liebste hat, die von unten heraufseufzt. Und was für ein elender Schuft mag er dabei sein ... Sei Du still. Murre nicht!

Die Gestalt blieb noch eine Weile stehen; dann legte sie die Arme ineinander (ganz wie Amalie! dachte er); endlich ging sie langsam an der Kirche hin. Doch von Zeit zu Zeit wandte sie sich und sah noch zurück. Leise that es ihm wohl, daß es doch irgend einen Menschen gebe, der sich für die „Schreiberei" und ihre Bewohner interessire; — wenn auch nicht für mich! dachte er. Als sie an die Ecke kam, stand sie noch einmal still. Sie zog ein Schnupftuch hervor und brachte es, den Schleier lüftend, an's Gesicht; und wenn es nicht der Nase galt, so schien sie zu weinen. O dieser Glückliche! murmelte Gottlieb Wenzel vor sich hin.

Das Licht einer nahen Laterne fiel auf sie und das Schnupftuch; doch der Schleier lag wieder wie zuvor, vom Gesicht konnte er nichts sehen. Das Schnupftuch entfaltete sich über ihrer Hand. Es war groß und bunt. Wie kam dieses Frauenzimmer zu einem so großen Taschentuch von denselben Farben, wie Er — Gottlieb Wenzel — eins in der Tasche trug; wie er deren noch vier zu Hause hatte: denn das sechste hatte er einmal, im Scherz, Amalie Berring geschenkt. Am Dreikönigstag war's; und er hatte es ihr geschenkt, damit sie nicht länger über seine ungeheuerlichen „Schnupf-Laken" lachen, sondern ihren praktischen Werth selber erkennen sollte. Wie kam jetzt dieses Frauenzimmer dazu, so ein „Laken" in der Hand zu halten — —

Sie hob es empor, wie eine Fahne; wie wenn sie es zeigen, damit winken wolle. Dann sank es wieder, und sie verschwand um die Ecke.

Großer Gott! sagte Wenzel laut. Er sank auf seinen Stuhl. Das war Amalie; oder Alles lügt! Ja, das war Amalie — — und wie ist es möglich!

VIII.

Bis zum Dunkelwerden hatte Amalie Berring auf ihrem Bett gelegen; zuweilen mit geschlossenen Augen, wie wenn die Bewußtlosigkeit, aus der sie im Vorzimmer der „Schreiberei" erwacht war, wiederkäme; zuweilen trostlos gegen die Decke starrend und in jammervoller Klarheit der Gedanken. Sie hatte sich eingeschlossen; Niemand durfte zu ihr. Erst als die Sterne in die Fenster schienen, raffte sie sich auf. Doch sie saß noch lange auf ihrem Bett; trat endlich aus dem Cabinet, in dem sie schlief, in ihr Wohnzimmer, nahm ihre Lampe vom Spiegeltisch, zündete sie an, und trug sie zum Nähtisch, der am Fenster stand. Es war ein Verlangen über sie gekommen, die eine der beiden Photographien zu sehen, die sie in der Schublade des Nähtisches verschlossen hielt; die sie täglich in unbewachten Stunden herausnahm, damit sie sie bei der Arbeit, beim Lesen, beim stillen Denken vor Augen habe. Der eine war ihr theurer „Meister" und „Bildner" Gottlieb Wenzel; wer der Andre war, brauch' ich nicht zu sagen. Diesen wollte sie sehen. Sie schloß auf, und mit nassen Augen blickte sie auf die beiden Photographien hinab. Neben Scheere und Fingerhut lagen sie über einander; Gottlieb Wenzel lag oben.

Dich will ich nicht sehn! sagte sie mit einer schaudernden Bewegung. Kain, Kain — —

Sie nahm ihn in die Hand, um ihn wegzuwerfen. Indem sie ihn so zwischen den Fingern hielt, verweilte ihr Auge darauf; — o wie anders wird er mir jetzt, jetzt vorkommen! dachte sie. Er sah aus dem Bilde heraus, ihr in's Gesicht; sein großer Kopf füllte fast die ganze Photographie. Ueber der „Denkerstirn" stieg das zurückgewichene Haar buschig in die Höhe. Sie suchte es recht mit Abscheu anzublicken; in diesem ungebändigten Gelock schien sich ihr — ach, heute zum ersten Mal — eine verwilderte Seele zu verrathen, die sich sonst verbarg. O, was für Gedanken — sagte sie vor sich hin — was für Gedanken steckten hinter dieser furchtbaren, großen Stirn — —

Ach mein Gott! seufzte sie. Ach, und doch so 'ne edle Stirn. Und so blink und blank. Gott im Himmelsstrom, wie soll man sich prekawiren, wenn die Schlechtigkeit in so einem Tempel Gottes wohnen kann! Diese große, blasse Nase, die so treuherzig zwischen den mageren Backen in die Welt hineinsieht: „ist da auch Platz für mich?" Und die dunkeln Augen, die so tief, tief hinter der Stirn liegen, — wie unter 'nem hohen, hohen Giebeldach; und wie wehmüthig kucken sie mich an. Ich mag gar nicht

mehr hinsehen; wir wird ja wol ganz miserabel und erbärmlich zu Sinn. Sie wollen mir's ja wol rein zum Vorwurf machen, daß ich ihnen nicht mehr glauben will. Ach, sie sind so gut! Und so angegriffen von dem Schreiben und Schreiben, — und so ehrlich kucken sie mich an. Und die dünnen Lippen. Als hätten sie sich nach und nach so schmal gemacht, weil ihnen auch nur schmal zugemessen wird; — ach, und es kam ja auch immer mehr Gutes aus ihnen heraus, als in sie hinein! — Aber sie lächeln doch ein bischen; so gutherzig. Als wenn sie sagen wollten: „Viel haben wir nicht vom Leben; aber vergrätzt und verbittert sind wir darum doch nicht! Und sehn Sie uns doch nur an, Fräulein Amalie; sehn Sie Ihren alten Lehrer und Freund doch recht ordentlich an" — —

Ach! seufzte sie plötzlich, und ihre leicht gerührten Augen füllten sich mit Thränen. Ja, sie sah ihn an. Fort und fort sah sie ihn an; denn er that es auch; und er schien zu ihr zu sprechen und zu klagen. Wie wenn er leise und traurig sagte (wenigstens dachte sie sich seine Worte so): „Wie können Sie so schlecht von mir denken, Fräulein Amalie. Sehen Sie doch her. Eine hübsche Extremität hab' ich freilich nicht; pük und fein bin ich nicht; aber Mord und Todtschlag sehn Sie mir doch nicht an! Hab' ich wol ein Gesicht für Schlechtigkeiten? Und hab' ich nicht gehungert und gedarbt, ohne zu murren; und hab' ich Sie nicht immer lieb gehabt, ohne unbescheiden zu werden; und haben Sie je ein Wort von mir gehört, das nicht unschuldig und gut gewesen wäre; und warum glauben Sie nun, ich hätte Axel Palmblad umgebracht? Hab' ich Ihnen nicht in der Schreiberei, vor meinem Richter, und vor Gottes Thron, gesagt, daß ich unschuldig bin? Fräulein Amalie, warum glauben Sie mir nicht? Sehen Sie mich doch an" — —

Sie konnte ihn nicht mehr sehn, sein Gesicht verschwamm ihr vor den nassen Augen. Ach, Herr Wenzel! Herr Wenzel! seufzte sie und stand auf. Das Bild fiel ihr aus den Fingern, auf den Tisch. Sie ließ es liegen; — — ich will zu Herrn Lund gehn! sagte sie auf einmal. Hatte ihr nicht Axel Palmblad zuweilen, so im Reden, gesagt: „wie mein Freund Lund behauptet"? Hatte er ihr nicht erzählt, daß er aus Malmö sei, „und mein Freund Lund ist es auch"? Hatte er sie nicht eines Abends, als sie aus dem Theater kam, nach Hause geführt; und waren sie nicht durch die Kosfelderstraße gegangen, und hatte ihr nicht Axel Palmblad das grüne Eckhaus gezeigt und gesagt: „da oben wohnt mein Freund Lund"? — Ich weiß also, wo er wohnt, dachte sie; nahm nicht ihren Hut, sondern ein Tuch, umhüllte damit ihren Kopf und die runden Schultern, band sich einen Schleier vor's Gesicht, und löschte die Lampe aus. Ich will ihn fragen, ob er nichts von Axel Palmblad weiß! dachte sie im Gehn. Ach, und Herr Wenzel — — ach, mein guter Herr Wenzel hat es nicht gethan! Wie war ich schlecht, wie war ich schlecht, daß ich ihm nicht glaubte. Ach, wie wär' es möglich!

Sie stieg die Treppe hinunter, nahm ihren Bruder, einen Knaben, mit, um zu dem fremden jungen Mann nicht allein zu kommen, und ging in die Nacht hinaus. Es war spät geworden; die Leute aber standen noch vor den Thüren und sprachen über die Gasse hinüber, und Alle schienen nur von Axel Palmblad und Gottlieb Wenzel zu sprechen. „Je, der ist ja nun auch ein bischen todtgeblieben", hörte sie einen Spaßmacher sagen, der im Schurzfell auf der Schwelle stand. „Erst hat er ihn abgemurkst, und dann 'ringeschmissen", sagte drüben unter dem Thorweg eine andre Stimme.

Amalie konnte nicht hinsehn, aus was für einem Mund diese Stimme kam; sie hätte es gern gethan, aber sie konnte es nicht; so sehr empörte sich ihre arme Seele. Sie drückte sich ihren Schleier gegen das Gesicht und ging rascher fort. O gemeine, gemeine Welt! dachte sie (es war ein Vers aus einem Gedicht) und seufzte. Doch da stand sie schon vor dem Haus „seines Freundes Lund". Ach, kein Licht hinter seinen Fenstern . . .

Zu wem wünschen Sie? fragte eine alte Frau, die drinnen im Haus auf der Treppe stand.

Zu Herrn Lund! sagte sie verlegen.

Der ist fort, antwortete die Frau.

Wohin?

Nun, wohin er gehört! In sein Schwedenland! Da mögen sie ja wol alle mit Pinseln Gesichter auf die Fensterscheiben malen; — wenigstens Herr Lund hat's da oben auf meinen Fenstern gethan. Wenn's nicht der Andre gethan hat, der Musche Palmblad; der nun ja wol in der Warnow liegt.

Amalie zitterte.

Ist er nach Malmö abgereist? fragte sie.

Wer?

Herr Lund.

Wenn er nicht gelogen hat, ist er wol nach Malmö! Denn da wollte er hin!

Ich danke Ihnen. Adieu.

Bitte; keine Ursache! — — Wenn Sie ihm vielleicht telegraphiren wollen (die Frau lächelte höhnisch), so melden Sie ihm nur auch gefälligst, ich hätte Ihnen gesagt, er wäre ein — —

Amalie war schon fort. Das letzte Wort hörte sie nicht mehr. Es thut auch nichts! dachte sie . . . Aber die Frau hat Recht, fuhr ihr durch den Kopf: warum sollte ich ihm nicht telegraphiren . . . Ja, ich telegraphire! — So viel Geld habe ich ja noch. Als ich gestern Herrn Wenzel die sechs Stunden zu viel bezahlte — — ach, der arme Schlucker! — — da behielt ich ja noch mein Monatsgeld. Ich telegraphire an Herrn Lund in Malmö: „Axel Palmblad wird vermißt; soll ermordet

in der Warnow liegen. Ein Unschuldiger wird verdächtigt. Um Gottes Barmherzigkeit willen, was wissen Sie von ihm? Antwort bezahlt"... Und meinen Namen setze ich darunter . . .

Du kannst nach Hause gehn; ich komme bald! sagte sie zu dem Knaben und schickte ihn fort. Sie stürzte weiter durch die Straßen, dem Telegraphenamt zu.

Arme Amalie! Sie hatte heute kein Glück. Im Telegraphenamt war schon die Thür geschlossen; der Tagesdienst war zu Ende. Nachtdienst gab es hier nicht. Ach, was nun? dachte sie verzweifelnd, und über die runden Wangen rollten wieder Thränen. Warten bis morgen früh! — Ach, und nun wohin?

Sie lächelte auf einmal, es war ein liebliches Lächeln; denn sie wußte, wohin. Ich gehe auf den Marienkirchhof, sagte sie zu sich; und kucke ein bischen hinauf nach der Schreiberei. Vielleicht, daß ich sein liebes altes Gesicht an seinem Kuckloch sehe; oder wenn auch nicht, — ich bin ihm doch nah — und es ist mir doch so zu Muth. „Schleier, Schleier, der du mich verhüllest" — — Und dann seh' ich noch einmal nach den Nichten hin. Ach, die armen, kleinen, magern Zwillinge; die armen Spirrfixe: die werden nun jammern um den Onkel Gottlieb, ihren Beschützer und Erhalter . . . Ja, ich spring' noch hin! — Und dann morgen früh das Telegramm an Herrn Lund. Sagte nicht Axel einmal zu mir — ich weinte ja noch, aber er merkte es nicht —: „wenn ich fortgehe, Amélie, geh' ich plötzlich fort; ohne Abschied, geräuschlos; wie eine Sternschnuppe verschwind' ich dann, Amélie!" — Gott im Himmel! vielleicht hat er's so gemacht. Vielleicht ist er mir so davongeburrt . . . Ach, wie wär' das gut. Wenn es so wär', ich wollte ja nicht mehr weinen; nie, nie, nie sollt' er wiederkommen; — er soll thun, was er will! — — Ich kenn' mich ja wol nicht mehr. Ich bin ja wol in den jungen Menschen gar nicht mehr verliebt! — — Armer Märtyrer; armer, lieber Herr Wenzel. Wie konnte ich nur so sein, daß ich den jungen Menschen lieber hatte, als Sie. Ach, wenn er doch noch lebte und in Schweden säße — und wenn Sie mir verzeihen könnten — — Ich stelle mich an der Marienkirche hin, und da bitte ich Ihnen ab. Ach, Herr Wenzel! Herr Wenzel!

Und so ging sie hin.

IX.

Stehen Sie ruhig, Angeklagter. Sehen Sie mich an. Sie haben gestern nicht gestehen wollen; vielleicht sind Sie heute Morgen in der Stimmung, es zu thun. Sie haben sich gestern nicht erinnern können, wo Herr Palmblad — oder sagen wir, der Unbekannte — in's Wasser gefallen ist; vielleicht hat sich über Nacht Ihr Gedächtniß gestärkt. Schutzmann, Sie können gehn. Hat es sich gestärkt?

Nein, antwortete Wenzel.

Sehn Sie auf diesen Herrn! Herr Schwan, bei dem besagter Axel Palmblad wohnte, hat gestern Abend von dem noch ahnungslosen Vater, Kaufmann Palmblad in Malmö, einen Brief erhalten: der junge Herr Axel soll nach Hause kommen, er soll sich einem wissenschaftlichen Unternehmen anschließen; — hier ist der Brief. Das wird eine traurige Ueberraschung für den Vater werden ... Wir wünschen ihm wenigstens Gewißheit zu geben. Also wo sahen Sie seinen Sohn — sagen wir, den Unbekannten — in die Warnow fallen?

Ich weiß es nicht, antwortete Wenzel.

Sie gestehen auch heute nicht?

Wenzel schwieg eine Weile. Herr Senator, sagte er dann langsam, — ich könnte Ihnen ja die ganze Geschichte erzählen, wie sie sich zugetragen haben könnte; denn heute Nacht hab' ich mir's durchdacht. Wenn dieser junge Schwede, statt den beiden Andern zwischen die Hände zu kommen, damals Nachts, am Strand, mir begegnet wäre; und wenn wir uns über eine gewisse Sache ausgesprochen hätten — und wenn dann der böse Geist über mich gekommen wäre, und der junge Mensch mich gereizt hätte, und er mich vielleicht angepackt hätte, und ich ihn wieder, und so weiter — — dann war ich es. Und dann wüßte ich auch wahrscheinlich, wo er läge; und dann würd' ich's sagen. Denn meinem Richter entgehn wollte ich dann nicht! Aber nun ist's ein Andrer, — oder Zwei; und ich stehe hier nicht vor meinem Richter, Herr Senator. Ich entziehe mich meinem Richter nicht. Aber Sie sind es nicht. Und wenn Sie als Inquirent mich fragen, wo er liegt, und wer es gethan hat, so antworte ich als ganz gehorsamster Inquisit: Herr Senator, ich weiß es nicht!

Herr Ludwig Grotius blickte auf den wunderlichen Redner mit geöffnetem Mund und sehr unklarem, fragendem Gesicht. Seine beste Waffe — sein gewohnheitsmäßiges selbstgefälliges Lächeln — ließ ihn diesmal im Stich. Dann blickte er auf Herrn Schwan, und dieser auf den Senator; und so schwiegen sie alle. Hm! Hm! sagte endlich Herr Grotius.

Kleesattel, was gibt's? fuhr er fort, da der Schutzmann, der abgetreten war, wieder erschien. Was bringen Sie da?

Eine Depesche, Herr Senator. Dringlich.

Nun, so geben Sie her!

Der Senator nahm sein Glas, klemmte es in's Auge, und öffnete die Depesche. Seine kleinen Augen wuchsen, während er las. Er pfiff vor sich hin.

Es war ein Telegramm aus Malmö, an den Senator Ludwig Grotius gerichtet, und es lautete:

„Suchen Sie den Ermordeten in der Warnow bei der alten Ballast-Stätte wo das frischgetheerte Boot am Bollwerk liegt dem Busen der Leda gegenüber man begrabe ihn"

Unterzeichnet: „Lexa".

Schutzmann, führen Sie den Angeklagten zurück! sagte der Senator, der sich aufrichtete und einen triumphirend durchdringenden Blick auf Herrn Wenzel warf. Bis auf Weiteres führen Sie ihn zurück! — Herr Schwan, folgen Sie mir, wenn's gefällig ist. Ihre Gegenwart ist mir erwünscht. Draußen sage ich Ihnen mehr! Kleesattel, Sie kommen mir nach, wenn Sie hier fertig sind. Unten erfahren Sie, wohin. Meine Herren, wir gehn! Meine Herren, wir gehn!

Wohin gehn sie? dachte Wenzel beklommen und sah ihnen nach . . . Doch er sah nichts mehr; der noch jugendlich rüstige Herr Grotius stürmte schon hinunter. Draußen sammelte sich bald eine Schaar seiner Trabanten um ihn. Die kleine Gestalt des Senators schien gewachsen zu sein; der Glanz der Selbstzufriedenheit strahlte von ihr aus. Zugleich schien sie auch dunkel ihre Schönheit zu fühlen . . . Es wird Licht, Herr Schwan! sagte Herr Grotius vergnügt, während er mit Herrn Schwan voran und zum Strand hinab ging. Nach und nach; aber es wird Licht! — — Wie werden wir diesen armen Burschen finden; — es war ein leichtsinniger Strick, Herr Schwan, und ein dreister Schlingel; aber er hatte ja auch gute Gaben, hör' ich. Ihre schönen Töchter werden recht bewegt sein; — die weichen, mitfühlenden Frauenherzen, Herr Schwan . . . Bitte, gehn Sie rascher. Aus Malmö? Was heißt das? Und die Unterschrift „Lexa"! Wer ist Lexa? — Denken wir darüber nach, wenn wir Zeit dazu haben. Dieser Fall, Herr Schwan, wird von sich reden machen! Nur nicht aufgeregt; nur kaltes Blut, — wie wir ihn auch finden. Halten Sie sich an die Hauptsache: es wird Licht, es wird Licht!

Sie hatten den Flußhafen und den Platz erreicht, wo sie suchen sollten: die ehemalige Ballast-Stätte vor dem Mönchenthor, wo jetzt eine Abzweigung der Eisenbahn am Ufer hinlief. Hölzerne Schuppen, Balken- und Bretter-Stapel erhoben sich neben dem Geleise. Wenige Schritte von da, wo die Bahn endete, lagen frisch getheerte Böte in der Sonne. Ein kleineres lag für sich, in nächster Nähe des Bollwerks, den Schnabel gegen den Fluß gekehrt; — und hier löste sich dem Herrn Senator das Räthsel, warum die Depesche vom „Busen der Leda" sprach. Eine große Brigg, die den Namen „Leda" führte — einen auf blauen Grund gemalten Schwan trug sie hinten am Stern — lag hier angekettet, am Ufer entlang; da, wo ihr Bug auf dem Wasser schwamm, wandte ihr das Boot seinen Schnabel zu. Sie lag aber auf mehr als Manneslänge vom hölzernen Bollwerk entfernt; eine mächtige Stange hielt sie davon ab. Das dunkle, schmutzige Wasser floß hier also frei zwischen Brigg und Bollwerk; tief genug, daß man seinen Grund nicht sehen konnte; breit genug, um selbst einen Elephanten, der hier hinuntergeworfen würde, in sich aufzunehmen.

Meine Herren, dies ist der Platz! sagte der Senator, als Alles, was helfen sollte (und noch Einige mehr), sich versammelt hatte. Herr Kapitän,

ich danke Ihnen sehr, daß Sie sich bemühen! Wenn Ihre Leute die Bootshaken hier hinunterlassen, müssen sie ihn finden. Sie da, nicht drängeln, wenn ich bitten darf. Ruhe! — Hinein! Hinein!

Nun? Haben Sie ihn? fragte er einen Matrosen, der von der „Leda" her seinen langen Bootshaken in die Tiefe senkte, während Andere vom Ufer aus mit Stangen und Rudern fischten. Haben Sie ihn, oder haben Sie ihn nicht?

Ich hätte ihn wol, Harr Senator, sagte der Mann bedächtig. Aber mir ist das nur markwürdig, Harr Senator, daß er von Holz oder von sonst was ist; denn weich anfühlen thut er sich nicht, das ist mal gewiß.

Nun, so wird es ein Stück Holz sein, und kein Mensch. Suchen Sie weiter, Mann!

Aber mir wäre doch beinahe so, als wenn er es wäre, sagte der Matrose, nachdem er von Neuem getastet hatte. Denn ein bloßes Stück Holz, Harr Senator, ist das nicht. Das ist so lang wie ein Mensch. Gott vardamm' mich! Wir sollten es doch wol mal 'raufziehn, daß wir sehen, Harr Senator, was für ein Diert das ist!

Nun, so zieht es herauf, in des Teufels Namen! sagte der Senator.

Viele Hände rührten sich zu gleicher Zeit, vom Schiff und vom Bollwerk her; mit Stricken, Stangen und Haken.

Alle Handen ahoy! Ahoy! rief ein alter Matrose mit seiner singenden Stimme.

Langsam erhob sich die Gestalt — denn es war eine menschliche Gestalt, man sah es schon — aus der trüben Fluth. Nur nicht so nervös, Herr Schwan; nur ruhiges Blut! sagte der Senator. Ein schöner Anblick ist das nicht — aber was hilft's — —

Plötzlich erhob sich ein kräftiges, herzliches Gelächter, und von vielen Stimmen. Die hölzerne Gestalt des Herrn Ludwig Grotius, mit den weißen Hosen, die aber der Schlamm unwürdig befleckt und besudelt hatte, stieg aus dem Wasser an's Licht des Tages herauf. Einige Ziegelsteine, die man ihr mit einem Strick auf den Bauch gebunden, um sie schwer zu machen, lösten sich und prasselten in die Fluth zurück.

Gott vardamm' mich, Harr Senator, das sünd Sie! sagte der Matrose und greinte über das ganze Gesicht.

Herr Grotius betrachtete sein Ebenbild — das er über diesem geheimnißvollen Mord ganz vergessen hatte — mit tiefem Schweigen und fast dummem Gesicht. Lachen konnte er nicht; aber es erbitterte ihn, daß auch Herr Schwan hinter ihm zu lachen anfing.

Was wollen Sie? fuhr er Fräulein Amalie Berring an, die in diesem Augenblick herankam, sich durch die heiteren Menschen hastig zu ihm drängte, mit den großen Augen ihn anstrahlte und ein Blatt Papier in die Höhe hielt.

O Herr Senator, Herr Senator! Ein Telegramm! keuchte sie athemlos. O Herr Schwan, Herr Schwan — — Lesen Sie! lesen Sie!

Herr Schwan nahm das Blatt in die Hand, da der verstörte Senator wieder auf den triefenden, hölzernen Ludwig Grotius starrte.

„Fräulein Amalie Berring Stadt London Strandstraße."

„Axel Palmblad lebt und ißt nebenan Bücklinge mit Eiern Brief folgt"

Unterschrieben: „Lund".

X.

Es war Abend geworden, und noch einmal Abend. Gottlieb Wenzel stand wieder, wie vordem, in seinem Zimmer; seinem eigenen. Seine Lampe brannte; der Rest eines freundlichen kleinen Kohlenfeuers glühte noch im Ofen. Ein aufgeschlagener Band seines geliebten Schiller — in der Thaler-Ausgabe — lag neben der Rostocker Chronik und dem Rostocker Gesangbuch auf dem Schreibtisch. Die schöne Stille des Abends ruhte draußen über der Straße und hier über dem Zimmer; denn es war schon neun Uhr, und die Zwillinge schliefen. Unter der großen, blau und weiß gestreiften Decke, die Nachtmützchen auf dem Kopf, lagen sie wieder geräuschlos, in friedlicher Eintracht, wieder wie ein einziges Naturgebilde da. Sie athmeten ebenso regelmäßig, aber bescheidener, als die alte Wanduhr, die vorlaut, etwas schnarrend, tickte; dieses einzige Erbstück Wenzels — außer den Zwillingen — und das einzige Geräusch in seiner schweigenden Zelle.

Gottlieb Wenzel lächelte wehmüthig vor sich hin. Da steht er ja, dachte er: der Mann, den ich so beneidete, als ich in der Schreiberei saß. Da steht er ja an seinem Fenster in der Slüter-Straße und sieht auf den Petri-Kirchenplatz hinaus. Er ist frei wie ein Vogel. Er kann mit seinem Hausschlüssel in der Tasche spielen; Niemand nennt ihn „Kain". Niemand verachtet ihn. Niemand schließt hinter ihm zu. Nun, warum beneid' ich ihn denn nicht? Warum hüpft mir nicht das Herz „wie ein Lämmerschwanz", daß ich selber die Ehre habe, dieser Mann zu sein? — Das ist ja doch wol eine große Sache. Wer beneidet denn den Gottlieb Wenzel nicht. Er kann nun wieder abschreiben und Stunden geben, fasten und phantasiren, Alles was er will. Niemand stört ihn, wenn er einsam ist. Die alte ruppige Blase kann wieder für sich allein obenauf schwimmen, — bis sie platzt. Immer lustig! Ahoy!

Er legte sein Gesicht an die Fensterscheibe und sah in die trübe Nacht. Schwarz war die Kirche, sternenlos der Himmel; denn ein Wolkensack verhüllte ihn. Lautloser, feiner Regen sprühte unaufhörlich herab. Wenzel dachte an Frau Schwäbke, die nun in dem kalten Regen durch die Straßen zog, um noch für ihn zu holen — er hatte vergessen, was; und an Amalie Berring, die nun wol in ihrem dunkelgrünen Kleid in

ihrem Zimmer saß. Die er nicht wiedergesehn, seit sie ihn Kain genannt hatte; — „die nun auch ganz, ganz vorübergegangen ist", dachte er und seufzte ... Was für Schritte kamen denn wol jetzt die stille Straße herunter? Was für ein lustiger Junge pfiff sich da die Melodie vom Jungfernkranz, und erschien auf dem äußersten Rand des Trottoirs, wo er die Arme hob, um sich auf den schmalen Steinen im Gleichgewicht zu erhalten? Und was für eine große weibliche Gestalt ging neben dem Jungen hin? blieb dann vor Wenzels Hause stehen, machte ihren Regenschirm zu und sah zum Fenster herauf? — —

Ich bin ja in's Zimmer zurückgetreten; warum that ich das, dachte Gottlieb Wenzel. Er horchte, und eine seiner Hände legte sich ihm auf's Herz. Die kleine Glocke an seiner Hausthür erklang; wie allemal, wenn man sie öffnete. Schritte auf seiner Treppe. Seine Thür ging auf. Amalie Berring, in Hut und Mantel, erschien, den Regenschirm in der Hand; hinter ihr der Junge, ihr Bruder, einen Korb am Arm.

Sehen Sie nicht her, Herr Wenzel, sagte Amalie, mit bittender, weicher Stimme, und blieb an der Thür. Sehn Sie mich nicht an. Bleiben Sie da nur stehn!

Warum soll ich hier stehen bleiben, fragte er, — ebenso verlegen wie sie.

Ich schäme mich so ... Gestern hatt' ich nicht den Muth; heute Morgen auch nicht. Nun bin ich endlich hier ... Sehen Sie meinen Heinrich an, wie sein Röckschen naß ist. Denn er wollte ja um Alles in der Welt keinen Regenschirm nehmen —

Es drippelt ja man blos! sagte der Junge verächtlich.

Gib Deinen Korb her, Heinrich, fuhr das Mädchen fort. Stell' ihn auf den Tisch! — Nämlich, ich dachte, Herr Wenzel, Sie essen so gern saures Gänsefleisch, und wir hatten welches. Und es thut Ihnen so gut, wenn Sie Bier dazu trinken; — und wenn Sie mich nicht hassen und verachten — — Ach thun Sie's nicht, Herr Wenzel! ach, thun Sie's nicht! setzte sie mit einem flehenden, feuchten Blick hinzu.

Wie käme ich dazu? erwiderte er, dem die Kehle sich zusammenschnürte. Auch warf er einen Blick auf den Jungen; wie konnte er denn vor dem Jungen reden. Nehmen Sie doch Platz! sagte er nach einer Weile, um etwas zu sagen.

Doch das Mädchen blieb stehn. Wie sie schlafen, die beiden kleinen, magern Engel! sagte sie gerührt. Die werden es nun auch besser haben, Herr Wenzel; denn das muß ich Ihnen nur gleich sagen, und das wird Sie freuen: Sie werden ja wol noch wohlhabend, Herr Wenzel! Und Sie werden ja wol noch ein berühmter Mann! In der ganzen Stadt spricht man nur von Ihnen, und daß Sie als Mörder im Brummbärloch gesessen haben, aber daß es nun klipp und klar ist, daß Sie unschuldig sind. Und die schönsten jungen Damen schwärmen nun von Ihnen —

lächeln Sie doch nicht so — und wissen vor Mitgefühl nicht, wie sie sich haben sollen; und zehn aus meiner Bekanntschaft, lauter junge Mädchen, wollen partout gemeinschaftlich Stunden bei Ihnen nehmen, deutsche Literatur, und Geschichte, und allerhand! Und was der Pensionsvater von — von ihm war, der Herr Schwan, der will Sie für seine jungen Ausländer als deutschen Lehrer haben —

Sie spaßen wol! sagte Wenzel mit Mühe; doch er richtete sich unwillkürlich etwas höher auf.

Ich wär' wol nicht recht bei Trost, wenn ich jetzt spaßen könnte! erwiderte das Mädchen. O Herr Wenzel! — — Und hier hab' ich auch einen Brief, den Sie lesen müssen; heute Abend gekommen . . . Sehn Sie mich nicht an. Lesen sie ihn; ich kann ja den Korb unterdessen auspacken; — 's ist auch ein Bischen zum Naschen für die Zwillinge drin. Setzen Sie sich an die Lampe; sehn Sie mich nicht an!

Wenzel nahm den Brief. Eine jugendliche, flüchtige Hand hatte ihn geschrieben; bald mit großen, weitläufigen Buchstaben, bald kleiner und gedrängt; keine Reihe lief wie die andere. „Gegeben Malmö, im Hause meines Vaters", stand obenan. Wenzel trat zur Lampe und las:

„Liebes Fräulein Amélie! Wie sagte ich Ihnen einmal? »Wie eine Sternschnuppe werde ich verschwinden« — — und so ist es gekommen! — — Könnten Sie in die tiefste Tiefe des unermeßlichen Abgrunds meiner Seele blicken, so würden Sie mich achten, Fräulein Amélie; ja Sie würden mich bewundern, daß ich mich so aus dem Paradies meines Lebens losriß; — aber Sie sehen nicht bis in diese Tiefe, und ich kann's Ihnen nicht sagen. Vielleicht werden Sie mir niemals verzeihn; und ich muß es tragen. Ruhelos, wie bisher, werde ich weiter durch das Leben stürmen; ohne eine andere Heimat, als die des Gedankens und der Wissenschaft, — denn es wird nun Ernst; ihr Bummeljahre, ihr seid nun dahin. Ich werde arbeiten, Amélie, mich zum Manne schmieden; ruhelos aber wird mein irrendes Leben sein; eine zarte, weiche Seele zu beglücken bin ich nicht geschaffen. Fluchen Sie mir nicht, Amélie, sondern segnen Sie mich; sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihn!

Ich habe noch den Senator Ludwig Grotius in den Strom geworfen, und dann hab' ich den Ort verlassen, wo ich so glücklich war — — — Wenn dieser Brief in Ihre Hände kommt, wird man wol den hölzernen Herrn mit den weißen Hosen schon gefunden haben; und der mir unbekannte Unschuldige, von dem Sie telegraphirten, der mich Unglücklichen »ermordet« haben sollte, wird wieder in Freiheit seinem Schöpfer danken! — Für mein sündhaftes Vergehn an Herrn Grotius bin ich bereit eine Geldbuße zu zahlen; eine Freiheitsstrafe — — nein! Dazu kriegt man mich nicht! Polizei-Senator, wir sind quitt; leben Sie ewig wohl!

Ich bleibe nicht in Malmö. Mein Vater — oder wie ihr Deutschen sagt, mein Alter — will einen großen Gelehrten aus mir machen; ich soll mitgehn auf eine wissenschaftliche Reise, und ich gehe mit. Nehmen Sie denn meinen Abschiedsgruß, holde Amélie; — und grüßen Sie mir noch Einen, theure Amélie; einen »famosen Kerl«, wie die Deutschen sagen; einen Mann, den ich liebe. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie er heißt; aber Sie kennen ihn. An einem Ring mit einem Rubin darin werden Sie ihn erkennen; — diesen Ring erlaubte ich mir ihm an den Finger zu stecken, aus Uebermuth und aus Freundschaft; wenn er eine große Seele ist, wie ich von ihm glaube, so behält er ihn — denn darum bitte ich — und »verklopft« ihn, und es bekomme ihm wohl! Ich möchte recht von Herzen gern, theure Amélie, daß dieser »famose Kerl« endlich glücklich würde. Ich möchte, daß die Torte nicht wieder an ihm vorbeiginge. Sagen Sie ihm das — — — Sie aber, verzeihen Sie mir, und leben Sie wohl! — —

Ich lege ein beglaubigtes Lebenszeugniß bei, damit die Kerle (ich meine, die Polizei und die hohe Justiz) nicht etwa Den aufhängen, der mich ermordet hat. Mein Freund Lund frühstückt nebenan, und empfiehlt sich Ihnen unbekannter Weise. O Amélie! O Amélie!!! — — — Gute Nacht!" — —

Amalie Berring sah, daß Herr Wenzel ausgelesen hatte. Heinrich! sagte sie. Mein Jünging, willst Du nicht einmal da draußen die Treppe zum Kirchhof hinauf laufen und über den Platz an die Ecke gehn, wo das Slüter-Denkmal steht? und mir aus dem Immortellenkranz, der da am Postament wol noch liegen wird, drei Immortellen pflücken? Ich hab' den Kranz neulich hingelegt — —

Der Knabe war schon aus der Thür. Wenzel hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, den Brief noch in der Hand. Er hörte, daß Amalie sich ihm näherte. Plötzlich sah er, wie sie vor ihm in die Kniee sank und seine linke Hand nahm und an die Lippen drückte.

Sind Sie toll? stammelte er und stand auf.

Ach, ich möchte mich lings und langs vor Ihnen hinwerfen, sagte sie zerknirscht und gerührt. Wie konnt' ich so schlecht von Ihnen denken, Herr Wenzel. Schlagen Sie mich; tüchtig ... Aber wenn Sie mich geschlagen haben, seien Sie wieder gut!

Er zog sie in die Höhe, da sie noch immer nicht aufstand. Was Sie auch heute alles reden! sagte er ganz verwirrt. Warum sollten Sie nicht schlecht von mir denken; Alles sprach ja dafür, daß ich mitschuldig war — —

Sie schüttelte den Kopf. Ich, Ihre Schülerin, Ihre — — Ihre Amalie, durfte das nicht denken! Wie konnte ich nur so sein . . . O wie schäm' ich mich. — Aber ich bin doch auch nicht so schlecht, wie Sie nun wol glauben. Sehn Sie diesen Aufsatz, Herr Wenzel: den hab'

ich heute Morgen geschrieben, als ich so traurig in meiner Stube saß. Nicht „über die weiblichen Tugenden", wie Sie mir's aufgegeben hatten; sondern „über den Nutzen und Segen der Photographie". Das hab' ich mir selber aufgegeben, Herr Wenzel; und da hab' ich die Geschichte erzählt, wie ein Mensch, der an einem andern Menschen irre geworden war, zufällig die Photographie dieses andern Menschen vor die Augen nahm und sich darin wieder zurechtfand; — und einem dummen Mädchen ist es so gegangen. Ach, lesen Sie's doch, Herr Wenzel — —

Ich las schon zu viel! sagte er und deutete auf den Brief.

Es ist ja auch von Ihnen in dem Brief die Rede; mußten Sie ihn nicht lesen? — — Amalie trat von ihm hinweg und an's Fenster, als sähe sie hinaus. Sie schien zu warten, was er über diesen Brief, über Axel Palmblad und so weiter, ihr nun sagen werde. Doch Wenzel vertiefte sich nur in den wehmüthig-tröstlichen Anblick ihrer starken, schönen, blonden Flechten und ihres wohlgeformten Rückens, und erwiderte nichts.

Wir kriegen ja wol beide das Stillschweigen, sagte das Mädchen endlich. Und da kommt Heinrich schon zurück! — Ich wollt' Ihnen noch sagen, Herr Wenzel (sie blieb abgewandt stehn): ich hab' viel geweint über Axel Palmblad; — aber wie mir dann der Gedanke kam: vielleicht ist er dir nur so weggewutscht — als Sternschnuppe, wie er sagt — da hab' ich nicht mehr geweint. Da hab' ich auf einmal gedacht: ach, wenn's doch so wäre; und wenn ich doch auf diesen Abweg nie gerathen wäre; — und wie wenn man einen dicken, schweren Mantel auszieht, so war es fort! — — Und ich danke nun Gott recht von Herzen, daß es so gekommen ist, Herr Wenzel, wie — wie es gekommen ist; denn — — ich hab' in mein Inneres geblickt, Herr Wenzel. Daß dieser Jüngling aus der Fremde, wie Sie sagen, mich verlassen hat, das thut mir nicht weh. Aber wenn ich Sie verloren hätte, weil Sie was Unrechtes gethan hätten — oder weil Sie mir nicht vergeben hätten — nie, nie, nie hätt' ich das überlebt!

Ich danke Ihnen, murmelte er gerührt.

Vielleicht hätte er noch mehr gesagt; aber der Knabe trat nun wieder ein. Er hatte drei Immortellen in der Hand. Trocken sind sie nicht! sagte er und schüttelte sie.

Nun erst wendete sich Amalie; ging dem Jungen entgegen, nahm ihm die nassen Blumen aus der Hand und kam damit zu Gottlieb Wenzel zurück. Wissen Sie das noch, sagte sie mit ihrer herzlichen, bewegten Stimme, wie Sie mir so schön von diesem alten Slüter aus der Lutherzeit erzählten; von dem Reformator unsrer alten Stadt! Darum hab' ich ihm auch neulich diesen Kranz gebracht . . . Sie sind mein Reformator; — nein, lachen müssen Sie nicht. Sie haben mich dummes Mädchen aufgeweckt, und mich besser gemacht — — und Sie sollen mich immer, immer

besser machen; und das will ich Ihnen ja nur „durch die Blume“ sagen. Ach nehmen Sie sie doch hin!

Gutes Fräulein — —

Und nun essen Sie! — Komm, Brüding; wir gehn!

Wollen Sie schon gehn?

Ach ich muß ja wol; schickt es sich denn, daß ich länger bleibe? — Aber Sie kommen zu mir ... Lieber Gott, wie die kleinen Dinger schlafen und schlafen, während wir reden und reden. Geben Sie mir eine schöne Hand, wenn Sie mir wirklich verzeihn —

So schön, wie ich sie habe! sagte Wenzel lächelnd.

Sie hielt seine Hand, und so stand sie bei ihm. Leise sagte sie: Und Ihre kleinen Zwillinge will ich nie verlassen! Ich will ihnen wie eine Tante sein — — oder wie Sie wollen. Ich nenne mich auch nie mehr Amélie; sondern Amalie ... O, wie sehn Sie mich an. Wenn das Heinrich sieht — —

Heinrich stand in der Thür. Kommst Du denn nicht? fragte er ungeduldig.

Gute Nacht, gute Nacht, Herr Wenzel! sagte sie nun laut. Und lesen Sie meinen Aufsatz über die Photographie! Und wenn Sie ihn mir dann bringen, so sagen Sie mir, was — was noch daran fehlt; was ich noch hinzusetzen soll. Ich bin ja Ihre gehorsame Schülerin, ich thue ja, was Sie wollen. Schlafen Sie schön! Gute Nacht!

Sie ging hinaus. Die Thür fiel hinter ihr zu. Wenzel stand wieder allein in der Einsamkeit. Doch ein sonderbares, aufgeregtes, jugendliches, schwärmerisches Lächeln ging ihm über's Gesicht ...

Er sah den Tisch, die Bescheerung, die die gute Amalie ihm ausgepackt, auf die er noch keinen Blick geworfen hatte. Zwischen Fleisch und Bier stand eine kleine Marzipan-Torte, von Blumen und Epheu bekränzt. Ein beschriebenes Blatt lag darauf. Er nahm es und las:

„Verse von Einer, die 's nicht kann; o verzeihen Sie!“

„Du ließest mich einst in Dein Herze sehn:
Viele Torten sahst Du Armer an Dir vorübergehn..
Ich geh' nicht fort, ich bleib' hier stehn.
Du mußt mich nur auch recht verstehn.
Auf Wiedersehn!“





Lessing in England.

Von

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

Von unsern großen Dichtern des vorigen Jahrhunderts hatten bisher nur Goethe und Schiller ihre Biographen in England, der Heimat unserer angelsächsischen Stammesvettern, gefunden. Lessing ermangelte eines solchen. Es durfte das Wunder nehmen, nicht allein, weil Lessing derjenige deutsche Schriftsteller war, der zuerst Shakespeares hohen Genius seinen Landsleuten ganz erschlossen und so zu jener tiefen und verständnißvollen Verehrung des großen britischen Dramatikers den Grund gelegt hatte, in welcher Deutschland beinahe dessen eigenes Vaterland überflügelte, sondern auch deshalb, weil Lessings eigner kräftiger und durchaus realistisch angelegter Geist vorzugsweise, sollte man meinen, gerade dem englischen wahlverwandt und sympathisch hätte sein müssen. Schon vor mehr als 50 Jahren that Carlyle, der seitdem eine so große literarische Autorität in England geworden ist, den Ausspruch: „Für Lessing muß ein Engländer die stärkste Zuneigung fühlen und man muß sich wundern, daß von diesem Manne noch so wenig bei uns bekannt ist." Aber es bewendete bei einem Artikel über Lessings Charakter und Werke in der Edinburgh Review 1845; zu einer umfänglicheren Biographie kam es nicht.

Jetzt endlich ist diese Lücke ausgefüllt, und zwar in würdigster Weise. Je später die Anerkennung, welche England diesem dritten unserer großen Geisteshelden schuldete, nachgeholt worden, desto vollständiger ist es nun geschehen. Das stattliche Werk des Engländers James Sime über Lessing*), zwei starke Bände, ist ein Ehrendenkmal für den deutschen Dichter und

*) Lessing, by James Sime. 2 volumes, with portraits. London, Trübner & Co. 1877. (Die Porträts sind die Lessings und seiner spätern Gattin Eva König.) Eine deutsche Bearbeitung des Werkes erschien soeben unter dem Titel: „G. E. Lessing. Ein Lebensbild. Nach James Sime's 2c. frei bearbeitet von Adolf Strodtmann." Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, 1878, A. Hofmann & Co.

Denker, aber auch für den Biographen, der so viel Fleiß, Gründlichkeit und warme Hingebung seinem Gegenstande zugewendet hat.

In gewisser Hinsicht übertrifft diese Biographie Lessings von Sime die gleichartigen Arbeiten von Carlyle über Schiller und von Lewes über Goethe. Carlyles Buch über Schiller ist der Erguß eines dichterisch gearteten Geistes über einen von ihm enthusiastisch bewunderten und verehrten höheren Geist, an welchem er selbst sich theilweise herangebildet, durch dessen Strahlen er sich befeuert hat; es hat die Vorzüge, aber auch die Schwächen eines Panegyricus; der Biograph wird selbst zum Dichter, aber er vergißt darüber bisweilen den Kritiker und Literarhistoriker; er ist ganz in seinen Gegenstand versenkt, fast zu sehr, um ihn in gehöriger Ferne ruhig und objectiv zu betrachten. Das „Leben Goethes" von Lewes bietet eine Menge geistreicher, oft glänzender Aperçus mit manchen treffenden Winken, manchen scharf eindringenden Beobachtungen über den Charakter und das Genie des Dichters, aber es ist mehr eine Reihefolge feuilletonartiger Artikel, die ihr Thema von den verschiedensten Seiten her in's Licht stellen, als eine stetig fortschreitende, organisch sich gliedernde Darstellung. Simes „Lessing" könnte man vielleicht hier und da beinahe zu ausführlich finden, zu sehr in alle, auch die kleinsten Einzelheiten des Lebensganges und der schriftstellerischen Thätigkeit seines Helden eindringend, zu lange dabei verweilend. Wir dürfen indeß nicht vergessen, daß es ihm galt, seine Landsleute mit einem Geiste bekannt zu machen, der ihnen bis dahin noch ziemlich fremd gewesen. Wenn diese Landsleute des Verfassers, deren Geschmack er jedenfalls kennt, mit derselben Geduld und Pietät Lessings Leben und Wirken bis in seine feinsten Details an der Hand des Werkes von Sime studiren, mit welcher letzterer selbst dieses Detail zusammentrug, sichtete, ordnete und zu einem wohlabgerundeten Gemälde verarbeitete, so können wir uns darüber nur freuen im Interesse unseres großen Dichters, Kritikers und Philosophen, der ihnen dadurch innerlichst vertraut und lieb werden muß. Und mit Vergnügen vernehmen wir, daß Simes Buch in England rasch Anklang und Verbreitung gefunden hat. Uebrigens verliert Sime niemals über dem reichen Detail, das er vor uns ausbreitet, die großen allgemeinen Gesichtspunkte aus den Augen, von denen aus erst das rechte Licht auf solche Einzelheiten fällt.

Ein besonderer Vorzug des Buches ist es, daß der Verf. desselben die Literatur über Lessing, besonders auch die monographische, mit einer namentlich bei einem Ausländer fast staunenswerthen Sorgfalt verfolgt und für seine Arbeit verwerthet hat. Gerade die letzten Jahre sind an Monographien über Lessing ziemlich fruchtbar gewesen. Man hat nachgeholt, was man nur zu lange versäumt hatte. So stand dem Verf. ein Material zu Gebote, welches frühere, selbst deutsche Bearbeiter Lessings entbehrten, und man muß bekennen, daß er von diesem Material bis auf die allerneueste Zeit herab den besten Gebrauch gemacht hat, indem

er es fleißig zu Rathe zog, ohne doch dabei die Freiheit der eigenen Kritik aufzugeben. Nicht blos die unmittelbar auf Lessing bezüglichen Schriften hat er sorgfältig studirt, selbstverständlich vor Allem die Werke von Danzel, Guhrauer und Stahr, daneben auch (vielleicht zu viel) das nicht immer sehr kritische Leben Lessings von seinem Bruder, dann neben Lachmanns und von Maltzahns großen Lessingausgaben auch die neueste von Hempel, Lehmanns „Forschungen über Lessings Sprache", Düntzers „Erläuterungen", Pröhles Büchlein über „Lessing, Wieland und Heinse", von Heinemanns „Zur Erinnerung an Lessing", Schönes „Briefwechsel Lessings mit seiner Frau", Blümners Commentar zum „Laokoon", Cosacks und Schröders und Thieles Arbeiten über die „Hamburger Dramaturgie", Gottschlichs „Lessings Aristotelische Studien", Baumgarts „Aristoteles, Lessing und Goethe", die Bemerkungen von Caro, Strauß, Kuno Fischer zum „Nathan", sodann neben dem älteren Werke von Schwarz über „Lessing als Theolog" die neueren „Lessingstudien" Heblers und die neueste Schrift in derselben Richtung, Rehorn „Ueber Lessings Stellung zu Spinoza", — auch von andern Literaturwerken hat er herbeigezogen, was nur irgend ein Licht auf sein Thema werfen konnte, wie Stäudlins und Neanders Kirchengeschichte, Brunns, Welckers, Vischers, Lübkes antiquarische, ästhetische, kunsthistorische Forschungen (mit Bezug auf den „Laokoon"), Eckermanns und Anderer Goethiana — bis herauf zu Kuno Fischers erst im vorigen Jahre erschienenen Aufsatz über „Johannes Faust" in dieser Zeitschrift. Ebenso bewandert zeigt er sich, neben der eigenen heimischen, auch in der französischen Literatur, besonders in der des vorigen Jahrhunderts. Endlich besitzt er, was ihm bei der Kritik der antiquarischen und der auf die plastische Kunst bezüglichen Arbeiten Lessings sehr zu Statten kommt, eine vielseitige persönliche Anschauung antiker und moderner Kunstwerke. Für die allgemeine cultur- und literaturgeschichtliche Grundlegung zu seinem Bilde von Lessing und dessen Zeit hat er namentlich zwei Werke benutzt, wie er in der Vorrede ausdrücklich anmerkt, „Deutschland im 18. Jahrhundert" von dem Verfasser dieses Artikels, und Hettners „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts".

So wohl ausgerüstet, dazu mit einer warmen Hingabe an seinen Stoff, die gleichwol ebenso frei ist von sclavischer Bewunderung für seinen Helden, wie von blindem Nachsprechen fremder Autoritäten, ging Sime an die für einen Ausländer immerhin schwierige Aufgabe, einen Schriftsteller zu erfassen und zu schildern, der, bei mancher nahen Geistesverwandtschaft zu englischem Wesen, doch in anderer Beziehung wiederum so specifisch deutsch und überhaupt so eigengeartet ist, daß sein tieferes Verständniß nicht eben leicht sein mag für einen Biographen, der nicht in der Atmosphäre des allgemeinen geistigen Lebens unserer Nation sich bewegt. Um so größer das Verdienst Simes, diese Schwierigkeit in lobenswerthester Weise bemeistert zu haben.

In einer Einleitung schildert Sime die politischen, sittlichen und literarischen Zustände Deutschlands vom 30jährigen Kriege an bis zu Lessing. Er kennzeichnet die Abwendung der Fürsten und Höfe vom deutschen Wesen, ihre äffische Nachahmung der Sprache und Sitte Frankreichs; die Ertödtung des Volks- und Nationalgeistes durch einen brutalen und engherzigen Despotismus; die Verkümmerung des kirchlichen Lebens im Banne einer starren Orthodoxie, des wissenschaftlichen durch den pedantischen Geist, der auf vielen Universitäten Platz griff. Er geht dann über zu den speciellen Zuständen der Literatur, als des Ausdrucks ihrer Zeit. Denn, bemerkt er zutreffend, „so wenig die äußeren Umstände einen Genius zu schaffen vermögen, so wenig kann doch auch der Genius seine volle Kraft entfalten in einer Zeit der Verwirrung oder der Schwäche". Die „erste schlesische Schule" mit ihrer nüchternen „Correctheit" (nur an Paul Flemming rühmt er einen kräftigeren, natürlicheren Ton — er hätte daneben auch Simon Dach nennen können), die „zweite" mit ihrer Schwulst und ihrer „cynischen" Leichtfertigkeit, die „höfischen Dichter" mit ihrer zwar weniger ausschweifenden, aber um so mehr blos „conventionellen" Poesie — dies alles charakterisirt er als Anzeichen einer an innerer Geisteskraft armen, durch falsche Muster verbildeten oder entarteten Zeitrichtung. Etwas mehr Schwung findet er bei den Satirikern des 17. Jahrhunderts, wie Logau, Neukirch, Wernike. Noch frischeres Leben würde ihm begegnet sein bei Moscherosch und dem Verfasser des „Simplicissimus", die er übergeht. Mit Recht rühmt er die Kraft und Innigkeit des geistlichen deutschen Liedes, aber mit Unrecht schreibt er das Hauptverdienst davon den Pietisten zu. Paul Gerhardt war kein Pietist (in eben dem Jahre, wo dessen geistliche Lieder erschienen, 1666, begann erst Spener, der Vater des Pietismus, seine Wirksamkeit); vielmehr war er ein strammer Orthodoxer, ein so strammer, daß er die Staaten des großen Kurfürsten verließ, weil dieser den Elenchus nominalis, das Schimpfen auf die Andersgläubigen mit Namensnennung von den Kanzeln herab, untersagte. Die pietistischen Lieder sind (wenigstens zu einem großen Theile) von einer gewissen weichlichen Empfindsamkeit angekränkelt, während in denen, die auf dem Boden des „alten Glaubens" erwuchsen, meist ein kräftiger, oft sogar streitbarer Geist (wie bei Luther selbst) weht. Die Verdienste Speners und seiner echten Jünger liegen nach einer anderen Seite hin.

Die Ungunst des äußern, besonders des nationalen Lebens brachte damals zuerst, wie Sime richtig bemerkt, in den Deutschen jene Hinwendung zu rein idealen Interessen und jene seltsame Verachtung der Außenwelt zuwege, wegen deren das deutsche Volk später so — sollen wir sagen „berühmt" oder „berüchtigt"? — ward (das englische Wort famous, dessen sich Sime bedient, kann beides bedeuten), eine Richtung, „welche," wie Sime treffend bemerkt, „es lange Zeit ebensowol unpraktisch

und zu Thaten unfertig (im äußeren Leben, in der Politik), wie andererseits zu dem geistig regsamsten Volke in Europa machte".

Die Verdienste eines Leibnitz, Thomasius, Wolf um die Wiedererhebung des deutschen Volkes aus der geistigen Verkümmerung, in die es der 30jährige Krieg gestürzt, das allmähliche Hervorbrechen einer natürlicheren Empfindung auch in der Poesie (in den Liedern Günthers, den Naturschilderungen von Brockes und Haller, den Satiren Hagedorns, den leichten Klängen Gleims und seiner Genossen), Gottscheds wohlgemeinter, aber irregehender Versuch, ein deutsches Nationaldrama zu schaffen, sein Streit mit den Schweizern — das alles wird kurz, aber im Ganzen richtig dargestellt, und so werden wir allmählich an die Schwelle jener Zeit geführt, wo Deutschland endlich reif war für einen kräftigeren Aufschwung, dessen Prophet Lessing werden sollte.

Ein ganzes Capitel — überschrieben Boyhood — ist der ersten Jugendzeit Lessings bis zu dessen Uebergang auf die Universität gewidmet. Eine Menge kleiner Züge — uns Deutschen meist wohlbekannt — sind hier angeführt aus Lessings Knabenzeit im Elternhause und aus seiner Schulzeit zu St. Afra. Für den englischen Biographen Lessings, der so pietätvoll allen Spuren des Dichters schon in den Anfängen seiner Bildung nachgeht, mag es von Interesse sein (nicht minder auch für die Kenner und Bewunderer des Lessingschen Geistes in dessen eignem Vaterlande), die Censuren kennen zu lernen, die der junge Lessing während der fünf Jahre, die er in St. Afra zubrachte (21. Juni 1741 bis 30. Juni 1746), von Halbjahr zu Halbjahr erhielt. Sie sind in dem unlängst erschienenen „Afraner-Album, Verzeichniß sämmtlicher Schüler der königl. Landesschule zu Meißen von 1543—1875, zusammengestellt von A. H. Kreyßig", einem Werke von echt deutschem Fleiße, aus den Akten der Anstalt aufgeführt und lauten folgendermaßen: 1) nach dem Michaelisexamen 1741: Ne, quod laudis ex venusta facie habet, licentia aliqua et procacia contaminet, monitus, monitisque parere visus est. (Ein Rest dieser procacia war es wol, was zu jenem auch von Sime citirten Ausrufe eines Lehrers: „Admirabler Lessing!" Anlaß gab und zu der Mahnung des Rectors an Lessings jüngeren Bruder bei dessen Aufnahme: er möge so fleißig, aber nicht so vorlaut sein wie jener); 2) nach dem Osterexamen 1742: Ingenio non obscuro, sed regendus et gubernandus, ut recte et industrie, quae legibus debet exsolvat; 3) nach dem Michaelisexamen 1742: Pollet mentis facultate et tranquille agit; ab incuriae vero nota ubique non est liber; 4) nach dem Osterexamen 1743: Hujus ingenii nervis accurata diligentia, diligentiae optata progressio respondet; 5) nach dem Michaelisexamen 1743: In literis promptum et industrium ingenium aperte proficit; in morum cultura tectius agit, quam ut omnis simulationis expers judicari possit; 6) nach dem Osterexamen 1744: Acri ingenio et egregiis memoriae viribus

valet, atque ad morum dignitatem animum applicat; 7) nach dem Michaelisexamen 1744: Praestantiam ingenii crebris exercitiis, etiam geometricis, emendatisque moribus reddit laudabiliorem; 8) nach dem Osterexamen 1745: Ingenio prompto artes mathematicas et, quae traduntur, alia addiscit, sed monetur, ne styli exercitationem negligat (der Lehrer ahnte wol nicht, daß der, von dem er dies schrieb, der größte Stylist Deutschlands werden sollte!); 9) nach dem Michaelisexamen 1745: Nullum est doctrinae genus, quod non aveat vegetus hujus animus, et capiat, revocandus interdum, ne in justo plura distrahatur; 10) nach dem Osterexamen 1746: Ad omne genus doctrinae et intentum et idoneum ingenium magna exercet assiduitate, exercitum laetis ornat incrementis, animo neutiquam pravo, tametsi fervidiore.

In dem Capitel „Leipzig" treffen wir wieder meist auf Bekanntes, doch auch auf einige feine Anmerkungen des Verfassers über Lessing. Bei Gelegenheit der kleinen lyrischen Sachen Lessings (später zusammengestellt in dessen „Kleinigkeiten") kommt er auf eine Vergleichung der Lessingschen Lyrik mit der Goetheschen. Natürlich fällt es ihm nicht ein, jene irgendwie dieser gleichzustellen. Aber er benutzt diesen Vergleich, um auf einige Grundverschiedenheiten in Lessings Charakter gegenüber dem Goethes hinzuweisen, die sich in seiner Lyrik wiederspiegeln. Das Eine ist Lessings gänzlicher Mangel an — wir möchten nicht sagen: Natursinn, aber an jener empfindsamen Hingebung an die Eindrücke der Natur, welche im vorigen Jahrhundert in Deutschland so weitverbreitet war und welcher Goethe in seinen Naturschilderungen einen so bezaubernden, von den banalen Uebertreibungen sich freihaltenden Ausdruck gibt. „Ueberhaupt," sagt Sime, „hatte Lessing nicht jene vagen Anwandlungen von Sehnsucht, von innerer Ueberfülle und Drang des Geistes, womit die romantische Schule (richtiger hätte Sime die näher an Lessing grenzende „Sturm- und Drangperiode" genannt) die Welt ansah; alle Gegenstände seiner Betrachtung sind genau begrenzt, alle seine Ideen sind klar und bestimmt." Auch die Liebe, fährt Sime fort, spiele eben darum in Lessings Lyrik bei weitem die Rolle nicht wie bei Goethe. „Liebe und Wein kommen neben einander wol in seinen Liedern vor, aber die Liebe, wie der Wein, nur als das Vergnügen einer müssigen Stunde, das man genießt und dann wieder vergißt, nicht als eine das ganze Leben ausfüllende und erschöpfende Leidenschaft."

In dem Abschnitte „Berlin" schildert Sime, wie Lessing das damals noch weniger häufige Wagniß, nur von seiner Feder — gleichsam als „fahrender Literat" — zu leben, unternommen und bestanden habe. Er hätte dabei auf zwei für Lessings Bildungsgang wichtige Folgen dieser Lebensweise aufmerksam machen können: einmal auf die große Masse und Vielseitigkeit des Wissens, welche Lessing auf diesem Wege (durch Uebersetzen, Bearbeiten, Kritisiren der verschiedensten Schriften aus den verschiedensten

Gebieten) sich aneignete, was ihm dann auch bei seinen wissenschaftlichen Originalarbeiten zu gute kam, sodann auf die Unabhängigkeit und Festigkeit des Charakters, die er aus diesem täglichen „Kampfe mit dem Leben" für sich gewann. Wenn Lewes einmal von Goethe sagt: er habe nie den Kampf mit dem Leben gekannt, und daher fehlten ihm als Dichter, namentlich als Dramatiker, manche Eigenschaften, die nur in einem solchen Kampfe erworben und entwickelt würden, so gilt gerade das Umgekehrte von Lessing.

Für einen englischen Biographen Lessings mußte es von besonderem Interesse sein, die Spuren Shakespeareschen Einflusses auf den jungen deutschen Dichter und Kritiker zu verfolgen. Sime findet einen solchen im „Henzi", in welchem er eine Nachbildung des Brutus aus „Julius Cäsar" erblickt (beiläufig gesagt, erschien Borckes Uebersetzung des „Cäsar" nicht 1749, sondern schon 1741) und in dem Fragment „Das befreite Rom". Ueber das Erstere ließe sich streiten; Hettner erkennt als das Vorbild des „Henzi" (vielleicht richtiger) Otways „Gerettetes Venedig". In der Vorrede zu den „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters", die aus dem Jahre 1749 stammen, stellt Lessing Shakespeare noch unterschiedslos mit englischen Dichtern ziemlich niedern Ranges aus der französisch angekränkelten Restaurationszeit zusammen, wie Wicherley, Cibber, Vanbrugh u. a. Auffallend ist, daß Sime weder Nicolais anerkennenden Ausspruch über Shakespeare in den (von ihm erwähnten) „Briefen über den gegenwärtigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland", noch aber auch Lessings Schweigen über den großen britischen Dichter (mit Ausnahme jener etwas zweideutigen Anführung aus dem Jahre 1749) bis zu dem berühmten 17. Literaturbriefe (Ende des Jahres 1759) einer besondern Beachtung werth gefunden hat.

Sime meint, Lessing sei, „indem er sich an die Engländer und speciell an Shakespeare anschloß", nur „dem allgemeinen Zuge der Zeit gefolgt", da „die kräftigsten und freiesten Geister in Deutschland beinahe alle nach England um Hülfe ausschauten"; andererseits aber habe Lessing „die Bedeutung Shakespeares von englischen Schriftstellern gelernt".

Beide Behauptungen möchten wol einer Berichtigung oder mindestens Einschränkung bedürfen. Was den „Zug der Zeit" nach der englischen Literatur hin betrifft, so ist es zwar richtig, daß trotz Gottsched die deutschen Dichter sich von den Franzosen ab- und den Engländern zuzuwenden begonnen hatten. Allein ihre Muster waren ganz andere als Shakespeare, nämlich außer Milton, den Klopstock nachahmte, Thomson, Pope, Richardson, Young — insgesammt Dichter, deren Wege von denen Shakespeares weit ablagen. Wenn ferner Sime von englischen Lehrmeistern Lessings in Bezug auf die intimere Kenntniß Shakespeares spricht, so dürfte es ihm schwer fallen, darüber etwas Bestimmtes nachzuweisen. Selbst für die deutschen Ausleger Lessings ist es ein bisher noch unge-

löstes Problem, wann und von wannen demselben jene tiefere Einsicht in Shakespeares Geist und seine eigenthümliche Größe als Dramatiker gekommen, welche er zuallererst in dem 17. Literaturbriefe, ausführlicher dann in der „Hamburgischen Dramaturgie" bekundet, nachdem er bis 1759, wie schon bemerkt, keinerlei Andeutung einer solchen Einsicht oder überhaupt einer näheren theoretischen Beschäftigung mit Shakespeare gegeben.

Wir verübeln es dem englischen Biographen Lessings nicht, wenn er seinen Landsleuten gern den beschämenden Vorwurf ersparen möchte, als habe ein Fremder ihnen den Vorrang abgelaufen in der Bewunderung und dem Verständniß ihres größten Nationaldichters. Wir wissen wohl, daß in England selbst Shakespeare (nachdem er weit über ein Jahrhundert nicht blos so gut wie vergessen, sondern verdrängt gewesen war durch Dichter untergeordneten Ranges, die zum größten Theil bei den Franzosen in die Schule gegangen) um 1740 gleichsam von den Todten wieder erweckt ward durch das Genie Garricks, der dessen gigantische Figuren, zuerst Richard III., von Neuem auf die Bühne brachte. Daß indessen noch einige Zeit verging, bevor das Interesse und Verständniß des großen Dichters in seinem eignen Vaterlande wieder ein allgemeineres und tiefer gewurzeltes ward, schließen wir daraus, daß erst 1769 — fünf Jahre nach Shakespeares 200jährigem Geburtstag — Garrick es unternahm, eine „Shakespearefeier" zu veranstalten, die dann allerdings glänzend ausfiel. Allein damals war es schon volle 10 Jahre her, seit in Deutschland Lessing in den Literaturbriefen durch seine begeisterte und verständnißvolle Schilderung von Shakespeares großen Eigenschaften als Dramatiker das entfesselnde Wort gesprochen hatte zu dem eindringenderen Studium in dessen Meisterwerke. Es geschah dies nur um zwei Jahre später, als in England Dodds Beauties of Shakespeare, in demselben Jahre, wo Youngs Buch on original works, und drei Jahre früher, als Homes principles of criticism erschienen, welche beide letzteren Werke sich ebenfalls mit Shakespeare beschäftigen. Und kaum einer dieser englischen Schriftsteller — dies wird uns vielleicht Sime selbst zugestehen — drang so tief in das innerste Wesen Shakespeares ein, wie Lessing, hob seine Vorzüge gegenüber den Franzosen so schlagend hervor, ohne doch nach der andern Seite hin in Uebertreibung oder Einseitigkeit zu verfallen.

Jedenfalls ist es merkwürdig, daß in Deutschland das rechte Verständniß Shakespeares nur durch Lessing geweckt und gefördert ward, während die englischen Quellen über ihn, namentlich Youngs weniger kritische als phantastische Schilderung seines Wesens, theilweise zu einer einseitigen und mißverständlichen Erfassung und Nachahmung des Shakespeareschen Genius verführten.

Doch — wir möchten uns nicht gern in einen Streit um nationale Priorität oder Superiorität einlassen mit einem Manne, der für unsern

Lessing eine so aufrichtige Hochschätzung und Würdigung bekundet. Für den Engländer aber ist es, meinen wir, Befriedigung genug seines nationalen Bewußtseins, zu sehen, wie der größte Genius, den sein Land hervorgebracht, auch in Deutschland als solcher anerkannt und verehrt wird, und neidlos mag er dem deutschen Kritiker das Verdienst zuerkennen, dazu in erster Linie beigetragen zu haben.

Vollkommen im Rechte ist Sime, wenn er den deutschen Dichter bei der Schaffung seiner „Miß Sara Sampson" im englischen Fahrwasser segeln und jenem Impulse folgen läßt, den in England Lillo durch seinen „Kaufmann von London" zur Begründung einer neuen Gattung dramatischer Poesie, des „bürgerlichen Trauerspiels", gegeben hatte, obschon einigen Antheil daran wol auch Diderot gehabt. Ebenso geben wir ihm Recht, wenn er eine Schwäche jenes Lessingschen Stücks in dem schwankenden Charakter Mellefonts, vor Allem aber in dem Mißgriff erblickt, den der Dichter beging, indem er diesen Mellefont in wenig motivirter Weise seine frühere Geliebte, die wilde Marwood, mit seiner neuen, edleren, der Sara, in persönliche Berührung bringt, ja sie mit letzterer allein läßt, wodurch dann statt einer innern Lösung des Conflicts eine rein äußerliche Katastrophe, die Vergiftung der Sara, herbeigeführt wird. Dagegen zollt er der Kühnheit Lessings in der Schaffung eines so leidenschaftlichen Charakters, wie eben der Marwood, volle Gerechtigkeit.

Wir gehen über den „Zweiten Aufenthalt Lessings in Leipzig" (1755—1758) rasch hinweg, da Sime hier meist nur Specialitäten erwähnt, die (wie Lessings verschiedene Bearbeitungen fremder Stücke und Uebersetzungen) zwar an sich nicht uninteressant, aber doch für den eigentlichen Bildungsgang Lessings von untergeordneter Bedeutung sind. Bei dem nach unserer Ansicht bedeutungsvolleren Briefwechsel Lessings mit Nicolai und Mendelssohn über den Zweck der Tragödie verweilt Sime kürzer, als wir wünschen möchten. So wenig befriedigend das letzte Resultat dieser gemeinschaftlichen ästhetisch-dramaturgischen Erörterungen der drei Freunde erscheint, so kommen doch darin einzelne, für damals überraschend feine Bemerkungen vor — z. B. über die Einheit des Ortes und der Zeit, über die dramatische Illusion u. s. w., so daß ein näheres Eingehen darauf sich wol verlohnt hätte.

Was Sime über Lessings grundsätzliche Abneigung vor allem Cliquewesen, über seine Strenge gegen sich selbst in Bezug auf stetiges Weiterstreben von Stufe zu Stufe und über das dadurch veranlaßte Alleinstehen Lessings — trotz vieler Freunde, die er hatte und die bewundernd zu ihm aufblickten — ausspricht, dem stimmen wir vollkommen bei.

Am Anfang des Capitels über Lessings dritten Aufenthalt in Berlin finden wir einen längeren Excurs des Verfassers über Lessings Patriotismus, oder, richtiger gesagt, über dessen Mangel an Patriotismus. Bekannt und vielberufen sind jene Worte Lessings: „Ich habe von der

Liebe zum Vaterland keinen Begriff, und sie erscheint mir höchstens wie eine heroische Schwäche, die ich gern entbehre." Sime hält sich für verpflichtet, dieses Selbstbekenntniß Lessings zu erklären und den Dichter deshalb zu entschuldigen. Er will (wenn wir ihn recht verstehen) Lessings Patriotismus retten theils durch den Hinweis auf das, was derselbe für die geistige Größe Deutschlands und für dessen Unabhängigkeit nach dieser Seite hin von dem Auslande gethan, theils dadurch, daß er ausführt, wie eine Nation um so größer sei, je mehr sie in sich das allgemeine Bild der Menschheit darstelle, und wie daher „Lessings Kosmopolitismus der beste Theil seines Patriotismus war".

Der Standpunkt, von welchem aus eine Zeit lang die literarische Kritik sich verpflichtet wähnte, unsere großen Dichter auf ihre politischen — freiheitlichen oder nationalen — Gesinnungen zu inquiriren (es geschah das namentlich bald nach 1848), ist jetzt ein so ziemlich wieder überwundener. Wir verlangen nicht mehr von unsern Dichtern im vorigen Jahrhundert ein politisches Programm, weder ein klein- noch ein großdeutsches, weder ein fortschrittliches, noch ein conservatives; wir messen sie mit dem Maßstabe ihrer Zeit und betrachten sie im Rahmen ihrer Zeit. Was speciell jenen allerdings etwas provocatorischen Ausspruch Lessings anbelangt, so muß er, wie auch Sime ganz richtig andeutet, zunächst in engster Beziehung zu der Veranlassung beurtheilt werden, die ihn hervorrief. Es war Lessings Freund Gleim, der „preußische Grenadier", der ihn dazu herausforderte. Lessing hatte an dem frischen Tone der Grenadierlieder von Haus aus seine herzliche Freude gehabt. Er theilte auch bis auf einen gewissen Grad Gleims Begeisterung für dessen großen Heldenkönig. Er selbst hatte — lange ehe die Grenadierlieder erschienen — in dem von ihm redigirten „Gelehrten Artikel zur Vossischen Zeitung" 1751 ff.) regelmäßig zu Neujahr (wahrscheinlich einer hergebrachten Sitte folgend, aber augenscheinlich mit freiester Ueberzeugung und ohne eine Spur von blos forcirter Begeisterung) den Monarchen besungen, unter dessen Schutz er damals lebte. Er hatte in Leipzig an der Wirthstafel den Sieger von Roßbach als Sachse gegen seine Landsleute, die in Friedrich II. nur den „Landesfeind" sahen und bekämpften, beharrlich, selbst heftig, in Schutz genommen. Er läßt in seiner „Minna" das sächsische Fräulein von Barnhelm zu dem preußischen Major von Tellheim sagen: „Ich will gern glauben, daß Ihr König nicht blos ein großer, sondern auch ein guter König ist." Allein er haßte die Superlative und vor Allem die pathetischen Extravaganzen. Er besaß einen Widerspruchsgeist, der sich gern da auflehnte, wo irgend Etwas allzu absolut behauptet, das Gegentheil allzu absolut geleugnet wurde. Wir wissen, wie dieser Widerspruchsgeist und diese Abneigung gegen Einseitigkeiten ihn später sogar dazu trieb, sich des orthodoxen Hauptpastors Goeze eine Zeit lang gegen seine Feinde, die sog. Neologen, anzunehmen.

Bei den Preußen und namentlich in Berlin mochte ihm wol häufig dieses Sprechen in Superlativen, diese einseitige Selbstüberhebung über andere Stämme, dieses allzu emphatische Pochen auf die eignen Vorzüge begegnet sein. War ihm doch durch das viele Renommiren der Berliner mit ihrer „Aufklärung" und ihrer „Denkfreiheit" beinahe diese selbst verleidet, so daß er sich zu jenem in alle Wege übertriebenen und ungerechten Ausspruche hinreißen ließ: es herrsche dort weniger wahre Denk- und Schreibfreiheit, als unter Maria Theresia in Wien. So verdroß ihn auch seines Freundes Gleim allzu fanatischer Patriotismus, der, nicht zufrieden, die Vorzüge des eignen Landes und Volkes und die Größe seines Königs hervorzuheben, mit besonderer Vorliebe in der Schmähung und Herabsetzung der Feinde Preußens sich erging. Zumal für einen Dichter, der immer einen höhern, freiern Standpunkt einnehmen soll, fand Lessing dieses ewige Haß- und Rachegeschrei nicht passend; er „fürchtete, der Patriot möchte den Dichter überschreien".

So erklären sich auf ungesuchte Weise jene abmahnenden Worte, die Lessing an Gleim richtete. Was er dann gleichsam noch als Trumpf darauf setzte: „Ich habe von der Vaterlandsliebe keinen Begriff" — das klingt freilich sehr ketzerisch. Allein vergegenwärtigen wir uns doch, was damals, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in Deutschland „Vaterland" und „Vaterlandsliebe" hieß und war! Erinnern wir uns doch des Ausspruchs eines Schriftstellers der damaligen Zeit, Eggers, der in seiner „Geschichte der Menschheit" sagt: „Jeder Deutsche zählt sich zu den Oestreichern, den Preußen, den Sachsen, den Hannoveranern, den Mecklenburgern; nur die, welche kein besonderes Vaterland haben, nennen sich Deutsche!" Erinnern wir uns, daß Lessings Berliner Freund Nicolai — gegenüber K. Fr. v. Mosers Schrift „vom deutschen Nationalgeist", worin dieser den Mangel eines solchen beklagt, — die Idee eines deutschen Nationalgeistes ein „politisches Unding" nennt, und das Bestreben, die Gemüther für diese Idee zu erwärmen, einen „hämischen Parteizweck"! Sime will es nicht gelten lassen (und er spielt dabei wol auf den Verfasser dieses Artikels an), daß „einige Schriftsteller jenen Ausspruch Lessings nicht auf Deutschland, sondern auf Sachsen beziehen". Allein in der That gab es, wie damals in Deutschland die Dinge lagen, keine „deutsche" Vaterlandsliebe, sondern lediglich eine „preußische, sächsische" u. s. w. Und daß der Sachse Lessing von einer solchen „keinen Begriff hatte", läßt sich wol denken. Woher hätte einem freier denkenden und höher strebenden Geiste wie Lessing sächsische Vaterlandsliebe kommen sollen unter einem Grafen Brühl? Aber auch die preußische Vaterlandsliebe seines Freundes Gleim erschien ihm als eine beschränkte, zumal so weit sie sich doch vorzugsweise nur auf die „heroische", die militärische Größe Preußens bezog, welche Lessing zwar gelten ließ, aber nicht als alleinigen Maßstab der Größe einer Nation angesehen wissen wollte.

Daß Lessing für das, was einer Nation wirklich noth thut, was aber der deutschen damals noch fehlte, gar wohl Sinn und Empfindung hatte, und zwar eine sehr tiefe und sehr warme Empfindung, geht u. A. hervor aus jenen schmerzlichen Worten, mit denen er in seiner „Hamburger Dramaturgie" von seinem „Traum" eines „deutschen Nationaltheaters" (wie solches in Hamburg hatte begründet werden sollen) Abschied nahm, jenen Worten: „O über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind. Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eignen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen."

Eben dahin deuten einzelne Aussprüche in seinen Dramen, in der Form scherzhaft gehalten, aber doch nicht ohne den bittern Beigeschmack eines durch die damals allverbreitete Ausländerei tiefverletzten vaterländischen, nationalen Gefühles. So, wenn er in seinen „Juden" den Bedienten Christoph auf die Frage des Kammermädchens Lisette: „Sie sind wol gar ein Franzose?" mit beißender Satire (ob ganz im Charakter eines damaligen Bedienten, ist freilich etwas zweifelhaft) antworten läßt: „Nein, ich muß meine Schande gestehen, ich bin nur ein Deutscher." So, wenn er seiner Minna von Barnhelm (hier mit vollem Recht) die stolze Abfertigung des windigen Franzosen Riccaut de la Marlinière in den Mund legt, als dieser wie selbstverständlich voraussetzt, daß sie französisch spreche: „In Frankreich würde ich es zu sprechen suchen, aber warum hier?"

Welchen feinen Sinn Lessing für das natürliche und richtige Verhältniß zwischen Patriotismus und Kosmopolitismus, zwischen der Zubehörigkeit des Einzelnen zu einem bestimmten Staate und seiner freien Erhebung über die Beschränktheit des bloßen Einzelstaatsbewußtseins zu dem Bewußtsein des allen Menschen Gemeinsamen hatte, dafür legen die von Sime umständlich analysirten „Freimaurergespräche" Lessings (oder „Ernst und Falk") ein glänzendes Zeugniß ab. Allerdings gehören sie einer viel späteren Periode seines Lebens an (1778); sie sind Zeitgenossen und Geistesverwandte des „Nathan" und der „Erziehung des Menschengeschlechts". Lessing berührt in ihnen die höchsten Probleme des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft: die Fragen der Regierung von oben her und der Selbstregierung, des sogenannten „Staatswohls", welches aber nur zu oft ein bloßer Deckmantel der Tyrannei oder des egoistischen Vortheils einer herrschenden Minderheit sei, und des Wohls der Einzelnen als höchsten Staatszweckes, endlich die natürlichen Ungleichheiten der Menschen nach Stand, Beruf, Besitzthum in der bürgerlichen Gesellschaft. Er berührt alle diese Probleme, ohne jedoch sie lösen zu wollen. Nur in Bezug auf das zweite hat er eine festbegründete Ansicht — dieselbe, welche, wie Sime treffend erinnert, Friedrich der Große so glänzend

bethätigte, freilich darin fast alleinstehend unter den Hunderten deutscher Landesherren —: die Ansicht, daß der Regent eines Landes um des Volkes willen da sei, nicht umgekehrt. Den Gedanken einer Gesellschaft von Individuen, die keiner Regierung bedürften, weil Jeder sich selbst regiere, Jeder recht und gesetzlich handle, wirft er nur so hin — unter Hinweis auf den Ameisenstaat im Gegensatz zum Bienenstaat. Daß er dabei nicht an Rousseaus „Naturzustand" dachte, darin stimmen wir vollständig mit Sime überein; hatte er doch Rousseaus Schrift gegen die Civilisation schon in seinem „Gelehrten Artikel zur Voss. Zeitung" (1751) als eine Uebertreibung bekämpft. Und ebenso wenig fiel es ihm ein, etwa die sociale Ungleichheit unter den Menschen wirklich abstellen zu wollen. Solche Bestrebungen waren, wie Sime ebenfalls richtig bemerkt, dem vorigen Jahrhundert, in Deutschland wenigstens, fremd. Leibnitz, auf den Lessing viel gab, hatte in seiner Theorie von der „besten Welt" die sociale Ungleichheit, sogar in ihrer schroffsten Gestalt, der Leibeigenschaft, noch als ein unabänderliches Naturgesetz hingestellt.

Worauf Lessing in seinen „Freimaurergesprächen" abzielte, war ein Anderes. Einzelne, durch Verfassung, Gesetzgebung, Landesart, Sitte u. s. w. von einander getrennte Staaten müssen sein und werden immer sein, ebenso verschiedene Religionen; desgleichen werden die Standes- und Vermögensunterschiede in der bürgerlichen Gesellschaft schwerlich je aufhören. Aber das Uebel, welches diese Verschiedenheiten, diese Trennungen, diese Gegensätze unvermeidlich mit sich führen, — „wie das Feuer den Rauch", sagt er in einem nicht unebenen Bilde — dieses Uebel läßt sich, wenn nicht gänzlich beseitigen, so doch wesentlich mildern, — „wie der Rauch durch Rauchfänge entfernt wird", fährt er in seinem Bilde fort — wenn die einzelnen Menschen ihre Denk- und Handlungsweise so einrichten, daß sie nicht als Deutsche und Franzosen, oder als Franzosen und Engländer, nicht als Muhamedaner, Juden und Christen, nicht als Reiche und Arme, Vornehme und Geringe einander gegenübertreten, vielmehr als Menschen dem Menschen, also nach dem, was ihnen allen gemeinsam, nicht nach dem, was zwischen ihnen Trennendes ist. In der Bildung und Uebung einer solchen Denkweise findet er das Wesen, die Aufgabe, das Geheimniß der wahren, echten Freimaurerei, — nicht in den Formen und Ceremonien, womit diese sich theilweise umgibt.

Gewiß ein schöner, großer Gedanke! Man kann denselben, wie Sime thut, einen demokratischen, man kann ihn auch einen weltbürgerlichen nennen. Lebte Lessing heute, in der Zeit der großen internationalen Bestrebungen auf den materiellsten, wie auf den idealsten Gebieten, — von den Weltpostcongressen an bis zu den internationalen Vereinigungen für Wissenschaft, Kunst, Erziehung, Wohlthätigkeit, kurz Menschenveredelung jeder Art — und der nicht minder gewaltigen, zwar zum Theil mißverstandenen und mißleiteten, aber doch auch in vielen ihrer Rich-

tungen gesunden und erfolgreichen Bestrebungen für Linderung der Uebel, die in der socialen Ungleichheit ihre Wurzel haben: gewiß, er würde nicht unempfindlich sein für diesen Fortschritt der Menschheit und würde vielleicht ebenso sehr darin eine Verwirklichung jenes seines schönen menschenfreundlichen Wunsches erblicken, wie andererseits in dem unbeschadet dessen viel mehr gekräftigten Nationalbewußtsein seines eignen, des deutschen Volkes eine Befriedigung jenes richtigen Gefühls, welches ihm damals den schmerzlichen Ausruf erpreßte: „Ach, wir sind keine Nation, und unser Charakter besteht beinahe nur darin, keinen Charakter zu haben!"

Einmal bei Lessings politischen Ansichten verweilend, erinnert Sime auch an jenes satirische Gespräch an einer andern Stelle der Lessingschen Schriften: ob es mehr Mönche oder mehr Soldaten gebe und was von Beiden schlimmer sei (wobei Lessing zu dem Schlusse kommt, daß es für den Landmann dasselbe sei, ob seine Saaten von den Schnecken oder von den Mäusen verheert würden), ferner an Lessings aphoristische Bemerkungen (in seinen „Collectaneen") über den Verfall der alten deutschen Stände, den er beklagt.

Doch — wir haben den chronologischen Gang der biographischen Schilderung verlassen, der uns zunächst zu Lessings Antheil an den „Literaturbriefen" führt.

Sime verweilt bei dieser lange und mit sichtlicher Vorliebe. Einer sehr gerechtfertigten! Denn hier ist es, wo Lessings kritisches Talent zuerst in voller Kraft sich entfaltet; hier ist es, wo er zuerst ganz und entschieden mit dem französischen Klassicismus und mit dessen Nachbeter, Gottsched, bricht und beiden eine Niederlage beibringt, von der sie sich nicht wieder erholten, wo er zuerst seine volle Vertrautheit mit und seine aufrichtige Bewunderung für Shakespeare an den Tag legt.

Wir übergehen die Ehrenrettung Gottscheds in Bezug auf dessen Hinneigung zu der französischen Klassicität, welche Sime unternimmt. Sie macht seinem Billigkeitsgefühl alle Ehre, allein im Namen der deutschen Literaturgeschichte und Kritik können wir sie nicht acceptiren. Das Aeußerste, was man zu Gunsten dieser Gottschedschen Richtung allenfalls zugeben kann, ist, daß dieselbe ein pis aller, ein Nothbehelf gewesen sei zur Säuberung der deutschen Bühne von Rohheit und Gemeinheit; daß aber der deutsche Geist, wie Sime auszuführen versucht, überhaupt der Zucht des französischen Klassicismus bedurft hätte, um den rechten Weg zu finden, das möchte schwer aus der Geschichte dieses Geistes zu begründen sein. Doch — lassen wir Gottsched, über den in Deutschland die Akten geschlossen sind, und wenden wir uns wieder zu Lessing!

In Bezug auf das Faustfragment Lessings erwähnt Sime die hergebrachte Tradition von zwei verschiedenen Plänen, die der Dichter ausgearbeitet, den einen mit, den andern ohne dämonisches Beiwerk; er miß-

versteht aber die darüber vorhandenen Nachrichten, wenn er beide Pläne in der verhängnißvollen Kiste auf dem Transport von Dresden nach Braunschweig verloren gehen läßt. Im Uebrigen entscheidet er sich für die Ansicht, die auch wir für die richtige halten, daß Lessing den Stoff doch für eine dramatische Bearbeitung zu spröde erfunden habe und deshalb davon abgestanden sei.

Ueber den „Philotas" urtheilt er: der Patriotismus, aus welchem dessen Handlungsweise entspringe, sei zu übertrieben, zu „theatralisch"; Philotas selbst sei „mehr ein eigensinniger Knabe, als ein seiner That und ihrer Bedeutung sich klar bewußter Mann". Wir können ihm darin nicht ganz Unrecht geben.

Von dem Breslauer Aufenthalt Lessings entwirft Sime ein farbenreiches Bild nach Lessings eignen und seiner Freunde Briefen. Er läßt sich durch das scheinbar zerstreuungsvolle Leben, das Lessing dort führte, nicht irre machen an der unverrückbaren Tendenz seines Wesens nach dem Höchsten und Besten, darin Goethes treffendem Ausspruch folgend: „Lessing warf bisweilen seine persönliche Würde weg, sicher, wie er war, sie jeden Augenblick wieder aufnehmen zu können."

Von den beiden köstlichen Früchten des Breslauer Aufenthaltes Lessings, „Minna von Barnhelm" und „Laokoon", handelt Sime mit dankenswerther Ausführlichkeit. Im Eingange seiner Analyse der „Minna" befindet er sich wol in einem Irrthum. Bekanntlich wird erzählt, daß Lessing die Geschichte von einer Braut, die ihrem Bräutigam, einem verabschiedeten Offizier, nachgereist sei, als in Breslau wirklich vorgefallen gehört habe. Ein ebenso wirkliches Erlebniß soll dann jener Zug von Edelmuth eines preußischen Offiziers gegen eine von ihm besetzte feindliche Provinz gewesen sein. Daß aber jener und dieser Offizier in der Wirklichkeit als eine und dieselbe Person aufgefaßt worden sei, wie er dies in dem Lessingschen Stücke ist, davon ist uns nichts bekannt. Ebenso neu, beiläufig gesagt, war es uns, von Pröhle (in dessen Schriftchen: „Lessing, Wieland und Heinse") zu vernehmen, — freilich ohne Beweis oder Quellenangabe — daß jener edelmüthige Offizier kein anderer gewesen sein solle, als der preußische Major Kleist, Lessings Freund und aller Wahrscheinlichkeit nach dessen Musterbild zum „Tellheim".

Daß Lessing sich selbst im Tellheim abgebildet habe, wie einzelne deutsche Kritiker gemeint, bestreitet Sime mit Recht. Solche poetische Selbstabspiegelungen oder „Selbstbekenntnisse" lagen durchaus nicht in Lessings Natur. Die Charakterzeichnung in der „Minna von Barnhelm" erweckt Simes höchste Bewunderung. Er bedient sich des schönen Bildes: diese Charaktere glichen „Hügeln, deren Conturen in hellem Licht vom klaren Morgenhimmel sich scharf abheben". Das Vorurtheil, als habe Lessing nicht verstanden, den Reiz einer echt weiblichen Natur zu schildern, widerlege treffend der Charakter der Minna. Aber auch

die anderen Personen des Stücks seien mit gleicher Meisterschaft individualisirt.

In Betreff der Composition stimmt Sime Goethen darin bei, daß sie vortrefflich sei bis auf die Retardation im dritten Akte, wo Lessing, statt, wie man erwarte, die Haupthandlung stetig fortzuführen, dieselbe durch ein Zwiegespräch untergeordneter Personen, Franziskas und Justs, unterbricht. Dagegen ist er unabhängig genug, die Richtigkeit der von Goethe aufgestellten, allerdings wol schwer zu begründenden, Ansicht, als ob das Stück eine Art poetischer Aussöhnung zwischen Preußen und Sachsen bezwecke, anzuzweifeln.

Dem „Laokoon" hat Sime eines der längsten Capitel seines Buches gewidmet. Wir können ihm nicht in alle seine, meist sehr tief in ihr Thema eingehenden, feinsinnigen Erörterungen folgen und wollen daher nur im Allgemeinen anerkennen, daß er die von Lessing angestellten Betrachtungen ebenso nach der Seite der bildenden Kunst, wie der Poesie, mit viel Scharfsinn und Freimuth kritisirt, dabei hier und da in der ersteren Richtung zu etwas andern Resultaten, als Jener, gelangt, zum Theil gestützt auf neue Forschungen und Entdeckungen im Gebiete der antiken Plastik, welche Lessing noch nicht benutzen konnte.

Mit der gleichen dankenswerthen Gründlichkeit ist Lessings „Hamburgische Dramaturgie" besprochen. Sogar in die klippenreichen Untiefen der Aristotelischen Theorie von der κάθαρσις τῶν παθημάτων und der vielen gelehrten Commentare dazu älteren und neueren Datums taucht Sime unverzagt hinab und versucht, Lessings Ansicht darüber — welche nicht durchweg ganz klar ist — in das beste Licht zu stellen. Uns will bedünken, er müht sich allzusehr ab, die Aristotelischen Kategorien von Mitleid und Furcht auf die Tragödien einerseits Shakespeares, andererseits der Franzosen anzuwenden und diese modernen Dramen danach zu beurtheilen. Auch Lessing hing noch zu fest an diesen Kategorien, die doch nur auf das antike Drama passen mit seiner fast unbedingten Herrschaft des Fatums oder des Willens der Götter über die Menschen, nicht aber auf das moderne, dessen Lebensnerv der freie Wille des Menschen und der daraus entspringende tragische Conflict ist.

Mit Recht ist bemerkt worden (u. A. von Hettner), daß diese einseitige Theorie Lessings vom Drama, die dessen Zweck nur in der Erregung von Mitleid und Furcht fand und zu dem Begriffe der tragischen Schuld noch nicht durchgedrungen war, sich an dem Dramatiker Lessing gerächt habe in seiner „Emilia Galotti". Verlauf und Schluß dieses Trauerspiels sind rührend, erst unsere Furcht, dann unser Mitleid erweckend, aber nicht eigentlich tragisch, denn es fehlt die innerlich zwingende Nothwendigkeit zu der tragischen Katastrophe, der Ermordung einer Tochter durch ihren Vater. Was man, um eine solche zwingende Nothwendigkeit herbeizuführen, dem Dichter untergeschoben hat, eine geheime Leidenschaft

Emilias zu dem Prinzen, das weist Sime mit richtigem Gefühle zurück, und auch Goethes Autorität, der bekanntlich einer solchen Ansicht zuneigte, macht ihn darin nicht irre. Er will lieber einen Fehler in der Composition zugeben, als daß er wagen möchte, um den Dichter gegen diesen Vorwurf zu schützen, ihn dem viel größeren auszusetzen, den Charakter Emiliens in einem falschen Lichte und in einem grellen Widerspruch mit sich selbst gezeigt zu haben.

Das Verhältniß Lessings zu Eva König, seiner spätern Gattin, zwar kein Liebesroman in dem reizvollen Genre etwa der Goetheschen, zeigt uns doch Lessing den Menschen von neuen, liebenswürdigen Seiten, als den einerseits ernst verständigen und charaktervollen, andererseits aber tief fühlenden Mann. Er verlor bekanntlich nach ganz kurzem glücklichen Besitz die Gattin und das kaum von ihr geborene Kind und stand wieder so einsam da, wie vorher. Kein Wunder, wenn Jacobi ihn lebensmüde und bisweilen von einer Bitterkeit fand, die sich in unheimlich gezwungener Lustigkeit äußerte.

Was ihm um eben jene Zeit, wo er in seinen nächsten Empfindungen so tief und schmerzlich litt, auch die Freude an der literarischen Thätigkeit beinahe verleidete, war das Auftauchen einer ganz neuen, der seinigen so unähnlichen Richtung in der Literatur, der Schule der sog. „Originalgenies" oder des „Sturmes und Dranges". Schon am Schluß seiner „Dramaturgie" hatte Lessing davor gewarnt, daß man nicht, nachdem man den falschen, beengenden Regeln der Franzosen sich glücklich entwunden, in das andere Extrem verfalle und Regellosigkeit für das Anzeichen des wahren Genies nehme. Die Warnung war in den Wind gesprochen. In Goethes „Götz" feierte die Regellosigkeit ihren Triumph, und alle Welt jauchzte dieser neuen Richtung zu. Lessing fühlte, daß seine kurz vorher erschienene „Emilia", welche Freiheit mit Regelmäßigkeit zu gatten versuchte, mit diesem stürmischen, Alles vor sich niederwerfenden Anlauf der jungen Schule nicht Schritt halten könne. Vielleicht war es die Mißempfindung darüber, welche machte, daß er nicht gern von diesem seinem jüngsten Geistesproducte reden hören mochte. Wir brauchen ihn weder des Egoismus, noch des Neides anzuklagen, sondern es erklärt sich hinlänglich aus seinem Festgewurzeltsein in einer andern, wohlerwogenen Ansicht von der dramatischen Kunst, wenn er an dem lauten Beifall, den der „Götz" auf der Berliner Bühne fand, nicht gerade Freude hatte. Noch viel natürlicher war des durch und durch männlichen und thatkräftigen Lessing tiefe Antipathie gegen den Werther, die er in den bekannten spöttischen Worten aussprach: „der mannhafte Grieche würde selbst einem schwachen Mädchen eine solche Weichlichkeit des Gefühls, wie sie Werther zeige, kaum verziehen haben." Wir freuen uns, daß der englische Biograph Lessings sich in dieser Frage ohne Schwanken auf die Seite seines Autors stellt, unbekümmert um die Verketzerung,

welcher er sich dadurch bei manchen deutschen Kritikern vielleicht aussetzt. Die vollendete poetische Meisterschaft Goethes in der Schilderung eines solchen Charakters erkennt er bereitwillig und rückhaltlos an; aber der Charakter selbst in seiner „Hypersentimentalität" erscheint ihm zum Helden, selber nur eines Romans, zu wenig geeignet.

Nahezu die Hälfte des zweiten Bandes seiner Schrift hat Sime der Analyse und Kritik Lessings als Philosoph und Theolog gewidmet. Man durfte gespannt sein, wie ein Engländer diese Seite des Lessingschen Geistes behandeln würde. In seinen theologischen Schriften hat Lessing eine unverkennbare Geistesverwandtschaft mit den englischen Freidenkern. Auf der andern Seite ist bekannt, daß so tief gehende kritische Auflösungsversuche in Bezug auf die positive Substanz der christlichen Dogmenlehre, wie sie die Untersuchungen Lessings, wie sie namentlich auch die von ihm herausgegebenen und wenigstens in vielen Punkten vertheidigten und befürworteten „Wolfenbüttler Fragmente" enthalten, in England weitverbreiteten Bedenken begegnen, hergenommen von der dort traditionellen Ansicht, daß die Mysterien des Glaubens ein noli me tangere seien für den kritischen Verstand. Aber auch hier bewährt Sime seine wissenschaftliche Unbefangenheit. Er gibt die verschiedenen Lessingschen Ausführungen über religiöse Dinge getreu und mit scharfem Eindringen in deren wahren Sinn wieder, und er würdigt sie nicht von einem voreingenommenen Standpunkt aus, sondern nach ihrem Zusammenhange unter einander, sowie mit dem Charakter Lessings und mit dem Gesammtzustande der Theologie und Philosophie Deutschlands in der damaligen Zeit.

Mit wissenschaftlich eindringender Schärfe beleuchtet er Lessings Ansichten von dem Christenthum vor der Bibel, von der Tradition und der regula fidei, besonders auch von dem Urevangelium; als den eigentlich springenden Punkt aber, von welchem Lessing in seinen Kämpfen mit den Theologen ausgegangen sei und auf den er sich immer wieder, als auf das sicherste Bollwerk, zurückgezogen habe, betrachtet er die von ihm in den mannichfachsten Wendungen und unter den treffendsten Bildern (z. B. jenem von dem Palast und den verschiedenen Baurissen dazu) wiederholte Auffassung des Christenthums als einer Sache nicht des Grübelns, des Speculirens, sondern des Handelns, und zwar des Recht- und Guthandelns, als des unvergänglichen Denkmals jener Idealität, Reinheit und Hoheit der Gesinnung und des Lebenswandels, von der Christus selbst uns ein so erhabenes Beispiel gegeben.

Darin besteht nach Lessing, wie Sime richtig bemerkt, die „Religion Christi", die That des edelsten, erhabensten Menschen — weit unterschieden von der „christlichen Religion", jenem Gewebe von Dogmen, durch welche Christus zu einem Gegenstande des Wunderglaubens gemacht, aber eben dadurch unsrer rein menschlichen, innigen Verehrung und Bewunderung ferner gerückt werde. Diese „Religion Christi" fand Lessing

am Schönsten ausgeprägt in dem „Testamente Johannis", jenem immer und immer wiederholten: „Kindlein, liebet Euch unter einander!"

Dieselbe rein praktisch-sittliche Anschauung vom Wesen und vom Werthe der Religionen findet sich dann wieder im „Nathan", als ihrer schönsten dichterischen Bekräftigung und Verherrlichung. Als dramatische Composition, meint Sime, lasse der „Nathan" Manches vermissen; in rein dichterischer Bedeutung könne er sich mit „Antigone", „Hamlet", „Faust" nicht messen; allein „das würde ein enger Begriff von Poesie sein, welcher den »Nathan« von einem hohen und dauernden Platze in der Weltliteratur ausschließen wollte".

Die Vereinbarung des „Nathan" mit der „Erziehung des Menschengeschlechts" hat den deutschen Auslegern Lessings viel Kopfzerbrechen verursacht. Dort, scheint es, stellt Lessing alle Religionen gleich hoch oder gleich niedrig, indem er nur das ihnen allen Gemeinsame — das rein Menschliche — als das allein an allen Werthvolle hervorhebt; ja, wenn er einer Religion einen Vorzug vor der andern zu geben scheint, so ist es eher die jüdische oder die muhamedanische gegenüber der christlichen, als umgekehrt. In der „Erziehung des Menschengeschlechts" dagegen nimmt er einen Fortschritt an von dem Judenthum als einer unvollkommenen zu dem Christenthum als einer vollkommneren Stufe der Offenbarung. Sime sucht diesen Widerspruch dadurch auszugleichen, daß er einerseits im „Nathan" die Personen des Nathan und Saladin nicht als specifische Repräsentanten des Judenthums und des Islams ansieht (Nathan würde als solcher von den wirklichen Juden nie anerkannt worden sein, der historische Saladin war nichts weniger als duldsam), sondern als Charaktere, die eben über der Beschränktheit ihrer besonderen Religion stehen, diese Beschränktheit abgestreift haben, und indem er andererseits in der „Erziehung des Menschengeschlechts" weniger das Hervorgehen einer Offenbarungsstufe aus der andern, als vielmehr das hervorhebt, daß der Fortschritt der Menschheit in der Erhebung über das Specifische jeder einzelnen Religion bestehe, in jener allgemein menschlichen Denkweise, wie sie im „Nathan" betont sei, insbesondere aber in jener reinen, uneigennützigen, selbstlosen Moral, welche die „Kraft des echten Ringes" ausmacht. Diese Lösung der Frage, wenn sie auch nicht völlig erschöpfend ist, hat jedenfalls viel Ansprechendes und Sinniges.

Sime erkennt an, daß der wahre Begriff der „Offenbarung" auf das, was Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechts" so nennt, streng genommen nicht paßt. Denn dieser Begriff bezeichne etwas Absolutes, Etwas, was für alle Zeiten und für alle Menschen bestimmt ist, nicht Etwas von blos vorübergehender Dauer und Geltung. Auch werde der Inhalt einer wirklichen Offenbarung nicht als ein solcher gedacht, der auch auf anderem Wege, mittelst der menschlichen Vernunft, gefunden werden könnte. Allein war es denn Lessings Absicht, eine Apologie des

Christenthums, etwa gegen Reimarus, zu schreiben? Er leistete der Religion schon einen großen Dienst, indem er, gegenüber der von Voltaire aufgebrachten und von manchen deutschen Schriftstellern, auch Reimarus, nachgeahmten Auffassung des Christenthums als eines Werkes der Selbsttäuschung oder des Priesterbetrugs, ihm und allen Religionen die erhabene Bedeutung von Mitteln der Veredelung der Menschheit, des Fortschrittes zu immer größerer Sittlichkeit, Cultur, Humanität beilegte.

Am Schlusse dieses ganzen Abschnittes versucht Sime, „Lessings Philosophie" näher zu präcisiren. Er geht dabei von der Ansicht aus, daß es für einen Geist wie Lessing unmöglich gewesen sei, unempfindlich zu bleiben gegen die großen philosophischen Probleme seiner Zeit; daß er, der niemals sich begnügt mit halben Erklärungen, nothwendiger Weise dazu getrieben worden sei, die letzten Gründe der Wahrheit zu erforschen, und daß er daher sich eine zusammenhängende Theorie der Welt zu bilden gesucht habe. Wolf konnte ihn unmöglich lange befriedigen. Von seiner früheren Bekanntschaft mit Leibnitz finden sich Spuren schon in der Abhandlung über „Pope als Metaphysiker", die er gemeinsam mit Mendelssohn schrieb. Aber auch mit Spinoza machte er bald Bekanntschaft; ausführlicher beschäftigte er sich mit ihm in Breslau. Daß er es gründlich that, weist Sime treffend aus einem Briefe Lessings an Mendelssohn aus dem Jahre 1763 nach, wo Lessing sehr fein unterscheidet zwischen der „präštabilirten Harmonie" bei Leibnitz und der Annahme einer einzigen Substanz, die bald unter der Form des Denkens, bald unter jener der Ausdehnung sich darstellt, wie Spinoza sie auffaßt.

„Was aber waren die positiven Resultate, zu denen Lessing in seinem Philosophiren gelangte?" Diese Frage, welche Sime aufwirft, hat auch unsere deutschen Lessing-Commentatoren vielfach beschäftigt; aber noch keiner hat sie so gelöst, daß jeder Widerspruch geschwiegen hätte. Der gleichnamige Abschnitt: „Lessings Philosophie" in „Heblers Lessingsstudien" gibt davon Zeugniß. Sehen wir, wie der englische Autor sie beantwortet! Sime knüpft an das vielberufene Gespräch Jacobis mit Lessing an, auf Grund dessen Lessing von Jacobi zum Spinozisten pur sang gestempelt ward. Sime geht nicht soweit wie Guhrauer und der neueste Ausleger Lessings in der Hempel-Ausgabe von Lessings Schriften, welche beide dem Jacobischen Berichte über dessen Gespräch mit Lessing kein Gewicht beilegen; er hält diesen Bericht für richtig aus inneren Wahrscheinlichkeitsgründen. Allein er will nicht zugeben (und er schließt sich darin den meisten deutschen Bearbeitern Lessings an), daß damit Lessing zu einem Spinozisten mit Haut und Haar werde. Alles, was man sagen könne, sei, daß er sich in gewissen Beziehungen dem großen jüdischen Denker näher gefühlt habe, als irgend einem anderen Philosophen. Dafür glaubt Sime in Lessings Schriften die Beweise zu finden.

Freilich muß Sime zugeben (und darin theilt er nur die allgemein

darüber in Deutschland herrschende Ansicht), daß Lessing ein vollständiges philosophisches System, auch wenn er es vielleicht hatte, doch niemals in bestimmter Form ausprägte. Wir müssen uns seine philosophischen Ansichten theils aus einzelnen Aufsätzen von ihm, die specifisch philosophischen Inhalts sind, theils aus einzelnen Aeußerungen in seinen sonstigen Schriften heraussuchen.

Dies unternimmt Sime. Die erste hier einschlagende Schrift Lessings ist das „Gespräch über die Herrnhuter" (aus dem Jahre 1750 oder 1755). Als dessen letztes Wort bezeichnet Sime die Ansicht des Verfassers, daß der Mensch zum Handeln, nicht zum Vernünfteln geschaffen sei, daß es also auch in der Religion weit mehr auf die guten Handlungen, als auf die Spitzfindigkeiten der Dogmatik ankomme. Es ist das dieselbe Ansicht, die Lessing auch in seinen vielen Streitschriften gegen Goetze u. A. vertrat.

Daß Lessing damit eine absolute Gleichgültigkeit gegen alles speculative Wissen habe predigen wollen, nimmt Sime nicht an; mindestens sei er auf diesem Standpunkte nicht lange geblieben. Der berühmte Ausspruch Lessings von der vollen Wahrheit und dem Streben nach Wahrheit beweise zwar, daß er den Menschen für unfähig hielt, jemals in den Besitz der absoluten Wahrheit zu gelangen, aber auch, daß er eine stetige Beschäftigung mit den höchsten Problemen des Denkens als die Bestimmung des Menschen erkannte. Einer solchen stets fortschreitenden Erkenntniß werde auch in der „Erziehung des Menschengeschlechts" das Wort geredet.

In einer ganz anderen Richtung als jene über die Herrnhuter bewegt sich eine zweite Schrift Lessings ohngefähr aus derselben Zeit (1753 oder 1754): „Das Christenthum der Vernunft". Hier unternimmt Lessing eine speculative Ableitung oder Erklärung der Dreieinigkeit und ebenso der Schöpfung. Sime findet darin Spuren der Denkungsweise Spinozas. Aber können wir wol ernstlich einen jüdischen Philosophen als den intellectuellen Urheber einer Deduction der Dreieinigkeit, dieses so specifisch christlichen Dogmas, ansehen? Auch begegnen wir in derselben Schrift dem Gedanken einer Stufenreihe von Wesen, einem Gedanken, der weit mehr an Leibnitzens Monadenlehre erinnert. Uns scheint, diese Schrift, wie auch die kleine Abhandlung „über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott", sind Jugendversuche Lessings, sich von dem Verhältniß der Welt zu Gott und der verschiedenen Wesen in der Welt zu einander eine philosophische Vorstellung zu bilden, Versuche, die eben Versuche blieben, wie denn die erstgenannte Schrift selbst ohne eigentlichen Abschluß plötzlich abbricht. In der „Erziehung des Menschengeschlechts" (§. 73) kehrt die gleiche Vorstellung von der Dreieinigkeit wieder, aber auch nur aphoristisch, eingeleitet mit jenem bei Lessing so häufigen: Wie?, womit er oftmals einen Gedanken oder richtiger einen Gedankenanlauf zu marki-

ren pflegte, den er nur als ein Problem, als ein Ferment weitern Denkens hinwarf, ohne ihn allemal selbst aus= und zu Ende zu denken. Wir dürfen nicht vergessen, daß, wie Sime selbst sagt, Lessing kein systematischer Philosoph war, keiner sein wollte, daß es ihm oft mehr um das Anregen zu thun war, als um die strenge Durchführung eines Satzes oder einer Behauptung.

Schwerlich werden wir irregehen, wenn wir als den eigentlichen Kern aller Speculationen Lessings über des Menschen Bestimmung und seine höchsten Ziele auf der Erde einerseits die Erhebung zu thatkräftiger Sittlichkeit und Selbstveredlung, andrerseits die möglichste Abstreifung alles Dessen erkennen, was den Menschen vom Menschen trennt und den Einzelnen in die beengenden Schranken einer ausschließenden, unduldsamen, lieblosen Lebensauffassung bannt.

Noch eine besondere Seite Lessingscher Philosophie! Lessing speculirt über Freiheit oder Unfreiheit des Willens. In dem Gespräche mit Jacobi äußerte er (nach Jacobis Angabe): er verlange gar keine Willensfreiheit, er danke vielmehr Gott dafür, „daß er müsse, das Beste müsse". In der kurzen Bemerkung, womit er des jungen Jerusalem Aufsatz „über die Freiheit" begleitet, findet sich ganz derselbe Gedanke: „Zwang und Nothwendigkeit," heißt es hier, „nach welchen die Vorstellung des Besten wirket, wie viel willkommner sind sie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können!" Zur Erklärung, wie er jenes „das Beste müssen," meine, fügte er in dem Gespräche mit Jacobi hinzu: es sei ein Irrthum, wenn man den menschlichen Verstand als ein Erstes, Anstoßgebendes betrachte, da er doch, wie alles Andere, „von einer höhern Kraft abhängt, die unendlich erhaben über alles dieses Einzelne ist".

Offenbar dachte hier Lessing entweder an die „prästabilirte Harmonie" von Leibnitz, durch welche der ganze Zusammenhang der Begebenheiten in der Welt von Ewigkeit her durch Gott bestimmt ist, oder noch wahrscheinlicher (da er neben dem menschlichen Verstand auch die „Ausdehnung" nennt) an die Substanz Spinozas und die Abhängigkeit aller Einzelwesen von dieser, als bloßer „Modificationen" derselben. Jedenfalls sah er dasjenige, was „die Vorstellung des »Besten« im Menschen wirket," für etwas Höheres, Vollkommneres an, als den menschlichen Einzelwillen.

Wunderbar ist es, daß weder Sime, noch aber auch die deutschen Ausleger Lessings in diesem Punkte, weder Ritter noch Danzel, weder Schwarz noch Hebler, darauf aufmerksam gemacht haben, wie grundverschieden diese Auffassung Lessings von der Unfreiheit des menschlichen Willens von derjenigen Jerusalems ist, dessen Ansichten doch Lessing hier bekräftigen und vertheidigen will. Jerusalem findet die Unfreiheit des menschlichen Willens darin, daß jedem Denk= und Willensakte gewisse „dunkle Vorstellungen" vorausgehen, d. h. gewisse unklare Eindrücke äußerer

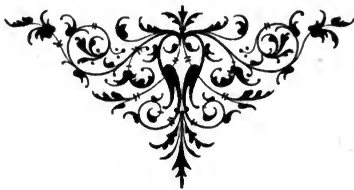
Dinge auf die Seele des Menschen, durch welche der Wille bestimmt werde. Es heißt in dem Aufsatze: „Das erste Glied in der Kette (unserer Handlungen oder Vorstellungen) ist immer eine Vorstellung, die durch einen sinnlichen Gegenstand rege gemacht ist." Wer fände nicht hierin jene Theorie von den „kleinen" Vorstellungen wieder (petites perceptions), die Leibnitz in seinen wider Locke gerichteten Nouveaux Essais sur l' Entendement humain so geistreich und mit so viel Scharfsinn entwickelte? Leibnitz bedient sich daselbst der äußerst feinen und sinnigen Unterscheidung zwischen blos veranlassenden und wirklich zwingenden Ursachen menschlicher Handlungen. Les petites perceptions, sagt er, font pencher la volonté humaine, mais ne la nécessitent pas, d. h. die „kleinen" oder „dunklen" Vorstellungen (die vorausgegangenen sinnlichen Eindrücke) lenken zwar den menschlichen Willen hierhin oder dorthin, aber sie zwingen ihn nicht, gerade so oder so zu handeln; der Wille ist immer noch stark genug, sich diesem Einflusse zu entziehen, gegen die sinnlichen Eindrücke zu reagiren. Jerusalem findet die Freiheit des menschlichen Willens darin, daß derselbe im Stande ist, die „dunklen" Vorstellungen „zu deutlichen aufzuklären" und dadurch „dasjenige, was unsere Vernunft uns als das höchste Gut vorstellt, demjenigen, was unsere Leidenschaften als Gut vorstellen, bei der Wahl vorzuziehen und danach seine Handlungen einzurichten". Bei Jerusalem, wie bei Leibnitz, ist also das, was den menschlichen Willen beeinflußt (nicht „zwingt"), etwas Niedereres, als der Wille, etwas Materielles; bei Lessing ist es etwas Höheres, nämlich jene „höhere Kraft, von der Alles abhängt" und die „unendlich erhaben über alles Einzelne ist". Anderwärts allerdings, z. B. in dem Zusatz zum zweiten „Wolfenbüttler Fragment", bedient sich auch Lessing (wie Hebler richtig hervorhebt) jener Auffassungsweise Jerusalems von den „dunklen Vorstellungen" oder „sinnlichen Begierden", die „zu schwächen" wir in uns das Vermögen haben.

Sime hat sich die Sache noch etwas anders zurechtgelegt — geistvoll und in seiner Art auch consequent, nur zweifeln wir, ob im Sinne jener oben angeführten Worte Lessings. Er sagt: ein Mensch von ausgeprägtem Charakter wird im gegebenen Falle, wo er zwischen gut und bös zu wählen hat, das Erstere wählen. Dies stimmt ohngefähr mit dem zusammen, was Kant den „intelligibeln Willen" oder „Charakter" des Menschen nannte. Sime beruft sich dabei auf eine Stelle im „Nathan", wo Nathan zum Derwisch sagt: „Niemand muß müssen, und ein Derwisch müßte? Was müßt' er denn?" Derwisch: „Warum man ihn recht bittet und er für gut erkennt, das muß ein Derwisch." Nathan: „Bei unsrem Gott, da sagst du wahr." Hier trifft allerdings das zu, was Sime vom „Charakter" sagt; allein diese Stelle im „Nathan" und jene andere Aeußerung Lessings sind offenbar zwei ganz verschiedene Dinge — wiederum ein Beweis, daß wir es bei Lessing nicht mit einem abgeschlossenen philosophischen Systeme zu thun haben, sondern daß er es liebte, solche spe-

culative Probleme auch einmal von verschiedenen Seiten zu betrachten. Es kam ihm eben darauf an (wie er selbst dies aussprach), unablässig die Wahrheit zu suchen, ohne sich einzubilden, jemals die ganze Wahrheit entdeckt zu haben.

Lessings Theorie von der „Seelenwanderung" betrachtet Sime mehr als einen geistreichen Gedanken, denn als eine wohlbegründete und klar entwickelte Ansicht. Dagegen hält er Lessing für einen entschiedenen Anhänger der Leibnitzschen Idee von der „besten Welt" — nicht in dem Sinne, daß in der wirklichen Welt Alles auf's Beste sich verhalte, wohl aber in dem, daß die Welt und namentlich die moralische Welt, die Menschheit, in einem stetigen Fortschritt zum Besten begriffen sei.

Doch — wir müssen mit unseren Betrachtungen auch über diesen Theil des Simeschen Buches zu Ende kommen! Wir scheiden von demselben mit aufrichtiger Achtung für des Verfassers Gründlichkeit, Unbefangenheit und für sein feines Eindringen in alle Seiten und Richtungen des Lessingschen Wesens und mit dem nochmaligen Ausdruck herzlicher Freude darüber, daß unser großer Kritiker, Dichter und Denker einen seiner würdigen Biographen und Ausleger in dem uns stammverwandten englischen Volke gefunden hat.





Die Telegraphenschrift des Himmels.

Von

H. W. Vogel.

— Berlin. —

In der elektrischen Telegraphie benutzt man einen sogenannten Schreibapparat, der von dem amerikanischen Maler Morse erfunden wurde. Dieser Apparat macht auf einem Papierstreifen Punkte oder Striche, wenn ein Telegraphist auf einer fernen Station den mit dem Apparate in Verbindung stehenden elektrischen Strom öffnet und schließt. Diese Punkte und Striche bilden die Buchstaben der elektrischen Telegraphenschrift. Eine ähnliche Telegraphenschrift empfangen wir von den Sternen, nicht auf den Schwingen des elektrischen Stromes, sondern auf den Schwingen des Lichts, es sind die dunklen Linien, die sich in dem Spectrum des Sternenlichts zeigen.

Seit 200 Jahren kennt man das Sonnen-Spectrum, aber erst im Anfang dieses Jahrhunderts beobachtete Wollaston dunkle Streifen in demselben. Fraunhofer, der berühmte Münchner Optiker, unterwarf diese einem sorgfältigen Studium und erkannte bereits, daß das Spectrum der Fixsterne zum Theil ganz andere, zum Theil dieselben Linien zeigt, als das der Sonne, aber er vermochte nicht, die seltsame Linienschrift zu enträthseln, und fast 50 Jahre vergingen, ehe man in diesen Linien Buchstaben erkannte, in welchen uns die selbstleuchtenden Himmelskörper ihre Bestandtheile telegraphiren. Die Enträthselung dieser Schrift erinnert an die Entzifferung der Hieroglyphen.

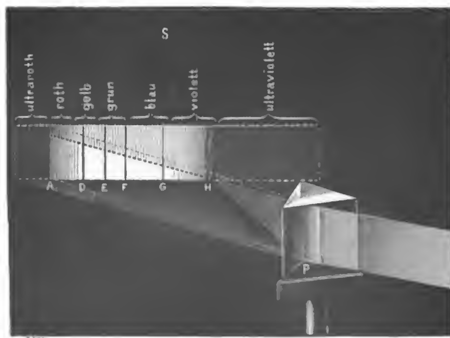
Im British Museum befindet sich ein unter dem Namen des Steins von Rosette bekannter schwarzer Stein, der in Unterägypten gefunden wurde. Er enthält eine dreifache Inschrift, eine griechische, demotische und hieroglyphische, die beiden ersteren leicht lesbar, die letztere ein Räthsel. Aus der griechischen Inschrift ging hervor, daß alle drei Schriften desselben Inhalts sind. Dennoch war bei der Verschiedenheit der Wort- und Satz-

bildung in den verschiedenen Sprachen eine Deutung der hieroglyphischen Zeichen mehr als schwierig. Da erkannte Thomas Young, der berühmte Physiker, der schon als Knabe Proben seines staunenswürdigen Sprachentalents gegeben hatte, daß jedem Königsnamen in der griechischen Inschrift gewisse, mit einer elliptischen Linie umzogene Zeichen in der Hieroglyphenschrift entsprechen und daß bei Wiederkehr desselben Königsnamens in der griechischen Schrift die gleichen Zeichen in der Hieroglyphenschrift sich wiederholen. Diese Regelmäßigkeit konnte kein Zufall sein; diese Zeichen und diese Namen bedeuten dasselbe, sagte Th. Young und der erste Schritt zur Lösung der Hieroglyphenschrift war damit gethan.

In ähnlicher Weise lernte man die Telegraphenschrift der Sterne erst dann lesen, als man andere analoge Schriften, deren Bedeutung man kannte, mit ihr verglich und die auffallende Uebereinstimmung der Zeichen gewahr wurde.

In dem Spectrum der Sonne gibt es tausende von dunklen Linien. Fraunhofer erkannte, daß dieselben eine fest bestimmte Lage zu einander haben, so daß man gewisse Linien und Liniengruppen sofort wieder erkennt, gleichviel mit welchem Instrument man dieselben beobachtet. Er stellte die Lage von nicht weniger als 576 Sonnenlinien fest, entwarf eine genaue Zeichnung derselben und benannte die charakteristischsten derselben mit Buchstaben, die in dem Spectrum eingeschrieben sind, dessen Entstehung beifolgende Figur 1 versinnlicht, die bereits bei einer frühern Gelegenheit in dieser Zeitschrift zur Erläuterung diente (siehe Octoberheft 1877 S. 102).

Fig. 1.



Läßt man auf das in dieser Figur sichtbare Glasprisma P, statt des schmalen Bündels Sonnenlicht das Licht einer mit Kochsalz gelb ge-

färbten Spiritusflamme fallen, so entsteht, statt des leuchtenden siebenfarbigen Spectrums mit seinen dunklen Linien, eine einzige helle gelbe Linie und diese nimmt genau die Stelle der mit D bezeichneten dunklen Sonnenlinie ein. Man bemerkt diese Uebereinstimmung der Lage sofort, wenn man auf die untere Hälfte des Prismas das Kochsalzspirituslicht, auf die obere Hälfte Sonnenlicht fallen läßt. Die helle gelbe Linie liegt dann genau in der Verlängerung der dunklen mit D bezeichneten Linie, wie solches Fig. 2 darstellt.

Fig. 2.



Läßt man das Licht beider Lichtquellen nacheinander durch 2 Prismen gehen, so spaltet sich sowol die helle Kochsalzlichtlinie als auch die dunkle Sonnenlinie D in zwei Linien und wiederum liegen die hellen Linien genau in der Verlängerung der dunklen.

Diese wahrhaft frappirende Uebereinstimmung entdeckte bereits Fraunhofer, er hatte somit in der unter einander gestellten spectralen Sonnen- und Flammenschrift zwei übereinstimmende Zeichen gefunden; aber das eine Zeichen war hell, das andere dunkel und dieser Gegensatz war zu auffällig, um die Uebereinstimmung für etwas mehr als einen Zufall zu nehmen.

So blieb das Räthsel der Sonnenschrift vorläufig ungelöst und nur schrittweise kam man seiner Lösung näher.

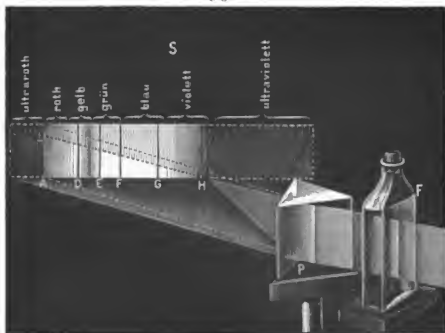
Schon Fraunhofer hatte festgestellt, daß in dem Licht unserer Kerzen, Lampen und Gasflammen nicht die Spur von dunklen Linien sichtbar ist. Alle diese Flammen liefern ein Spectrum, welches aus einem homogenen ununterbrochenen Regenbogenfarbenstreifen besteht. Man erkannte aber bald, daß wenn die Strahlen dieser Flammen durch gewisse durchsichtige, namentlich farbige Körper gehen, sich in ihrem Spectrum dunkle Streifen bilden. So liefert Anilinroth-Lösung, in den Gang der Strahlen eingeschaltet, einen dunklen Streifen im Gelbgrün (siehe Fig. 3), indem es von den vielen farbigen Strahlen, die im Lampenlichte enthalten sind, die grüngelben verschluckt oder absorbirt, alle übrigen aber durchläßt.

Mit den feinen zarten Sonnenlinien hat dieser dicke verwaschene Streif freilich nur eine oberflächliche Aehnlichkeit. Bringt man aber in das Fläschchen F (Fig. 3) einen Tropfen rother rauchender Salpetersäure, so füllt dieses sich mit dem Dampf der gedachten Flüssigkeit und dann erscheinen in dem Spectrum des durchgehenden Lampenlichts den Sonnenlinien ähnliche, feine dunkle Linien zu Hunderten, indem der Dampf der genannten Säure ebenfalls gewisse Strahlen des Spectrums verschluckt oder absorbirt.

Diese Thatsache berechtigte zu der Annahme, daß auch die zahlreichen dunklen Linien des Sonnenspectrums durch „Absorption" in irgend einem

Dampfe oder Gase entstünden, und damit fing der Schleier des Geheimnisses der Sonnenlinien an, sich allmählich zu lüften. Bald entdeckte man andere farbige Dämpfe, die ähnliche, wenn auch in ihren Linien verschiedene Spectra lieferten. Aber keins dieser „Linienspectra" stimmte mit dem Sonnenspectrum überein.

Fig. 3.



Da beobachtete der verdienstvolle Optiker Brewster beim genaueren Studium des Sonnenspectrums, daß manche dunklen Linien auffallend breiter werden, wenn die Sonne sich dem Horizont nähert, daß sogar alsdann neue Linien auftreten, und diese Erscheinung ließ sich nur daraus erklären, daß die atmosphärische Luft diese Linien verursacht, indem sie, gleich den genannten Dämpfen, gewisse Strahlen verschluckt. Morgens und Abends ist die Dicke der Luftschicht, welche die Sonnenstrahlen durchlaufen müssen, um bis zum Erdboden zu dringen, bedeutend größer als am Mittag, in Folge dessen ist auch die Absorption stärker; daher erklärt sich das Erscheinen neuer und das Breiterwerden schon vorhandener Linien.

Leider aber konnten nicht alle, sondern nur einzelne Linien des Sonnenspectrums als durch die Atmosphäre veranlaßt gedeutet werden; wäre letztere die alleinige Ursache derselben, so müßten sich in den Spectren der Fixsterne genau dieselben Linien zeigen, wie im Sonnenlicht. Daß dieses nicht der Fall sei, erkannte schon Fraunhofer, er erklärte daher mit größter Zuversicht bereits im Jahre 1814, daß, was auch immer die Ursache der Linien sein möge, diese nicht innerhalb, sondern außerhalb der Atmosphäre gesucht werden müsse.

Das war ungefähr der Standpunkt unserer Kenntnisse bis zum Jahre 1859. Streng genommen waren wir von 1814 bis 1859 nur wenig vorwärts gekommen. Es herrschte im Gebiete des Wissens über

die geheimnißvolle Sonnenfernschrift dunkle Nacht und ihr entsprachen die hochgelehrten und jetzt so kindlich erscheinenden Hypothesen über die Natur der Sonne, die um jene Zeit in allen Schulen, in welchen Physik getrieben wurde, als Wahrheit gelehrt wurden und die Arago, der große Physiker, folgendermaßen hinstellt:

„Man ist zu der definitiven (!) Annahme genöthigt, daß die Sonne aus einem dunklen Körper besteht, welchen zunächst eine in gewissem Grade undurchsichtige, das Licht zurückstrahlende Atmosphäre umhüllt, daß hierauf eine leuchtende Atmosphäre oder Photosphäre folgt, die selbst wiederum in einer gewissen Entfernung von einer durchsichtigen Atmosphäre umgeben ist. — Wenn man mich fragt, ob die Sonne von Wesen bewohnt sein kann, welche eine analoge Organisation besitzen wie die, welche unsere Erde bevölkern, so werde ich nicht anstehen, eine bejahende Antwort zu ertheilen.“ Wie Arago

so lehrten vom Katheder
Herr Puffendorf und Feder

und fanden Glauben bei Jung und Alt, denn auch im Bereiche der Naturwissenschaften gibt es Dogmen, die auf Treu und Glauben genommen werden müssen und genommen werden. In ihrer maßlosen Selbstüberschätzung als sogenannte Herren der Schöpfung sahen sich die Menschen für einen so unentbehrlichen Factor innerhalb der letzteren an, daß sie ihr Dasein auf Sonne, Mond, Planeten und Fixsternen als selbstverständlich erachteten und alle Theorien, welche dieser Anschauung huldigten, mit Vergnügen acceptirten. — Da wurde es plötzlich und fast unerwartet Tag. Im October 1859 verkündete der Bericht der Berliner Akademie der Wissenschaften der Welt die Lösung des Räthsels der Sterntelegraphenschrift, die Entdeckung der wahren Ursache der Fraunhoferschen Linien durch G. Kirchhoff. Bald darauf folgte in Poggendorffs Annalen 1860 die Publication der „chemischen Analyse durch Spectralbeobachtungen“ durch Kirchhoff und Bunsen, und mit Staunen und Bewunderung vernahmen die Chemiker und Astronomen von einer ganz neuen Untersuchungsmethode, welche ihre bisher getrennt neben einander wandelnden Fachwissenschaften eng verknüpfte, ihren Gesichtskreis in's Ungemessene erweiterte und neue wunderbare Geheimnisse der Schöpfung offenbarte. Hören wir, wie das Räthsel der Sonnenlinienschrift gelöst wurde.

Kirchhoff erzählt: „Um die mehrfach behauptete Coincidenz (das Zusammenfallen) der durch eine Kochsalzflamme erzeugten Natriumlinien mit den D-Linien des Sonnenspectrums zu prüfen, entwarf ich ein mäßig helles Sonnenspectrum und brachte dann vor den Spalt des Apparats (d. i. die schmale schlitzförmige Oeffnung, durch welche man das flache Sonnenstrahlenbündel [Fig. 1] erzeugt) eine Natrium-(Kochsalz)-Flamme. Ich sah dabei die dunklen D-Linien in helle sich verwandeln. — Ich ließ dann vollen Sonnenschein durch die Natriumflamme auf den Spalt

fallen und sah da zu meiner Verwunderung die dunklen D-Linien in außerordentlicher Stärke hervortreten. Ich ersetzte das Licht der Sonne durch das Drummondsche Kalklicht, dessen Spectrum — keine dunkeln Linien hat; wurde dieses Licht durch eine geeignete Kochsalzflamme geleitet, so zeigten sich im Spectrum dunkle Linien an den Orten der Natriumlinien!" So hatte Kirchhoff in dem Spectrum eines Lichts, welches für sich keine dunklen Linien gibt, solche erzeugt, und zwar durch eine helle Flamme; es klingt parodox, aber es ist Thatsache.

Dieselbe Flamme, deren Licht im Spectrum zwei helle gelbe Linien liefert, verschluckt das gelbe Licht einer andern Lichtquelle, deren Strahlen durch die bewußte gelbe Flamme gehen. In der gelben Flamme aber ist der gelbe Dampf des Metalls enthalten, welcher einen Hauptbestandtheil des Kochsalzes bildet, das Natrium, und so wurde die große Wahrheit entdeckt: die dunklen Linien D des Sonnenspectrums werden durch glühenden Natriumdampf erzeugt.

Der Sonnenbuchstabe D war somit enträthselt und zu gleicher Zeit der Schlüssel zur Lösung der übrigen gefunden. Kirchhoffs Genius erkannte das diesen Erscheinungen zu Grunde liegende Naturgesetz: dieselben Strahlen, welche ein glühender Dampf aussendet, werden von dem Dampfe absorbirt, wenn fremdes Licht durch ihn hindurchgeht. Und was Kirchhoff durch Speculation gefunden, das bestätigte das Experiment getreu dem Dichterwort:

Mit dem Genius steht Natur im ewigen Bunde,
Was der eine verspricht, hält die andre gewiß.

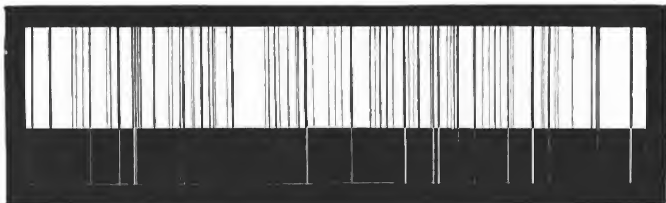
Nachdem das Gesetz der Absorption glühender Dämpfe (diese sind es auch, welche die Flammen unserer Feuerwerkskörper färben: Strontiandampf leuchtet in diesen mit rothem, Barytdampf mit grünem, Kupferdampf mit blauem Licht) erkannt war, hatte die weitere Lösung des Räthsels der Sonnenschrift keine Schwierigkeiten mehr.

Die Entzifferung des Steins von Rosette wiederholte sich in anderer Form. Kirchhoff ließ das Licht glühender Metalldämpfe auf den unteren Theil, das Sonnenlicht auf den oberen Theil seines Prismas fallen, so erhielt er die dunklen Linien der Sonnenschrift und die hellen Linien des leuchtenden Dampfes übereinander und so erkannte er die Uebereinstimmung einer ganzen Reihe von Linien.

Manche Leser werden zu wissen wünschen, wie man Metalldämpfe erzeugt. Solches ist leicht mit Hülfe des elektrischen Funkens. Springt derselbe zwischen Metallen über, so erfolgt gleichzeitig durch die dabei sich entwickelnde sehr hohe Temperatur eine Losreißung und Verflüchtigung von Metalltheilchen unter glänzender Lichterscheinung. So kann man Eisen, Kupfer, Gold, selbst Platina verflüchtigen. Die Spectra, welche diese Metallfunken geben, bestehen aus einer großen Zahl heller Linien. Eisen gibt deren z. B. 450 und als Kirchhoff diese neben dem Sonnenspectrum beobachtete, da zeigte sich eine frappante Uebereinstimmung mit

gewissen Sonnenlinien, wie sie beifolgende Figur, welche einen Theil des Spectrums im Grün darstellt, veranschaulicht. Kirchhoff erkannte, daß nicht nur jeder hellen Eisenlinie eine dunkle Sonnenlinie entspricht, sondern daß auch die Intensität, Dicke, kurz der ganze Charakter derselben mit

Fig. 4.



einander harmoniren, und diese Thatsache erklärt sich nur durch die Annahme, daß das Licht der Sonne durch Eisendämpfe gegangen ist, bevor es zur Erde gelangte. So hatte Kirchhoff durch Vergleichung der Sonnenlinienschrift mit der künstlich entworfenen Eisenlinienschrift einen zweiten Sonnenbuchstaben enträthselt, und dieser bedeutete Eisen.

Wohl kannte man die Spectra der glühenden Metalldämpfe schon früher. Wheatstone, der bekannte Physiker, welcher die Geschwindigkeit der Elektricität maß, hatte bereits im Jahre 1835 Metallspectra beobachtet, aber abgesehen von einem flüchtigen Versuch von Brewster war es Niemandem eingefallen, ein solches Metallspectrum neben dem Sonnenspectrum zu beobachten, Kirchhoff unternahm es und er entdeckte den Schlüssel zur Telegraphenschrift des Himmels.

Wo befinden sich aber die glühenden Eisendämpfe, welche durch Absorption des weißen Sonnenlichts jene schwarzen Linien erzeugen?

Hören wir Kirchhoffs Antwort, die er in den Berichten der Berliner Akademie vom Jahre 1861 publicirte: „Die Eisendämpfe könnten in der Atmosphäre der Sonne oder in der der Erde vorhanden sein. Aber in unserer Atmosphäre kann man unmöglich Eisendämpfe in einer Menge annehmen, die zureichend wäre, um so ausgezeichnete Absorptionslinien im Sonnenspectrum hervorzurufen, als die den Eisenlinien entsprechenden sind; um so weniger, als diese Linien nicht eine merkbare Veränderung erleiden, wenn die Sonne sich dem Horizonte nähert. Der Annahme solcher Dämpfe in der Atmosphäre der Sonne steht aber bei der Höhe der Temperatur, die wir dieser zuschreiben müssen, Nichts entgegen. Die Beobachtungen des Sonnenspectrums scheinen mir hiernach die Gegenwart von Eisendämpfen in der Sonnenatmosphäre mit einer so großen Sicherheit zu beweisen, als sie bei den Naturwissenschaften überhaupt erreichbar ist. — Nachdem so die Gegenwart eines irdischen Stoffes in der Sonnenatmosphäre festgestellt

und durch dieselbe eine große Zahl der Fraunhoferschen Linien erklärt ist, liegt die Vermuthung nahe, daß auch andere irdische Stoffe dort sich befinden und durch die Absorption, die sie ausüben, andere von den Fraunhoferschen Linien hervorbringen. Es ist namentlich wahrscheinlich, daß Stoffe, welche hier an der Erdoberfläche in großen Massen vorhanden sind und welche zugleich durch besonders helle Linien in ihren Spectren sich auszeichnen, auf ähnliche Weise, wie das Eisen, sich in der Sonnenatmosphäre bemerklich machen werden. Es ist das in der That der Fall bei Calcium, Magnesium und Natrium. Allerdings ist die Zahl der hellen Linien in dem Spectrum eines jeden dieser Metalle nur ein kleine, aber diese Linien, sowie diejenigen des Sonnenspectrums, mit denen sie zu coincidiren scheinen, sind von so ausgezeichneter Deutlichkeit, daß ihre Coincidenzen sich mit ganz besonderer Schärfe beobachten lassen. Hierzu trägt der Umstand noch wesentlich fördernd bei, daß diese Linien in Gruppen vorkommen, deren Coincidenzen schärfer als die Coincidenzen einzelner Linien wahrgenommen werden können. Die Linien des Chroms bilden auch eine sehr ausgezeichnete Gruppe, die mit einer gleichfalls sehr deutlichen Gruppe Fraunhoferscher Linien übereinstimmt; auch die Anwesenheit des Chroms in der Sonnenatmosphäre glaube ich hiernach behaupten zu dürfen. — Es schien von Interesse, zu prüfen, ob in der Sonnenatmosphäre auch Nickel und Kobalt vorhanden sind, diese steten Begleiter des Eisens in den Meteormassen. Die Spectren dieser beiden Metalle zeichnen sich, wie das des Eisens, durch die außerordentlich große Zahl ihrer Linien aus. Aber die Linien des Nickels und mehr noch die des Kobalts sind sehr viel weniger hell, als die des Eisens; ich konnte ihre Lage daher lange nicht mit der Genauigkeit beobachten, wie es bei den Eisenlinien möglich gewesen war. Die helleren Linien des Nickels scheinen alle mit Linien des Sonnenspectrums zu coincidiren; dasselbe findet statt bei einigen Linien des Kobalts, bei anderen von merklich gleicher Helligkeit aber nicht. Ich glaube aus meinen Beobachtungen schließen zu dürfen, daß Nickel in der Sonnenatmosphäre sichtbar ist, ob dasselbe von Kobalt gilt, darüber halte ich mein Urtheil zurück. Baryum, Kupfer und Zink scheinen in der Sonnenatmosphäre vorhanden, aber nur in geringer Menge. Die übrigen Metalle, welche ich zu untersuchen habe, nämlich Gold, Silber, Quecksilber, Aluminium, Kadmium, Zinn, Blei, Antimon, Arsen, Strontium und Lithium sind im Spectrum der Sonnenatmosphäre nicht sichtbar."

Nach diesen Thatsachen blieb zur Erklärung der dunklen Linien des Sonnenspectrums nur die Annahme übrig, daß die Sonne aus einem hellleuchtenden, in höchster Weißgluth befindlichen Kern besteht, der umgeben ist von einer glühenden Dampfatmosphäre von etwas geringerer Temperatur.

„Diese Vorstellung von der Beschaffenheit der Sonne ist in Uebereinstimmung mit der von Laplace begründeten Hypothese über die Bildung

unseres Planetensystemes. Wenn die Masse, die jetzt in den einzelnen Körpern desselben concentrirt ist, in früheren Zeiten einen zusammenhängenden Nebel von ungeheurer Ausdehnung bildete, durch dessen Zusammenziehung Sonne, Planeten und Monde entstanden sind, so mußten alle diese Körper bei ihrer Bildung im Wesentlichen von ähnlicher Beschaffenheit sein. Die Geologie hat gelehrt, daß die Erde einst in glühend flüssigem Zustande sich befunden hat, man muß annehmen, daß auch die andern Körper unseres Systemes einmal in einem solchen gewesen sind. Die Abkühlung, die in Folge der Ausstrahlung der Wärme bei allen eingetreten ist, hat aber bei ihnen, vornehmlich je nach der verschiedenen Größe, sehr verschiedene Grade erlangt und während der Mond kälter als die Erde geworden ist, ist die Temperatur der Oberfläche des Sonnenkörpers noch nicht unter die Weißglühhitze gesunken."

„Die irdische Atmosphäre, die jetzt nur wenige Elemente (hauptsächlich Stickstoff und Sauerstoff) enthält, mußte, als die Erde noch glühte, eine viel mannichfaltigere Zusammensetzung haben, alle in der Glühhitze flüchtigen Stoffe mußten in ihr vorkommen. Eine entsprechende Beschaffenheit muß noch heute die Oberfläche der Sonne besitzen."

Diese Kirchhoffsche Lehre war so überzeugend, sie war so sicher durch die Theorie und das Experiment gestützt, daß sie alle Gelehrten sofort für sich gewann, unähnlich anderen Theorien, die auf zähen Widerstand stießen und erst nach jahrelangem Kampfe den Sieg gewannen, z. B. die Lehre von der Axendrehung der Erde, die Wellentheorie des Lichtes, die Lehre vom Luftdruck und die Newtonsche Farbenlehre.

Wie Columbus' Entdeckung den tellurischen Gesichtskreis der Menschen erweiterte und eine neue Welt auf Erden erschloß, so erweiterte die Entzifferung der Sternschrift den kosmischen Gesichtskreis und erschloß ein neues Gebiet der Wissenschaften, „die Chemie des gestirnten Himmels".

Kirchhoff begnügte sich damit, den Schlüssel zur Lösung der Telegraphenschrift des Himmels geliefert zu haben. Es lag ihm fern, das Räthsel aller Sonnenlinien lösen zu wollen. Er überließ das den zahlreichen Forschern, die mit Feuereifer die neue Beobachtungsmethode ergriffen.

Bald entdeckte man noch andere Metalle, wie Strontian, Kadmium, Kobalt, (dessen Gegenwart Kirchhoff zweifelhaft erschienen war), Mangan, Titan, Kupfer und Uran und auch ein Nichtmetall, das Wasserstoffgas.

Nach Kirchhoffs Anschauung müssen die glühenden Dämpfe und Gase, welche in dem Lichte des weißglühenden Sonnenkörpers gewisse Strahlen auslöschen und dadurch dunkle Linien liefern, für sich allein (ohne das Licht des Sonnenkörpers dahinter) helle Linien erzeugen, ebenso wie eine Kochsalzspiritusflamme, die, vor ein Knallgaslicht gehalten, zwei dunkle Linien erzeugt, für sich allein durch das Prisma betrachtet, zwei helle Linien liefert.

Nun ist man bei gewissen Gelegenheiten in der Lage, das Licht der

Dämpfe der Sonnenatmosphäre für sich allein, ohne das Licht des darunter befindlichen Sonnenkörpers, beobachten zu können, das ist bei totalen Sonnenfinsternissen.

Mit Ungeduld erwartete man nach Kirchhoffs Entdeckung die erste Sonnenfinsterniß, es war die berühmt gewordene von 1868. Deutsche, englische und französische Beobachter begaben sich zu ihrer Beobachtung nach Indien, und dem Franzosen Janssen glückte es zuerst, helle Linien in der Atmosphäre der total verfinsterten Sonne zu sehen; diese Linien gehörten dem Wasserstoff an. Somit war Kirchhoffs Theorie auf das Schönste bestätigt.

Janssen erkannte diese Linien zuerst in dem Spectrum der Protuberanzen, d. h. der rosafarbenen Hervorragungen, die gleich Wolken oder Feuersbrünsten, oder gewaltigen Hörnern über den verfinsterten Sonnenrand hoch hinausragen. Er erkannte aber auch, daß die gesehenen hellen Linien von solcher Intensität waren, daß er die Hoffnung äußerte, dieselben auch bei hellem Tage, trotz des glühenden Lichtes der Sonne, wahrnehmen zu können. Und diese Hoffnung ging in Erfüllung. Als er sein Instrument am folgenden Tage auf den Sonnenrand einstellte, erkannte er helle Linien und zwar dieselben, die er Tags vorher gesehen. Er erkannte dadurch, daß die gewaltige, an 20,000 Meilen hohe Protuberanz, welche er während der Finsterniß beobachtete, einen Tag später nicht mehr vorhanden war. Ehe der Bericht über seine Beobachtungen nach Europa gekommen war, glückte es Lockyer, die hellen Protuberanzenlinien ohne Sonnenfinsterniß zu beobachten. Mit Eifer wurde nunmehr der Sonnenrand auf helle Linien im Spectroskope geprüft, die Sonnenflecke und die sie umgebenden Halbschatten und hellglänzenden Fackeln wurden in gleicher Weise auf's Korn, oder besser gesagt, auf den Spalt des Spectroskops genommen und Lockyer, Respighi, Janssen, Zoellner, H. C. Vogel, Tachini, Secchi, Young ꝛc. förderten durch ihre Beobachtungen innerhalb weniger Jahre großartiges Material über die Natur unseres Sonnenkörpers zu Tage.

Man stellte fest, daß die Protuberanzen nur locale Anhäufungen von Wasserstoff sind, Sonneneruptionen, bei welchen die glühenden Gasmassen hoch hinausgeschleudert werden, so daß sie zum Theil bis zu 14 Erddurchmesser über den Sonnenkörper emporsteigen. Man erkannte in diesen glühenden Gasmassen auch noch die hellen Linien des Kalks, Magnesiums, Natriums, Baryums, Nickels, Eisens und Mangans. Man stellte fest, daß abgesehen von localen Wasserstoffanhäufungen die Sonne ringsum mit einer wesentlich wasserstoffhaltigen, helle Linien im Spectrum zeigenden Atmosphäre umgeben ist, die Lockyer Chromosphäre nannte, und Young gelang es, bei der Sonnenfinsterniß von 1870, in schönster Bestätigung der Kirchhoffschen Theorie, nicht nur einzelne helle Linien darin wahrzunehmen, sondern sämmtliche dunkle Linien des Sonnenspectrums im Moment der völligen Bedeckung der Sonne durch den Mond als helle Linien zu erblicken.

Die Wasserstoffmassen, welche die Sonne umgeben, leuchten aber zum Theil mit solcher Gluth, daß sie selbst mitten auf der Sonnenscheibe als helle Linien erscheinen. Dieses geschieht namentlich an den hochglänzenden Stellen, welche die sogenannten Sonnenfackeln bilden und die nichts weiter darstellen, als Protuberanzen mitten auf der Sonnenscheibe.

Neuerdings erkennt man aber die Protuberanzen am Rande der Sonne nicht blos an ihren hellen Linien. Vervollkommnete Spectralapparate erlauben, nach der Methode des trefflichen Astrophysikers Zoellner in Leipzig, dieselben in ihrer vollen Gestalt wahrzunehmen. Zoellner selbst wurde durch seine Beobachtungsmethode am 1. Juli 1869 Zeuge einer hochinteressanten Sonnenrevolution, bei welcher plötzlich mächtige Protuberanzen vor seinen Augen auftauchten, ihre Gestalt in der seltsamsten Weise veränderten und wieder verschwanden. Wir geben nachfolgend Zoellners Beschreibung und Abbildungen.

„Die erste Protuberanz, welche ich beobachtete, ist in Figur 5 dargestellt. Ueber einer intensiv leuchtenden kegelförmig am Sonnenrand aufsteigenden Masse breitet sich ein wolkenartiges Gebilde von geringer Intensität aus.

Fig. 5.



Fig. 6.



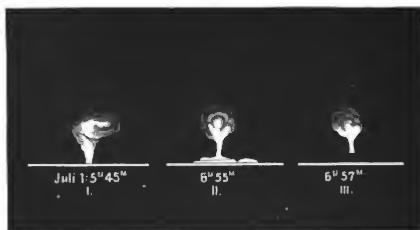
„Eins der merkwürdigsten Gebilde war die in Figur 6 dargestellte Protuberanz. Ich traute meinen Augen kaum, als ich an demselben die züngelnden Bewegungen einer Flamme wahrnahm. Diese Bewegung war jedoch langsamer, als die entsprechende hochauflodernder Flammen bei Feuersbrünsten, sie dauerte 2 bis 3 Sekunden."

Eine dieser ähnliche Protuberanz beobachtete die norddeutsche Sonnenfinsternißexpedition, bei welcher Schreiber dieses betheiligt war, 1868 in Aden in Südarabien und gelang es der Expedition, deren etwas gekrümmte Gestalt photographisch zu fesseln.

Von der großen Schnelligkeit, mit welcher Protuberanzen, ihrer Form und Intensität nach, sich verändern, geben die Abbildungen in Fig. 7 Beispiele. In diesen sind die verschiedenen Gestalten dargestellt,

welche eine und dieselbe von Zöllner beobachtete Protuberanz in den darunter angegebenen Zeiten annahm.*)

Fig. 7.



Zieht man in Betracht, daß die Protuberanzen Fig. 5 und 7 eine Höhe gleich dem vierfachen Erddurchmesser aufwiesen, die Protuberanz Fig. 6 sogar eine Höhe gleich dem $13^1/_2$fachen, daß ferner bei den in

Fig. 8.

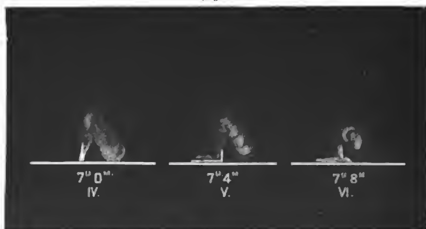


Fig. 7 abgebildeten Veränderungen der Gestalt die einzelnen Theile Bewegungen durch eine Strecke von circa 6000 geogr. Meilen innerhalb weniger Minuten vollführten, so bekommt man einen annähernden Begriff von der Kolossalität der Sonnenausbrüche, mit denen verglichen die verheerendsten Vulkanausbrüche unserer Erde als eitel Spielerei erscheinen. Und diese Sonnenrevolutionen gehen fast täglich vor sich, wenn auch Perioden der Ruhe eintreten, wo sie minder heftig erscheinen. Man hat Bewegungen an Protuberanzen beobachtet, bei denen diese in der Sekunde 20 Meilen durchliefen, während der fürchterlichste irdische Orkan kaum mehr als $^1/_{12}$ Meile in der Sekunde durchrast.

So bedeutende Resultate die Spectroskopie der Sonne aber auch

*) Die Zeitangabe unter der ersten Figur ist unrichtig. Es ist statt 5 U. 45 M. 6 U. 45 M. zu lesen.

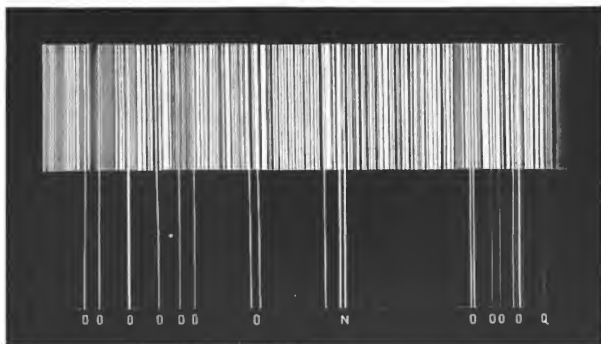
zu verzeichnen hat, so sind wir noch weit entfernt, die Ursache aller Sonnenlinien bestimmen zu können. Etwa 1700 Linien haben Kirchhoff, Hoffmann, Angström und Thalen in dem sichtbaren Theile des Sonnenspectrums verzeichnet, aber nur ungefähr der sechste Theil derselben ist bisher sicher gedeutet worden.

Uebersieht man die Zahl der auf der Sonne gefundenen Elemente, so erscheint es auffällig, daß Körper, die unter den Bestandtheilen unserer Erde eine wichtige Rolle spielen, z. B. der Sauerstoff, der allein $^1/_5$ unserer Atmosphäre ausmacht und einen Hauptbestandtheil der festen und flüssigen Erdoberfläche und sicher auch des Erdinnern bildet, dort oben noch nicht gefunden worden ist.

Man hat die Linien des glühenden Sauerstoffs auf das Aufmerksamste mit den Sonnenlinien verglichen, jedoch ohne positives Resultat. Ebenso vergeblich war das Forschen nach den Linien des Stickstoffs, des Schwefels, des Siliciums und anderer Nichtmetalle.

In neuester Zeit ist die Lösung dieses Räthsels versucht worden. Professor Draper photographirte den violetten Theil des Sonnenspectrums und das Spectrum eines durch Luft schlagenden elektrischen Funkens und zu seiner Ueberraschung erkannte er in dem Bilde, das wir hier in Fig. 9 reproduciren, daß die (in der Figur mit O bezeichneten) hellen Linien des Sauerstoffgases nicht mit dunklen Linien der Sonne, sondern mit hellen Zwischenräumen übereinstimmten.

Fig. 9.



Diese Thatsache würde nach Kirchhoffs Theorie gegen die Anwesenheit des Sauerstoffes in der Sonne sprechen, denn der glühende Sauerstoff sollte sich eigentlich durch schwarze Absorptionslinien verrathen, wie die übrigen Elemente der Sonnenatmosphäre.

Zieht man aber die Thatsache in Betracht, daß bei den Sonnenfackeln (s. o.) auch andere Gase, z. B. Wasserstoffgas sich nicht in dunklen, sondern in hellen Linien auf der Sonnenscheibe markiren, daß ferner in den Protuberanzen eine helle gelbe Linie sichtbar ist, für welche wir keine analoge dunkle im Sonnenspectrum kennen und deren Ursprung noch nicht enträthselt ist, daß endlich die Breiten der Sauerstofflinien und die Breiten der damit zusammenfallenden Zwischenräume im Sonnenspectrum einander entsprechen, so erscheint es wol glaublich, daß auch der Sauerstoff so hell leuchtet, daß sein Ausstrahlungsvermögen sein Absorptionsvermögen übersteigt, d. h. daß er helle Linien statt der dunklen im Spectrum erzeugt. Somit würde nach Drapers Ansicht das Sonnenspectrum als ein Gemisch von dunklen und hellen Linien erscheinen und Sauerstoff und Wasserstoff, die sich bei mäßig hoher Temperatur unter gewaltiger Explosion mit einander verbinden, dort oben noch neben einander existiren, durch die ungeheure Gluth des Sonnenkörpers an ihrer Vereinigung verhindert.

Das sind in Kurzem die wesentlichsten Resultate der spectralanalytischen Untersuchung der Sonne.

Die Enträthselung ihrer Telegraphenschrift hat uns mit kolossalen Revolutionen auf deren Oberfläche bekannt gemacht, sie hat aber auch eine ebenso große Revolution in unsern Anschauungen über dieselbe hervorgebracht.

Wie harmlos erscheint uns jetzt die fünfzig Jahre lang von allen Kathedern gelehrte und von aller Welt geglaubte Hypothese vom bewohnbaren Sonnenkörper, eine Anschauung, welche empfindsamen Seelen gestattete, sich den Mittelpunkt unseres Planetensystems als Ort des ewigen Frühlings, als Aufenthaltsort glücklicher Menschen auszumalen. Man träumte von einer Helligkeit ohne erschlaffende Wärme, von einem Paradies, so recht geeignet zum Wohnsitz der Seligen.

Da zog Kirchhoff den Schleier von dem Phantasiegemälde. Aus dem geträumten Paradies wurde ein schauerlicher Höllenpfuhl, entsetzlicher als die unheimlichsten Bilder aus Dantes Inferno, ein ewig gährender, küstenloser Feuerocean, dessen grausenvolle Hitze nicht nur jede Spur organischen Lebens auf weite Ferne unmöglich macht, sondern selbst das Vereinigungsbestreben der Elemente vereitelt und die strengflüssigsten Körper wie Kalk, Magnesia, Eisen zu Gasen verflüchtigt, welche als brodelnde Gluthatmosphäre den (vielleicht flüssigen) Sonnenkörper umtosen, sich theils zu Wolken verdichten, theils in Feuernebel zerstieben, und in fürchterlichen Orkanen, gegen welche die irdischen Teifuns wie Kindesodem erscheinen, die Wellen des chaotischen Gluthmeeres peitschen.



Der Palatin und seine Ausgrabungen.

Von

H. Schoener.

— Rom. —

Der hervorragendste und anziehendste unter den „sieben Hügeln" Roms ist heute der Palatin. Die beiden zusammenhängenden nordöstlichen, d. h. der Quirinal und der Viminal, sind völlig mit modernen Gebäuden überdeckt; der erstere trägt bekanntlich den zur königlichen Residenz gewordenen mächtigen päpstlichen Palast, der andere dichtgedrängte Wohnungsquartiere. Im Norden hat die erweiterte Stadt auch den Monte Pincio noch mit in ihre Grenzen gezogen und sich dadurch die schöne von den Römern und den Fremden gleichmäßig geschätzte, aber auch einzige Promenaden-Anlage erworben. Der ausgedehnte Esquilin, im Alterthum durch die Gärten des Mäcenas, die Titusthermen und das Goldene Haus Neros geschmückt, später entvölkert und verlassen, ist neuerdings zum Schauplatz der großartigen Erweiterungsanlagen geworden und bereits zum großen Theil von breiten geradlinigen Straßen und von modernen Häusern und Villen bedeckt. Alles aber, was weiter südlich liegt, trägt jene Spuren der Verödung, jenen traumhaften Charakter des Geschwundenseins einstiger Pracht und Größe, der uns die alten Ruinenstätten so anziehend macht und in Rom durch seine Contraste ganz besonders fesselnd wirkt. Kaum hat man die neuesten Stadtquartiere und die prächtige Basilica Sa. Maria Maggiore hinter sich, so glaubt man sich in der öden Campagna zu befinden. Weite unbebaute Strecken, wie draußen vor den Thoren, dehnen sich hier aus: und doch sind wir noch innerhalb der Aurelianischen Stadtmauer, auf einem Boden, der einst dicht bewohnt war. — Der ganze Caelius ist jetzt unbewohnt und nur von vereinzelten Prachtbauten, wie dem Lateran, besetzt, welche seine Verödung noch augenfälliger machen. Ausgedehnte Vignen, Gärten und Felder nehmen die Stellen ein, wo einst dichtbevölkerte Straßenquartiere lagen; halbverfallene Mauern und Dornenhecken schließen sie ein. Hie

und da erhebt sich eine antike Ruine, von dichtem Grün überwuchert. Trümmerhafte Bogenreihen alter Wasserleitungen ziehen majestätisch durch die Niederungen und über die Hügel, von denen aus sie die gleich alten und gleich trümmerhaften Mitzeugen draußen in der weiten Campagna zu grüßen scheinen. So ist es auf dem Caelius. Denselben Anblick bietet der Aventin, zur Zeit der Republik Hauptsitz der zahlreichen plebejischen Bevölkerung. Aus unabsehbaren Vignen, die von wenigen krummen Wegen durchschnitten sind, ragen ein paar graue und stumme Kirchen, Klöster und Osterieen auf. An Sonn- und Festtagen vergnügt sich das Volk in den letzteren. Sonst ist es still und einsam dort oben; kaum ein Laut zu hören; außer einem Mönche kaum ein Mensch zu sehen.

Anders sieht es auf dem capitolinischen Hügel aus. Er liegt inmitten bevölkerter Stadttheile; die städtische Verwaltung hat sich auf ihm niedergelassen, und er wird von Geschäftspflegenden und Schaulustigen nicht leer. Hier steht eine vielbesuchte Kirche auf der Höhe des Tempels der Juno Moneta, der Gesandtschaftspalast und das Archäologische Institut Deutschlands auf der des Jupitertempels. Hier ist das Stadthaus, der Senatorenpalast und die beiden Paläste Giacomos del Duca mit den Museen des Capitols. Hier steht die Reiterstatue Marc Aurels, und hier ist, von tropischen Gewächsen beschattet, der Käfig mit der Wölfin, dem Wappenthiere der Stadt des Romulus und Remus.

Von Süden her windet sich ein Fahrweg nach dem Capitol hinauf. Er hält ungefähr die Richtung der alten Triumphstraße, des Clivus Capitolinus. Von seinem Scheitel aus schaut man hinab auf das Forum Romanum mit seinen dichtgedrängten, Ehrfurcht gebietenden Ruinen, mit den malerischen Säulen und Steinfließen und weiterhin auf den Titusbogen und das Colosseum. Unmittelbar gegenüber aber ragen an einem steilen Abhang mächtige Backsteinruinen empor, geborsten unter der Last der Jahrtausende, am Fuße von ewig jungem Rankenwerk umflochten, zu Häupten von dunkeln Bäumen beschattet, nach zwei Seiten sich weit hinziehend, wie um eine verzauberte Burg zu umschließen.

Es ist der Palatin, der geheimnißvollste und anziehendste von allen römischen Hügeln. Auch auf ihm haben sich ein paar Klöster, früher noch einige Villen und Gärten angesiedelt und sorglos über und zwischen den tief verschütteten Bauten des Alterthums ausgebreitet. Aber sie thun dem Charakter dieser keinen Abbruch; im Gegentheil — die Palmen und Cypressen erhöhen den poetischen Reiz der geheimnißvollen Höhe, und gern erfreut sich der Wanderer, während er die übereinander gethürmten Ruinen durchstöbert, an der üppigen und duftigen Vegetation und an der unvergleichlichen Fernsicht über die grünen Höhen und die weite Campagna.

Der Palatin ist von der Sage wie von der Geschichte gleichmäßig bevorzugt und darum immer als eins der erinnerungsreichsten und ehr-

würdigsten Stücke römischen Bodens betrachtet worden. An ihn knüpfen sich die Gründungssagen und der geschichtliche Anfang der ewigen Stadt, an ihn ihr größter Glanz und die Ereignisse, welche den Untergang ihrer alten Größe begleiteten. Denn hier erbauten die ersten Ansiedler ihre bescheidenen Hütten, wo angeblich auch Romulus die seinige gehabt hatte; hier erhoben sich später die stolzen Häuser der vornehmsten Bürger und die Kaiserpaläste von nie geahnter Pracht; hier war ein Hauptfeld für die raub- und zerstörungslustigen Hände der nordischen Kriegsschaaren, welche das tausendjährige Römerreich in Trümmer schlugen, und noch mehr für die der Nachkommen der Quiriten selbst, welche ohne Bedenken fortschleppten, was sie brauchen konnten.

Gewaltige Wandlungen hat der Palatin mit der Stadt und dem Reiche zugleich durchgemacht. Die römischen Dichter der Glanzzeit gefallen sich darin, seine ursprüngliche ländlich einfache Erscheinung mit der derzeitigen Pracht in Vergleichung zu stellen und daran zu erinnern, daß dort, wo man zu ihrer Zeit nichts als von Marmor, Gold und Farben strahlende Gebäude sah, dereinst Wald und Sumpf, rohes Gemäuer und Bauern- und Hirtenhäuser gewesen waren. Aber die Wandlungen waren zur Zeit jener Dichter noch nicht vorüber. Die stolzen Besitzer, die übermüthigen Herren Roms und der Welt, verschwanden vom Palatin; die Paläste fielen in Schutt, und wieder nahmen Bäume, Sträucher und Pflanzungen Besitz von dem Hügel, von dem aus die Welt regiert worden war, so daß man schier vergaß, daß dort Kaiser und Könige gehaust hatten. Und dann brach wieder eine Zeit an, die sich an das Vergangene erinnerte und die Verlangen trug, mit Augen zu sehen, was von den unsterblichen Werken des gewaltigsten Volkes übrig geblieben war, um daran sich selbst zu bilden und zu stärken, — und es wurden abermals die Bäume gefällt und das Gestrüpp ausgerodet, und aus dem Schutte der Jahrhunderte stiegen die Reste der Vergangenheit deutlich und staunenerregend wieder an's Tageslicht.

Noch ist bei Weitem nicht Alles, was der Boden des Palatins birgt, wieder sichtbar geworden. Die geordneten Ausgrabungen sind erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit im Werke, und ein großer Theil des Terrains hat noch nicht durchforscht werden können, weil er in Privatbesitz sich befindet. Dennoch haben die Arbeiten derartige Resultate geliefert, daß man die Unternehmung als eine der glücklichsten bezeichnen muß und durch sie der alte Ruinencomplex zu dem lohnendsten Flecke römischen Bodens geworden ist.

Die völlige Zerstörung der palatinischen Gebäude wie zahlloser anderer Reste des Alterthums hat nicht, wie die Römer gerne sagen, durch die nordischen Barbaren, sondern durch die furchtbaren inneren Wirren in den finsteren Jahrhunderten des Mittelalters stattgefunden. Wie die Gebäude auf und am Forum Romanum: der Severus-, Titus- und Con-

stantinsbogen, das Colosseum und die Tempelruinen, so werden auch die starken Mauern der Kaiserpaläste von den kämpfenden Baronen und Prälaten als Schutzwehren benutzt worden sein. Was sie an beweglichen Kostbarkeiten enthielten, ging dabei verloren. Kunstwerke, kostbare Wandbekleidungen, Mosaiken und Fußböden wurden fortgeschleppt, die Mauern und Substructionen dienten als Steinbrüche, und Unmassen von Marmor wanderten in die Kalköfen. Als im 9. Jahrhundert der Anonymus von Einsiedeln seinen Besuch in Rom machte, von dem er uns eine Beschreibung hinterlassen hat, scheint er schon den Palatin in vollem Verfall gefunden zu haben. Von den Klöstern, welche sich auf und an ihm ansiedelten, erhielt das des Heil. Gregorius am Fuße des Caelius 975 einen großen Theil des Terrains zum Geschenk, bei welcher Gelegenheit zwei Localitäten: Septem Solia Major und Minor erwähnt werden. Die Namen sind mittelalterliche Verballhornisirungen von Septizonium majus und minus, und die letzteren bezeichnen Bauten — vermuthlich einen Palast und ein Grabmal — des Septimius Severus. Ein Bericht des Poggio aus dem 15. Jahrhundert sagt, der Palatin sei derartig verfallen, daß man keines einzigen Gebäudes Form oder Bedeutung mehr bestimmen könne.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts erbauten die Mattei über den Ruinen im Süden eine Villa und legten einen großen Garten an, während Papst Paul III. (Alexander Farnese) durch Vignola, Sangallo und Michelangelo im nördlichen Theile die nach ihm genannten Anlagen herstellen ließ. Die Villa Mattei kam 1689 in den Besitz der Spada, 1777 in den des Franzosen Rancoureil und 1818 in den des gelehrten und um die römischen Alterthümer hochverdienten Briten William Gell, der sie bald seinem Freunde Charles Mills abtrat. Seit 1857 wohnen Nonnen vom Orden des Franz von Sales darin, weshalb gegenwärtig sowol Besuche als Ausgrabungen dort unmöglich sind.

In den farnesischen Gärten hat Herzog Franz von Parma 1720—1728 unter Leitung des Marquis Ignazio de' Santi und des Grafen Suzzani Nachgrabungen anstellen lassen. Der bei denselben gegenwärtige Monsignor Bianchini, der in seinem Eifer einmal durch den Sturz von einer Wölbung des Domitianischen Palastes in Lebensgefahr gerieth, hat dieselben in einem illustrirten Folianten — „Del Palazzo de' Cesari, Verona 1738" — genau beschrieben. — Nach dem Erlöschen des männlichen Stammes der Farnese kam der Besitz mit deren Erbschaft an die Bourbonen von Neapel und von dem Exkönig Franz im Jahre 1861 durch Verkauf an Napoleon III., der am 4. November desselben Jahres unter Leitung Pietro Rosas die systematischen Ausgrabungen beginnen ließ, deren hochwichtige Resultate wir jetzt anstaunen.

Auch in der südlichen Besitzung, die jetzt ihrer Wiedereröffnung harrt, sind schon vereinzelte, aber mehr auf Werthfunde gerichtete Nachgrabungen

vorgenommen worden. Man glaubte dort das Haus des Augustus gefunden zu haben, und Piranesi, einer der eifrigsten Alterthumsforscher, der 1756 sein stupendes Prachtwerk „Le Antichità Romane“ herausgab, wußte sich trotz der Wachsamkeit und Eifersucht des Besitzers Pläne davon zu verschaffen. Ein gewisser Benedetto Mori schlich in seinem Auftrage bei Nacht in die Ruinen und machte seine Zeichnungen, „die Taschen voll Brot“, wie Guattani sagt, „um sich des Wohlwollens eines grimmigen Schäferhundes zu versichern, der als Wächter dort gelassen war“. Einen vollständigen Plan jener Ruinen, der so bei Lampen- und Mondschein aufgenommen war, brachte Guattani in seinen „Monumenti antichi inediti dell' anno 1785“. Wie aber damals mit den Fundgegenständen verfahren ward, zeigt eine Aeußerung desselben. Er sagt, man könne sich unmöglich vorstellen, in welcher Menge Sculpturen, Simsstücke, Friese, Kapitäle, darunter zwei herrliche ganz unversehrte von Giallo antico, in ganzen Karrenladungen als gemeiner Schutt in die Werkstätte des Steinhauers Vinelli am Campo Vaccino geschafft worden seien.

Erst die Ausgrabungen Napoleons III. haben, ungeachtet des tendenziösen Antheils, den sein Eifer für das altrömische Cäsarenthum daran hatte, das Verdienst, in wissenschaftlicher Weise und zu dem alleinigen Zwecke der Feststellung der alten Topographie unternommen zu sein. Nächst dem Forum und dem Capitolium forderte kein Punkt Roms mehr dazu auf und versprach reichere Resultate. Denn was knüpfte sich Alles an das Palatium und die Cäsaren, von denen die Herrscher-„Pfalzen“, die „Paläste“ und die „Kaiser“ ihre Namen bekommen!

Der Palatin liegt inmitten der andern Hügel. Er erhebt sich ungefähr 35 Meter über den heutzutage bedeutend erhöhten Boden der alten Stadt und hat einen Umfang von etwa 1800 Metern. Er besteht aus theils weicherem, theils härterem vulcanischem Tuffstein, und seine ein verschobenes Viereck bildenden Seiten fallen auf allen Seiten ziemlich steil ab, nur an wenigen Punkten einen bequemen Aufgang gestattend. Der eine Aufgang lag an der Nordostseite, von wo man noch heute den Palatin betritt und zweigte sich von der Via Sacra da ab, wo diese, von der Ebene des Forums nach der des Colosseums laufend, den höchsten Punkt der zwischenliegenden Erhebung, der Velia, überschritt, d. h. wo jetzt der Titusbogen steht. Der andere Aufgang lag an der Nordwestseite, die Verbindung mit einer nicht minder als das Forum wichtigen Niederung, dem Velabrum, herstellend. Das letztere reichte bis zum Tiberstrom, der hier mit einer kräftigen Biegung dem Palatin am nächsten kam. Beide Niederungen waren ursprünglich, sei es von Natur, sei es durch die Ueberschwemmungen des Tiber, sumpfig und wurden erst durch den erstaunlichen Bau der Königszeit, die Cloaca Maxima, trocken gelegt.

Kein Wunder, daß auf diesem von der Natur so begünstigten Hügel die Anfänge der neuen Stadt entstanden. Er war gegen Angriffe leicht

zu sichern, lag nahe an dem schiffbaren Strome, der die Ackerbauproducte zum Meere und industrielle Erzeugnisse zur Stadt schaffen konnte und dessen Mündung inmitten der Westküste Italiens, also an einem der vortheilhaftesten Punkte des Mittelmeeres, lag. Kein Wunder, daß hierher die mythischen Anfänge der Stadt verlegt und noch in spätester Zeit die sagengeheiligten Localitäten gewiesen wurden. Hier sollten schon in der glückseligen Zeit des Götterkönigs Faunus die Arkader unter Evander sich angesiedelt, hier Hercules den Unhold Cacus, der ihm die Rinder gestohlen und in einer Höhle des Palatin geborgen hatte, erschlagen haben, worauf Evander dem Heros einen Altar gegründet habe. Bis in späte Zeit befand sich im Velabrum der Hauptaltar des Hercules, und die sogenannte „Treppe des Cacus" glaubt man heute wiedergefunden zu haben. Am nahen Tiberufer landete der Sage nach das Schiff des Urahnen der römischen Könige, des Troers Aeneas, Sohnes der Göttin Venus, der von Evander freundlich empfangen und zu den Hirtenwohnungen auf dem Palatin geleitet wurde. Ebendaselbst landete dann ein anderes Fahrzeug, welches den Stammvater des römischen Volkes trug. Es war die Wanne mit den ausgesetzten Zwillingen Romulus und Remus, die unter dem Feigenbaume hängen blieb, wo die Wölfin die Knaben fand, in ihre Höhle trug und säugte. Auch diese Höhle scheint, wenigstens in ihrer späteren veränderten Gestalt, heute wiedergefunden zu sein; und nichts ist wahrscheinlicher, als daß eine so ehrwürdige Stätte, wie das Lupercal, bei allen späteren Bauten geschont worden ist. Die Höhle soll schon zu der Arkader Zeiten dem grottenliebenden Pan geweiht gewesen sein. Dionys von Halicarnaß sagt, daß sie zu seiner Zeit ihren ursprünglichen Anblick verloren gehabt habe; denn ursprünglich habe sie im dichten Walde gelegen, von Bäumen beschattet und einer kühlen Quelle benachbart. Ein Erzbild der Wölfin mit den Zwillingen wurde von den Aedilen Gnaeus und Quintus Ogulnius im Jahre 296 v. Chr. in der Nähe aufgestellt, und vermuthlich ist dies dasselbe, welches heute im Museum des Conservatorenpalastes auf dem Capitol aufbewahrt wird. Auch der heilige Feigenbaum, der ficus Ruminalis, wurde lange am Nordwestfuße des Berges verehrt und soll einer Nachricht zufolge erst abgestorben sein, als bei der Erbauung der Treppe des Caligula seine Wurzeln verletzt wurden, während einer andern Angabe zufolge er durch ein Wunder des Augurn Attius Navius auf das Forum versetzt worden ist. An letzterer Stelle und zwar neben der Basilica Julia und dem Tribunal zeigt ihn uns ein auf dem Forum gefundenes und noch dort befindliches Relief.

Mit der Stadtgründung des Romulus mehrten sich auf dem Palatin und besonders an seinem Westabhange die von einer späteren Zeit als heilig verehrten mythischen Zeugen. Man zeigte da das älteste Heiligthum der Laren, das Grab der Acca Larentia, das Haus des Romulus

„am Wege nach dem Circus", d. h. am Abhange über dem Velabrum, und den Cornelkirschbaum, der aus der von Romulus vom Aventin nach dem Palatin geschleuderten Lanze entsprossen war.

Ohne auf die Sagen von Roms Gründung Rücksicht zu nehmen, muß doch als unzweifelhaft gelten, daß die älteste Stadt auf dem Palatin gelegen hat, und es ist auch höchst wahrscheinlich, daß ihre Anlage in der von den Chronisten gemeldeten rituellen Weise stattgefunden hat. Die ältesten in Rom nachweisbaren Befestigungsreste sind auf dem Palatin zu Tage gekommen. An verschiedenen Stellen sieht man Reste jener Mauer, welche die älteste Ansiedelung schützte, so daß man ihren Lauf, der mit den Beschreibungen übereinstimmt, deutlich verfolgen kann. Sie ist aus rechtwinklig behauenen Tuffblöcken, die auf dem Berge selbst gebrochen sind, ohne Mörtel aufgeschichtet und zwar so, daß dieselben lagenweise abwechselnd nach der Länge und nach der Breite gelegt sind. Sie umzog im Viereck den ganzen Hügel — weshalb die älteste Stadt Roma quadrata heißt — nur da unterbrochen, wo der natürliche oder durch Abschroffung des Tuffgesteins hergestellte Abhang sie unnöthig machte.

Der bei der Anlage angewendete Ritus war der etruskische. Mit einem Pfluge, vor welchen ein Stier und eine Kuh, diese links, jener rechts, gespannt waren, zog man eine Furche, so daß die Schollen nach innen fielen, damit Wall und Graben der Stadt bezeichnend. Wo ein Thor sein sollte, deren dieser Ritus drei verlangte, wurde der Pflug ausgehoben und getragen (daher porta). Die Umwallung und ein unmittelbar daran grenzender Streifen Landes, der pomoerium hieß, waren geweiht und unbenutzbar. Gellius gibt uns die bestimmte Nachricht: „Das älteste pomoerium, das von Romulus angelegt ist, wurde durch den Fuß des palatinischen Berges begrenzt," und Tacitus beschreibt sogar genau den Lauf der ältesten Mauer. „Den Anfang der Gründung," sagt er, „und das pomoerium, welches Romulus angelegt hat, zu kennen, scheint mir nicht überflüssig. Also: vom Forum Boarium, wo wir das eherne Bild des Stieres erblicken, weil diese die Thiergattung ist, die vor den Pflug gespannt wird, begann die Furche zur Bezeichnung der Stadt, so daß sie den großen Altar des Hercules umfaßte. Von da reichten die in bestimmten Zwischenräumen gelegten Steine am Fuße des Palatinus bis zum Altar des Consus, dann zu den Curiae Veteres, dann zum Heiligthum der Laren und dem römischen Forum." — Der „Rindermarkt" war der Platz zwischen dem Velabrum und dem Tiber; der Consusaltar lag am Südfuße, die „Alten Curien" am Ostrande, die Larenkapelle noch in der Kaiserzeit am Nordostabhange an dem höchsten Punkte der Heiligen Straße, also nahe dem Aufgange zum Mugonischen Thore. Den Rest der Ummauerung, die aber unzweifelhaft in der Richtung der „Neuen Straße" um den Nordabhang bis zum Velabrum herumzog, nennt Tacitus nicht mehr, wol weil sie zu seiner Zeit durch

die Kaiserbauten gänzlich überdeckt war, oder weil sich ihre Fortsetzung von selbst verstand.

Natürlich war diese älteste Burg auch die Stätte der ältesten Heiligthümer. Es wird berichtet, daß schon in Urzeiten ein Tempel des Jupiter und einer der Victoria auf dem Palatin gewesen sind; desgleichen das Heiligthum der palatinischen Salier, wo die zwölf heiligen Schilde und der Augurstab des Romulus aufbewahrt wurden, sowie das Auguratorium selbst, die Aufmauerung, von der aus die Himmelszeichen beobachtet wurden. Der uralte, der Sage nach von Romulus in der Schlacht gegen die Sabiner unter Tatius gelobte und später erneuerte Tempel des Jupiter Stator ist unzweifelhaft wiedererkannt worden, besonders mit Hülfe der bekannten Stelle der Porta Mugonia, in deren Nähe er sich befinden mußte. Letzteres Thor, später Vetus Porta Palatii genannt, hat immer den Haupteingang zum Palatin gebildet. Ein Theil der alten Straße, die von der Via Sacra zu ihm hinaufführte, ist gleichfalls wiederaufgedeckt.

Neben den Heiligthümern waren auch die Wohnungen der Herrscher auf der Höhe, und sie blieben es, selbst als die Stadt sich viel weiter ausgebreitet hatte. Die Könige Tullus Hostilius, Ancus Martius und Tarquinius Priscus hatten dort ihre Häuser, und in dem des letzteren hat wol auch der letzte König, Tarquinius Superbus, gewohnt. Es lag nahe am Tempel des Jupiter Stator, und die Königin Tanaquil konnte aus seinen Fenstern zu dem auf der Nova Via versammelten Volke reden. Nach dem Sturze der Alleinherrschaft wurden an Stelle der Königshäuser Heiligthümer gebaut; nur das des Tarquinius blieb stehen, um dem „Opferkönig" als Wohnung zu dienen. So erhielt der Palatin immer mehr einen geweihten und ehrwürdigen Charakter, und zugleich wurde er von den Bürgern der jungen Republik als einstige Herrscherburg mit einer gewissen Scheu betrachtet, so daß lange Zeit wenige Privathäuser dort entstanden sein mögen. Als der Consul Valerius Publicola sich in der geweihten Gegend ein Haus bauen wollte, gerieth er in den Verdacht, nach der Königsgewalt zu streben und mußte das angefangene niederreißen und im Thale wieder aufbauen.

Diese Bedeutung des Palatin ist wohl zu beachten. Sie erklärt es, weshalb am Ende der Republik die vornehmsten und hochstrebendsten Männer auf ihm sich anbauten und nur er der Sitz der neuen Alleinherrschaft, des Cäsarenthums, werden konnte. Julius Cäsar zog als Pontifex Maximus in die alte Königswohnung, die Regia am Fuße des Palatin neben dem Vestatempel, ein. Octavianus wohnte nach Suetons Angabe „anfangs am Forum Romanum oberhalb der anularischen Treppe in dem früher dem Redner Calvus gehörigen Hause; nachher im Palatium, indessen in dem bescheidenen Hortensiusschen Hause". Aber kaum hatte er — es war im Jahre 36 v. Chr., in welchem dieses Haus vom Blitze getroffen wurde — den großen Sieg über Sextus Pompejus erfochten,

so ließ er benachbarte Grundstücke dazu kaufen und erweiterte das Haus zu einem Palast. Dieser wurde nach der Schlacht bei Actium die Residenz des Imperators, und damit war der Palatin wieder zur Herrscherburg gestempelt, welche die meisten folgenden Kaiser bewohnten; denn kein anderer Platz war so dazu prädestinirt, wie das Palatium, an dem die alte monarchische Tradition haftete.

Schon in der letzten Zeit der Republik hatten viele hervorragende Männer Häuser auf dem Palatin, der nach den Beschreibungen damals schon einen stolzen Anblick geboten haben muß.

Gajus Gracchus, der Volkstribun, wohnte auf dem Palatin. Er verließ ihn aber und siedelte sich am Forum an, um sich populär zu machen, ein Beweis, daß die auf dem Hügel Wohnenden immer im Geruche der Vornehmheit und des Hochstrebens standen. Auch des Gracchus Freund Fulvius Flaccus besaß dort ein Haus, welches von den Optimaten nach ihrem blutigen Siege niedergerissen wurde. An seiner Stelle erbaute Q. Catulus, der College des Marius, ein Haus mit einer Porticus, geschmückt mit der Siegesbeute aus dem Cimbernkriege. Dicht dabei lag ein von dem Tribunen M. Livius Drusus erbautes Haus, das später einem P. Crassus gehörte und von Cicero für drei und eine halbe Million Sesterzen (fast 614,000 Mark) gekauft wurde. Bekannt ist, daß sein Feind Clodius, nachdem er die Verbannung des Redners im Jahre 58 durchgesetzt hatte, auch den Beschluß erwirkte, jenes Haus neben der Porticus des Catulus niederzureißen, daß aber Cicero nach seiner Zurückberufung den Wiederaufbau auf Staatskosten erlangte. Ueber die Lage dieses Hauses, auf das der glanzliebende und eitle Redner sich nicht wenig einbildete, wissen wir nur soviel, daß es an der dem Forum zugewendeten Seite und nicht weit vom Tempel des Jupiter Stator gelegen haben muß. Das Letztere geht daraus hervor, daß Cicero als Consul am Morgen nach der Nacht, in welcher er durch Fulvia von dem Mordplane der Catilinarier unterrichtet worden war, den Senat in jenen Tempel zusammenberief, in der Absicht, sich nicht weit von seiner Wohnung entfernen zu müssen; das Erstere folgt aus einer Aeußerung Ciceros gegen Clodius, dessen Haus hinter dem seinigen lag. Er drohte diesem nämlich, er wolle sein eigenes Dach erhöhen, um ihm den Anblick der Stadt, die er habe zerstören wollen, zu entziehen.

Ein Haus von unerhörter Pracht war dasjenige, welches einige Jahre später, nämlich 53 v. Chr., derselbe Clodius von M. Aemilius Scaurus für nicht weniger als vierzehn Millionen achthunderttausend Sesterzen (gegen 2,600,000 Mark) erwarb. Auch dies muß in der Nähe der schon genannten Häuser unweit der Heiligen Straße gelegen haben, „wo man von der Summa Sacra Via in die nächste Gasse links einbiegt", und zwar an der Stelle eines alten Hauses des Cn. Octavius, Besiegers des Perseus von Macedonien, welches Cicero als „auf dem Palatium" gelegen

bezeichnet. Scaurus, der als Aedil im Jahre 58 einen kolossalen Aufwand gemacht und für die vierwöchentlichen Festspiele eigens ein prächtiges Theater erbaut hatte, schmückte nachher mit den für dasselbe angefertigten Statuen und Säulen, Tausenden an der Zahl, sowie den Gemälden, Mosaiken, Spiegelscheiben u. s. w. den genannten Palast. Im Atrium desselben z. B. standen dreihundertundsechzig Säulen aus sogenanntem lucullischen Marmor, 38 Fuß hoch, die eigens von den Nilinseln herbeigeschafft waren und deren Transport die Straßen beschädigt hatte.

Wenn wir noch erwähnen, daß auch Catilina, Milo, M. Antonius der Triumvir und Ti. Claudius Nero, der Vater des Tiberius und Drusus, auf dem Palatin gewohnt haben und daß während der Jahrhunderte der Republik noch verschiedene Tempel, namentlich ein berühmtes Heiligthum der Großen Göttermutter Cybele 191 v. Chr. und ein solches des Bacchus dort gegründet worden sind, so können wir nun zu den bedeutenderen Bauten der Kaiserzeit übergehen.

Der jetzige von den Farnese angelegte Eingang zum Palatin liegt an der Nordostseite ganz nahe dem Titusbogen, also unweit des alten Aufganges zur Porta Mugionis. Wenn man die Freitreppe hinaufgestiegen ist, oberhalb deren auf antiken Gewölben, von Blumenbeeten und immergrünen Bäumen umgeben, die hübsche Wohnung des Directors Pietro Rosa liegt, und sich von hier aus links wendet, so steht man nach wenigen Schritten vor dem Unterbau eines mäßig großen Tempels, vor dessen Front die Stelle eines alten Thores und ein Stück einer Fahrstraße aus ungewöhnlich großen polygonen Steinblöcken zu sehen ist. Es sind der uralte Tempel des Jupiter Stator, das palatinische Thor und der Clivus Palatinus, der von der Sacra Via, die Nova Via durchschneidend, nach dem Hügel hinaufführte. Die Oertlichkeit wird mit den deutlichsten Zügen von Ovid in einer Stelle beschrieben, welche wegen einer Andeutung der Lage des Augusteïschen Palastes merkwürdig ist. Der Dichter, der am unwirthlichen Strande des schwarzen Meeres in der Verbannung lebte, sendet das dritte Buch seiner Trauergedichte nach Rom und läßt es auf die Frage nach dem Wege zum kaiserlichen Palaste die Antwort erhalten:

. . . . . „Dies sind die Foren des Cäsar,
Dies die Straße, die nach Heiligthümern benannt.
Dies ist der Vesta Platz, die das Feuer und Pallasbild hütet;
Hier war der kleine Palast Numas, des Alten, dereinst.
Jetzo wende zur Rechten: Hier ist des Palatiums Pforte,
Jupiter Stator, und hier legte den Grund man zur Stadt."

Die topographische Schilderung konnte kaum deutlicher sein: Vom Forum schlägt man die Heilige Straße ein, geht am Vestatempel und der Regia vorüber, biegt rechts in den Clivus Palatinus ein und steht vor dem Thore und dem Statortempel.

Daß nun auch der Palast des Augustus nahe dabei gelegen haben,

wenigstens von hier aus deutlich sichtbar gewesen sein muß, lehrt die weitere Beschreibung Ovids. Das Buch ruft aus:

„Staunend betracht' ich die Dinge; da fallen mir glänzend in's Auge
Pfosten, waffengeziert, götterwürd'gen Palast's.
Ist das Jupiters Haus? — so fragt' ich; es schien meinem Sinne
Ein Wahrzeichen davon jener eichene Kranz.
Als mir der Herr war genannt, so rief ich: Nicht also irrt' ich;
Wahr ist's, daß der Palast Jupiters Wohnung ist!
Warum also verdeckt gepflanzter Lorbeer die Thüre
Und der schattige Baum kränzt das erhabene Haar?
Etwa weil dieses Haus beständ'ge Triumphe verdiente?
Oder weil es geliebt stets der leucadische Gott?
Ist es ein Festhaus selbst? Verbreitet es überall Feste?
Ist es des Friedens Bild, den es den Ländern bescheert?"

Es ist schon gesagt worden, daß Octavianus, als er kaum den Weg zur Alleinherrschaft betreten hatte, sein Haus auf dem Palatin zu einem Palaste umschuf. Der kluge Mann unterließ nichts, was, ohne Verdacht und Mißstimmung zu erregen, seiner Stellung auch äußerlich Ansehen und Weihe geben konnte. Er vermied in seinem Hause alle überflüssige und übermäßige Pracht; wohl aber machte er es ansehnlich und geräumig genug, um mehr als ein bloßes Privathaus zu sein. Er empfing dort die Beamten, die fremden Fürsten und Gesandten, hielt dort Versammlungen und Berathungen ab und berief in sein Haus den Senat. So erhielt dasselbe einen ganz hervorragenden Charakter, wurde gewissermaßen zu einem Staatsgebäude, und als nach dem Tode des Lepidus im Jahre 12 v. Chr. Augustus die hohe Würde des Pontifex Maximus mit seinen übrigen Würden vereinigte, wußte er seinem Hause sogar eine heilige Bedeutung zu geben. Er erklärte nämlich, um nicht in die alte Amtswohnung des Oberpriesters neben dem Vestatempel ziehen zu müssen, einen Theil seines Palastes zum öffentlichen Gebäude, da in einem solchen der Pontifex Maximus wohnen mußte, und erreichte damit, daß durch jene Würde, welche alle folgenden Imperatoren beibehielten, nicht blos seine Person, sondern auch der kaiserliche Palast eine religiöse Weihe empfing.

Eine andere äußerliche Auszeichnung, auf welche die oben citirten Verse Ovids anspielen, hatte das Haus schon nach seiner Vollendung im Jahre 27 v. Chr., in welchem dem Imperator der Titel „Augustus" beigelegt wurde, erhalten. Auf Senatsbeschluß nämlich wurden vor der Thür zwei Lorbeerbäume gepflanzt und über derselben der Eichenkranz mit der Aufschrift Ob Cives Servatos, die Auszeichnung für Rettung von römischen Bürgern, angeheftet, was Ovid auch noch in den Worten erwähnt, mit welchen Apollo die Daphne über ihre Verwandlung in einen Lorbeer tröstet:

„An den erhabenen Pfosten als treueste Wächterin wirst du
Vor der Thüre nun steh'n und inmitten den Eichenkranz schützen."

In diesem Hause wohnte Augustus bis zu seinem Tode, also vierzig Jahre lang. Nach seinem Tode stand es lange unversehrt, und noch zu Hadrians Zeit wurden Möbel und Geräthschaften aus Augustus Besitz darin gezeigt.

Von seiner inneren Einrichtung wissen wir, daß es, wie die meisten Häuser, ein Peristyl, d. h. einen von einer Säulenhalle im Viereck umgebenen Gartenhof mit einer Fontaine hatte. Im Sommer ruhte er oft bei offenstehenden Thüren im Schlafzimmer oder auch im Peristyl selbst bei dem plätschernden Brunnen, wobei er sich von einem Sklaven fächeln ließ. Vierzig Jahre soll er hier dasselbe Schlafzimmer benutzt haben. Nur, wenn er krank war, zog er vor, im Hause seines Vertrauten Mäcenas zu weilen, was seltsam erscheint, da doch seine Gemahlin Livia immer um ihn war. Die Seinigen wohnten mit in dem Palaste. So seine Stiefsöhne, seine Tochter Julia mit ihrem Gemahl Marcellus, den der Kaiser adoptirte, seine Enkel und auch sein Feldherr Agrippa, der zweite Gemahl der Julia; dieser seit dem Jahre 25 v. Chr., als das frühere Haus des Antonius, welches er und Messala im J. 30 zum Geschenk erhalten hatten, abgebrannt war.

Sind Reste des Augustus-Palastes vorhanden? Unter den jetzt vor uns liegenden Ruinen in den farnesischen Gärten, namentlich in der Nähe des Statortempels, wo er nach Ovids Worten vermuthet werden müßte, findet sich nichts, was man dafür halten kann. Dagegen ist unterhalb des Casino der ehemaligen Villa Mills und Rancoureil, des jetzigen Salesianerinnen-Klosters, bei den seit 1777 angestellten Nachgrabungen ein großes zweistöckiges Gebäude entdeckt worden, dessen vollständige in der oben erwähnten heimlichen Weise gewonnene Pläne in Guattanis „Monumenti inediti Nov. e Dic. 1785" herausgegeben sind. Dieses nach seiner Ausplünderung wieder verschüttete und jetzt unzugängliche Gebäude wird, hauptsächlich wegen der mit den Bauten Agrippas übereinstimmenden Ziegelconstruction, von Einigen für den Palast des Augustus gehalten. Dagegen scheint seine bedeutende Entfernung vom Statortempel und der Porta Mugonia zu sprechen, obwol es nicht unmöglich war, wenn keine anderen Gebäude dazwischen lagen, auch von dort aus seine Front zu erblicken. Eine Entscheidung der Frage muß von der Wiederaufnahme der Ausgrabungen in der Villa Mills erwartet werden. Gegenwärtig sind nur wenige Zimmer des unteren Geschosses, das nach allen Beschreibungen von großer Pracht gewesen sein muß, und auch diese nur den Klosterinsassen, zugänglich. Das obere ist zerstört, und an seiner Stelle erheben sich ernst die mächtigen Cypressen, die gleich Schildwachen längs des Randes einer Terrasse stehen, welche von einem gewaltigen Ziegelunterbau getragen wird und eine herrliche Aussicht über das Thal des Circus Maximus und die grünen Abhänge des Aventin gewährt.

In demselben Jahre, in welchem Octavianus die Erweiterung seines

alten vom Blitze getroffenen Hauses in's Auge faßte, gelobte er auch auf demselben Terrain einen Tempel für Apollo zu erbauen, nachdem die Haruspices erklärt hatten, daß der Gott durch den Blitzschlag sich selbst jenen Ort ausgewählt habe. Octavianus bewies dabei um so größeren Eifer, als er dem Apollo ganz besonders ergeben war und sich sogar gern für einen Sohn desselben halten ließ.

Bekanntlich schmückte und vergrößerte Octavian nach dem Siege bei Actium den dortigen berühmten Apollotempel, und drei Jahre später, 28 v. Chr., weihte er den auf dem Palatin feierlich ein. Auch von diesem ist bis zur Stunde noch nichts aufgefunden worden; die Vermuthung spricht dafür, daß auch er im Gebiete der Villa Mills sich finden wird.

Das Gotteshaus war groß und prächtig, wie es sich für ein zugleich zur Verherrlichung der neu entstandenen Monarchie bestimmtes Votiv-Heiligthum ziemte. Es war aus Marmor von Luna errichtet, und seinen Giebel krönte eine Statue des Phöbus auf einem vergoldeten Viergespann. Der Vorplatz, die oft genannte Area Apollinis, war von einer Halle aus afrikanischen Marmorsäulen mit vergoldeter Cassettendecke eingeschlossen, und hier standen zwischen den zweiundfünfzig Säulen der einen Seite die Standbilder des Danaus mit gezücktem Schwert und seiner fünfzig Töchter, ihnen gegenüber in der Area die fünfzig Söhne des Aegyptus auf bronzenen Rossen. In der Mitte des Platzes sah man eine Marmor-Statue des leierspielenden Apollo und um den Altar am Fuße der Tempelstufen vier eherne Stiere von des berühmten Myron Hand. Die Pforte des Tempels war mit Elfenbeinreliefs geschmückt, welche die Verjagung der Gallier aus Delphi und die Tödtung der Niobiden darstellten.

Im Innern stand die majestätische Gestalt Apollos zwischen Latona und Diana, angethan mit dem langen Gewande des Citharöden und in die Saiten der Lyra greifend, ein Werk des Scopas, unter dessen Basis die sibyllinischen Bücher verwahrt lagen. Den Raum schmückten Dreifüße, die Augustus nach der Einschmelzung der ihm selbst errichteten silbernen Bildsäulen hatte herstellen lassen. Im Allerheiligsten stand ein Kandelaber in Form eines Baumes, von dessen Zweigen Lampen in Gestalt von Aepfeln herabhingen, einst von Alexander dem Großen bei der Erstürmung Thebens erbeutet und dem Apollotempel im kleinasiatischen Kyme geschenkt.

In Verbindung mit dem Tempel hatte der Kaiser die beiden berühmten Bibliotheken, die lateinische und die griechische, gegründet, welche den zahlreichen in Rom lebenden Gelehrten und Schriftstellern das Studium und die Forschung erleichterten und viel zum Aufschwung der Literatur beitrugen. In den Büchersälen standen Porträts der berühmten Schriftsteller und eine Statue des Kaisers als Apollo. — In einem Saale mit flachrundem Abschluß, der an einen andern ähnlichen anstößt

und nahe der Mitte des Südwestrandes unweit des vermeintlichen Hauses des Augustus liegt, hat Rosa die Bibliothek erkennen wollen. Doch ist diese Bestimmung ebenso fraglich, wie die des andern mit rundumlaufenden Sitzstufen versehenen als „Akademie". Beide haben etwa 20 Meter Länge und fast die gleiche Breite und sind von NNW nach SSO gerichtet.

Der Tempel brannte im Jahre 363 n. Chr. nieder, wobei mit Mühe die sibyllinischen Bücher gerettet wurden, und ist, da lauter christliche Kaiser folgten und 394 durch Theodosius die heidnischen Tempel geschlossen wurden, wol nicht wieder aufgebaut worden. Er muß mit der Porticus und der Bibliothek auf dem Terrain der Villa Mills und des an dieselbe anstoßenden gleich ihr jetzt unzugänglichen und noch der Erforschung harrenden Klosters S. Bonaventura gelegen haben. Bei der Erbauung des letzteren um 1675 hat man viele Spuren von Prachtgebäuden mit Resten kostbarer Fußböden und Sculpturen aufgefunden, darunter Säulen von afrikanischem Marmor und nach Flaminio Vaccas Versicherung achtzehn bis zwanzig weibliche Marmortorsen, die er für Amazonen hielt, Bianchini aber mit größerer Wahrscheinlichkeit für Reste der Danaiden aus der Tempelporticus erklärte. Bianchini gibt sogar einen Plan des Tempels mit einer rundumlaufenden Halle und zwei Sälen, welche denen in den farnesischen Gärten ähnlich sind und bezieht sich dabei auf ältere Untersuchungen des Panvini, der noch Reste davon gesehen hatte. Doch beweist nichts, daß dies nicht ebensowol der Vestatempel oder der der Cybele hätte sein können.

Den Vestatempel hatte Augustus auf dem von ihm gekauften Grund neu errichtet, den der Cybele erneuert. Der letztere war im Jahre 204, als man in der Noth des hannibalischen Krieges den schwarzen Meteorstein aus Pessinus, das Bild der „Großen Göttermutter vom Ida", nach Rom gebracht hatte, in Angriff genommen und dreizehn Jahre später geweiht worden. Schon Metellus hatte ihn einmal erneuert. An die Ueberführung des Bildes knüpfte sich die Erzählung von der wunderbaren That der Vestalin Claudia, die auf einem capitolinischen Relief dargestellt ist. Als das Schiff mit den Heiligthümern auf einer Untiefe im Tiber festgefahren war, warf sie, deren Ruf einigen Makel erlitten hatte, demselben ihren Gürtel zu und zog es unter dem Rufe: „Folge mir, so wahr ich eine reine Jungfrau bin!" vorwärts. — Vor der Schlacht von Mutina 43, in Folge deren der neunzehnjährige Octavian sein erstes Consulat errang, soll die Bildsäule der Cybele, die nach Osten schaute, sich nach Westen gewendet haben. Sie muß noch im Jahre 394 gestanden haben, denn es wird erzählt, daß damals Serena, des Stilicho Frau, eine kostbare Halskette derselben abgenommen habe.

Auch dieser Tempel scheint ein Rundtempel gewesen zu sein und nebst einem Bacchusheiligthum am Abhange nach der Via Sacra, vielleicht

wo sich von dieser der Clivus Palatinus abzweigte, gelegen zu haben. Denn es wird kaum ein anderer als dieser sein, dessen Martial Erwähnung thut, indem er seinem Buche den Weg zum Palaste Domitians beschreibt, der mit jenem bei Ovid beschriebenen völlig übereinstimmt. Er sagt:

„Welche Straße du nimmst? — Am nahen Tempel des Castor,
Am jungfräulichen Haus Vestas gehe vorbei.
Steig' auf dem Heiligen Weg zum Palatium auf, dem verehrten,
Wo des obersten Herrn Bildniß am meisten erglänzt.
Und nicht halte dich auf die Masse des Strahlenkolosses,
Den es freut, daß er selbst Rhodus' Werk überragt.
Biege du ab, wo das Haus sich des feuchten Lyäus erhebet
Und, korybantenbemalt, Cybeles Kuppelgebäu."

Von dem Tempel der Juventas, welchen Augustus auf dem Palatin gegründet, ist bis jetzt nichts gefunden. Dagegen darf man glauben, einen älteren Tempel wiederentdeckt zu haben, und zwar den des Jupiter Victor, welchen Q. Fabius Rullianus in der schweren Schlacht von Sentinum 295 gelobt hatte. Er liegt auf dem nördlichen Theile der Westseite, wo noch das Verzeichniß der Regionen in der Zeit Constantins ihn nennt. Sein hohes Alter beweisen die Reste einiger ursprünglich mit Stuck überzogener Peperinsäulen sowie die großen Tuffblöcke der Fundamente. Der fast quadratische Unterbau, bei einer Restaurirung mit einem Marmorpaviment umlegt, ist vollständig erhalten. 26 Stufen führen in fünf Absätzen von Westen her zu seinem Eingang hinauf.

Nach Augustus bestieg sein Stief- und Adoptivsohn Tiberius, der Livia Sohn, den Cäsarenthron und richtete sich mit kaiserlichem Glanze auf dem Palatin ein. Hatten die Anlagen des Augustus wesentlich die südliche Hälfte des von einer Einsenkung durchschnittenen Hügels eingenommen, so nahm nun Tiberius fast die ganze Nordhälfte, soweit sie nicht von Heiligthümern besetzt war, für sich in Anspruch. Der ausgedehnte Palast, den er, wahrscheinlich in der Gegend des von seinem Vater Nero ererbten Hauses, aufführte, ist die beträchtlichste Ruine der farnesischen Gärten, doch ist nichts als die mächtigen Grundmauern nebst mehreren durchkreuzenden Corridoren des Erdgeschosses und einer Anzahl von kleinen Außenzimmern erhalten. Diese wie die Corridore sind gewölbt, z. Th. noch mit Resten der Stuckirung und der Mosaikfußböden versehen, gestatten aber keinen Schluß auf ihre einstige Bestimmung. Der größte Theil ist noch mit Erde angefüllt, und die Gewölbe tragen einen Garten, in welchem die Römer Sonntags unter blühenden Rosen, Oleander und immergrünen Eichen spazieren gehen, ohne an den furchtbaren räthselhaften Mann zu denken, der von hier aus die einsichtigsten und segensreichsten Anordnungen in das gewaltige Reich erließ, und dann wieder seine Umgebung mit Furcht und Entsetzen erfüllte. Seine

schrecklichsten Thaten sah freilich nicht Rom, sondern die schöne Insel Capri, auf der er die letzten elf Jahre seines mißtrauischen Greisenthums zubrachte.

Dagegen spielten die Tollheiten und Greuel des eiteln Wüstlings Caligula sich hauptsächlich auf dem Palatin ab. Die kolossalen Pfeiler und Wölbungen, die uns bei der Annäherung vom Forum her zuerst in's Auge fallen, die hohen übereinander gethürmten Gemächer und Untergeschosse, auf denen jetzt das Casino steht und die durch die farnesischen Anlagen zum Theil in Grotten und Souterrains verwandelt waren, gehören den Bauten Caligulas an. Von unsinniger Verschwendungs- und Bausucht erfaßt, dehnte er den tiberianischen Palast noch weit über die Abhänge nach dem Forum hin aus. Der Clivus Victoriae, der Hain der Vesta oberhalb der Via Nova und selbst der an der Nordspitze liegende von Tiberius erbaute Tempel des Augustus wurden von den Wölbungen des neuen Palastes überdeckt. Am bekanntesten ist sein unsinniges Unternehmen, dieses Haus durch eine Pfeilerbrücke mit dem Tempel des Jupiter auf dem Capitol zu verbinden, aus der erklärten Absicht, einer Einladung des Gottes, mit dessen Bildsäule er oft sprach, zu folgen und leichter mit ihm zu verkehren. Die riesigen Aufsatzpfeiler dieser Brücke und selbst ein Theil ihres Marmorgeländers sind noch vorhanden; ebenso Ruinen des Palastes, welcher sich bis zum Tempel der Dioscuren am Forum ausdehnte und den letzteren als Vestibulum noch mit umfaßte. Moderne Häuser sind auf und zwischen die Ruinen gebaut, und ein paar gewaltige Mauern umschließen jetzt ein Orangengärtchen hinter der Kirche S. Maria Liberatrice. — In einem verdeckten Gange des Palatins, vermuthlich in einem der tiberianischen Corridore, war es, wo Caligula, aus dem Circus zurückkehrend, von den Verschworenen ermordet wurde. Seine Leiche wurde eilig nur halb verbraunt und nothdürftig verscharrt, sein Andenken verwünscht, sein Name auf Monumenten vertilgt. Wenige Bilder sind von ihm vorhanden. Aber die Riesentrümmer des Palatins illustriren auch dieses Wahnwitzigen Geschichte.

Der Oheim des Ermordeten, der blödsinnige Claudius, war in der Begleitung Caligulas gewesen und hatte sich aus Angst in den Palast geflüchtet und in einem Erkerzimmer versteckt. Jammernd hervorgezogen, ward er von den Prätorianern in ihr Lager geführt und zum Kaiser ausgerufen. Am nächsten Tage, nachdem sein Zagen besiegt war, kehrte er in das Palatium zurück und ließ sich dort vom Senate huldigen.

Nach seinem gleichfalls im Palatium und zwar durch seine Frau Agrippina veranlaßten gewaltsamen Tode wurde dasselbe die Residenz Neros und damit der Schauplatz nie gesehener Orgien, üppiger Feste und vieler der excentrischen Scenen, durch welche das Leben dieses Kaisers bezeichnet ist. Seiner Maßlosigkeit und Prachtliebe genügte das Vorhandene bei weitem nicht. Was an Privathäusern etwa noch auf dem

nördlichen Theile des Palatins sich befand, mußte weichen, um seinen Erweiterungsbauten Platz zu schaffen, die er mit aus dem ganzen Reiche zusammengerafften Kunstwerken schmückte. Ja der Palatin genügte ihm nicht mehr. Er baute sich die sogenannte Domus Transitoria, das „Passagehaus", welches den Palatin mit den „Gärten des Mäcenas" auf dem Esquilin verbinden sollte, und nachdem dies durch den großen Brand des Jahres 65 zerstört war, legte er das berühmte und berüchtigte „Goldene Haus" an, welches an Ausdehnung wie an verschwenderischer Pracht alles Dagewesene übertraf. Es war eine Parkanlage mit Hügeln und Thälern, Wiesen und Bosquets, Springbrunnen, Seen und den verschiedensten Gebäuden, die vom Palatin sich über die ganze Velia und die Carinen bis weit auf den Esquilin hinauf erstreckte. Das Atrium befand sich da, wo jetzt die Reste des hadrianischen Venus- und Romatempels stehen. Im Vestibulum stand die 120 Fuß hohe eherne vergoldete Statue Neros als Sonnengottes mit dem Strahlenkranze, deren Basis man vor dem Colosseum sieht.

Das Goldene Haus hatte nicht viel längeren Bestand als die Herrschaft seines Urhebers. An der Stelle des großen Teiches erbaute Vespasian das Amphitheater, über einem Theil der Gebäude Titus seine Bäder. Die kaiserliche Residenz ward wieder auf den Palatin beschränkt, aber etwas nach Süden verlegt, wo Domitian den neuen glanzvollen Gebäudecomplex vollendete, der unter dem Namen der flavischen Paläste den besterhaltenen Theil der neuesten Ausgrabungen ausmacht. Er liegt zwischen dem tiberianischen und dem augusteischen Hause, theilweise noch unter dem Gebiete der Villa Mills. Sein Atrium beginnt unmittelbar beim Statortempel und der Porta Palatii und erstreckt sich, an den Tempel des Jupiter Victor angelehnt, bis an den Südwest-Abhang des Berges.

Dank der guten Conservirung sind wir hier sogar im Stande, die einzelnen Räume, welche im Großen ein Abbild des gewöhnlichen römischen Hauses sind, zu bestimmen.

Die Haupttheile des römischen, allerdings früh nach griechischer Weise modificirten Hauses sind, wie wir es in Pompeji durchweg finden, die zwei hintereinander liegenden rectangulären Höfe, das Atrium und das Peristyl, beide von einer bedeckten Halle umgeben, auf welche die Zimmer münden, und durch ein zwischen beiden liegendes Hauptzimmer, das Tablinum, von einander getrennt.

Das Atrium fehlt bei dem flavischen Palaste. Dagegen sind alle andern Theile, natürlich vergrößert und den Bedürfnissen der kaiserlichen Residenz, in welcher die Regierung des Reiches concentrirt war, angepaßt, ihrem Plane nach wohl zu erkennen, da selbst die Mauern bis zur Höhe von 3—6 Metern erhalten sind.

Auf dem ebenen Vorplatz am palatinischen Thore stehend hat man

eine hohe Rampe vor sich, die jedenfalls einst durch eine Freitreppe zugänglich war. Von ihr aus tritt man durch weite Thüren in drei nebeneinander liegende und auch unter sich communicirende Säle. Der größte in der Mitte, im Privathause das Tablinum, das Cabinet des Hausherrn, ist hier als Thron- und Empfangssaal zu denken, bestimmt zu wichtigen Regierungsfunctionen und Repräsentationen der kaiserlichen Macht. An den Wänden sind rechts und links abwechselnd viereckige und runde Nischen, welche mit Statuen geziert waren. Einen Hercules und einen Bacchus von Basalt hat man umgestürzt dort gefunden. An der Rückwand dem Eingange gegenüber ist eine große halbrunde Nische für den Thronsitz des Imperators; dort sieht man Reste des Fußbodens und der Wandbekleidung, die durchweg aus verschiedenartigem buntem Marmor bestand. Nach dem Berichte Bianchinis, welcher der Ausgrabung im Jahre 1720 beiwohnte, wurden daselbst noch sechzehn Säulen von Giallo antico, Paonazzo und andern Marmorsorten mit zum Theil außerordentlich kunstreich gearbeiteten Basen und Capitälen aufgefunden, welche vor den Nischen standen, sowie zahlreiche Marmortafeln von der Wandbekleidung. Zwei der schönsten Säulen, 28 palmi hoch und 3,25 im Durchmesser, wurden für 3000 venetianische Zechinen verkauft. Wo sind sie und der übrige Reichthum hingekommen? Man sieht jetzt nicht viel mehr als die Ziegelmauern, diese aber mit der jener Zeit eigenen Solidität und Meisterschaft construirt, welche sie fast neu erscheinen läßt. — Der Saal ist 150 röm. Fuß lang und 120 Fuß breit.

Ihm zur Rechten liegt ein kleinerer oblonger Saal mit Spuren zweier Säulenreihen und einer erhöhten halbrunden Tribüne, zu welcher man, gerade wie in der Basilica von Pompeji, auf zwei halbversteckten schmalen seitlichen Treppen hinaufsteigt. Offenbar haben wir auch hier eine Basilica vor uns, in welcher der Kaiser Recht gesprochen hat, und der Rest einer marmornen Gitterschranke kann, auch wenn er nicht an Ort und Stelle gefunden sein sollte, sehr wohl sich dort befunden haben, um den Raum für die Parteien von dem der Advocaten zu trennen. Auffällig ist ein hoher starker Ziegelpfeiler in der vorderen nördlichen Ecke der Basilica.

Links vom Tablinum befindet sich ein noch kleinerer mit mehreren Hinterzimmerchen in Verbindung stehender Saal, welcher jetzt als Lararium, d. h. Hauskapelle, bezeichnet wird; ob mit Recht, muß dahinstehen, da der hier aufgestellte kleine Altar mit den Reliefbildern der Laren und des Familiengenius nicht hier gefunden worden sein soll.

Hinter den genannten drei Sälen dehnt sich nun das imposante Peristyl, sein Säulenhof von über 3000 □Meter aus, von welchem ein Theil noch durch den Garten der Salesianerinnen bedeckt wird. Eine Porticus aus Säulen von karischem Marmor umgab hier einen Garten mit Blumen und Wasserwerken, und ein Sockel aus Giallo

antico zog sich rings um die Wände, von dem aber nur geringe Reste zu sehen sind.

Um das Peristyl liegen, wie in allen Privathäusern, kleinere und größere Zimmer, deren Bestimmung sich nicht sicher mehr nachweisen läßt. Ein großer Saal auf der hinteren Seite mit Resten eines schönen Mosaikfußbodens aus Marmor und Porphyr hat wol als Triclinium, d. h. Speisesaal, gedient; denn er hat die für einen solchen übliche Lage mit dem freien Blick auf die Beete und Springbrunnen des Peristyls. Zur Rechten des Tricliniums befindet sich ein kleines Zimmer mit einem erhöhten elliptischen Bassin, das ganz mit weißem Marmor ausgelegt ist, mit Säulchen und Statuen, wahrscheinlich auch Gewächsen geschmückt war und in welches ein Wasserstrahl hineinfiel, dessen bleierne Leitungsröhren erhalten sind. Hier konnte man, behaglich auf Stühlen in den Nischen sitzend, nach dem Mahl sich der Kühle, des Wassergeplätschers und des Blumenduftes erfreuen. — An das Peristyl stößt noch ein kleiner Durchgangssaal, der es mit einer nördlichen Außengallerie, welche an Stelle der sonst üblichen fauces als Communication zwischen Atrium und Peristyl diente, verbindet, und neben dem Durchgangssaal sind je vier halbrunde mit dem Rücken aneinandergelehnte kleine Gemächer, in denen man wol exedrae, Ruheplätze mit dem Blick in's Freie, zu sehen hat.

Die planmäßig symmetrische Anlage und gleichmäßige Construction dieses Palastes beweist, daß er in einem Zuge, die zahlreichen Ziegelstempel, daß er wirklich von Domitian erbaut worden ist. Wenn er von geringerem Umfange war, so muß er nicht viel weniger prächtig gewesen sein als das Goldene Haus. Der Schmeichler Martial vergleicht ihn mit einer Götterwohnung und sagt, Jupiter müsse besorgen, daß das Haus sich bis zum Himmel erhebe; der ermüdete Blick erreiche kaum die gewaltig hohen Wölbungen und müsse die goldenen Cassettenfelder für den Himmel halten. Er erwähnt, daß kostbares Gestein aus Libyen, Ilium, Syene, Chios und Luna dort verwendet sei und setzt der Lobpreisung die Krone auf, indem er ausruft:

„Dieser Palast, o Erhabner, der mit dem Scheitel die Sterne
Rührt, ist dem Himmel gleich, aber nicht gleich seinem Herrn."

In der That war der Palast, der auch den nächsten Kaisern als Residenz diente, der Herren der Welt würdig, und wenn sie von hier aus auf die seit Augustus in Wahrheit zu einer marmornen gewordene und noch immer sich verschönernde Stadt hinabblickten, so konnten sie mit noch größerem Rechte, als die Dichter der augusteischen Zeit, sagen, daß keine Stadt der Erde Rom gleich komme. Nach Südwesten blickte man auf den Circus Maximus mit seinen Triumphthoren und den in ungeheuren Ellipsen ansteigenden an Spieltagen von einem meerähnlichen Menschengewoge erfüllten Sitzreihen nieder. Im Westen glitt der Blick über die Heiligthümer des Forum Boarium und den von bunten Barken

belebten Tiber hinüber nach dem Janiculum mit seinen villenbesetzten Abhängen, die Abends in feenhaftem Glanze leuchteten, und zu dem Circus in Neros vaticanischen Gärten, die einst durch Tausende von Christen als Fackeln erleuchtet worden waren. Nordwärts ragten in der Ferne die statuengeschmückten Theater des Pompejus und des Balbus, näher das des Marcellus und die Prachtbauten des stolzen Capitols empor — Alles eitel glänzender Marmor. Welcher Anblick aber erst in der Tiefe gen Norden und Osten, wo ein Prachtforum neben dem andern angelegt war: das des Cäsar, des Augustus, des Vespasian, des Nerva, des Trajan — alle angefüllt mit Tempeln, Basiliken, Säulenhallen, Statuen und Triumphbögen! Gerade gegenüber der Front des Palastes lag an der Velia der imposanteste aller Tempel Roms, der der Venus und Roma, von Hadrian 135 nach seinem eigenen Entwurfe erbaut, und neben ihm endlich erhob sich, den Palatin noch überragend, der Wunderbau des flavischen Amphitheaters. Neben ihm und den Thermen des Titus vorbei aber schweifte der Blick, wie jetzt, in die weite Landschaft, die aber damals nicht, wie jetzt, melancholisch, öde und verlassen, sondern bis zu den fernen Albanerbergen von schimmernden Landhäusern bedeckt war, daß sie wie eine Fortsetzung der endlosen Stadt erschien.

Ungewiß ist, ob eine an die Rückseite des domitianischen Palastes sich anschließende Porticus, von deren Cipollin-Säulen einige in Höhe von 6 Metern noch aufrecht stehen, sowie die beiden als „Akademie" und „Bibliothek" (?) bezeichneten Säle noch zu jenem Palaste gehört haben. Derselbe ist über älteren durch ihn ganz verdeckten Bauten errichtet, die zum Theil aus vorsullanischer Zeit herstammen müssen, da sie aus dem später nicht mehr verwendeten römischen Gestein — vom Caelius — bestehen. Aus dem Peristyl kann man in ein paar hohe unterirdische Gemächer hinabsteigen, die 1726 entdeckt und ohne Grund mit dem Namen „Bäder der Livia" bezeichnet worden sind. Sie sind gewölbt und hatten an der Decke schöne, jetzt verblichene Malereien in Weiß, Blau und Gold bewahrt. Man fand sie ohne Thüren und Fenster, woraus zu schließen ist, daß sie nach der Ueberbauung durch den flavischen Palast überhaupt nicht mehr gebraucht worden sind.

Nerva erklärte den ganzen Palast zum Staatsgebäude und ließ daran schreiben: Aedes publicae. Trajan und Hadrian nahmen einige Veränderungen vor. Unter Commodus 191 n. Chr. fand ein Brand statt, und dieser wird die Ursache gewesen sein, weshalb dieser Kaiser einen neuen Palastbau unternahm, den Septimius Severus fortsetzte und erweiterte. Der einzige noch freie Raum war die Südseite, und der gewaltige Ruinencomplex, den wir hier anstaunen, gehört den Bauten jener beiden Kaiser an.

Ehe wir zu diesen hinüberwandern, wollen wir noch ein Privathaus auf der Nordseite betrachten, welches allein von den zahlreichen Kaiserbauten

nicht verdrängt worden ist. Es ist das des Prätors Ti. Claudius Nero, ersten Gemahls der Livia und Vaters des Kaisers Tiberius, in welchem Livia mit ihrem Sohne gelebt haben wird, bevor sie Augustus heirathete, und in das sie nach des Letzteren Tode zurückkehrte. Erhalten ist eine ziemliche Anzahl kleiner Diener- und Wirthschaftsräume aus gutem opus reticulatum und das Atrium nebst Vestibül und vier Zimmern, welche mit schönen Fresken in pompejanischer Weise bemalt sind. Das Haus lehnt sich an die Südwestecke des großen tiberianischen Palastes an, und man gelangt von diesem aus mittelst einer abwärts führenden Treppe in das Atrium, einen mosaicirten Hof mit der Basis eines Altars. Von demselben aus tritt man rechts in das oblonge Triclinium, das mit Landschaften, Thieren und Gefäßen bemalt ist und seine Farben, namentlich ein feuriges Roth, in bewundernswerther Frische bewahrt hat, geradeaus aber in das Tablinum und zwei Flügelzimmer, die gegen das Atrium ganz offen sind und dereinst durch Vorhänge abgeschlossen wurden. Das Tablinum hat Wandgemälde von seltener Vollendung, die durch die auch in Pompeji allgemein angewendete gemalte Säulen- und Veranden-Architektur unterbrochen werden. An der Hinterwand ist — als ein Ausblick in's Freie gedacht und durch treffliche Perspective ausgezeichnet — ein Seebild mit Polyphem und Galatea, rechts Jo, Argus und Merkur und eine Straßenscene. Zwei kleinere Bilder mit Opferdarstellungen sind wie zusammenlegbare Tafelbilder gemalt. Die rechte Ala ist mit pompösen Blumenguirlanden, Masken und einem gemalten Fries mit eigenthümlichen landschaftlichen und figürlichen Scenen, die linke mit anmuthigen Flügelgestalten und Arabesken oberhalb brauner, roth und grün eingefaßter Flächen geschmückt. Das Ganze macht den Eindruck eines eleganten und wohnlichen Heims, und man mag sich recht wohl die intrigante Livia hier in Berathung mit ihren Vertrauten oder im einsamen Nachsinnen über die Pläne denken, die sie in den nahen Palästen auszuführen beabsichtigte.

In dem südlichen Ruinencomplex, zu welchem uns ein verbindender Gartenpfad um die Villa Mills herumführt, sehen wir zuerst eine Rennbahn von einer Porticus umgeben, die mit Pfeilern und Halbsäulen versehen war. An ihrem Ende bei dem halbrunden Abschluß bezeichnet ein Wasserbassin das Ziel, um welches die Wettläufer herumzulaufen hatten. Es ist das Stadium Domitians, welches sich genau an die Südgrenze der Villa Mills, also muthmaßlich an die Bauten des Augustus, anlehnt und mit den im Garten des Klosters Bonaventura befindlichen übrigen domitianischen Gebäuden in Verbindung steht. — In der Mitte der südlichen Porticus befinden sich drei zum Stadium gehörige Gemächer, in deren einem Stuck und Malereien gut erhalten sind. Ueber diesen ist später eine gewaltige halbrunde gewölbte Apsis oder Loge — vielleicht zum Anschauen der Wettläufe — errichtet worden, die von einem bedeckten Gange mit mächtigem Cassettengewölbe umgeben ist.

Ein Gewirr von noch nicht genau bestimmten Gemächern durchzieht in mehreren Stockwerken diesen Theil des palatinischen Hügels. Die zahlreichen großen und kleinen Badezimmer, zum Theil mit Cassettengewölben und Stuckverzierungen, gehören den Bauten des Commodus an, die riesigen Unterbauten endlich, die am weitesten nach Südwesten vortreten, denen des Alexander Severus. Wer den Palatin besucht, versäumt nicht über die schmale, hölzerne Brücke zu gehen, welche eine Lücke in einem der riesenhohen Gewölbe überspannt, und das Plateau der Severusbauten zu betreten, von dem man, namentlich bei Sonnenuntergang, eine unvergeßliche Aussicht über den südlichen Theil der Stadt und die Campagna bis zu den Albanerbergen genießt.

Spurlos verschwunden ist ein namentlich bezeichnetes Gebäude des Septimius Severus, das Septizonium, obwol von demselben bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts bedeutende Reste vorhanden waren. Es lag an der äußersten Südspitze des Palatin, und war von dem Kaiser, der aus Afrika stammte, mit großem Aufwande dort errichtet worden, um seinen durch die Porta Capena nach Rom kommenden Landsleuten sogleich in die Augen zu fallen. Auf Abbildungen bei Du Pérac und Gamucci sieht man noch eine Ruine von drei Stockwerken mit Säulengallerien oder Logen korinthischer Ordnung, welche von Sixtus V. abgebrochen und in den Vatican geschafft wurden — eins der zahllosen Beispiele von Zerstörungen der römischen Monumente, welche man den „Barbaren" zuzuschreiben liebt.

Auch Elagabal und Alexander Severus errichteten noch Bauten auf dem Palatin, und zwar der Erstere einen Thurm von schwindelnder Höhe, dessen Fuß er mit Gold und edeln Steinen umgeben ließ, um, wenn er sich durch einen Sturz von dem Thurme das Leben nehme, wenigstens unter Pracht und Kostbarkeit umzukommen.

Unbestimmbare Ruinen, meist gewölbte Zimmer, sieht man noch am Ost- und Nordost-Abhange des Palatin. Sie sind versteckt im Grün der Gärten und Vignen, aus denen malerisch einige der neronianischen Bogen der Aqua Claudia aufragen.

Auf der Seite des Circus Maximus endlich und zwar nahe den mächtigen Unterbauten der Palastloge, aus welcher die Kaiser den Circusspielen zusahen, ist noch ein Zimmercomplex ausgegraben worden, der durch eine Anzahl von Graffiti, d. h. den in Pompeji so häufigen Einkritzelungen auf dem Stuck der Wände, Interesse gewonnen hat. Eine derselben, welche besagt: Corinthus exit de paedagogio, hat die vermuthungsweise Bezeichnung dieser Räume als Paedagogium, d. h. Erziehungsanstalt der kaiserlichen Sclaven, veranlaßt, und allerdings lassen sowol Inhalt als Form der mannichfaltigen lateinischen und griechischen Bemerkungen und die karrikirten Zeichnungen sich recht wohl auf kecke Schülerhände zurückführen. Es sind darunter viele Eigennamen, manche mit großen Buch-

staben wie kalligraphische Uebungen ausgeführt, z. B. FELICI ΦΗΛΙΚΙ — ΒΟΥΠΑΤΗΤΟΥ ΒΑCΙΛΕΟC — AVRELI STEPHANI — LIBANVS EPISCOPVS — SVPERBVS LIBI — GORDIANVS — ΑΓΡΙΠΠΑC ꝛc. Unter der Zeichnung eines Esels, der eine Mühle dreht, steht die launige Bemerkung: Labora, aselle, quomodo ego laboravi, et proderit tibi — „Arbeite, Eselein, wie ich gearbeitet habe, und es wird dir gut thun." Die merkwürdigste ist eine jetzt im Kirchnerianischen Museum verwahrte Spottinschrift auf das Christenthum. Neben einem Manne mit Pferde- oder Eselskopf, der an's Kreuz geheftet ist und neben dem ein Anderer steht, liest man: ΑΛΕΞΑΜΕΝΟC CΕΒΕΤΕ ΘΕΟΝ „Alexamenos betet Gott an".

Als die hier noch verspottete Religion im römischen Reiche zum Siege gelangt war, ging es mit dem Glanze des Palatins zu Ende. Schon nach der Theilung des Reiches unter Diocletian blieb Rom nicht mehr die gewöhnliche Residenz der Kaiser; Constantin machte Byzanz gar zur Hauptstadt. Nach dem Sturze des weströmischen Reiches durch Odoaker nahm dieser nicht in Rom, sondern in Ravenna seinen Sitz. Ebenso that sein Besieger und Nachfolger Theodorich und die oströmischen Statthalter, die Exarchen. Theodorich führte noch einige Bauten auf dem Palatin aus, und die byzantinischen Kaiser ernannten im 7. Jahrhundert „Intendanten des Palatiums". Nach der Chronik von Monte Cassino kam 629 der Kaiser Heraclius, nachdem er das Kreuz wiedergewonnen, nach Rom, „wurde vom Senat auf den Augustusthron des Cäsarenpalastes gesetzt", mit dem Diadem geschmückt und zum Alleinherrscher gemacht. Aber dies war die letzte Erneuerung der alten Bedeutung des Palatins. Schon längst war der Brauch aufgekommen — mindestens seit dem 3. Jahrhundert — jede Residenz des Kaisers Palatium zu nennen. Im 8. Jahrhundert wohnten die „Herzöge" von Rom in dem schon halb verfallenen und unzählige Male geplünderten Palast.

Daß schon im 10. Jahrhundert das Palatium kaum mehr beachtet ward und später immer mehr verwüstet wurde, ist schon gesagt worden; ebenso, daß wichtige Ausgrabungen erst im vorigen Jahrhundert gemacht worden sind.

1846 begann der Kaiser Nicolaus von Rußland in der ehemaligen Vigna Nussiner auf der Seite des Circus Maximus Ausgrabungen anstellen zu lassen, welche unter der Leitung Vescovalis zur Auffindung von Resten der ältesten Mauer und von dem sogenannten Paedagogium führten, woran sich die Entdeckung des kaiserlichen Pulvinar und einer Strecke der Via Nova anschloß.

Am 4. November 1861 haben die von Napoleon III. veranlaßten Arbeiten in den farnesischen Gärten begonnen. Schon am 16. November hatte Rosa den Umfang des Domitianischen Palastes festgestellt und die Grenzen der Augusteischen, Tiberianischen und Caligulaschen Bauten in großen Zügen bestimmt.

Was diese Arbeit des Nestors der italienischen Archäologen bisher ergeben, haben wir gesehen. Eigenthumsverhältnisse haben der Vollendung der Aufdeckungen noch Hindernisse in den Weg gelegt; doch werden auch diese schwinden, und es wird dereinst im Zusammenhange vor uns liegen, was die Jahrtausende von den Menschenwerken auf dem ehrwürdigsten der römischen Hügel übrig gelassen haben. Ist derselbe schon jetzt ein sprechender und imposanter Zeuge der glänzendsten Periode Roms, so wird diese seine Eigenschaft dadurch noch gesteigert werden. Kann er dann auch nicht die malerische Erscheinung bewahren, die ihm die Vignen, die Klöster und Gärten gegenwärtig noch verleihen, so wird er deshalb nicht weniger anziehend sein; denn allenthalben werden wir an Stelle der Bäume und Blumen Menschenwerke aus dem Boden auferstehen sehen und mit Sophokles sagen:

„Vieles Gewaltige gibt's, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch.“





Bogumil Dawison.

Von

Karl Gutzkow.

— Sachsenhausen. —

Lessing spricht im Anfang seiner Dramaturgie einfach und nüchtern, wie seine Weise war, dieselbe Wahrheit aus, welche eine spätere Zeit, die einen blumenreicheren Ausdruck liebte, dahin bezeichnete, daß dem Mimen die Nachwelt keine Kränze flechte.

Man kann nicht sagen, daß Lessing seine Analysen der in Hamburg angetroffenen Spielweisen, besonders Ekhofs, in der sentimentalen Absicht schrieb, das Andenken dieser Künstler zu erhalten. Es ist wahr, in seinen Berichten geht sein jugendlicher Feuereifer zuweilen selbst bei dem klaren und verständig denkenden Kopfe so weit, daß man fragen möchte: Wo will das hinaus? Die Betrachtung z. B. über die Art, wie Ekhof Sentenzen behandelte, diese ruhig einwarf und hoffentlich (denn das ist allein das Richtige) als Theile der Handlung betrachtete, verliert sich in Labyrinthe der Psychologie, wo man dem originellen Denker kaum nachfolgen kann!

Gewiß gehört es zur Verfeinerung der Bildung eines Volkes und zur Belebung des ästhetischen Verkehrs, wenn der Grundsatz angenommen wird, daß, wenn man einmal die Feder führt, man auch verpflichtet ist, über das Leben und die Kunst berühmter Darsteller zu berichten, mit denen uns das Leben zusammenführte. Und nicht einmal um die Kunstgebilde handelt es sich, sondern um den ganzen, vielleicht von Niemand so, wie von irgend einem Eingeweihten, belauschten Charakter. Dawisons Leben, Extravaganzen, Thorheiten erzählen, heißt seine Spielweise charakterisiren. Wer braucht eine Schilderung der Art und Weise, wie einst die Clairon spielte! Man liest einfach ihre Memoiren, ihren originellen Lebenslauf, ihre in Ansbach über ein Land, einen Fürsten, dessen rechtmäßige Gemahlin ausgeübte Herrschaft, eine Herrschaft wie mit der Reitgerte, und hat das ganze Bild der Dejazet des vorigen Jahrhunderts vor sich. Sie

wird die des unsrigen gewiß bei Weitem sowol im Leben wie auf den Brettern an Caprice und herausforderndem Humor übertroffen haben. Das tägliche Spielenmüssen machte leider zuweilen die Dejazet recht schläfrig.

Glückliche Stunden, die ich Jahre lang im vertraulichsten Verkehr mit Dawison verlebte, sollen sie verrauscht sein im Strom der Zeiten? Soll sich nicht die Pflicht des Schriftstellers regen, Annalist zu sein von allem, was die Zeit auch hier in seine unmittelbare Nähe rückte? Und zumal, da die Berichte, die beim Tode des leider an Geisteskrankheit gestorbenen Künstlers fast durchgängig gegen ihn gerichtet waren, mehr seine Schwächen, als seine Vorzüge hervorhoben, und wie von neidischen „Collegen" geschrieben schienen. Die junge Feuilletonistik hat meist Theaterstücke auf dem Lager und witterte die beifällige Aufnahme ihrer abfälligen Artikel bei einer in Theatersachen machtbegabten Instanz, die auf Dawison einen speciellen Haß geworfen hatte.

Die Lebensumstände Dawisons sind bekannt. Er war kein Pole. Er war im Deutschsprechen aufgewachsen, wie alle Juden in Polen. Es handelte sich bei ihm nur darum, die gemeine Sprechweise des Deutschen zu verlernen und sich den gebildeten Ausdruck unserer Schrift anzueignen. Daß er eine Zeit lang seine Kenntniß der polnischen Sprache ausnutzte und Schauspieler in Lemberg wurde, brachte ihm den Vortheil, eine Gattin zu gewinnen, die am Lemberger Theater, unter dem Grafen Skarbek, die ersten Liebhaberinnen spielte und Anmuth sowol wie klares Verständniß ihrer Rollen und ein strenges ästhetisches Gewissen besaß. Diese slavischen Stämme um die Donau herum bilden sich alle nach Frankreichs Beispiel! Dieselben Regeln werden dort befolgt, derselbe Stil wird eingehalten! Die junge Gemahlin, jeune première der polnischen Bühne in Lemberg, wurde Dawisons erster Instructor. Sie legte, er gestand es mir oft, selbst wenn er mit ihr zankte, den Grund zu jener ernsten, nichts über's Knie brechenden, gewissenhaften Spielweise, die ihm eigen war und allerdings z. B. in seinem Hamlet, in seinem Philipp II. in eine akademische Haltung ausarten konnte, welche dem Wort mehr einräumte, als ihm gebührte und der ganzen Leistung etwas Ungelenkes und Steifes gab.

Ich habe den trefflichen, vorzugsweise gewissenhaften Künstler mehrere Jahre lang fast jeden Abend, wo derselbe eine neue oder irgend bedeutende Rolle spielte, in seinem kleinen Ankleidestübchen besucht, ehe ich in den Zuschauerraum ging. Es war in Dresden, in einem versteckten Winkeleingang des abgebrannten Semperschen Theaters. Mit Bescheidenheit ließ er sich mustern, ob sein Bart als Alba nicht zu lang sei, ob die Andeutung des Höckers in Richard III. nicht zu schwach hervortrete. Immer bekamen darauf die dienenden Hände, die seinen großen Stehspiegel umkreisten, Anweisungen, da oder dort zu ändern, hier zu mäßigen, dort zuzusetzen, die Ausmalung des Gesichts zu ändern oder zu vervollständigen,

bis er endlich mit einem gewissen Zagen hinausging, und in der Scene die Minen abbrannte, die er auf der Probe gelegt hatte.

Denn ich habe viel Theaterproben in meinem Leben durchgemacht, schätze viele Darsteller, hege viele im dankbarsten Gedächtniß, aber das muß ich bekennen, nie kam mir ein Schauspieler vorbereiteter, fertiger, mit allen Anzeichen des vorausgegangenen Studiums versehener auf die des Vormittags ach! so nüchternen, so unheimlichen, so unpoetischen Bretter. Dort der sich erst an einem Lämpchen aus dem Buch langsam orientirende Regisseur! Da die ewig mit dem Souffleur zankenden, kaum das Nothwendigste ihrer Rollen wissenden Schauspieler! Dawison allein durchaus fertig in seinem Part, sicher in jeder Stellung, die entweder er selbst oder seine Mitspielenden einzunehmen hatten. Es gab zuweilen harte Kämpfe. Die Mittelmäßigkeit glaubt bekanntlich bedeutend zu werden, wenn sie sich aufbäumt. Es ist die gewöhnliche Theatererfahrung, gegen die sich ein guter Bühnenlenker früh zu wehren lernen muß. Manches bittre Wort flog von des polnischen Juden witzbelebten Lippen. Er war von hoher Gestalt, gerade wie die Schauspieler den Shylock zu spielen lieben, obschon Polen die Gestalten des Orients schwerlich häufig zeigen mag. Seine Mutter hatte einen hohen stolzen Wuchs wie eine Fürstin, eine Prophetin. Sie war zum Besuch in Dresden. Kommen Sie, rief mir Dawison in der Wilsdruffer Gasse entgegen, ich will meiner Mutter eine goldne Uhr kaufen! Er zog mich fort, ich mußte ihn begleiten. Charakteristisch für seine Schwankungen, für seine künstlerischen Velleitäten, die jedoch den Reiz jeder poetischen Natur machen können, wenn sie nicht überwuchern, war sein Wort am Eingang des Uhrmacherladens. Goldne Uhr? Was meinen Sie? Nicht wahr? Eine silberne thut's auch! — Hätte ich mit Emphase gesagt: Nein, eine goldne ziemt sich! er würde dem Worte gefolgt sein. Ich war mitleidig genug mit seiner Schwäche und erleichterte ihm die Inconsequenz durch ein Allerdings! Die Frau gehörte ja ganz dem ungebildeten Volke an.

Dawison trat seine Dresdener-Stellung mit den freudigsten Hoffnungen, wie eine Erlösung aus Ketten und Banden an. Er hatte am Burgtheater zu keiner Geltung kommen können; denn die zweiten Rollen standen ihm nicht. Es gibt Schauspieler, die nicht ergänzend wirken können, aber vortrefflich am Platze sind, wenn sie ein Stück zu tragen haben. Der Episodenspieler, der Ensemblecharakteristiker hat eine andere Begabung, als sie der „Virtuose" besitzt, wie man die Schauspieler genannt hat, die in Folge ihres angeborenen Naturells nur erste Rollen, Titelrollen spielen können. Einem vernünftig geleiteten Theater muß alles zu Gute kommen Man quälte Dawison in Aufgaben hinein, denen seine hohe Gestalt, seine scharfbetonende Sprechweise, sein Bedürfniß, dem Publikum eindringlich zu sein, widersprach. Dieser Trieb zur Ueberredung, zur Gewinnung des Antheils für die Fabel ist wahrlich nicht zu unterschätzen und geringer zu

achten, als das Vermögen achtbarer Mittelmäßigkeiten, im Wallenstein einen Buttler, im Lear einen „nicht störenden" Edgar durchzuführen. Der Künstler wollte aus dieser Stellung heraus. Die maßgebende Macht versagte die Entlassung. In einer Scene der äußersten Heftigkeit rief der Verzweifelnde, der die Lösung seiner Contracte verlangte: Ich sterbe, wenn ich bleiben muß! Die Antwort soll gelautet haben: Sterben Sie! Dies Wort, wenn es gefallen, war angethan, dem gereizten Hirn des Künstlers, der in Geistesschwäche starb, den ersten Stoß zu geben. Denn zerstörend, furchtbar vernichtend wirken im Menschen die Vorstellungen dessen, was Andere zu thun, in ihrem Interesse zu unterlassen vermögen! Nicht um ein Eignes handelt es sich dann, nicht um den persönlichen Wunsch, den vielleicht nur der erkannte Eigensinn begehrte; es wird die Weigerung, der nie zu überwindende Widerstand, die kalte Betrachtung der glühendsten Erregung geradezu zu einer Einbuße des Lebens. Da bringt man mir eben das Zeitungsblatt! Es gibt sogleich ein Beispiel! Man denke an Tschech, den schlesischen Bürgermeister! Auch Michael Kohlhaas liegt von jenem „Sterben Sie!" nicht zu fern.

Dresden brachte allerdings sogleich wiederum die Störung durch Emil Devrient. Sogleich die erste Rolle, Hamlet, gab Anlaß zur Vergleichung. Geistreich hat Emil Devrient den Hamlet nie gespielt. Dann sprach nur der Dichter, die gelernte Rolle aus ihm, wenn die Schauspieler vorgeführt wurden oder Polonius gar zu weise schwatzen wollte. Aber Anmuth konnte sich Dawison nicht geben, nicht die Verbindung seines dramatischen Spiels mit den Monologen. Letztere blieben, ich nannte es damals, unvermittelte Parabasen. Er zürnte darum nicht, überraschte mich vielmehr mit der eingehendsten Kenntniß meiner Schriften und urtheilte nur in sarkastischer Laune darüber, wobei er manchen kleinen versteckten Tadel anbrachte, den ich aufzugreifen verstand und wohlbenutzte. Wie ein so scharfsinniger, theaterkundiger Schriftsteller, wie der kürzlich verstorbene Verfasser von „Geistige Liebe" und andern kleinen Stücken, Dr. Lederer, einen solchen Haß auf Dawison hat werfen können, daß er regelmäßig behauptete: „Sie werden erleben, er kommt noch mit dem Hut in der Hand, bettelt und macht Collecte!" glaube ich zu verstehen und zwar aus den Tantièmeverhältnissen des Burgtheaters. Aber die meisterhafte Darstellung des „Spielwaarenhändlers" machte in der That die Vision des frivolen Witzhaschers zur Wahrheit. Auch Dawisons „Heinrich" im „Lorbeerbaum und Bettelstab" schilderte den Wahnsinn mit einer erschreckenden Versenkung in die Nachtseiten der Natur und des menschlichen Geistes. Der Schmerz, der den Künstler, als wir seine erste Gattin begruben, bewog, in die Gruft nachzuspringen, wie Hamlet bei Ophelien that, war nicht affectirt. Er kam von einem Menschen, der unendlich viel erlebt und mit der Todten verloren hatte; er kam von der Reue über tausend Uebertretungen dessen, was die übliche Moral voraussetzt und was in der

christlichen Todtenfeier eine so bewältigende Verklärung empfängt. Es drückte ihn nieder zum wesenlosen Schatten. Daß er dann doch wieder lachen, scherzen konnte, das sind eben die Vorrechte der menschlichen Natur.

Zwei Dinge sind es besonders, die Dawisons Geist zuletzt umdüsterten, und von denen ich mich entsinne, in den Nekrologen, die nach seinem Tode erschienen sind, auch nicht die Spur einer Andeutung gefunden zu haben. So gering ist der Apparat von Thatsachen, mit welchem unsere junge Feuilletonistik an die Spaltenfüllung unserer zahllosen Zeitungen geht! Es war der Mord, den sein eigner Diener auf seinem eignen Grundstück an einem jungen Kaufmannsgehülfen beging, und ein Duell mit einem nur noch wenig genannten Schriftsteller Robert Heller in Hamburg.

Dawison hatte sich von den Erträgen seiner glänzenden, oft auf zwanzig Abende gesteigerten Gastrollen ein kleines Vermögen erworben, das ihm der geist- und gemüthvolle Advocat Fasoldt treulich verwaltete. Er erwarb der Blindenanstalt gegenüber einen ansehnlichen Flächenraum, um darauf eine Villa, eine Remise, einen Stall zu bauen. Diese Schöpfung, die Anlage eines kleinen Gartens war seine Erholung. Seinem stürmischen Temperament konnte nicht rasch genug die Vollendung folgen. Endlich war das Ganze ein reizender Aufenthalt für seine leider todtkranke Gattin, sein eigenes, von einer reich ausgestatteten Bibliothek unterstütztes Studium und die Erholung seiner zahlreichen Freunde, für welche die sinnigsten Veranstaltungen zur Bewirthung getroffen wurden. Nichts anregender als eine Kaffee- und Cigarrenstunde bei dem vielseitig gebildeten Künstler, der immer etwas las, immer über die Schwierigkeiten einer Rolle sich aussprach, gern fremde Ansichten hörte, rasch vom Bücherbrett ein theures Werk herabnehmen und vergleichen konnte und dabei nach allen Richtungen hin, der politischen und socialen Bewegung der Zeit, Empfänglichkeit besaß. Zwei, drei Stunden anzuordnen und sich und seiner Gattin allein ein neues Stück vom Autor desselben vorlesen zu lassen, verschlug ihm nichts. Er freute sich über die Gelegenheit zur Discussion. Auf Wahrheit, wenn auch aus Wohlwollen negativ vorgetragen, konnte man gefaßt sein. Wo wollen Sie die Darsteller finden? Ein solches Wort sagte sogleich alles. Denn nur der französische Schauspieler setzt die Arbeit des Dichters fort, greift den Faden der Handlung da auf, wo der Autor endete, und macht die Arbeit, die er darzustellen hat, zu seiner eignen. Und in diesen stillen Frieden, in diese geschmackvoll gepflegte Blumenwelt brach der Mord mit seinen unmittelbaren nachhaltigen Schrecken! Ein junger Bankiergehülfe brachte jeden Sonnabend auf einen nahegelegenen Bauplatz den Lohn der Arbeiter, einen Vorschuß seines Principals von etwa 250 Thalern, wie der Unvorsichtige dem mit ihm über den Gartenzaun plaudernden Factotum der Villa erzählte. Dieser lockt dann das Opfer eines teuflischen Mordplanes in den inneren Gartenraum, in den Stall und wirft ihm eine in Bereitschaft gehaltene Schlinge um den Hals. Der

unglückliche entseelte Jüngling wird zuerst in einer dunkeln Ecke des kleinen Parkes verscharrt (die Herrschaft war verreist), dann bei Nacht über einen andern Theil der Mauer geschleppt und dort an einem Baum, zum Schein einer Selbstentleibung, aufgehängt. Roßhaare, die sich an den Kleidern des Erhängten befanden, führten auf die Spur des Ursprungs der That, die Niemanden so ergriff, wie den, von der Reise zurückeilenden, man möchte sagen, phantasieüberladenen Künstler. „Ich war stündlich mit dem Unseligen allein," sagte er zitternd, „ich plauderte im Stall mit ihm, ich ging mit dem Mörder durch die dunkeln Gänge des Gartens, ordnete, zimmerte und bohrte im Keller mit ihm, alles vertrauensvoll und wie an einem Haar hing mein Schicksal! Ich fass' es nicht! Der Aufenthalt ist mir unheimlich geworden! Ich sehe auch, er liegt in der That zu isolirt, zu unbewacht, man vergiftet meinen Hund und macht mit mir was man will!" So klagte er mit bebender Stimme, die kaum eine zusammenhängende Rede hervorbringen konnte. Immer sah er das Schleppen des Opfers über die Mauer seiner schönen Wein-Veranda, das Aufhängen desselben an einen Blüthenbaum, der dicht unter seinem Fenster stand. Obschon unser gemeinschaftlicher Freund, der Director des Blindeninstituts, der sinnige Dichter Karl Georgi, sich erbot, bei ihm zu wachen und zu schlafen, so hatte er doch keine Ruhe mehr, bis er in Zschachwitz bei Pillnitz, wo sein Advocat Theodor Fasoldt eine kleine Besitzung bewohnte, sich neben dem Hüter seiner Vermögensverhältnisse ansiedelte und die Villa gar nicht mehr betrat.

Einen zweiten Stoß auf Dawisons Hirn führte das in den Nekrologen ganz vergessene Robert Hellersche Duell! Ich war Zeuge der furchtbaren Wirkung einer Verpflichtung, der er sich, das war die Pointe seines Schmerzes, als jener kühne Matador, für welchen er seither so gern gelten mochte, nicht entziehen konnte. Wenn die Velleität des täglichen Lebens die Segel streicht, so lacht man und das Komische kann da niemals tragisch werden. Dawisons Angst aber vor dem Gedanken, eine Kugel des Hamburger Journalisten säße ihm in der Brust, war in der That tragisch. Er lag an meinem Halse und weinte wie ein Kind. Sein besonderer Schmerz war der, daß man gerade ihn, den „Polen", der größten Entschlossenheit für fähig hielt und daß seine bisherige Art des Auftretens ihn eine Duellforderung wie eine Bagatelle hätte betrachten lassen müssen. Letztere war die Folge eines in einer Zeitung erschienenen Dawisonschen Briefes, in welchem er die kritischen Urtheile Robert Hellers zurückgewiesen und mit Persönlichkeiten zurückgewiesen hatte. Dann bereitete er sich noch den besonderen Kummer, über die Rolle zu verzweifeln, welche in diesem Handel der bekannte Schauspieler Heinrich Marr spielte. Dieser, auch in anderen Fällen ein Mephisto, hatte die Absendung des Briefes erst gebilligt und war dann doch auf die Seite des tonangebenden mächtigen Hamburger Kritikers getreten. Mein Rath, an die sächsische Grenze zu

reisen und das Erscheinen der Hamburger Partei, die gewiß nicht ohne Friedensvorschläge kommen würde, ruhig abzuwarten, wurde mit den Ausdrücken des äußersten Schmerzes und dem ständigen Ausruf: Er schießt mich todt! aufgenommen. Die Lippen bebten, die Brust hob und senkte sich krampfhaft, der ganze Mensch war in Furcht und Zagen aufgelöst.

Und man darf hier nicht geradezu von Feigheit reden, sondern nur von einem überreizten Vorstellungsvermögen. Die Phantasie des Unglücklichen sah geschehen, was doch nur im Reich einer traurigen Möglichkeit lag. Das Hirn war schon krank, die Nerven waren zu zerrüttet. Er raffte sich noch zu jener anstrengenden Reise nach Amerika auf, lebte aber schon machtlos ganz unter dem Schutz und der steten Obhut einer vortrefflichen zweiten Gattin, die er gefunden. Bald war der irrsinnige „Spielwaarenhändler" — er selbst!

Den Tadel mancher seiner Leistungen bestreite ich nicht. Die Form, wie das Dämonische innerhalb der germanischen Welt hervortritt, war ihm versagt. Er bedurfte des rhetorischen Beiwerks. Er hatte nicht jenen Ton passiver Leidenschaft, die englischen, die deutschen Schauspielern eigen ist. Sein Verstand mußte gestalten, das Gegebene erschöpfen können. Der Zusatz einer latenten Schönheit, die wir Poesie nennen, war in der Regel bei ihm fraglich. Und doch waren sein Richard III., sein Othello, Franz Moor hinreißende Gebilde, wie selbstverständlich alles in der rein verständigen Sphäre Liegende, Carlos im Clavigo, Marinelli, Riccaut de la Marlinière, französische Chargen, wie sein Bonjour. Eine absolut seltsame und ganz vergriffen herauskommende Rolle war die des Philipp im Don Carlos. Hier wollte er die spanische Bigotterie, die steife Andächtelei charakterisiren, aber das Gebilde wurde darüber düster, aschgrau, langweilig. Sein hochliegendes, oft zur Fistelstimme greifendes Organ störte ihn überall, besonders wo schon im Ton die breite Pinselführung edler Leidenschaft, tragischer Würde liegen mußte. Er war kein Wallenstein. Immer kam die Rede spitz und eckig heraus. Dennoch war sie durch die klare Darlegung des Inhalts der Rollen hinreißend für den wahren Freund der dramatischen Muse. Man sollte nur auf das Lobens- nicht Tadelnswerthe im Gedächtniß dieses großen Künstlers halten. Dawison war ein Muster von Gewissenhaftigkeit und als Mensch, wenn auch schwach und allzu biegsam, doch liebenswürdig für die, die überhaupt zu lieben verstehen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

